49 407

Deutsche Rundschau.

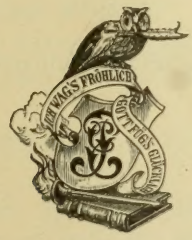
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXIX.

(October — November — December 1896.)



38871
20/3/97

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Alexandrien, F. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, C. Beck. — Basel, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's kgl. ung. Univ.-Buchhandl. — Buenos-Aires, Jacobsen Libreria. — Bukarest, Sotschek & Co. - Chicago, Koelling & Klappenbach. — Christiania, Cammermeyers boghandel. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.-Buchhandlung. — Kapstadt, Herm. Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandl. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilhelm Barkhaus. — Santiago, Carlos Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Universitäts-Buchhandl. Wilhelm Frick, Hofbuchhandl. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.89

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunundachtzigsten Bande (October — December 1896).

		Seite
I.	Verschollen. Eine Künstlergeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach**	1
II.	Die diesjährige Nordlandreise des deutschen Kaisers. Von **Paul Güßfeldt**	25
III.	Heinrich von Treitschke. Von **Paul Bailleu.** I./II.	41
IV.	Blumen im Hochgebirge. Von **Eduard Strasburger.** I./VII.	77
V.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. I./II.	106
VI.	Kleinstadtliebe. Von **Carl Busse**	122
VII.	Fridtjof Nansen. Von **M. Ottesen**	138
VIII.	Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Von **M. von Brandt**	144
IX.	Politische Rundschau	150
X.	Haeckel's Phylogenie. Von **Wilhelm Bölsche**	155
XI.	Literarische Notizen	158
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Eine Mésalliance. Novelle von **Felicie Ewart**	161
XIV.	Das Pferdebürla. Von **F. Max Müller**	202
XV.	Blumen im Hochgebirge. Von **Eduard Strasburger.** VIII./XI.	216
XVI.	Heinrich von Treitschke. Von **Paul Bailleu.** III./IV.	237
XVII.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. III.	272
XVIII.	Auf den Dächern. Dramatischer Scherz in einem Act. Von **Paul Heyse**	284
XIX.	Platen's Selbstbekenntnisse. Von **Erich Schmidt**	299
XX.	Der Berliner Frauen-Congreß. Von **Olga Stieglitz**	304
XXI.	Politische Rundschau	307

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Napoleon's Bündniß mit Alexander I. Von **Max Lenz** 312
XXIII. Literarische Notizen 317
XXIV. Literarische Neuigkeiten 319
XXV. Die Heimkehr. Roman von **Ossip Schubin.** I. 321
XXVI. Fünfzig Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik 362
XXVII. Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. IV. 377
XXVIII. Jugenderinnerungen an Sophie Kowalewsky. Von **Sophie von Adelung** 394
XXIX. Julian Schmidt der Literarhistoriker. Von **Herman Grimm** 426
XXX. Rom, im neuen das alte. Von **E. Hübner** 434
XXXI. Der Todten Sehnsucht. Eine Weihnachtsphantasie von **Hans Hoffmann** 447
XXXII. Von der Grimm-Feier zu Hanau. Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau". Von **Bernhard Suphan** 453
XXXIII. Deutsch-Südwest-Afrika. Zur Geschichte des Schutzgebietes und seiner Entwicklung. Von **M. von Brandt** . . 457
XXXIV. Politische Rundschau 465
XXXV. Die Essays von F. X. Kraus 470
XXXVI. Türkische Geschichten. Von **Erich Schmidt** 472
XXXVII. Literarische Notizen 474
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten 479

Verschollen.

Eine Künstlergeschichte

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

[Nachdruck untersagt.]

In der Frühjahrsausstellung des Malerheim siegten die Jungen. Eine Reihe glänzender Artikel im großen Kunstblatt „Der Mystagog" feierte ihre Triumphe mit Wärme und Schwung. In einem der letzten sagte ihr Verfasser unter Anderem:

„Bogenlichtglänzend wirken diese psycho-physiologischen, von prometheischer Urkraft brodelnden Schöpfungen. Mit dröhnenden Legionenschritten stampfen sie durch unsere neurasthenische, wurmstichige Welt, zermalmend unter ihren gigantischen Sohlen alle leimsiederisch breiige Sentimentalität, Moralität, senilen Verfall ankündigende Pietät; zermalmend auch alle trennenden Grenzen, ihren Codex in die einfache Lehre fassend (‚simplex sigillum veri' sagten sogar schon, die Modernen vorahnend, die faden Alten, denen doch sonst gar nichts ahnte): Das Kunstwerk offenbart sich als die ewige Umarmung, als das Durcheinander- und Ineinandersein aller Künste, der Quintessenz aller Wissenschaften und einiger Handwerke."

Das wurde schlagend dargelegt, die „Univocation" sämmtlicher bildenden Künste bewiesen, und dann der Uebergang zur Vereinigung mit der tönenden Kunst hergestellt. Da hieß es denn:

„*Musik* ist nicht bloß Architektur, auch Malerei, Bildhauerei, höchste Mathematik; sie erbaut, sie tanzt, meißelt, feilt, philosophirt. — *Malerei* ist Musik, begreift alles Wissen und Können der Schwesterkunst in sich, gibt sie wieder in Harmonien und Disharmonien, die volle, die ganze vom Gregorianischen Antiphonarium bis zum Zigeunerbaron. Wer hört nicht aus den dunkeln, tiefen Schattentönen Orgelklänge brausen? Wem gellt nicht aus den keck aufgesetzten Glanzlichtern lustiger Geigenjubel, übermüthiges Geschmetter der heitern Clarinette, der schallfrohen Zinke, des neckischen cornet à piston entgegen?"

Den Schluß des vortrefflichen Aufsatzes machte eine Art Compliment an die Adresse des Publicums, das endlich herangereift war zum Verständniß des Unbegreiflichen und sich aufzuraffen begann aus der „muhenden" Lethargie, mit der es bis jetzt vor den neuen Thoren der gegenwärtig gewordenen Zukunftskunst gestanden hatte.

Das Publicum erwies sich dankbar und kaufte Alles. Keine Familie, die nicht wenigstens ein Bild besitzen wollte, aus dem man Philosophie studiren und Beethoven oder Offenbach genießen konnte. Die Säckel der neuen Meister schwollen; ruhmgekrönt und reich schickten sie sich an, die Stadt zu verlassen, um unter freiem Himmel rothe Sommerfreuden im Grünen zu genießen.

Im Atelier des vielgefeierten Heini Rufin war eine „Auf Wiedersehen-Orgie" mit kraftgenialer Turbulenz gefeiert worden. Der Morgen graute. Die Künstler und ihre Damen taumelten fort; Heini blieb allein. In ein paar Stunden dampfte der Zug ab, der ihn zunächst nach den Bergen Oberösterreichs bringen sollte. Hinter einer Draperie verborgen, standen ein sauber gepacktes Kofferchen und eine elegante Malerausrüstung. Er zog sie hervor und lavirte sie bedächtig bis zur Thür zwischen dem charakteristischen Allerlei hindurch, mit dem der Boden bedeckt war: Ueberreste von Speisen und Getränken, Glas- und Porcellanscherben u. s. w.

Das Aufräumen der Stube war die Sache der Hausleute, aber seine Mappen, in denen indiscrete Hände gestöbert hatten, ordnete Heini selbst und stieß dabei eine Menge französischer Flüche aus, die er von seinem zweijährigen Aufenthalt in Paris heimgebracht hatte. Er öffnete auch mit einem Schlüsselchen eine große, immer verschlossen gehaltene Tasche, die bekritzelte, zerknüllte und wieder geglättete, zerrissene und wieder geflickte Papierstreifen und -Fetzchen enthielt. Das waren, in Gegenwart der Jünger mit beneidenswerther Virtuosität in raschen, kühnen Zügen hingeworfene Einfälle und Ideen, Geschenke des Augenblicks, die der erfindungsreiche Heini Rufin achtlos in die Ecke geschleudert hatte. Sobald aber die Schüler ihrer Wege gegangen waren, lag der Lehrer auf den Knieen und durchsuchte das Kehricht nach den ihm anvertrauten Schätzen. Sie hatten oft nur gewonnen an ihrem drastischen Aufenthaltsorte. Der schwarze Staub des Kohlenkorbs, die Asche in der Nähe des Ofens hatten gedichtet und componirt, noch ungeahnte Effecte angedeutet, die seltsamsten Stimmungen anklingen lassen. Heini weidete sich schmunzelnd an dem Anblick der vielen Stoffe für zukünftige Verblüffungserfolge, die da angesammelt waren. Er hatte sich lange nicht mehr Zeit genommen, seine Vorräthe zu durchsuchen, und staunte nun über ihren Reichthum. Wenn ihm der Quell der Erfindung auch versiegen sollte, an Vorwürfen für Bilder würde er nie Mangel leiden; und was immer für Sprünge die Mode machen sollte, er konnte mit jeder gehen. O liebe Leute! — „Was ihr wollt!" geschreckt oder getröstet, angewidert oder hingerissen, ihr könnt Alles werden.

Ein Blatt, das Heini eine Zeit lang betrachtete, machte ihn laut auflachen. Da hatte er in übermüthig wilder Laune die letzten, athmenden Creaturen auf dem letzten, bewohnbaren Fleck der vereisten Erde hingezeichnet. Sie drängen, sie schmiegen sich an einander, in Feindseligkeit vereint; sie

kämpfen einen grausigen Kampf, den Kampf um Lebenswärme, bilden einen schauerlichen, kaum entwirrbaren Knäuel, aus dem verglaste Augen stieren, weiße Lippen grinsen, fluchende Hände sich erheben . . .

„Hört ihr ihr Zähneklappern? Seht ihr, wie ihnen die Haut schaudert?“ hatte Heini die Jünger gefragt, die ihn umstanden und ihm zusahen, wie er „schmierte und schmierte“, und murmelte: „Chaque coup porte!“

Und dann kam der Schlußeffect, der seine Wirkung nie verfehlte. Heini ließ einen Augenblick den Stift ruhen, betrachtete sein Werk und schleuderte es mit dem Ausruf: „Pah — Schmarn!“ zu Boden.

Diese Skizze da war nicht in den Ofenwinkel geflogen, sondern der Thür zu, durch die eben der Professor eintrat. „Den Alten“ nannten sie ihn in der Akademie, nicht wegen seiner hohen Jahre, sondern wegen seines eigensinnigen Festhaltens an einer längst überlebten Richtung in der Kunst. Der Alte war — zufällig oder nicht? — über Rufin's Zeichnung hinweggeschritten und hatte auf ihr die Spur seines feucht-schmutzigen Stiefelabsatzes zurückgelassen. Ein Halbkreis bildete sich über den eisstarrenden Firnen, ein kleiner, gespenstige, phantasmagorische Strahlen aussendender Halbkreis, ein — Mondregenbogen. Ein Regenbogen auf einem Planeten, auf dem es nicht mehr regnet. Evoë! Das ist unbezahlbarer, waschechter, in die Posaune stoßender Unsinn, ein Schlag ins Gesicht des gemeinen, gesunden Menschenverstandes, der conditio sine qua non der sumpfzufriedenen, dickbreiigen Mittelmäßigkeit. Und o! des schrillen Widerspruches, der sich hier in eins zusammenballt: oben der Bogen des Friedens, also Versöhnung, Verheißung, unten Untergang in Verzweiflung. „Höllenmäßig dämonisch!“ ironisirte Heini sich selbst und schob das Bild in die Mappe zurück.

Das Nächste, das ihm in die Hand kam, war eine Oelskizze. Schau, schau, er wußte gar nicht mehr, daß die unerschöpfliche Mappe auch dergleichen verwahrte, zog das Stück bemalter Leinwand hervor und sah es an, erst flüchtig, dann immer aufmerksamer, betroffener . . .

„Sacrebleu!“ war das von ihm, das Ding? Es war nicht von ihm, das konnte er nicht. „Cré nom d'un nom!“ Was lag da drin in dem Ding, dem vermaledeiten! Ein Schatz an Können, den stundenlanges Sichhineinversenken eines sehenden und verstehenden Auges nicht zu heben vermöchte. Und doch war auf dem alten Leinwandfleck nichts dargestellt als ein Weiberarm in ein Drittel Lebensgröße. Ein Weiberarm, und der Ansatz der Schulter und des Halses. Aber „Diable!“ damit hatte der Maler das Ziel alles künstlerischen Verlangens und Sehnens erreicht. Er hatte es wiedergegeben, das uns Allernächste, uns Innewohnende, überall Seiende und doch unfaßbare, das Selbstverständliche und ewig Räthselhafte — das Leben. Da pulsirte, da blühte es in Jugendherrlichkeit und schmeichelte sich liebkosend allen Sinnen ein. Die schlanken Finger der Hand dieses paradiesischen Armes ruhten auf dem nur in Umrissen, mit fast trockenem Pinsel angedeutetem Haupt eines Kindes; und in dem Ruhen, dem Berühren lag Schutz und Segen, und Heilkraft strömte von ihm aus. — So hatte er's gedacht und empfunden, der große Könner, der das gemacht hatte, so quoll's

über mit Naturgewalt auf den Beschauer und machte in ihm jeden Blutstropfen wallen und jede Fiber erzittern, die im Herzen des Meisters — ja, der war's in Wirklichkeit — während seines Schaffens gewallt und gezittert hatten. Das Machtwort des Künstlers: „Das sieh, das fühle!" — da war's gesprochen.

Und bei diesem Werke hatte Heini vor Jahren seinen alten Lehrer gefunden — in Verzweiflung. Er stand vor der Staffelei, die starken, grauen Haare zerwühlt und krause Wellen bildend, die mächtigen Brauen zusammengezogen über den müden Augen mit ihren geschwollenen, gerötheten Lidern. Die scharf eingeschnittenen Thränensäcke, die wie mit dem Prägstock in das eckige Gesicht gepreßten Stirn- und Kummerfalten, der schmerzverzogene Mund erzählten mit herber Beredsamkeit von einem langen, in rastlos heißer Gedankenarbeit durchkämpften Leben.

Nie war der Lehrer dem Schüler so ehrwürdig vorgekommen wie in diesem Augenblick, und zugleich so greisenhaft kindisch, da er im Zorne die breite Hand zur Faust ballte und mit dieser durchaus nicht einladenden Gebärde Heini zurief:

„Herbei! Vorwärts, vorwärts, Kaulquappe! Blas Dich auf, zukünftiges Fröschlein! Jetzt bist Du dran. Der Alte ist fertig. Was er kann, gefällt ihm *nicht mehr*, und was Ihr könnt, *noch nicht*!"

Die Staffelei hatte einen Fußtritt bekommen und war umgestürzt, und Heini hatte dem Alten ermunternd und tröstend zugesprochen und sich sehr überlegen und klug gefühlt. Der Professor beruhigte sich, er lachte sogar und schien erfreut, als Heini sich die Studie ausbat, die der Alte mit Ingrimm von sich geschleudert hatte. *Was* ihm geschenkt wurde, wußte er damals noch nicht. Er dachte unbefangen: vielleicht kann ich's brauchen, nahm es mit, schnitt es vom Rahmen herunter, verbarg es in der Vorrathskammer und vergaß es.

Und jetzt hatte es sich ihm in Erinnerung gebracht, auf Nimmerwiedervergessen, denn jetzt wußte er, was an der Arbeit war, erfaßte völlig ihren Werth . . . „Diantre!" den Arm da in originellem Rahmen, unter Glas, signirt: Heini Rufin, im großen Saal des Malerheim bei der nächsten Ausstellung — der Gedanke packte, der berauschte ihn.

Daß der Alte nicht reclamiren werde, dessen konnte er sicher sein; der Alte war verrückt geworden. Er hatte eine Menge seiner letzten Bilder und Skizzen ins Feuer geworfen und war bald nach jenem Auftritt aus der Stadt verschwunden. In seiner Wohnung, in der Kunstfreunde und -Händler und einige seiner Schüler noch sehr oft und noch lange Zeit nach ihm fragten, hieß es: „Er ist verreist, wir wissen nicht wohin." Ein paar seiner Bekannten wollten ihn in Oberösterreich getroffen haben — der an einem See, Jener auf einer Alpe, Keinem aber, der sich ihm näherte, wurde die Erwiderung eines Grußes oder einer Ansprache zu Theil. Ein ablehnendes Gebrumm, der breite Rücken eines Entfliehenden war Alles, was die Neugierigen oder die Verehrer von dem Herrn Professor zu hören und zu sehen bekamen. Man wurde endlich müde, sich ihm aufzudrängen, man gab ihn auf.

Er war längst verschollen, er war ganz gewiß — Heini machte das Zeichen des Kreuzes in der Luft und begrub ihn. Auch seine Werke waren begraben in den Katakomben, zu denen die Jugend nicht mehr wallfahrtet — in Bildergalerien. Im Handel kamen Arbeiten des Alten kaum mehr oder höchstens nur bei Auktionen nach einem Trauerfalle vor. Dann freilich wurden sie mit horrenden Preisen bezahlt.

Heini versank vor seiner Armstudie in scharfes und eifriges Nachdenken. Der Mann der phantastischen Erfindungen, der Maler des Unerhörten war ein sehr überlegter, sehr kaltblütiger Gesell. Sicher ist sicher! Wenn er auch fest überzeugt ist vom Tode des Alten, bevor er über seine Verlassenschaft verfügt, will er an seinem Grabe gestanden haben. Dieses Grab zu suchen, fuhr er aus. Seine Reise in die Alpen hatte einen bestimmten Zweck erhalten.

Drei Wochen lang blieben seine Nachforschungen fruchtlos; endlich aber kam er, in einem Dörfchen in der Nähe von Heiligenblut, auf die erste Spur des Malers. Ein alter Mann, der völlig der Beschreibung entsprach, die Heini von ihm machte, hatte vor einigen Jahren eine Zeit lang da gewohnt, war aber plötzlich abgereist, tiefer ins Gebirge hinein. — Warum? Ja, warum — weil ein paarmal nach einander Sommerfrischler von Muschlsee herüber gekommen waren, die bei seinem Anblick die Köpfe zusammengesteckt und ihn angegafft hatten. Und Einer sprach ihn an und nannte ihn „Herr Professor". Das alles ist ihm zuwider gewesen; er hat die Stadtleute mit ihrer Neugier und Zudringlichkeit nicht leiden können. Man hat ihn nachher in der Gegend nie wieder gesehen.

Heini zog von Ansiedlung zu Ansiedlung, von Almhütte zu Almhütte, forschte dem Verschwundenen überall mit feinstem Spürsinn nach und gelangte endlich zu der Gewißheit, die ihm die erwünschteste war.

Ein kaiserlicher Jäger, dessen Bekanntschaft er auf einem seiner Ausflüge machte, hatte vor zwei Jahren im Spätherbst mit einem Herrn, der kein Anderer sein konnte als der Professor, in der Schutzhütte auf der schwarzen Schneid übernachtet. Der Herr kannte sich in den Bergen so gut aus wie der Waidmann selbst, und so staunte der, fand es aber nicht nöthig, ihm abzurathen, als er am Morgen gegen Alpenkocheln aufbrach. Ein gefährlicher Weg überhaupt, und nun gar in dieser Jahreszeit, da es schon ein paar Grade unter Null hatte und ein tüchtiger Schneefall drohte. Der alte Herr mußte seine Tollkühnheit auch büßen. Nach Alpenkocheln ist er wohl gekommen, aber wie? — als Leiche. Und wann? — erst im Frühjahr. Da fand ihn der Ziegenfranzl unter einem Felsschrofen im Eis; fast unversehrt, aber beraubt und bis aufs Hemd entkleidet. Er ist dort auf dem kleinen Friedhof begraben worden.

„Begraben!" fiel Heini dem Erzähler in die Rede. „Todt, begraben ... in Alpenkocheln ... wirklich?"

Das wurde mit solcher Gemüthsbewegung hervorgepreßt, daß der Jäger theilnehmend fragte, ob der Verunglückte vielleicht zu Heini's „Freundschaft" gehört hätte.

„Ein großer Maler ist er gewesen und mein Lehrer," erwiderte Rufin.

„Ein Maler, richtig!“ das hätte der Jäger ohnehin gedacht. Die Maler — man trifft ihrer genug hier herum — haben eine besondere Manier, sich die Dinge anzusehen: so ein bißchen die Jägermanier. Bei dem alten Herrn machte sie sich auffallend bemerkbar. Er war voll Eigenthümlichkeiten und Einer von Denen, die man nicht wieder vergißt, wenn man auch nur eine kurze Zeit mit ihnen verkehrt hat.

Der Jäger citirte Witze von ihm, in denen Heini lauter Bekannte begrüßte. Einst waren sie ihm „zum Hals heraus gewachsen“, jetzt bejubelte er jeden und fand ihn — im Gebirge liebte er's, seine Sprache im „schuhplattlerischen“ Genre zu halten: „sakrisch gut.“

„Ich geh' morgen nach Alpenkocheln,“ sagte er auf einmal und wiegte sich recht bäuerisch in den Hüften. „Ich muß dem Alten sein Grab besuchen.“

„Aha!“ er wolle ihm gewiß ein „Monument“ setzen lassen, meinte der Jäger. Vor drei Jahren sei drüben in Mattern auch ein Fremder abgestürzt, und im Sommer wären dann ‚Herrschaften‘ gekommen und hätten ihm auf dem Dorffriedhof etwas Wunderschönes errichten lassen. Wie eine Capelle sähe es aus und hätte einen Namen, den der Jäger sich nicht merken könne: „'s ist was von einer Maus dabei.“

Heini lächelte. Das war ein Wink, den er beachten wollte. Der berühmte Schüler gedenkt dem verschollenen Lehrer, wenn auch nicht ein Mausoleum, doch ein Denkmal zu errichten. Er eröffnet eine Subscription. Die Anderen tragen Geld bei, er gibt mehr, er gibt seine Idee, seine Kunst, seine Zeit; der Entwurf zu dem ganz einzigen Denkmal ist von ihm. Zu reich für den, den es ehrt, zu grandios in der Erfindung, aber — zügle Du die Phantasie eines Rufin, gebiete dem Maß zu halten, wenn sein Herz überquillt, dieses Kinderherz in der Brust des genialen, männlichen Mannes!

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, begab er sich, von einem Führer begleitet, der sein Gepäck, seinen Malkasten und seine Feldstaffelei trug, auf die Wanderung nach Alpenkocheln. Ihm war herrlich zu Muthe, und herrlich war die Welt, die ihn umgab, und wonnig war's, ihre feine, reine Luft zu athmen und dahin zu schreiten, jung und rüstig, und mit dem beseligenden Glauben an eine große Künstlerzukunft im Herzen.

Der Weg führte zuerst durch steil aufsteigende Schluchten, dann ging's Stunden lang durch den Wald. Manchmal an abgeholzten Stellen bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die Gletscher und Berge. Ihre Häupter ragten in den strahlenden Morgenhimmel, dichte Nebel wallten und ballten sich über ihren Abgründen und Thälern, ihre Felswände schimmerten wie Metall, eine kleine, kräftige Vegetation von Krummhölzern und Moosen bildete dunkle Adern in dem Steingeklüfte, dem sie ihr Dasein abgetrotzt hatte.

Heini blieb stehen und versank in entzückte Betrachtung.

„Schön ist's bei Euch,“ rief er seinem Führer zu, und der wortkarge Bergsepp mit der schweren Zunge murmelte kühl:

„Hau jo.“

Er schien ohne Sinn für Naturgenuß und ziemlich stumpf überhaupt, und doch, man sah es wohl, ging die Gedankenmühle in seinem Kopfe nicht leer;

er lauerte und spähte ohne Unterlaß, während er vor Heini herstappte, gebeugten Rückens, etwas schlottrig und knieweich, aber mit Schritten, die den Maler zwangen, sich zeitweise in Trab zu setzen, wenn er den angeschlagenen Tact nicht verlangsamen wollte.

Auf einmal hielt Bergseppl an, wendete sich, ein heiserer, halb erstickter Ton brach aus seiner Kehle, er streckte die Hand aus und deutete auf einen winzigen, kaum sichtbaren Punkt, hoch oben auf der Felsenwand: „A Gams!" sprach er, und aus seinen Augen blitzte ein Wildschützen- und Raubthierblick... „Wer den malen könnte?"

„Wer all' das malen könnte!" dachte Heini gar oft an dem Morgen. Nie durchdrungener, nie inbrünstiger als am Ziel seiner Wanderung, da er auf dem grünen Vorberge stand, auf dessen Abhang der Friedhof von Alpenkocheln ein weiß ummauertes Viereck bildete.

Friedhof — ein schönes Wort. Ja, hier herrscht der Friede. „Wer das malen könnte!" seufzte Heini, „diese Stimmung! Und euch, wie ihr da drinnen schwimmt in dem Glanz, in dem Duft!" Er breitete seine Arme den rosig überhauchten Alpenketten entgegen. Eine Weile noch dauerte diese Verzagtheit, dann schnellte sein Selbstbewußtsein neu gestärkt nach dem Demuthsanfall empor. „Ich kann malen!" schrie er laut auf. „Wer Heini Rufin heißt, wer's in den Fingern hat und so vor der Natur steht mit diesem Erfassen, diesem Begreifen — der kann!"

Er nahm ein großes Skizzenbuch aus dem Rucksack, den er umgehängt hatte, und schickte den Führer voraus in die Dorfschenke, wohin er ihm in ein paar Stunden nachkommen wollte. Der Weg ins Dörfchen war nicht zu verfehlen. Man sah die Dächer der wenigen Häuser, aus denen es bestand, ärmlich und grau und mit großen Steinen beschwert, beim Abstieg vor sich liegen. Am Nachmittag sollte es dann weiter gehen nach Mattern.

Heini betrat den Friedhof. Er hatte kein Thor, nur einen Eingang, breit genug, um einen Sarg und seine Träger durch zu lassen. Die Wege und die Grabhügel waren mit Gras und Wiesenblumen überwachsen. In der Mitte der stillen Ruhestätte erhob sich ein Capellchen, halb verfallen und wohl nur noch selten betreten. Und doch öffnete es so gastlich und bescheiden einladend sein verwittertes Pförtlein.

Rufin war geraden Weges darauf zugegangen; es wehte ihm kalt entgegen aus den rissigen Mauern und von den Steinfliesen herauf: alten Grabplatten mit verwischten Inschriften. Auf den Gesimsen über dem morschen, hölzernen Altar und den halb abgebröckelten Pilastern waren bis hinauf zur Decke Todtenschädel geschichtet, die unheimlich grinsend aus ihren leeren Augenhöhlen hinaus zu blicken schienen ins sonnige Leben. Verdorrte, mit Schimmel bedeckte Kränze, Heiligenbilder in goldpapiernen Rähmchen hingen an den Wänden. Arme Zeichen treuer Erinnerung — wer gedenkt noch Derer, die hier liebreich ihrer Entschlafenen gedachten?

Die zwei verhältnißmäßig großen Fenster der Capelle lagen einander gegenüber, und der Ausblick, der sich aus ihnen darbot, bildete einen eigenthümlichen Contrast. Eines sah auf wildes, wüstes Steingeröll zu Füßen

hochragender Firnen; dräuend und unnahbar standen sie da in stolzer Todesmajestät, die weißen, königlichen Häupter von schimmernder Glorie umleuchtet. Und drüben aus dem nach Osten gelegenen Fenster ein anderes, ein allerliebstes Bild. Grün, unendliches Grün, ein Meer von Grün in allen denkbaren Schattirungen, vom dunkeln Grün des Nadelholzes und der Moose bis zum hellen der Farrenkräuter und dem Seegrün der Fettpflanzen, die aus der Friedhofmauer brachen. Der Friedhof selbst aber war eine Welt von Blumen, ein buntfarbiges Beet von Vergißmeinnicht, Nelken, feurigen Ranunkeln. Es sah aus, als ob eine Feenhand einen riesigen Frühlingsblumenstrauß gepflückt und über dieses Fleckchen Erde ausgestreut hätte ... Und dort im Winkel lag das Grab, das Heini suchte, er hatte sich die Stelle durch den Jäger genau bezeichnen lassen. Dort schlief der Alte einen traumlosen Schlaf, drückte sich in die Ecke, um der Jugend, die im Triumphmarsch heranzog, bescheiden Platz zu machen — oder um sich stolz noch im Tode zu vereinsamen, wie er sich im Leben vereinsamt hatte?

Sein Hügel erhob sich als der letzte, der hier errichtet worden war, zwischen eingesunkenen Gräbern und umgestürzten Kreuzen. Ein Flor von wilden Geranien hatte einen purpurnen Königsmantel über ihn gebreitet.

Heini hätte einen besseren Platz, um das Grab aufzunehmen, als von diesem Fenster aus nicht finden können; er setzte sich in die kleine, alte Kirchenbank, kniff die Augen zusammen und fing an zu zeichnen. Fast Alles, was er sah mit diesen halb zugekniffenen, körperlichen Augen, und immer mehr und mehr von dem, was er allein sah mit seinem inneren Auge. Die Erde wurde ihm Schneewittchens gläserner Sarg; hinter zarten Schleiern lag der große Todte in seiner erhabenen Ruhe, eine kraftvolle Herrschergestalt. Sie, der Mittelpunkt des grandiosen Gemäldes, das da entstehen sollte und dessen Umrisse der Stift des Künstlers mit Leichtigkeit und Sicherheit aufs Papier zauberte. Nie war ihm die Arbeit so von der Hand gegangen. Wie von selbst fügte und gruppirte sich das Ganze, und das Mal war wirklich jeder Strich ein Treffer, und schon in dieser ersten Skizze kam die Idee so klar sieghaft zu Tage wie nur selten bei einem „Heini Rufin".

„Des fremden Königs Grab" sollte das Bild heißen. In der Fremde hatten sie ihn bestattet, der ein König war in seiner Kunst, und die Ahnung seiner begnadeten Nähe hatte die Erde durchzittert und die Lüfte, und zu gespenstischem Leben erweckt und neu in Menschenform geballt, was seit Jahrhunderten gemodert hatte, in Staub zerfallen, verweht worden war. Und die im Frieden und die im Kampf und in Mühsal Hingegangenen aus nah und fern, und die Abgestürzten im Felsgeklüft, die Verirrten im Walde, und die Opfer des Sturmes und die Opfer des Sees, in langen Zügen kamen sie, in lichten Scharen. Von den Höhen wie wallende Wolken, wie gleitende Nebel, aus den Tiefen wie qualmender Rauch. Schon waren in dem Gewoge einzelne Gestalten zu erkennen, und seltsam ergreifend und schauerlich das Suchende, das Verlangende in erloschenen Augen, die verzehrende Sehnsucht dürstender Lippen, ins Leere gebreiteter Arme. Der gewaltige, unwiderstehliche Drang

des Dahingeschwundenen nach dem Sein riß sie hierher mit Sturmesmacht, die Zahllosen, die das Mal der Vergänglichkeit auf den fahlen Stirnen trugen, zu der Stätte, an der ein Unsterblicher ruhte. Zur neidvollen Huldigung jagten und stoben sie einher, und jeder ihrer Blicke, jede ihrer Gebärden sprach:

„Verewigter, die Todten grüßen dich!"

Die Zeit verging, wie sie nur dem Schaffenden vergeht. Heini zeichnete und zeichnete. Was er nicht alles sah — was ihm nicht alles einfiel! Und was die gehorsame, treue, fleißbeseelte Hand nicht sofort festhielt! Alles da, die ganze, in sich abgerundete Composition im Kleinen — im Keime nur — aber welcher Entwicklung fähig! Mit einem Male, ganz plötzlich, versagte seine Kraft, eisiger Frost schüttelte ihn, seine Finger waren steif, ihre Spitzen wachsgelb geworden. Niederschmetternde Müdigkeit, wüthender Hunger überfielen ihn wie ein paar Wölfe. Jetzt mußte er aufhören. Im Rucksack fand sich ein Stück Brot, das er auf dem Fleck verzehrte. Dann verließ er die Capelle und schritt durchs hohe Gras, auf dem weichen, quellendurchsickerten Boden bis zum Grab des Alten. Eine kindische Regung ergriff ihn, er schlug sein Skizzenbuch aus einander, hielt es dem Hügel entgegen und fragte: „Wärst du zufrieden, Meister?" — „Du wärst zufrieden!" antwortete er sich selbst. „Du hättest das nicht machen können, vielleicht nicht machen wollen, aber gefallen hätte es dir doch. Du warst ein Mann und fähig zu loben und zu lieben, was deiner eigenen Richtung feindlich entgegen stand."

Noch einen Blick auf sein Bild, und wieder lief es ihm kalt den Rücken hinab. Diesmal aber mit einem Wonneschauer. Aus seinem eigenen Werk wehte der Athem der Größe ihn an. Er sah es im Geiste in der nächsten Jahresausstellung an demselben Platze hängen, an dem Schindler's „Pax" gehangen hatte, und daneben seine Armstudie. Die seine, ja, natürlich. Jetzt dämmerte es ihm auf — die Geschichte mit dem Alten war ein Traum, und jener Arm der des schönen Modells zu seiner „gefallenen Vestalin". Oder war's vielleicht der Arm der blonden Retti, den er an jenem tollen Abend ... Wenn er sich scharf besann ... Nun lachte er laut und ziemlich albern auf. Sich scharf besinnen mit dem wüsten Kopf, in dem die Vorstellungen flatterten wie Vögel, die noch nicht flügge sind. Genug gedacht für heute. Im Kopf ist's wüst, der Verstand ist hin. Aber in der Brust dehnt sich's und quillt, rauscht der Born unversiegbarer Frische und Jugend. O Künstlerblut — Künstlernatur! Heini empfindet mit himmlischem Entzücken die höchste Seligkeit, die ein Menschenkind zu empfinden vermag: Er fühlt sich.

Ihm war, als flöge er den Berg hinab. Ein Fußpfad führte über felsigen, nur spärlich bewachsenen Grund zu der kleinen Hochebene, auf der das Dörfchen lag. Er mußte ihm schon nahe sein, mit Getreide bebaute Feldstreifen ließen auf die Nähe menschlicher Ansiedlungen schließen. Und da war auch das erste Haus. Unter hohen Kastanienbäumen erhob sich sein weit vorspringendes Giebeldach, die grünen Jalousien standen alle offen, die hölzernen Säulen der kleinen Altane im ersten Geschoß waren grün umrankt, und an der Ecke stand ein Rosenstock, der seine Zweige schon bis zum Dach hinauf

getrieben hatte, köstliche, von weißen Knospen strotzende Guirlanden über die Fenster hängen ließ und überhaupt sehr gewillt schien, allmälig das ganze Haus mit seinen starken und zierlichen Armen zu umfangen. Ein ziemlich großer, schattiger Garten zog sich hinter der Hecke hin, und nun vernahm Heini ein Geräusch, das ihm unsagbar lieblich klang, das muntere, eifrige Plätschern eines Brunnens. Ein Trunk frischen Wassers wäre ein Labsal gewesen für den Dürstenden. Aber er hätte einen hölzernen Zaun und die Hecke übersteigen müssen, um in den Garten zu gelangen, ein Eingang war nirgends zu sehen. — Schon wandelte die Versuchung ihn an, einen Einbruch zu wagen, als er einen Menschen erblickte, der bei einem Gemüsebeete jenseits des Hauses mit dem Einsetzen von Pflanzen beschäftigt war.

„He, Jens! Wastl, Hieil, oder wie Ihr heißt!" rief er ihn an.

Der Arbeiter hob den Kopf, wendete sich und kam auf Heini zu, gemächlich, den Setzstock in der herabhängenden Hand, die er baumeln ließ. Ein grober, breitrandiger Strohhut bedeckte seine Stirn und seine Augen, sein weißer Bart hing ihm über die Brust herab auf den schmutzigen Kittel, die weite, aufgekrempte Hose umschlotterte seine Beine, an den Füßen trug er dunkle Socken und gelbe, ausgetretene Schuhe.

Mit einem Blick, den er an der breiten Gestalt herunter gleiten ließ, sah der Maler das alles und fragte sich: „An wen mahnt der Alte nur?" Doch hielt er sich bei dem Gedanken nicht auf, sondern schrie:

„Wasser, ich bitt' Euch, Wasser, ich vergeh'!"

Hätte er das Brünnlein nicht rauschen gehört, er wäre ruhig weiter gewandert. Sich in der Nähe eines sprudelnden Quells befinden, mit solch' lechzendem Durst wie der seine, konnte er nicht ertragen. Der Alte antwortete nicht, aber Heini sah ihn ins Haus gehen und wieder heraus kommen mit einem großen Henkelglase. Dann begab er sich an den Brunnen — er that Alles ruhig und behäbig, nach Bauernart.

Das gefüllte Glas wurde über den Zaun gereicht — Heini griff danach — ergriff es aber nicht. Und in der Stellung verblieben die beiden und starrten einander an mit erschrockenen und dräuenden Augen.

Auf einmal murmelte der Alte einen deutschen Kernfluch und machte eine Bewegung, die Heini veranlaßte, zur Seite zu springen, denn er meinte, das Glas müsse ihm an den Kopf fliegen. Dabei stieß er ein „mille sacrés tonnerres!" mit erstickter Stimme hervor.

Der Todte! Da stand er vor ihm und war ganz lebendig, der vermaledeite Todte! Er sah sogar blühend aus, wenn man das von einem Greise sagen darf, und jedenfalls gesunder denn je.

Mit grimmigem Hohne brach er los: „Kaulquappe! Was willst Du? Was suchst Du? Was hast Du wieder für Schmerzen, denen ich abhelfen soll, Du Streber, Du! ... Bist umsonst gekommen, wisse, ich thu' nichts mehr, ich heil' Niemandem mehr, und Alles, was ich Dir zu sagen habe, ist: Pack' Dich!"

Empört über diesen Empfang, empört darüber, daß er den Alten noch am Leben fand, nahm sich auch Heini kein Blatt vor den Mund. Seine Er-

widerung auf den Willkommgruß lautete: „Ich habe Sie nicht gesucht, ich will nichts von Ihnen. Ich komme von Ihrem Grabe, und wenn mir etwas leid thut, rasend leid, so ist's, daß Sie nicht drin liegen!"

Diese Worte übten eine besänftigende Wirkung auf den Alten aus. Er faßte den ungebetenen Gast scharf ins Auge mit dem seinem Schüler wohlbekannten, Herz und Nieren prüfenden Blick, vor dem das Innerste des Menschen sich dem großen Künstler entschleierte.

„Trink'!" rief er brüsk und reichte Heini das Glas, und der ergriff es mit Hast und trank es leer, ohne abzusetzen. Dann that er einen tiefen Athemzug und murmelte:

„Köstliches Wasser!"

Der Alte hatte geduldig zugesehen, wie er sich labte. „Willst noch?" fragte er.

„Möcht' gern."

„So komm' herein."

Es war ungefähr in der Weise gesagt, in der man zu einem Hunde spricht, der einen eben geärgert hat, und dennoch folgte der empfindliche Heini dieser Einladung und dem mürrischen Winke, der ihn aufforderte, sich ein Stück Weges längs des Zaunes zurück zu begeben und um die Ecke zu biegen. Dort erwartete ihn schon der Professor hinter einer schmalen, durch Gesträuch fast völlig verdeckten Drahtgitterthür, die er geöffnet hatte, und ließ ihn in den Garten ein. Der war nichts Anderes als ein gewöhnlicher Bauerngarten. Ein Wiesenplatz, auf dem auch Unkraut vortrefflich gedieh und Obstbäume standen. Fast lauter alte. Ihre knorrigen Stämme, ihre wunderlich verkrümmten Aeste trugen weiße Hemdchen aus Flechte und warme, köstliche Moospelze, dunkel, mit lichten Spitzen. Die Zweige aber verschwanden unter dem reichen, flockigen, dem rosigen Schnee ihrer Blüthen.

Der Alte bemerkte, daß Heini die Augen bewundernd zu dieser Frühlingspracht erhob. „Verblüffend — was? Sag's nur, Dein Lieblingswort; ich werde drüber nicht mehr wüthend wie einst, ich werde überhaupt nicht mehr wüthend," behauptete er und machte dazu fürchterlich zornige Augen.

„Versprechungen, lauter Versprechungen!" fuhr er fort und sah flüchtig zu den blühenden Bäumen hinauf. „Wart' nur, wenn die Reife kommen soll. Kaum grün geworden, fallen die Früchte ab, und was wird aus dem Wenigen, was nicht abfällt?"

Sie waren in die Nähe des Hauses gekommen, zu den Gemüsebeeten. Ein Greis saß dort auf einem Bänkchen und hielt Siesta.

„Der frühere Eigenthümer, jetzt Mitbewohner des Hauses," sagte der Professor und rief ihn an: „Herr Simon, was wird aus unserem Obst, wenn's eins gibt?"

Der Greis stand auf. Er hatte ein feines, hübsches Gesicht und regelmäßige Züge, mit kindlich-einfältigem Ausdruck, und erwiderte: „Futter für die Schwein'."

Heini zuckte die Achseln, ging rasch auf den mit Sand bestreuten Vorplatz des Hauses zu und stellte das Glas auf den Sims eines der offenen Fenster.

Dann nahm er den Rucksack von der Schulter, zog sein Skizzenbuch hervor, und in den Schatten der hohen Kastanienbäume tretend, schlug er es auf und hielt es mit ausgestreckten Armen dem Meister hin. Der war ihm gefolgt und pflanzte sich vor dem Bilde auf und betrachtete es ganz und gar in seiner, allen Jüngern der Akademie wohlbekannten Manier. Die Arme in die Seiten gestemmt, die Füße ausgespreizt, den Kopf so weit vorgeschoben, als sein kurzer Hals es zuließ, die Augen, die immer größer wurden, unverwandt auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gerichtet. Wenn er etwas so ansah, horchte die ganze Schule auf, dann kam aus seinem Munde Leben oder Tod — ein unerbittlicher Verdammungsspruch oder das höchste Lob.

Heini Rufin fühlte kalte Tropfen über seine Stirn perlen, und er fühlte sein Herz überall schlagen, in der Brust, in den Schläfen — in den Fingerspitzen. Und der verdammte Alte schwieg und schwieg. Heini ertrug die Erwartungsqual nicht länger und quetschte mit herausforderndem Galgenhumor ein Wort aus seiner Kehle, ein einziges Wort, eine Frage:

„Schweinefutter?"

Der Professor reagirte nicht. Sein Ausdruck veränderte sich nicht, blieb immer gleich unerforschlich, und was er endlich sprach, war weder Lob noch Tadel: „Das Grab des stützigen Esels! Ich habe dem stützigen Esel gesagt: Dort kommen Sie nicht durch; folgen Sie mir, bleiben Sie bei mir, ich bring' Sie hinunter, ich kenn' den Berg. Alles umsonst. Der Stützschädel war voll Mißtrauen, hat Alles besser gewußt. Und war hier doch fremd. Ich weiß nicht, wer er war."

„In dem Grab da liegt nicht er. Sehen Sie nicht, wer in dem Grab liegt?" rief Heini. Er hätte sich auf den Boden werfen, weinen mögen, heulen, wüthen!

„Soll ich das sein?" spöttelte der Professor. „Mir scheint wirklich. Und das Publicum, das daher kommt, mir zuseh'n, wie ich modre."

„Sie vermodern eben nicht! Sie leben!"

„Richtig — symbolisch. Impressionistisch — symbolisch gedacht, realistisch ausgeführt. Oder gibt's das nicht? Red' ich Unsinn? Du mußt verzeih'n, ich bin ein alter Ignorant, kenn' mich in der Sprache der neuen Kunst nicht aus."

Er vertiefte sich wieder in die Betrachtung des Entwurfes. Ein schwacher Luftzug bewegte die Wipfel der Bäume, kleine, unbestimmte Lichter glitten durch das Blätterdunkel, huschten über das Bild hinweg, brachten wirkliche Bewegung in die Massen seiner phantastischen Gestalten. Die Brauen des Meisters zogen sich immer finsterer zusammen.

Heini's Arme begannen zu erlahmen, und eine tödtliche Verzagtheit schlich ihn an. „Es wird nichts!" stammelte er.

„Ein echter Rufin wird's, ein guter; für die Leute natürlich, die mit der Mode gehen."

Heini wollte nur die Worte gehört haben, die ihn freuen konnten: „Ein guter Rufin." Er hätte ein absprechendes Urtheil jetzt nicht ausgehalten:

„Halbe Lebensgröße," sagte er. „Abendstimmung. Die Nacht schickt ihre Schatten voraus. Fahlgrauer Himmel. Ueberhöht?"

„Behüt's!" fiel der Meister ein. „Dieses Gelichter kommt nicht von oben, ist Erdenschaum, niederträchtiger; das geht ins Breite." Er sann noch eine Weile nach und hob langsam den Blick von dem Bilde zum Maler hinauf. Ein kurzes Zögern noch, dann sprach er: „Der Hunger sieht Dir aus den Augen. Ich will Frau Simon fragen, ob sie Dir Etwas zu essen geben kann."

Er nahm den Rucksack auf — da half kein Depreciren — ging voran ins Haus, und während er selbst sich in die Küche begab, ließ er den Gast ins erste Zimmer links vom Eingang treten. Die Stube war geräumig und kühl, die Einrichtung, einige Holzsessel, eine alterthümliche, geschnitzte Truhe, höchst einfach. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch und auf ihm eine Anzahl irdener Teller, ein mit Apfelwein gefüllter Krug, eine hölzerne Platte mit Butter und Käse. Neben dem Gedeck lag ein angeschnittener Laib Schwarzbrot. Der Hausherr war bald wieder da, er trug einen Napf voll köstlich duftender, gebratener Kartoffeln, und gleich nach ihm erschien Frau Simon mit einem Fleischgericht.

„Alles, was wir haben," sagte der Professor. „Du mußt vorlieb nehmen, auf Gäste sind wir nicht eingerichtet."

Das bescheidene Mahl war bald verzehrt, Heini's Heißhunger bald gestillt. Die Nähe des Meisters wirkte bedrückend auf ihn; ihm war, als säße er bei Tische mit einem vom Tode Erstandenen. Er haßte ihn, und konnte sich doch der mächtigen Anziehung nicht erwehren, die der Mann von jeher auf ihn ausgeübt hatte. Ja, er haßte und er liebte ihn, den unvergleichlichen Lehrer, der ihn oft grausam gepeinigt und verhöhnt, aber immer geholfen hatte, wenn einmal Erfindungsebbe eingetreten war, oder eine technische Schwierigkeit, die seinem Schüler unüberwindlich schien.

Der Hausherr, der Anfangs recht einsilbig gewesen, begann gesprächiger zu werden, als der Gastfreund sich nach seiner Lebensweise erkundigte. Er erzählte von seinen Ausflügen, von Bergbesteigungen, Kahnfahrten in den Jahreszeiten, in denen das herrliche Land nicht verseucht wird durch Sommerfrischler- und Touristengezücht. In der kleinsten seiner Schilderungen verrieth sich der gewiegte Kenner, der leidenschaftliche Freund der Natur. Ueber die Frage Heini's, ob er den Umgang mit seinesgleichen nicht vermisse, lachte er.

„Ich geh' um mit meinesgleichen und auch mit weit höher Gestellten, viel, viel mehr als sonst. Ich lese. Unter der Adresse ‚Alois Simon' kommen regelmäßig Sendungen von Büchern und Zeitschriften nach Mattern und werden dort auf der Post abgeholt. Im Sommer jede Woche einmal, in der schlechten Jahreszeit so oft der Weg passirbar ist. Ich weiß von Allem, was vorgeht in der Welt, und freue mich immer herzlicher, daß ich draußen bin."

Das war mit einer Durchdrungenheit gesprochen, die keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Merkwürdig, merkwürdig," murmelte Heini. „Und — und — Sie malen aber doch noch?"

Jetzt traf ihn ein harter und mißtrauischer Blick: „Malen! malen!" schrie der Professor ihn an: „Pinselseele! Farbentopf! . . . Als ob's unter Gottes Sonne absolut nichts Anderes zu thun gäbe, als Leinwand anzustreichen."

Komödie! flog's Heini durch den Kopf. Das ist Komödie. Er hat sich versteckt, um in Ruhe und Verborgenheit sein bestes Bild zu malen. Wie lang er dazu braucht, rechnet ihm hier Keiner nach, und wenn er fertig sein wird mit dem Werk, wird er kommen und uns Alle todtmachen. Ich hör' schon die Kritik in ihre Posaunen stoßen über diese Auferstehung, ich seh' schon das Publicum in Scharen das Bild umdrängen und alles Andre, was sich in den letzten Jahren mit Müh' und Noth einen Weg gebahnt hat, darüber vergessen!

„Herr Professor," brach er aus, „Sie malen noch!"

Der Alte sah die Angst und Pein im Gesicht des Aufgeregten, betrachtete ihn mit einem mitleidigen Lächeln und sagte: „Beruhige Dich, ich störe Deine Kreise nicht, wenn ich auch noch male, manchmal — in schwachen Stunden, während sonst — nun, Du weißt, was ich sagen will, bist ja selbst ein Künstler!"

„Bin ich's?" Die Stimme Heini's zitterte. Das adelnde Wort aus diesem Munde, mit diesem Tone gesprochen . . . „Künstler!" wiederholte er, „Sie nennen mich so?"

„Soll ich nicht? bist Du's nicht? fühlst Dich nicht?" versetzte der Alte wieder barsch wie früher.

„Das wohl! Aber daß Sie mich so nennen . . . Ich habe Sie niemals einen ihrer Schüler so nennen gehört . . . Meister," unterbrach er sich, „unsereins wird gleich übermüthig, wenn man ihn ehrt — lassen Sie mich die Früchte Ihrer schwachen Stunden sehen!"

„So komm in Kuckucksnamen!" Der Professor stand auf. „Ueberzeug' Dich, daß ich abgewirthschaftet habe. Ich bin nicht eitel. Aber Dein Wort: Mein Name kommt nie über Deine Lippen, außer als der eines Verschollenen. An meine Verschollenheit soll keine profane Neugier rühren. Aus diesem Zufluchtsort möcht' ich nicht vertrieben werden, wie schon aus manchem andern, in den ich mich verkrochen hatte wie ein Maulwurf, und wo vermaledeite Sammler und Bilderhändler mich doch aufspürten."

Heini leistete den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als ihn zu verrathen, und sie gingen die steile, hölzerne Treppe hinauf und durch einen schmalen Vorraum in die Stube, die dem Meister als Atelier diente. Sie lag gegen Norden, war völlig schmucklos und hatte nur ein großes Fenster, aus dem sich dieselbe Aussicht auf das todte Gebirge bot, wie aus dem einen Capellenfenster. An den grau getünchten Wänden war eine große Anzahl von Farbenskizzen in doppelten und dreifachen Reihen befestigt.

Heini blieb schon am Eingang stehen, sah um sich, immer aufmerksamer, immer bedrückter, und sagte nichts als von Zeit zu Zeit: „No ja — no ja!"

Das war der Alte. Noch ganz und gar er, in seiner Beherrschung aller Gebiete in dem großen Bereich der Welt, das sich dem Künstlerauge offenbart. Alles liebevoll geschaut, die Menschen mit zärtlicher und mit richtender, die Natur mit ehrfurchtsvoller Liebe.

Dort wirbelte ein junges Pärchen lachend und glückselig im Tanze hin, dort ballte ein Raufer die braune Faust — weh dem Kopf, auf den sie niederfällt! Dort schlief ein Mütterchen in der Kirchenbank sanft und selig ihren Sonntagspredigt-Schlaf, dort verendete ein angeschossenes Reh in der Waldschlucht, die Zunge lechzend nach dem Quellchen ausgestreckt, das neben ihm fröhlich und thauklar zu Thale rauschte. Und dort — und dort — und die Landschaften in der Sonnengluth, der Weiher am grauenden Morgen — der See im Mondschein . . .

„No ja! no ja! Sac à papier! — Sie können noch Alles," sagte Heini und seufzte tief und schmerzlich auf.

Der Professor hatte sich auf eine Kiste gesetzt, die in der Fenstervertiefung stand, und lud seinen Gast ein, Platz zu nehmen auf dem Strohsessel vor der Staffelei. Es war die alte, die einst den Fußtritt bekommen hatte und zu Boden geschleudert worden war.

Heini lehnte ab, fuhr fort sich im Zimmer umzusehen, und sagte mit gallbitterem Scherze: „Setzen soll ich mich? Könnt' sonst umfallen vor Neid und Bewunderung. Sie sind immer derselbe — das heißt, immer Sie und nie derselbe. Welcher Reichthum!"

„Einfälle, ja, Einfälle genug," erwiderte der Professor. „Die Fähigkeit, anzufangen, ist noch da; die Fähigkeit, auszuführen, zu vollenden, nicht mehr. Was Du siehst, sind Funken, die aufflackern und verglimmen. Das Feuer, das mit immer wachsender Kraft den Stoff aufzehrt, an dem es sich entzündet hat und zum Kunstwerk verklärt, das durch die Zeiten dauert — dieses göttliche Feuer ist in mir erloschen. Funken sprühen noch in Menge auf — in Hülle und Fülle — ohnmächtiges Geflacker . . . Ueberproductivität ist ein Schwäche-Zustand. Das bewährt sich beim Einzelnen wie im großen Ganzen. Komm endlich," fügte er nach einer Pause hinzu, „setz' Dich daher und schau."

Heini folgte jetzt dem einladenden Winke und setzte sich an die Staffelei. Eine Farbenskizze war darauf zu sehen. Sie stellte dieselbe Friedhofsecke dar, die er eben gezeichnet hatte, bei heranbrechendem Dunkel — in wunderbarer, unheimlich traumhafter Beleuchtung.

Die Betroffenheit, mit der Heini das Bild anstarrte, ergötzte den Professor. „Merkwürdig, was?" fragte er. „Wärst Du gestern abends statt heute morgens in die Capelle gekommen, Du hättest mich dort gefunden und Dein bestes Bild wäre ungemalt geblieben und die Welt um ein Kunstwerk ärmer. Von solch' einem kleinen Zufall hängen oft die größten Dinge ab," spöttelte er.

Die runden, lichtbraunen Augen Heini's wurden immer größer, sein schmales Gesicht immer länger, während er immer mehr in sich zusammensank.

„Ist die Stimmung die rechte?" fragte der Professor.

„Die rechte," war die Antwort, und lautete ganz kleinmüthig.

„In der Beleuchtung hast Du's machen wollen. — Kannst es brauchen? Nimm's. Ich brauch's nicht — ich laß es verschimmeln dort an der Wand. Nimm's und geh'. Gehab Dich wohl. Und vergiß! vergiß, daß ich lebe! Gehab Dich wohl!" wiederholte er.

Aber Heini rührte sich nicht: „Sie schenken mir die Skizze, wirklich?"

„Hab' ich's nicht gesagt? — Verstehst kein Deutsch? Du kannst sie brauchen. Nimm sie."

„Meister," sprach Heini dumpf, griff mit seinen beiden Händen nach der Hand des Alten und schüttelte sie.

„Was hast? was ist Dir? Schon wieder eine Regung? Du warst von jeher der Mann der Regungen. Sei kein Narr!" rief der Professor und suchte sich von ihm loszumachen. Es war vergeblich. Die schmächtigen Finger Rufin's hielten die seinen zu fest umklammert.

„Sie haben mir schon einmal etwas geschenkt — erinnern Sie sich. Eine Armstudie — etwas Köstliches. Und ich war halb — nein, ich war ganz entschlossen, sie für meine Arbeit auszugeben. — Ja, ich sag' es Ihnen jetzt, für eine Arbeit von mir!"

Der Alte lachte schallend: „Zu viel Ehre!"

„Nein, die wär' erst nachgekommen. Ich hätte Ihnen ein Monument setzen lassen."

„Was der Teufel! Auf Subscription."

„Der Arm paßt zu der Frauengestalt mit dem edlen Kopf, grad gegenüber. Sie steht halb abgewendet, ihre reichen, braunen Haare sind in einen Knoten verschlungen. Wie schön ist sie! Wie jung, wie zart ist das Oval der Wange — und dieser Nacken! Meister, haben Sie das auch jetzt gemalt?"

„Das stammt aus einer frühern Zeit, ist nur um ein paar Tage älter als der mißlungene Arm."

„Mißlungen? Nom d'une pipe!" unterbrach ihn Heini mit tragischem Ausdruck, und der Professor wetterte:

„Mißlungen! Weißt denn Du, was ich machen wollte? was sich in der Gebärde dieses Arms ausdrücken sollte? (ich hätte ihn mit einem leichten Stoff bekleidet, so Spitzenzeug) und in dem Neigen des Kopfes? . . . Durch das Dachfenster wäre ein breiter Lichtstrahl hereingefallen, über den Kopf, die Schulter, die Hand — die immer nur Segen ausgeströmt hat."

„Durch das Dachfenster? Ja, ja, ich seh', 's ist angedeutet," sprach Heini. „Die schöne Frau steht in einer Mansarde — vor einem Bett, in dem liegt ein Weib — eine Sterbende? und ein Kind . . . Ihr Bild hätte ‚die Wohlthäterin' geheißen. Die edle Dame kommt als rettender Engel zu einer armen Elenden."

Aus den Augen des Professors schoß ein Blitz: „Du ahnst, wie wahr Du redest. Nebenbei sollte es aber auch das Denkmal eines Augenblicks werden, in dem das Seltenste, das es gibt, sich vollzogen hat — eine Wandlung in einer Menschenseele. Die Aufgabe hatte ich mir gestellt — an der bin ich gescheitert. Zu meinem Glück. Die letzte Wohlthat der großen Wohl-

thäterin, daß ich an der Aufgabe, sie in ihrer holden Hoheit darzustellen, gescheitert bin. Ihre letzte und höchste Wohlthat ... Aber Du weißt nicht, was ich meine."

„Wie sollt' ich?"

„Freilich, wie solltest Du?" Der Professor deutete mit dem Kopf nach der Skizze, ohne hinzusehen. „Es ist noch etwas ... Rechts im Vordergrund öffnet sich eine Thür, ein Mann tritt auf die Schwelle — sieht, was der Beschauer hätte sehen sollen — die Frauengestalt herausleuchtend aus dem Helldunkel, das in der Stube herrscht ... und der Anblick erhebt und verwirrt ihn ... Diese Frau, die als Trösterin am Bette der Sterbenden steht, ist seine Frau. Er ist ihr nachgeschlichen voll Mißtrauen, eine Hölle im Herzen."

„So?" Heini zwirbelte seinen Schnurrbart, lachte und ließ seine hübschen, weißen Zähne blinken, auf die er sehr stolz war. „Das sind am Ende Sie," sprach er. „Sie sollen ja auf Ihre schöne Frau kolossal eifersüchtig gewesen sein. Wir haben sie nie zu sehen bekommen."

„Voll Mißtrauen ist er ihr nachgeschlichen," fuhr der Professor fort, „und hat sie gefunden bei dem armen jungen Ding, an dem er sich — schwerer als er's wußte — versündigt hatte. Armes Ding, ein Modell, — und der Mann, ein Maler, ein häßlicher Kerl, nicht mehr jung — aber — der erste Mensch, der ein bißchen gut mit ihr war, der ihr eine Spur von Mitleid gezeigt hat. In seinem Atelier hat sie sich zum ersten Mal im Leben satt gegessen, die ersten, guten Kleider, die sie an ihrem zierlichen Leibe trug, waren Geschenke von ihm —"

„Ist's ein Wunder, wenn er dann ..."

„Schweig, schweig — ein Wunder ist nichts und Alles — davon ist nicht die Rede, sondern von dem armen Ding, das die Sache, die so gar nicht ernst gemeint war, ernst genommen hat. Freilich hatte sie dazu mehr Grund, als ich ahnte" ...

„So? — Ja, das ist ein Unglück ... Aber — wenn er's nicht gewußt hat. Und — ewig kann doch so etwas nicht dauern."

„Nun, das hat er ihr ungefähr zu verstehen gegeben, und sie, als gutes Modell, andern Malern empfohlen. Sie ließ sich aber in der Akademie nicht mehr blicken, und als er nach ihr fragte bei ihren Hausleuten, war sie fortgezogen von ihr. Mehr wußte man nicht. Ein paarmal noch hat er sich nach ihr erkundigt, nichts erfahren können und gedacht: Wird schon ein Unterkommen gefunden haben. Er war eben ein Maler und sonst nichts. Den Kopf immer voll Gedanken und Entwürfen, beim Ausführen des einen schon wieder besessen von hundert neuen, die drängen, die werben: Mich laß entstehn! Ich bin das Rechte, das Große. Arbeit! Arbeit! Rastloses Schaffen — es gibt nur das — alles Andere ist Plunder ... So war ich damals —"

„Sie, ja Sie!" — triumphirte Rufin, „ich hab' mir's gleich gedacht, daß Sie Ihre eigene Geschichte erzählen."

„Aber — wenn auch gar Vieles an mir vorüberglitt — das hat mir einen Eindruck gemacht. Ich hatte meiner edlen Frau das Schlechteste zugetraut . . . Komme am Tage vorher zu ungewohnter Stunde nach Hause und finde sie nicht, und als sie heimkehrt, mich sieht — erschrickt sie. Ich gleich — wie ich sage — das Schlechteste gedacht. Schnauze sie an: ‚Wo warst Du?' — Erhalte eine stolze, abweisende Antwort . . . Denk' nur — ein Eifersüchtiger und — das! . . . So hab' ich ihr aufgepaßt am nächsten Morgen, habe sie aus dem Thor treten sehen und bin ihr nachgeschlichen den ganzen langen Weg bis zu dem armseligen Vorstadthaus, die Stiege hinauf . . . Und so — so hab' ich sie erblickt" . . . Er streckte plötzlich beide Hände gegen die Skizze aus, machte eine Gebärde der Enttäuschung und wendete sich ab.

„Was — so! Das ist ja nichts. Ich habe sie gesehen die Hand auf das Haupt des Neugebornen legen, ich habe sie liebreich, trostreich zu der Sterbenden sprechen gehört. Nicht bloß liebreich und trostreich — demüthig! Aus jedem Laut der tiefen, milden Stimme klang die Bitte: ‚Verzeih mir, daß ich glücklich bin' . . . Und wie die Sterbende zu ihr empor geschaut hat, der Erlöserin . . . Ich Narr, der das malen wollte!"

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann ohne Uebergang: „Wir waren seit drei Jahren verheirathet, und ich wußte von meiner Frau nur, daß sie schön war . . . Damals habe ich sie in Wahrheit kennen gelernt . . . Sie hat der Sterbenden Wort gehalten, sie ist ihrem Kinde die beste Mutter gewesen. Ich konnte kein Herz zu ihm fassen. Ja, wenn es *ihr* Kind gewesen wäre! Aber dieses Glück ist mir versagt geblieben, dieses eine — kein anderes, das eine Frau einem Manne gewähren kann."

Abermals machte der Alte eine Pause, und Rufin bemühte sich, eine Phrase zu finden, um seinen Mangel an Interesse für die Familiengeschichte, die ihm da vorgebracht wurde, zu verbergen.

Noch war ihm nichts eingefallen, als der Professor wieder begann: „Schad' um die verlorenen Jahre! Ewig, ewig schad'! Als ich meine Frau kennen lernte, war mir, als würde ich erst ich . . . Glücklicher, besser . . . Aber — das ist Eins! Wer eine Frau so liebt, wie ich dann die meine geliebt habe, für den gibt's keine andre auf der Welt. Sie war mein Weib und mein Freund und mein bestes Publicum und mein strengster Kritiker. Alles war sie mir. Kein Gedanke, von dem sie nicht wußte, und jeden, den sie aufgenommen hatte in ihr Herz, in ihre Seele, und darin bewahrt — fand ich wieder — immer geläutert, wie oft vertieft! . . . Das war eine schöne Zeit."

„Sie sind früh Wittwer geworden," sprach Heini. Na, jetzt wird er doch endlich wieder auf seine Bilder kommen, dachte er und machte ein ernstes und theilnehmendes Gesicht.

„Ja, früh ist sie mir genommen worden. Innerhalb einer Woche gesund und — begraben. In der Blüthe ihres Lebens ist sie dahingegangen, als wenn sie in meiner Erinnerung fortleben sollte, im vollen Glanz und Zauber ihrer Jugend und Schönheit. Das Kind war kurz vor ihr gestorben."

„Sehr traurig, sehr. Man hat Sie allgemein bedauert. Auch ich natürlich. Aber gerade damals am meisten — beneidet. Sie sind auf der Höhe Ihrer Kunst gestanden. Ihr ‚Tänzer unsrer lieben Frau' — wenn ich an den denke! . . . Das nennt man erzählen! Der schlanke, nervige, graziöse Bursch, der Vagabund, der sich in die Klosterkutte gerettet hat. Sapristi, das war! das war! Die stille, dunkle Kirche mit ihrem edlen und mit ihrem kindlichen Schmuck . . . ich hab' den Weihrauchduft gerochen, sag' ich Ihnen, der diese Luft durchwallt hat! Ich hab' den Athem der heißen Gebete gefühlt, der in sie ausgeströmt worden ist, und Alles gesehen . . . Wie der arme Bursch, der Tänzer, es den frommen Brüdern nachmachen und der heiligen Mutter Gottes seine Ehrfurcht bezeigen, sein Bestes darbringen möchte — und nichts weiß und versteht, als seine sündige Kunst. So hat er ihr denn vorgetanzt in aller Lumpenunschuld, so lang er konnte, und liegt jetzt da zu ihren Füßen, erschöpft und verzückt. Und die Heilige zürnt nicht, sie lächelt, sie neigt sich — Meister, wie haben Sie das gemacht! — in himmlischer Hoheit neigt sie sich und wischt dem armen Sünder mit ihrem Tüchlein den Schweiß von der Stirn. O, ich weiß jetzt — wer Ihnen gesessen hat zu Ihrer lieben, wahrlich *lieben* Frau. Und wenn England und Amerika beinah in Krieg gerathen wären um das Bild — ich begreif's!"

„Mag sein, daß ich damals auf meiner Höhe war," sagte der Professor nachdenklich. „Ich weiß nur, daß ich an ein Sinken nicht dachte. *Die* Sorge quälte mich nicht, aber meine Frau, mein verkörpertes künstlerisches Gewissen ging mir ab. Mein höchster Lohn, ihr: ‚Es ist gut,' ihre Theilnahme, ihre Nähe, ihr Umgang fehlte mir. Und — ja, der Widerspruchsgeist im Menschen! — auch das Kind, das mir so oft lästig gewesen war, fehlte mir. Ich vermißte die kleinen Schritte, mit denen es hereingetrippelt kam — immer weggewiesen, immer wiederkam und mich mit den zärtlichen, vertrauensseligen Augen seiner Mutter ansah."

„Aber — dabei haben Sie Ihre besten Bilder gemalt."

„Und alles Andere ist gleichgültig, meinst Du?"

„Nebensächlich wenigstens."

Ein seltsam herber Zug bildete sich um die Lippen des Alten. „Gut denn, ich geb's zu, ich hab' in den Jahren meine besten Bilder gemalt. Ich war davon überzeugt. Freilich, der Künstler, der sein Letztes nicht für sein Bestes hält, ist noch nicht geboren. Auch war das Getreibe nach meinen Sachen nie so arg wie damals . . . Aber — aber — die guten Freunde, die ehrlichen Enthusiasten, lauter Leute, die auch etwas verstanden von der Kunst, und die mich nicht weniger als meine Werke liebten — die waren's . . . die tödteten mich."

Er sagte das ohne eine Spur von Bitterkeit, vielmehr mit stiller Freude. In demselben Tone hatte er sagen können: „— die befreiten mich!"

„Wieso?" fragte Heini.

„Keiner mehr, der zu seiner Portion *Bewunderung* nicht eine ebenso große Portion *Verwunderung* zugegeben hätte. ‚Und diese Frische! Diese unglaubliche Frische!' . . . Den Nachguß schenkten sie mir nie. — Das hat

mich zuerst aufmerksam gemacht, ihr Staunen über meine ‚Frische'. Sie war also eine Anomalie, und eigentlich hätte sich's für mich geschickt, zu welken, zu verdorren — die Zeit war da. Und ich Thor hatte mich überlebt und merkt' es nicht. Nun ja! meine Hand war noch so fest und leicht wie je, mein Auge so scharf und unermüdlich wie je, der Quell der Erfindung sprudelte mir so reich wie je. Das verborgene Leiden im Herzen, das Leiden, dieses Stahlbad der Seele, dessen Keiner mehr bedarf als der Künstler, wenn etwas aus ihm werden soll, das Leiden hatte auch das Seine an mir gethan . . . In ruhiger Sicherheit schuf ich meine Werke und fühlte meine Kraft . . . Und da — just da — bin ich auf einmal irre an mir geworden durch die Erkenntniß: Du bist alt . . . Ich weiß nicht, ob es den Künstlern immer so gegangen ist — in den großen glorreichen Tagen der Kunst zum Beispiel. — Du hältst mich nicht für einen Narren, der sich mit dem Unerreichbaren vergleicht — aber glaubst Du, daß die Zeitgenossen Michelangelo's vor Allem seine ‚Frische' bewundert haben, als er, ein Siebziger, an den Bau der Peterskuppel ging? Nun, Alles wechselt; es wechseln selbst die Begriffe von Jung und Alt. Oder nicht nur die Begriffe? Sind wir ein kurzlebiges Geschlecht geworden? Beim Tode Raffael's trauerte ganz Italien um seinen Malerjüngling. Er war Siebenunddreißig. Unsere modernen sechzehnjährigen Impressionisten, Veristen und so weiter würden sagen: ‚Hat er sich endlich gedrückt, der Alte?'"

„Sie sind spaßhaft, Herr Professor."

„Ganz ernst, Rufin, und mit Allem einverstanden, was ist, oder ins nothwendige Uebel ergeben. Daß ich eine gewisse Schwäche für eine Zeit habe, in der die Künstler erst in späten Jahren groß wurden, mußt Du meinen späten Jahren zu Gute halten. Den Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen, schicken Kinder sich an."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wenn er quälende Gedanken verscheuchen wollte: „Sei's, wie's sei! . . . Das mörderische Lob der Freunde war ein Segen, ich verdank' ihm viel. Am Ende liegt's nur an ihnen, wenn sie die Spuren des Alters in deinen Werken nicht gefunden haben, sagt' ich mir. Vielleicht sind sie doch drin. — Und ich habe gesucht und gefunden und bin gleich scharf ins Gericht gegangen und habe aufgeräumt."

„So ist's wahr? Mille tonnerres! Sie haben Bilder verbrannt, die einen Andern berühmt gemacht hätten? Ich hab's nicht glauben können. Wenn Einer sagte: ‚Wieder ist ein Bild aus dem Atelier des Alten — entschuldigen Sie — verschwunden,' lacht' ich nur: Wird schon wiederkommen im richtigen Moment. Kann auch sein, daß er's unter der Hand verkauft hat, an einen Amerikaner oder Russen um den doppelten Preis, den Jackson in London, mit dem er den Contract hat, dafür bezahlt."

„Dank für die gute Meinung," rempelte der Professor ihn an und ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Daraus machen sich heutzutage die Wenigsten ein Gewissen — bekannt! Ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht. Mir war leid um den Jackson, als er einmal eigens herüber kam, um ‚die Aus-

wanderer' abzuholen, die er vor einem Jahre halb fertig auf meiner Staffelei gesehen hatte. Er that mir leid, wie er da beim Ofen saß, mit den Flämmchen weißer Haare über den Ohren, dem rosenfarbigen Gesicht und den neugierigen Augen — fast so neugierig wie die Deinen, Rufin. Es brannte mir auf der Zunge, ihm zu sagen: Das Feuer, an dem Sie sich wärmen, dicker Jackson, ist mit den ‚Auswanderern' angezündet worden."

„Und ich hab' ein Verhältniß gehabt mit dem Bild!" schrie Heini entrüstet, „ich war in das Bild verliebt. Stundenlang hätt' ich's anschauen können. Sie haben nie eine grandiosere Landschaft gemalt, als dieses durch den Bergsturz verwüstete Thal mit dem herrlichen Gletscherhintergrund und dem grünen See, aus dem die Eisblöcke ragen. Wie die Scenerie, die Handlung verblüffend . . . Sie haben auch nie ein so farbenstarkes Bild gemalt . . . Es wär' Ihr allerbestes geworden. Nicht mehr Genre, schon ein Stück Geschichte . . . Der Abschied einer Bevölkerung von der in eine Grabstätte verwandelten Heimath — herzzerreißend und erhebend der Anblick dieser" . . .

„Laß gut sein!" unterbrach ihn der Professor. „Ganz gleichgültig, wie's Dir vorkam; ich habe nur die Mängel gesehen an der Arbeit wie an jeder, die ich in der Zeit gemacht habe. Ein abscheulicher Zustand. Die ganz Großen und die ganz Kleinen kennen ihn nicht. Der Schaffensdrang nicht erloschen, aber der Glaube an Dich selbst. Und ist's nur einmal so weit, dann erhebt die Rechtschaffenheit ihre Stimme: Dein Können ist nicht mehr Dein Müssen! Entwöhn' Dich, alter Knabe, entwöhn' Dich von der Mutterbrust der Kunst! Eine Folter so etwas, und war doch die beste Vorbereitung" — —

Er hatte immer leiser gesprochen und schwieg nun völlig.

Heini rückte näher zu ihm: „Vorbereitung, wozu? Reden Sie, Meister, reden Sie doch!"

„Es war vor sechs Jahren. Im März," sagte der Professor, hielt den Kopf gesenkt und sah unverwandt vor sich hin. „Am Abend des Elften. Ihr hattet Actzeichnen gehabt in der Akademie, war't im Fortgehen, als ich eintrat — ich bin damals ein nachlässiger Lehrer gewesen. Das Modell, das mir den Rücken zukehrte, war im Begriff, von seinem Staffel herunter zu steigen, und hat sich dabei mit der rechten Hand auf einen Säulenstumpf gestützt. Die Bewegung des schönen Körpers — seine leicht vorgeneigte Haltung — die wundervoll geschwungene Linie, die der Arm bildete . . . es packte mich, daß der Athem mir stockte . . . Eine Erinnerung war in mir aufgestiegen, leuchtend wie ein Lichtstrahl, der plötzlich in einen dunklen Raum fällt . . . Vor lauter Sehen siehst Du nichts im ersten Moment. Aber dann hast Du auf einmal hundert Augen fürs Größte und fürs Kleinste, überblickst das Ganze und siehst zugleich jede Einzelheit und jede an der rechten Stelle, und Alles ist schön und gut und ist, wie es sein soll . . . Heini Rufin! Maler! So stand in jenem Augenblick mein Bild vor mir!

„‚Bleib, Retti! Rühr' Dich nicht!' befahl ich, und sie gehorchte.

„Eine Stunde oder zwei Stunden nachher — ich weiß nicht — stand sie hinter mir, betrachtete mein Prima-Gepinsel und sagte: ‚Je, Herr Professor, i hab' gar nicht g'wußt, daß i so schön bin.'

Armer Teufel — sie war's auch nicht — ich hatte eine Andere gemalt, malen wollen — ja! — Morgen wird's besser, dacht' ich und ging heim und hielt's daheim nicht aus. Bin die ganze Nacht in den Straßen herumgeirrt. Ein Aufruhr war in mir — wie in den jungen Jahren, in denen sie einen Gelehrten aus mir machen wollten, während ich wußte, daß ich ein Künstler werden müsse, es ihnen aber noch nicht beweisen konnte."

Der Alte saß aufrecht, gradaus blickend, seine tiefliegenden Augen leuchteten. „Ich irrte durch die öden Straßen," fuhr er fort, „ich hörte das Hallen meiner Schritte. Und neben mir ging Jemand, dessen Schritte unhörbar waren. Sie ging neben mir, nach der ich mich sehnte, von der ich träumte — heute auch einmal im wachen Traum. Sie ging neben mir so still, so treu. Ein bleicher Schatten kam heran, glitt durch zwischen uns und trennte uns nicht. Ich sah auch das Kind, ich sah es, wie ich Dich sehe. Es blickte mich an mit seinen scheuen, bittenden Augen. Warum hatt' ich's nicht geliebt? Warum hätte ich ihm das Zärtlichkeitsalmosen, um das es bettelte, nicht geschenkt?

„Jetzt — wenn es jetzt da wäre ... Vorbei! Nicht mehr zu ändern ... Aber fortleben sollten meine Todten in meinem Bilde ... Jeder Wunsch, jeder Gedanke zerfloß plötzlich in dem einen: Wär's Tag und könnt' ich weiter malen! ... Und es wurde Tag ... und ich trat an die Staffelei — zu meinem Entwurf ... war's der meine? Hatte ich das gemacht?"

Er stöhnte. All' die Schmerzenszüge, die das Leben seinem harten Gesichte eingeprägt hatte, traten hervor und gaben Zeugniß von unvergessener Qual:

„In Wonneschauern empfangen, in seligem Leiden geboren und — leblos! — Das war's — das blieb's!"

„Einbildung!" sprach Rufin kühl und überlegen. „Sie haben wahrscheinlich das Unmögliche von dem Bild verlangt. Die schöne Frau hat wahrscheinlich herausspringen und Ihnen in die Arme fliegen sollen."

„Wirst Du mich lehren, was ich von einem Bild von meinen Bildern verlangen darf?" fragte der Professor heftig und höhnend. „Was ich malen wollte, da," er schlug sich an die Stirn, „da drin Alles fertig, Alles durchdacht, jeder Strich gefühlt, und die Hand auch noch die alte, und was auf die Leinwand kam, kraft- und saftloses Gepinsel eines alten Routiniers ... Schweig' ... kein Wort ... Acht Tage hab' ich gerungen. Der Wahnsinn war mir damals nah'. Du hast die letzten Zuckungen einer sterbenden Schaffenskraft gesehen ... Dann stand es mir fest: Wenn Du das nicht gut machen kannst, kannst Du überhaupt nichts Gutes mehr machen ..."

Heini wagte keine Einwendung, ließ aber einen sprechenden Blick über die Skizzen an der Wand gleiten.

Der Alte erledigte die Antwort mit einem Wink voll Geringschätzung: „Nichts Gutes, sag' ich, und was also? — Wasser zutragen zur Sintfluth der Mittelmäßigkeit, die von allen Seiten über uns hereinbricht? ... Nicht um die größte irdische Seligkeit! So hab' ich ein Ende gemacht — bin entfloh'n aus dem Wirrsal eurer Welt, habe mich in die Einsamkeit gerettet und lebe im

Dunkel des Verschollenseins meine hellsten Friedenstage . . . Mensch!" unterbrach er sich und rief drohend: „Wenn Du schwatzest, wenn Du mir meine Ruhe störst . . ."

„Wenn! wenn!" erwiderte Heini. „Wenn ich Ihre Werke für die meinen ausgeben soll, werd' ich doch nicht schwatzen."

„Du hast recht — da hast Du recht." Er hatte einen völlig andern Ton angenommen, er sah ein wenig beschämt aus und wie Einer, der fühlt, daß er viel zu viel gesprochen hat, und sich vornimmt, von nun an recht einsilbig zu werden.

„Wo willst Du übernachten?" fragte er.

„In Mattern."

„Dann ist's Zeit, aufzubrechen." Er stand auf und sah zum Fenster hinaus. „Es gibt heute einen schönen Abend, ich begleite Dich, führe Dich den kürzesten Weg, den nicht einmal alle Jäger kennen."

Im Dorfe fanden sie den Führer und schickten ihn voraus zur Almhütte. Der Professor und sein Gastfreund folgten langsam. Heini schritt neben dem schweigsam gewordenen Alten, beobachtete ihn aufmerksam und dachte: „Ich mal' ihn aus dem Gedächtniß. Als König der Erdgeister mal' ich ihn. Grimmig genug sieht er drein, imposant grimmig. Alles spricht zu ihm, und er spricht zu Allem; er gehört in diese Bergwelt, ist ein Stück von ihr, hat ihre tiefsten, feinsten Geheimnisse gelöst, hört und sieht, wo für uns Alles stumm und dunkel geworden ist."

Sie schritten jetzt — der Professor voraus — auf einem Gemssteig an der schroffen Wand hin, an der es niederquoll wie krystallene Fäden, wie weiße Schleier, den Steig übersetzte und leise weiterrieselte in die Tiefe. Rufin ging zögernd, die Augen auf den Boden geheftet. Der Weg wurde immer rissiger und schmaler und schien plötzlich ganz aufzuhören und sich vor einer vorspringenden Felsrippe zu verlieren. Als Heini aufblickte, sah er den Professor nicht mehr. „Da geht's ja nicht weiter!" rief er angstvoll. „Wo sind Sie?"

„Nur vorwärts! Nicht hinabschauen! Halt' Dich an!" war die Antwort, und zu ihm herüber gereicht kam der Bergstock des Alten. Heini griff nach ihm — zwei Schritte, und er stand vor dem Meister und sagte mit einem Lächeln, das er mühsam genug zusammenquälte:

„Klopfen Sie doch einmal an den Felsen. Ich wett', er thut sich auf, und wir treten ins große, märchenhafte Gnomenreich . . ."

„Und Du malst Gespenster nach der Natur. Nein; wir bleiben draußen. Hier ist's schöner."

„Ja, es ist schön. Blind müßte sein, wer das nicht sähe — wenn er auch nicht so liebevoll geschärfte Augen hat wie Sie. Ich begreif's ja, daß Sie gern da sind im Sommer . . . Aber im Winter, wenn die Stürme rasen und die Lawinen rollen —"

„Da ist's anders schön — immer schön. Die Natur ist immer schön."

„Manchmal sogar überwältigend schön. Nicht? Was thun Sie, wenn Sie eingeschneit werden?"

„Da schaufeln wir uns aus. Da geht's von meiner Klausnerei zum Torf zwischen weißen Wänden. Ueber uns breitet sich der Himmel manchmal Wochen lang aschfarbig, und Wochen lang ist der Pfiff eines hungrigen Geiers der einzige Laut aus lebendiger Kehle, der zu uns dringt. Eine tiefe Stille herrscht, eine Vorbotin der tiefsten, die wir nicht mehr fühlen werden. Ich genieße sie schon in meiner seligen Verschollenheit, noch athmend ruh' ich in Frieden, und genieße den Tod . . ."

Eine Weile noch wanderten sie schweigend, dann war die Höhe des Berges erreicht. Zu ihren Füßen lag, sanft abwärts gleitend und weit gestreckt, üppiges Weideland, von einer dunkel bewaldeten Hügelkette halbkreisförmig umschlossen. Hinter ihr ragte eine dreifache Reihe zackiger Felsen und schneebedeckter Bergriesen empor.

Der Alte deutete auf eine Almhütte inmitten einer der seichten Mulden, die der Boden bildete: „Dort wartet Dein Führer. Leb' wohl, auf Nimmerwiedersehen!" unterbrach er kurz und gebieterisch die Dankesworte, die Rufin zu sprechen begann, und: „Gewiß, auf Nimmerwiedersehen!" antwortete der verletzt und eilte abwärts. Bald aber wendete er sich und schwenkte grüßend den Hut.

Unbeweglich stand der Meister noch auf demselben Fleck, auf dem Rufin ihn verlassen hatte, ganz versunken in den Anblick des Sonnenuntergangs. Der Widerschein der feurigen Lohe, die am Himmel aufgeflammt war, lag auf seinem dunklen Gesichte und auf seiner kraftvollen Gestalt.

„Sie glühen wie ein Fels!" rief Heini und streckte die Rechte gegen ihn aus. Er hätte selbst nicht zu sagen gewußt, ob sich in seiner Gebärde mehr Huldigung oder mehr Verwünschung ausdrücken sollte. „Alter Ueberwinder Du! Fast könnt' man Dich beneiden!" murmelte er vor sich hin.

Der Meister bemerkte ihn nicht. Seine Gedanken waren schon fern von ihm.

Die diesjährige Nordlandreise des deutschen Kaisers.

Von

Paul Güßfeldt.

[Nachdruck untersagt.]

Die Vorliebe Kaiser Wilhelm's II. für Norwegen hat den Herrscher seit dem Jahre 1889 bereits sechsmal an die atlantischen Gestade Skandinaviens geführt; nur zwei der nordischen Fahrten, die von 1893 und 1895, fanden in der Ostsee statt und hatten Schweden zum Ziel.

Seit dem Jahre 1893 ist an die Stelle der bis dahin dienenden kaiserlichen Yacht „Hohenzollern" eine neue getreten, welche bei ihrer Taufe den Namen des alten Schiffes erhielt; letzteres verlor damit den seinigen und heißt jetzt „Kaiseradler". Die neue „Hohenzollern" hat sich bereits auf vier nordischen Fahrten bewährt und alle Hoffnungen erfüllt, zu welchen der glänzende Plan für ihre Erbauung Anlaß gab.

Die Yacht trägt durchaus den Stempel ihres Kaiserlichen Erbauers und vereinigt mit der Seetüchtigkeit eines auch zu Kriegszwecken verwendbaren Schiffes die Fähigkeit, mit 21 Seemeilen Fahrt zu laufen. Trotz eines Stabes von 8 Officieren, 2 Ingenieuren, einem Stabsarzt und einem Zahlmeister, und einer Bemannung von 300 Köpfen besitzt die „Hohenzollern" nicht nur die für Seine Majestät erforderlichen Räume, sondern auch solche, welche ausschließlich für die Kaiserin reservirt sind; desgleichen Kammern für die Prinzen. Damit nicht genug: die Fürsorge des Kaisers für seine zum Dienst befohlenen Begleiter und eingeladenen Gäste hat auf dem ersten Deck eine Reihe von Kammern geschaffen, deren Größe, Einrichtung und gesunde Ventilation den Bewohner vergessen lassen, daß er sich an Bord eines Schiffes befindet. Die Widerspenstigkeit, welche ich auf Grund von Seereisen in der Nordsee, dem Atlantischen und Pacifischen Ocean gegen lange Aufenthalte an Bord eines Schiffes hegte, und woraus ich auch nie ein Hehl gemacht habe, ist auf der „Hohenzollern" völlig besiegt worden.

Das Gefolge des Kaisers bestand, wie immer bei diesen nordischen Julifahrten, aus vierzehn Herren; seit der ersten Reise, wo wir dreizehn

waren, hatte sich diese Zahl nur um einen vermehrt. Es verdient als charakteristisch hervorgehoben zu werden, daß von diesen Herren acht zu sämmtlichen Nordland-Reisen befohlen worden waren, vier davon in dienstlichen Functionen (der Hausmarschall Freiherr von Lyncker, der Gesandte von Niderlen-Waechter, der Admiral à la suite Freiherr von Senden-Bibran, der Generalarzt Dr. Leuthold), die übrigen vier als Gäste (Botschafter Graf Eulenburg, Intendant von Hülsen, der Maler Professor Carl Saltzmann und ich). Diese Gruppe wird vervollständigt durch den Grafen von Görtz, welcher nur auf der ersten Reise fehlte; wie gut, daß wir ihn damals noch nicht kannten, sonst wäre seine Abwesenheit als Mangel empfunden worden.

Aber auch von den fünf Herren des Kaiserlichen Hauptquartiers (General à la suite von Kessel, Oberst von Scholl, Oberst H. von Arnim, Oberst Hellmuth von Moltke, Oberstlieutenant Graf Kuno Moltke) nahm Keiner zum ersten Mal Theil, sodaß jedem von uns der leidige Proceß des Kennenlernens und Bekanntwerdens erspart blieb. Der Umstand, daß jedem Theilnehmer dieselbe Kammer zugewiesen wurde, welche er auf den früheren Reisen bewohnt hatte, trug nicht wenig dazu bei, daß das Betreten der „Hohenzollern" die Empfindung der Rückkehr in ein trautes Heim erzeugte. Es gibt auch eine Poesie der Prosa, und dazu gehört unter Anderem das Vergnügen, sich in einem bekannten Raum von Neuem zu installiren und jedes Ding wieder an der Stelle zu sehen, wo es im vorigen Jahre, vor zwei Jahren ꝛc. gestanden hatte.

Die wahre und große Bedeutung, welche dem Kreislauf der nordischen „Hohenzollern"-Reisen zukommt, liegt in dem Werth, welchen der Kaiser denselben beimißt, und den sie für den Monarchen besitzen.

Nicht umsonst hat die Geschichte die Regententugenden auf dem Thron gepriesen. Das weise und kluge Regieren war zu allen Zeiten eine schwere Kunst, um so schwerer, als sie bedingt ist durch die historische Entwicklung des Landes, und dadurch für jedes Reich eine andere wird.

Das Deutschland der Gegenwart ist historisch belastet durch Particularismus, dynastische Interessen, Religionskämpfe; es ist umbrandet von den Fluthen, welchen das allgemeine Stimmrecht die Thore weit geöffnet hat. Ein mißverstandener, durch Parteiinteressen in falsche Bahnen getriebener Parlamentarismus und die dem Naturgesetz der Differentiirung widersprechenden Irrlehren geistreicher Socialdemokraten arbeiten an der Zerstörung der monarchischen Institutionen und entziehen den letzteren die erfolgreiche Mitwirkung einer patriotischen Volksvertretung.

Wie muß unter solchen Bedingungen die Ausübung des Kaiserlichen Amtes erschwert werden; wie stark und hoffnungsfreudig muß der Träger der deutschen Kaiserkrone dastehen, um Bitterkeit und Unmuth als seiner unwerth von sich abzuweisen! Die nie abreißende Kette der Entschlüsse und Entscheidungen auf dem Gebiete der äußeren und inneren Politik, die Pflichten nicht nur des obersten Kriegsherrn, sondern auch des Protectors und Förderers aller culturellen Bestrebungen, die Repräsentation im Reiche und in der Residenz bilden eine Last, welche nur mit Hülfe des Glaubens an eine höhere Mission getragen werden kann. Und zu diesem Glauben gesellt sich

noch ein herrliches Moment, welches von Goethe mit folgenden Worten gepriesen ist:

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

In dem Goethe'schen Sinne ist die „Persönlichkeit" Kaiser Wilhelm's II. zu verstehen; sie ist es, welche seinen Handlungen das Gepräge der Eigenart gibt, ihnen das Conventionelle nimmt. Sie hat auch den Nordland-Fahrten das Gepräge gegeben, und bei diesen kommt es am reinsten zum Ausdruck. Hier treten die äußeren Attribute der Macht zurück vor der Persönlichkeit.

Die diesjährige Nordland-Reise begann am Nachmittag des 1. Juli, von Wilhelmshaven aus. Um die Mittagsstunde hatte der Stapellauf und die Taufe des neuesten Panzerschiffes der deutschen Marine stattgefunden. In diesen an und für sich feierlichen Act webte sich die Weihe der Pietät, denn das Schiff erhielt den Namen „Kaiser Friedrich". Der Stapellauf war deshalb gleichzeitig eine ernste Erinnerungsfeier für das Hohenzollernhaus, und dies kam dadurch zum Ausdruck, daß der Kaiserliche Sohn und Nachfolger den Taufact selbst vollzog, unter Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin und des Prinzen Heinrich von Preußen, seines Bruders; auch der Generaladjutant Kaiser Friedrich's, General von Mischke, der Zeuge seiner ruhmvollen Feldherrnthätigkeit und seiner qualvollen Leiden, war zu der Feier entboten worden. Ganz Wilhelmshaven war in Erregung; es drängte sich von Officieren und Mannschaften des Heeres und der Flotte. Nach der officiellen Feier waren der Kaiser und die anwesenden Fürstlichkeiten nebst einer großen Anzahl von Officieren Gäste des Staatssecretärs der Marine, Admiral Hollmann.

Dann kehrte der Kaiser, nur begleitet von dem Gefolge der norwegischen Reise, an Bord zurück. Die „Hohenzollern" machte ihre erste Schraubenumdrehung; langsam setzte sie sich in Bewegung, um dann bald mit fünfzehn Seemeilen Fahrt die Wogen der Nordsee zu theilen.

Das Gefühl einer wohlthuenden Ruhe nach den Anstrengungen des Tages wurde nun das herrschende. Paradeuniform, Prachtgewand und Ordensstern waren verschwunden; sämmtliche „Fahrtgenossen" hatten den dunkelblauen Yachtanzug des Königlichen Yacht-Clubs angelegt. Kein äußeres Abzeichen ließ mehr erkennen, wem vor dem Andern der Vortritt gebührte.

Mit der fröhlichen Stimmung, welche diesen schnellen Uebergang begleitete, konnte sich an Fröhlichkeit nur die See messen, welche uns trug. Schon seit mehreren Tagen hatte es heftig geweht, so daß eine beträchtliche Dünung stand, gegen welche die Kaiserliche Yacht zwar mühelos ankämpfte, aber doch nicht ohne merklich zu stampfen und zu schlingern. Und wenn die „Hohenzollern", Dank ihres wundervollen Baues und ihrer kraftvollen Maschinen, mit der See spielte, so spielte andererseit die See wieder mit der „Hohenzollern".

Die Weisen unter den zur Seekrankheit Neigenden erschienen deshalb gar nicht mehr bei der Abendtafel, an welcher der Kaiser seinen gewohnten Platz

(in der Mitte, auf der Backbordseite) einnahm und Musterung unter den Anwesenden abhielt.

Man kann häufig die Wahrnehmung machen, daß sich bei hohem Seegang eine an Ausgelassenheit grenzende Heiterkeit Derer bemächtigt, welche bis zur Stunde noch wohlauf sind. Das Motiv dafür ist verschieden geartet: den Einen treibt die Befürchtung, daß auch für ihn die Stunde der Seekrankheit schlagen könne, zur Ausnutzung des Augenblicks; den Andern das mit Schadenfreude durchsetzte Bewußtsein, daß er unter Bedingungen gesund geblieben ist, unter denen Andere krank geworden sind. Für beide aber gilt, daß das Gehirn durch langdauernde heftige Bewegungen afficirt wird, ohne daß der Magen eine Unbehaglichkeit zu empfinden braucht. Man versuche, in einem solchen Zustand scheinbarer Gesundheit, längere Zeit zu lesen oder zu schreiben, und man wird sich überzeugen, daß das Gehirn in einem abnormen Zustand gerathen ist.

Während der Nacht vom 1. zum 2. Juli wurde die Fahrt von 15 auf 10 Knoten herabgesetzt. Dadurch milderten sich die Bewegungen des Schiffes, gleichsam als wäre die See plötzlich niedergegangen. Es blieb nur noch ein wiegendes Hin und Her, unter dessen sanfter Einwirkung die Segnungen des Schlafes sich einstellten. Im Laufe des folgenden Tages wurde die Fahrtgeschwindigkeit wieder aufgenommen, und um 5½ Uhr Nachmittags warf die „Hohenzollern" Anker in dem Hafen von Christiansand.

Damit war Norwegen erreicht, und noch an demselben Abend begab sich der Kaiser an Land und unternahm einen Spaziergang auf der schönen Straße, welche hoch über dem Meere längs der Felsen verläuft. Von dem Regen, der während des Ausflugs niederging, sagten die Bewohner, daß er der erste seit dem Monat Mai gewesen wäre. Derselbe wurde kaum beachtet; so groß war die Freude, wieder auf festem Boden zu wandeln, die Hand auf das anstehende Gestein zu legen, das Rauschen der Bäume zu vernehmen und den Blick in das Grün der üppigen Wiesen zu versenken.

Die belebende Wirkung blieb nicht aus und verschönte den norwegischen hellen Abend, an welchem der Kaiser seine Begleitung in dem großen Salon der „Hohenzollern" um sich versammelte. Seine Majestät kam auf die jüngst vollzogene Einweihung des Kyffhäuser-Denkmals zu sprechen, rühmte die Großartigkeit der Anlage und hatte Worte hohen Lobes für die Ausdauer der alten Krieger. Dieselben waren vereinsweise zu vielen Tausenden erschienen und verharrten Stunden lang bei großer Hitze in militärischer Haltung, um den Kaiser zu ehren, und um die greifbare Verkörperung einer großen nationalen Idee durch den Kaiser geehrt zu sehen. Denn so muß doch das Kyffhäuser-Denkmal aufgefaßt werden, welches Wilhelm's I. überlebende Veteranen ihrem Heldenkaiser und siegreichen Führer errichtet haben.

Seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelm's II. bis zum Ablauf des Jahres 1895 war der Capitän z. S. und Flügeladjutant von Arnim Commandant der „Hohenzollern" gewesen. In Folge seiner Beförderung zum Contreadmiral wurde dieses verantwortliche Commando in die Hände des Capitäns z. S. Freiherrn von Bodenhausen gelegt. Auf der Fahrt, welche

die Kaiserlichen Majestäten mit den ältesten Prinzen Söhnen im Frühjahr nach Italien und Sicilien unternommen hatten, führte derselbe zum ersten Mal die Kaiserliche Yacht. Zum Begleitschiff für die norwegische Reise war S. M. S. „Gefion", Commandant Capitän z. S. von Eickstedt, bestimmt worden.

In der Gestaltung der Nordlandreisen hatte sich mit der Zeit ganz allmälig eine Aenderung vollzogen. Ursprünglich wurde vor jeder Reise ein Programm ausgearbeitet und dasselbe Seiner Majestät als Entwurf vorgelegt. Es war darin über jeden Tag und über jede Stunde verfügt, genau so wie bei repräsentativen Reisen mit großem Empfang, oder wie bei dem Besuch fremder Fürstenhöfe.

Abgesehen davon, daß jeder Zeit eine Programmstörung eintrat, sobald schlechtes Wetter mit einem Landausflug zusammenfiel, lag in einem detaillirten Programm eine Art von stillem Zwang, der dem Geist der Nordlandreisen schnurstracks entgegenlief; und je mehr der Kaiser die norwegischen Küstengestade und das Hinterland der Fjorde durch eigene Anschauung geprüft hatte, um so unbeschränkter wollte Derselbe in der Wahl der Punkte bleiben, die ihm bereits lieb geworden waren, oder die er erst kennen zu lernen wünschte. In diesem Jahre wurde zum ersten Mal gänzlich von einem detaillirten Programm Abstand genommen. Der Kaiser beschränkte sich auf den Befehl, daß die Reise zunächst in den Hardanger-Fjord gehen sollte, von da zu Land über Stalheim in den Sogne-Fjord.

Der Monarch nahm also das Incognito eines vornehmen Privatmannes an, welcher auf seiner Yacht die See von Norwegen befährt, dem Niemand die Freiheit der Bewegung verkümmern kann, und der gerade hierin den Reiz der Fahrt erblickt.

Aber die „Hohenzollern" blieb doch immer die Yacht des deutschen Kaisers, die Stätte der Macht und der Verantwortung für die Wohlfahrt eines großen Staates. Jeder eintreffende Courier brachte aus der Heimath neue Arbeit an Stelle der eben erledigten; jede Telegraphenstation übermittelte Nachrichten, welche den Frieden des Naturgenusses durch Anrufen ernster Entscheidungen unterbrachen. Die Nothwendigkeit, daß die Couriere mit den Depeschen und dem Vortragsmaterial des Auswärtigen Amtes, des Civil-, Militär- und Marine-Cabinets ohne Zeitverlust ihr Ziel erreichten, schuf also für die Kaiserliche Reise gewisse feste Punkte und legte der freien Bewegung einen Hemmschuh an.

Mit Hülfe zweier Torpedoboote (S 23 und S 57) wurde hierin freilich eine Erleichterung geschaffen. Dieselben zogen durch das Meer, wie der Ordonnanz-Officier über das Schlachtfeld sprengt, bald hierin, bald dorthin Befehle überbringend. Sie vermittelten den Verkehr zwischen der „Hohenzollern" und der nächstgelegenen Telegraphenstation oder holten den Courier mit den Depeschensäcken von dem Hafen ab, wo derselbe eintreffen sollte.

Für die Leistungsfähigkeit dieser Boote mag folgender Vorfall sprechen. Das Torpedoboot S 23, Capitänlieutenant Back, hatte den Befehl erhalten, den am 28. Juli 7 Uhr Morgens mit dem Schnellzug eintreffenden Courier aus Trondhjem abzuholen und sogleich nach Bergen überzuführen, wo die „Hohenzollern" bereits unter Dampf lag, um die Heimreise anzutreten. Der Seeweg

zwischen beiden Punkten hat die Länge von 330 Seemeilen (611 km); vierundzwanzig Stunden nach Eintreffen des Zuges lag das Torpedoboot bereits längseit der „Hohenzollern". Nahezu einen vollen Tag also hatte das Boot mit 14 Knoten Geschwindigkeit laufen können, ohne daß die Maschine unklar wurde.

Helles Sonnenlicht lag auf den Bergen und der lieblichen Bucht von Christiansand, als der Kaiser den Befehl zur Weiterreise gab, und die „Hohenzollern" unter dem Salut der Fortbatterie, am Morgen des 3. Juli, in See ging. Längs der Südküste, welche so zu sagen auf dem 58. Breitengrade aufsteht, blieb der Kurs westlich und ging dann, mit Umschiffung von Kap Lindesnäs, mehr und mehr in den nördlichen über.

Die See war völlig niedergegangen, das Wetter von seltener Schönheit, gleich der eines ungetrübten Frühlingstages in der Bucht von Neapel. Die Küste blieb stets in Sicht, war oft so nahe, daß Wolkenschatten, Waldbestände und Häuser deutlich hervortraten. Welch' ein Gegensatz zu der stürmischen, rauhen Fahrt, welche den Kaiser im Juli 1890 durch dieselben Gewässer geführt hatte! Seine Majestät verweilte noch lange Zeit nach der Mittagstafel, welche um ein Uhr stattfand, auf Deck und zog sich erst um vier Uhr in seine Gemächer zurück.

Dem bewährten Princip folgend, daß der Bordmensch sein Schlafbedürfniß innerhalb vierundzwanzig Stunden am besten in zwei Reprisen befriedigt, von denen die eine in den Nachmittag fällt, war ich um halb fünf Uhr gerade im Begriff, in meiner Coje der Bewußtlosigkeit zu verfallen, als die signalartig ausgestoßenen gräßlichen Töne der Dampfsirene in mein Ohr gellten; während der kurzen Unterbrechungen hörte man deutlich die Antwort der „Gefion", welche in Kiellinie folgte.

Wer einmal dickes Wetter auf See erlebt hat, der weiß, was dieses Spiel der Sirenen bedeutet. Wir waren in eine weit erstreckte Nebelbank eingetreten, welche glücklicher Weise in verticaler Richtung nicht sehr mächtig war. Denn von Deck aus sah man zuweilen den am Vormast angebrachten Scheinwerfer der „Gefion"; die leicht verschleierte Sonne hatte das Aussehen des Mondes und projizirte ab und an unsere fahlen Schatten auf das Deck.

Der Nebel war kalt und rief eine fröstelnde Empfindung hervor. Dazu trat das Bewußtsein der Unsicherheit; denn in horizontaler Richtung konnte man kaum hundert Schritte weit sehen; wohl aber erklangen auf beiden Seiten die Nebelhörner naher Segelschiffe; auch die Sirene eines weiter ab befindlichen Dampfers wurde gehört.

Plötzlich tauchte ein kleines, mit Holz beladenes Fahrzeug längseit der „Hohenzollern", Steuerbord vorn, auf. Nur wenige Fuß von der Schiffswandung entfernt, bedrohte es mit seinem Bugspriet die Gemächer Seiner Majestät. Gleichzeitig ward an Backbord ein zweites Fahrzeug sichtbar, zum Glück noch in etwa 20—30 Fuß Entfernung. Die Collision wurde durch ein geschicktes und schnelles Manöver vermieden.

Auf dem Schiff ging es lebhaft zu: alle Mannschaften waren auf Deck gepfiffen, die gesammte Dienerschaft mußte militärisch antreten und wurde von dem ersten Officier für die Rettungsboote eingetheilt; auch dem Gefolge wurde ein bestimmter Kutter zugewiesen. Es waren dies weise Vorsichtsmaßregeln, denn wenn auch für das Kaiserschiff wohl nur geringe Gefahr vorlag, so war sie

doch immerhin vorhanden, und wenn sie eintrat, so stand mehr auf dem Spiele, als meine Phantasie sich auszumalen getraut.

Nach Ablauf von anderthalb Stunden wurde der Nebel lichter, und damit schwand auch das Gefühl der Beklemmung. Um sechs Uhr konnte man wieder Land sehen — es war Jaederen, das flachste Küstenstück ganz Norwegens. Zwar war es von der Sonne beschienen, aber die Schönheit des Tages war für uns dahin.

Abends gegen 9 Uhr traten wir zum ersten Mal in das Schärengebiet und kreuzten den Bukken-Fjord, eine aus Festland, Inseln und Halbinseln gebildete Bucht, an welcher die Stadt Stavanger liegt, und aus der viele Eilande aufragen.

Eines derselben heißt Findö; hier wurde der Mathematiker Abel geboren, der in der mathematischen Welt einen Weltruf besitzt, ein Zeitgenosse von Gauß und Jacobi. Derselbe war der Sohn eines norwegischen Bauern und hat als Knabe die Schafe seines Vaters gehütet. Er soll dabei, wie die Leute von Stavanger erzählen, eine Anhöhe der heimathlichen Insel mittels eines Stabes von bekannter Länge ermittelt haben, indem er denselben von seinem Auge aus gegen die Spitze richtete und zusah, um wieviel das obere Stabende über dem unteren lag. Dann vermaß er direct die Entfernung seines Auges von der Spitze und hatte so im Ganzen drei Zahlen, aus denen er die gesuchte Höhe durch Ansetzen einer Proportion ableitete. Dieses Genie starb noch vor Vollendung des dreißigsten Lebensjahres. Die kleine Episode ist deshalb eingeschaltet, weil sie ein besonders eclatantes Beispiel dafür liefert, daß die Natur ihre Genies aufspringen läßt ohne jedes für uns erkennbare Gesetz.

Am Nachmittag des 4. Juli liefen wir Sundal an, eine kleine Ansiedelung im Grunde des Mauranger-Fjords, welcher dem Fjord-System von Hardanger angehört. Dieser Punkt des Gebietes war der einzige von Bedeutung, welchen der Kaiser noch nicht besucht hatte. Auf knapperem Raum als hier kommt die Eigenart einer schneetragenden Fjordlandschaft kaum anderswo zum Ausdruck.

Der Weg, welcher bequem in einer Stunde zurückgelegt werden kann und nur 100 m ansteigt, führte in einem Kesselthal aus dem Vorland über die Reste von abgesetzten Flußterrassen und durch einen Felssturz von seltener Mächtigkeit. Möglicher Weise liegt eine Steinmoräne darunter. Ringsum ragten hohe Felsberge auf: Abstürze des Fjelds der Folgefond. Alles Grün, das der Erlen sowohl wie das der Gräser, verrieth eine existenzfreudige Kraft. Ueber den rechten Hang zogen sich die Serpentinen des Reitweges, welcher zu der Schneeregion der Folgefond führt.

Der Kaiser ging zu Fuß, obwohl ein geeignetes Reitthier in Bereitschaft stand; aber noch nie hat sich Seine Majestät in Norwegen zu Pferde gesetzt.

Für die gegebenen Verhältnisse war der Weg gut; das hinderte aber nicht das Vorhandensein von schlüpfrigen Steinplatten. Das Ende des Marsches bildete ein See, der Bondhus-Vand, gegen welchen sich der gleichnamige Gletscher aus dem Firn der Folgefond niedersenkt, jedoch ohne bis an den Wasserspiegel vorzustoßen. Dieser ist nur der Träger seines Bildes. Der Gletscher selbst hat den eigentlichen norwegischen Typus, wie ihn ein firnbedecktes Hochgefilde liefert, welches auf mehr oder minder steilen Mauern

ruht. Er ist ein schmaler Eisstrom, welcher infolge der abschüssigen Unterlage stark zerrissen ist, und der infolge seiner Zerrissenheit das blaue Farbenspiel der Gletscherschründe und Eispyramiden darbietet.

Das landschaftliche Bild ist von friedlicher Großartigkeit, und der Kaiser bewunderte die Harmonie, zu welcher hier die Natur ihre Elemente verwebt hatte: den ruhigen Kesselsee, die lebendigen Wasserfälle, den blauen Gletscher, das kräftige Grün und die grauen Gneißfelsen.

Unmittelbar nach der Rückkehr an Bord wurde die Fahrt durch den Hardanger-Fjord fortgesetzt, und gegen 10 Uhr Abends warf die „Hohenzollern" Anker vor Odde an dem Südende des Sör-Fjords.

Den Leser, welcher sich für die Topographie Norwegens interessirt und für die verschiedenen Landschaftstypen der weit erstreckten Halbinsel, bitte ich auf meine früheren Veröffentlichungen verweisen zu dürfen. Denn wenn man eine frühere Arbeit nach bestem Vermögen vollendet hat, so kann man sich bei einer erneuten Darstellung desselben Gegenstandes nur verschlechtern; behält man dagegen die ursprüngliche Form bei, so schreibt man sich selber ab. Dem gewissenhaften Schriftsteller muß beides widerstreben.

Wie auf allen Reisen, so hielt auch diesmal der Kaiser an jedem Sonntag den Gottesdienst ab.

Die heilige Handlung vollzieht sich genau nach den Normen der evangelischen Landeskirche. Der Kaiser, umgeben von seinem Gefolge, dem Stabe und den Mannschaften der „Hohenzollern", steht entblößten Hauptes vor dem auf Deck errichteten Altar, über welchen die deutsche Kriegsflagge mit dem Eisernen Kreuz gebreitet ist. Der Choral „Eine feste Burg ist unser Gott" ertönt, getragen von den Posaunen der Musik. Dann wird es wieder still, und man hört nur den Ruderschlag der norwegischen Boote, welche, angelockt von der gottesdienstlichen Feier, das Schiff umlagern. Der Kaiser verliest die Epistel des Sonntags, das Evangelium und verkündet in der Predigt das Wort Gottes. Das Glaubensbekenntniß ist gesprochen; von Neuem setzt die Musik ein, die Klänge des niederländischen Dankliedes für Errettung aus Feindeshand erschallen; mit den Stimmen des Sängerchors vereinen sich die der Gläubigen; noch ein stummes Gebet — dann bedeckt der Kaiser sein Haupt, und die Andacht hat ihr Ende erreicht.

Der Sör-Fjord ist bei Odde keilförmig zugespitzt und setzt sich nach Süden fort, während der Boden terrassenartig ansteigt und das Salzwasser-Niveau überragt. Man bleibt in demselben Thal, wenn man von Odde aus südlich fortschreitet.

In früheren Jahren hatte der Kaiser diesen Weg nur bis zum Sandven-Vand verfolgt, jenem Stausee, der durch einen Moränenwall von dem Fjord getrennt ist. Ueber diesen See ist der Kaiser zu verschiedenen Malen gefahren und hat von seinem Ostufer aus den größten Gletscher der Folgefond besucht: den Buarbrä. Im Jahre 1894 hat auch Ihre Majestät die Kaiserin an der Seite ihres Hohen Gemahls den Weg dorthin zurückgelegt.

Am 6. Juli 1896 begab sich der Kaiser wiederum an den Sandven-Vand und bestieg sein Karriol an der Stelle, wo der Abfluß des Sees die Moräne durchbricht. Diesmal galt es, das Hauptthal weiter zu verfolgen. Dasselbe

ist durch eine Reihe von Wasserfällen ausgezeichnet, welche sehr mächtig sind, und deren jedem die verschieden gestaltete Felsunterlage ein individuelles Gepräge gibt.

Auch bietet die Fahrt selbst einen Wechsel schöner Scenerien. Die Straße verläuft hart am Ostufer des Sees, längs seiner ganzen Erstreckung. Der Fels tritt so nahe heran, daß der Weg sich allen Vorsprüngen und Einbuchtungen des Gesteins anschließt. Derselbe ist daher zuweilen nur auf ganz kurze Strecken zu übersehen; und da er eben verläuft, die Karriols also in beiden Richtungen schnell dahinzufahren pflegen und ein Ausweichen nicht überall möglich ist, so besteht die Gefahr von Zusammenstößen. Sie wird für Seine Majestät dadurch vermieden, daß mindestens ein, meist aber zwei Karriols dem Kaiserlichen Karriol vorauffahren. In der Regel nimmt der norwegische Dolmetscher, Herr Aslagsen, die Spitze des Zuges.

Während die Felsmauern zur linken Hand jede Aussicht verschließen, öffnet sich jenseit des Wassers das Buar-Thal mit seinem abschließenden Gletscher. Am oberen Ende des Sees zieht der erste der großen Wasserfälle, der Strand-Fos, ein breites Schaumband über die weit hinauf bewachsenen Hänge; ihm gegenüber liegt der noch schönere Skjöndal-Fos.

Da, wo beide Ufer des See's wieder an einander treten, beginnt das eigentliche Thal des Aabo-Elf, mit Wiesen, kleinen Wasseransammlungen und zerstreuten Gehöften im Grunde. Erlen- und Birkengebüsch bedeckt beide Thalhänge; letztere sind vielfach mit Felstrümmern bedeckt, welche durch Sturz dorthin gelangt sind. Halbwegs passirt man den Hildal-Fos, einen Schleierfall, der auf zwei geneigte Gneißbänke stürzt und durch letztere zum Theil abgelenkt wird; dadurch entstehen neue, kleinere Schleierfälle.

Nach einer Fahrt von 10 km zeigte eine Wolke von Sprühregen an, daß das eigentliche Ziel der Reise erreicht war. In raschem Trabe fuhr der Kaiser am Fuße der Skars- und Lote-Fos her, denen auf dem linken Ufer der Espeland-Fos gegenübersteht.

Unmittelbar oberhalb der Fälle wurde Halt gemacht. Ein willkommener Zufall hat hier einen großen, mit Felsblöcken und reicher Vegetation bedeckten Platz geschaffen, welcher nicht von der Straße aus übersehen werden kann. Daselbst erwartete der Kaiser das Gefolge und die eingeladenen Commandanten und Officiere seiner beiden Schiffe. Der Zug bestand aus circa 28 Karriols.

Seine Majestät nahm auf der Wiese Platz, im Anblick des Espeland-Fos, und erfreute sich des herrlichen Tages, der hellen Sonne, des dumpfen Rauschens der Wasserfälle, ihrer Mächtigkeit und Formenschönheit. In Gruppen zerstreut lagerten sich die Gäste, und unter munterem Gespräch verfloß die Zeit bis zum Frühstück. Gegen halb drei Uhr befahl der Kaiser den Aufbruch und legte den Rückweg bis zur Landungsbrücke in Odde in 65 Minuten zurück. Die Strecke ist 15 km lang und senkt sich dabei circa 200 m.

Am Nachmittag des folgenden Tages nahm die „Hohenzollern" Anker auf und dampfte in wenigen Stunden durch den Sör-Fjord nach dem Graven-Fjord, wo Eide liegt, der Ausgangspunkt für die große Straße nach Vossevangen und Stalheim.

Die Vorliebe des Kaisers für die Gebirgslandschaft, durch welche dieser Weg führt, veranlaßte, daß Seine Majestät denselben auch im Jahre 1896 zurücklegte. Die erste Etappe von Eide bis Vossevangen beträgt 30 km, die zweite — bis Stalheim — 36 km. Das Kaiserliche Karriol durchmaß diesen Weg von 66 km in 5 St. 50 M. Die norwegische Landschaft mit ihren weiten Erstreckungen rechtfertigt rasches Fahren und erscheint, von dem schnell rollenden Gefährt aus, oft noch variirt, wo sie dem Fußwanderer monoton erscheinen würde. So blieb auch diesmal jede Eintönigkeit ausgeschlossen, und für den Kaiser wurde die Freude gerade dadurch erhöht, daß seinem schnellen und scharfen Auge keine der Schönheiten entging, um derentwillen der hohe Reisende zu dieser Gegend zurückgekehrt war.

Am Nachmittag des 8. Juli traf Seine Majestät in Stalheim ein und verblieb daselbst bis zum 10. Juli. Das Hotel, wohl das geräumigste Norwegens, hatte die Kaiserstandarte gehißt, welche weithin sichtbar war. In früheren Jahren, vor der Erweiterung des Hauses, wohnte der Kaiser in einem einfachen, nicht großen Zimmer; jetzt aber ist für eine des Monarchen würdigere Unterkunft gesorgt. In der Allerhöchsten Begleitung befand sich nicht allein das Gefolge, sondern es waren auch so viele Officiere der Schiffe geladen, als dienstlich entbehrt werden konnten. Trotz des dadurch beanspruchten Raumes beherbergte das Hotel noch viele andere Gäste.

In der Nacht vom 8. zum 9. Juli wurde ich durch Lärmen erweckt und erfuhr später, daß die Passagiere eines französischen Touristendampfers „Général Chaney", in großer Zahl zu später Stunde eingetroffen wären. Die Ruhe des Kaisers, der den nächsten Tag hier verbrachte, wurde dadurch nicht gestört.

Der Reiz eines Aufenthaltes in Stalheim liegt weniger in den knapp bemessenen Spaziergängen als in dem Niederblick zu dem tief gebetteten Naerö-Thal und dem Aufblick zu den Bergen, welche in silbergrauen Wänden aus der Tiefe aufsteigen. Ein Berg der linken Thalwand, der Jordalnut, fällt besonders ins Auge, weil derselbe, von Stalheim aus gesehen, wie ein Zuckerhut erscheint.

Der Kaiser hatte mir Erlaubniß gegeben, diesen Berg während des 9. Juli zu ersteigen, und ich erreichte den Gipfel im Laufe des Tages, begleitet von zwei norwegischen Führern, deren verständige Art zu marschiren mir gleich Anfangs gefiel.

Der Weg ist länger, als nach den mir zugänglichen Angaben zu erwarten war, der Berg dagegen niedriger. Er fällt mit seiner Front bemerkenswerth steil in das Naeröthal nieder, wohl 700 m in einem Zuge, aber in der entgegengesetzten Richtung bildet er einen Rücken, dessen Flanken zu zwei lang erstreckten grünen Seitenthälern niedergehen. Dem westlicher gelegenen folgt man und überschreitet seinen tobenden Fluß auf unsicherem Steg.

Während der ersten zwei Stunden steigt man im Ganzen 230 m auf und 150 m nieder, so daß man nur 80 m über dem Niveau von Stalheim (340 m) steht, wenn der Fuß der Flanke erreicht ist. Dann folgt eine wenig erfreuliche, etwa zweistündige Wanderung über die Westflanke des Berges. Sie ist

steil und war so dicht bestanden mit Gebüsch, Farnen und phanerogamer Kräutervegetation, daß die Trümmer des Geröllbodens verdeckt bleiben. Mühselig mußte der Fuß sicheren Stand auf dem glatten Untergrunde suchen. Dabei herrschte eine unerträgliche Schwüle, die im Verein mit dem üppig wuchernden Pflanzenkleide weit mehr Erinnerungen an die Tropen auslöste, als daß sie die Nähe des norwegischen Fjelds verrieth. Um so schöner war das letzte, nur zu kurze Stück der Besteigung.

Erst wenig unterhalb des Kammrückens betraten wir das nackte Gestein, schwenkten nach rechts und erreichten mittels eines Anstiegs von circa 100 m die Spitze des Jordalnut. Hier athmete man wieder auf, hier herrschte der Hochgebirgscharakter, hier sah man fort über die 700—900 m hohen Wände des Naeröthals, überflog das Fjeld mit seinen Hügeln und Becken, sah den fernen Rücken des Lönehorgen mit dem typischen Zebraschnee, den nahen Brekkenipa in Stalheim's unmittelbarer Umgebung. Zierlich und coquett lag das große Hotel da, scheinbar am Rand der Klippe, über welche die Windungen einer Kunststraße in den Thalgrund zu Füßen führen. Ich fühlte mich wohl und froh, so ganz von Dank erfüllt, daß ich auch jedem meiner Leute ein volles Glas reichte, damit sie das Skol af den tyske Keiser tränken.

Was die übliche Angabe von 1100 m für die Höhe des Jordalnut anbetrifft, so glaube ich trotz ungenügender Messungsmittel, doch annehmen zu müssen, daß die Niveaudifferenz gegen Stalheim nicht mehr als 550 m beträgt; die Höhe des Berges würde also zwischen 850 und 900 m liegen.

Erst um halb neun Uhr Abends war ich wieder nach dem Hotel zurückgekehrt. Seine Majestät ließ sich genauen Bericht erstatten und bekundete sein Interesse durch Stellung vieler Fragen, die alle entweder der Charakteristik der Besteigung selbst oder der des durchmessenen Terrains galten.

Schwerer Regen ging während der Nacht und des folgenden Vormittags nieder und schwellte die seitlichen Sturzbäche des Naeröthals. Von den Officieren der beiden Kaiserlichen Schiffe, welche mittlerweile durch den Sogne-Fjord nach Gudvangen gegangen waren, war einer mit seinem Karriol mitten in dem strömenden Bach umgeworfen worden. Der Lensmann von Gudvangen hatte aber dafür gesorgt, daß der Kaiser auf dem Wege dorthin diese Stelle mittels einer Nothbrücke passiren konnte. Constructive Schwierigkeiten waren damit nicht verbunden; denn die Brücke bestand nur aus einer einzigen starken Planke.

Indessen legte der Kaiser den 12 km langen Weg von Stalheim nach Gudvangen wiederum zu Fuß zurück, gerade so wie vor zwei Jahren mit Ihrer Majestät der Kaiserin. Um halb drei Uhr (10. Juli) verließ der hohe Reisende das Hotel; bereits um 5 U. 10 M. fand die Ankunft in Gudvangen statt, an welche sich die Rückkehr an Bord unmittelbar anschloß.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages ging die „Hohenzollern" wieder in See bei aufklarendem, herrlichen Wetter. Die großartige Fahrt durch den Naerö-Fjord begann; wir glaubten, denselben nie so schön gesehen zu haben. Denn das helle Sonnenlicht milderte den strengen Ernst dieser düsteren Landschaft; es setzte die von salziger Fluth umspülten, zum Himmel aufragenden Wände des schluchtartigen Fjords in Relief und zeigte die Mannigfaltig-

keit ihrer Modellirung und Farbentönung. Hochgelegene Nischen, Wasserstürze, Schutthalden, angewitterte und frisch aussehende Felsflächen; in der Tiefe Gebüsch, wo immer es sich halten kann; auf steinernen Vorsprüngen hier und da dickstämmige Kiefern: das setzt ein Bild zusammen, dem der Maler wohl Detailstudien entnehmen kann, welches er aber als Ganzes nicht wiederzugeben vermag. Der Naerö-Fjord ist ein Beispiel dafür, daß die malerische Wirkung der Natur — ich meine die Befriedigung, welche ihr Anblick unserem ästhetischen Empfinden gibt — zuweilen unter andere Bedingungen gestellt ist, als die für den schaffenden Künstler geltenden.

Nach etwa einstündiger Fahrt wurde der Wasserspiegel breiter, und man trat in einen stärkeren Ast des Sogne-Fjord ein, den Aurlands-Fjord. Als dieser passirt war, liefen die Kaiserlichen Schiffe in den Hauptstamm ein und folgten demselben, rechtswendend, bis zur Mündung des noch tiefer landeinwärts gelegenen Lyster-Fjord. Derselbe dringt nordwärts in das Gebirge ein und ist im weiten Bogen umstellt von den Hochgefilden des Jostedal-Brä und des Jotun-Fjeld. Vor Marifjären, am Ausgang des langen Gebirgsspaltes von Jostedal, gingen die „Hohenzollern" und die „Gefion" zu Anker.

Bald nach unserer Ankunft wurde Seiner Majestät die Meldung überbracht, daß im Schärengebiet der Küste, nördlich der Mündung des Sogne-Fjord, in etwa 130 Seemeilen Entfernung der bereits erwähnte französische Dampfer „Général Chaney" auf einen Fels gerathen wäre und festsäße. Die Versuche zweier norwegischer Schleppdampfer, die das Abschleppen gegen eine hohe Summe übernommen hätten, wären völlig resultatlos und ohne Aussicht auf späteren Erfolg verlaufen.

Als der Kaiser dies vernahm, befahl derselbe sofort, daß die „Gefion" Dampf aufmachen, die Stelle des Unglücks aufsuchen, dem bedrängten Schiff zu Hülfe kommen und versuchen sollte, dasselbe abzuschleppen.

Diese hochherzige Absicht des Kaisers, der unbekümmert um die Deutung eines Mißerfolges Hülfe sandte, weil Hülfe noththat, der weder nach Dank fragte noch ihn begehrte, wurde von dem Commandanten der „Gefion", Herrn von Eickstedt, glänzend ausgeführt. Hier folgt der Originalbericht, den ich wörtlich wiederhole, weil Zusätze und Aenderungen die lichtvolle Klarheit desselben trüben würden. Die Veröffentlichung geschieht mit Genehmigung Seiner Excellenz des Herrn Admirals Hollmann, des Chefs des Reichsmarine-Amts.

Herr von Eickstedt schreibt:

„Am 11. Juli 1896, 10 U. 30 M. Nachm., in Marifjären, lichtete Seiner Majestät Schiff „Gefion" Anker und dampfte durch den Sogne-Fjord und Grane-Sund nach dem Dals-Fjord.

„Am 12. Juli Morgens wurde der „Général Chaney" nordwestlich von Florö gesichtet, und um 7 U. 45 M. Nachmittags in seiner Nähe geankert.

„Der Dampfer lag circa 20° nach Backbord gekrängt. Der Bug lag zwischen zwei Steinen, und am Heck war gleichfalls an Steuerbordseite ein Stein sichtbar. Zwei kleine norwegische Schleppdampfer „Hercules" und „Achilles" waren zur Stelle. Die Passagiere des Dampfers waren von einem englischen Schiffe aufgenommen und nach Drontheim gebracht worden.

„Um 11 U. Vormittags legte sich Seiner Majestät Schiff „Gefion" in der Kielrichtung des französischen Dampfers, etwa 150 m von ihm entfernt, zu Anker. Nach dem Heck des „Chancy" wurde eine Stahltrosse ausgebracht.

„Der erste Abschleppversuch wurde bei Hochwasser Mittags um 12 U. 40 M. unternommen. Der Dampfer arbeitete mit seiner eigenen Maschine mit. Die beiden Schleppdampfer waren von sehr geringem Nutzen, da sie nicht einmal ihre eigenen Schlepptrossen steif holen konnten. Um 1 U. 25 M. Nachmittags wurde der Versuch abgebrochen. Die Maschinen der „Gefion" hatten gegen 4000 Pferdekräfte indicirt.

„Der „Général Chancy" pumpte nun seine vorderen Kessel leer und gab Kohlen und Frischwasser im Gesammtgewicht von circa 200 Tons von Bord. 40 Tons Kohlen nahm S. M. S. „Gefion" dem Dampfer zum Preise von 16 Mark pro Tonne ab.

„Im Laufe des Nachmittags wurde noch eine Stahlleine auf den „Chancy" gebracht und dort am Ruderstehen befestigt.

„Um 11 U. 45 M. Nachmittags wurde der Versuch mit Dampf in allen Kesseln erneuert, und um 11 U. 55 M. kam der Dampfer los.

„Seiner Majestät dem Kaiser wurde nach beiden Abschleppversuchen, sowie am Morgen nach der Ankunft Seiner Majestät Schiff „Gefion" telegraphisch Bericht erstattet.

„Am nächsten Morgen ging S. M. S. „Gefion" um 8 U. 45 M. Anker auf und dampfte durch den Dals-Fjord und Grane-Fjord nach dem Sogne-Fjord, wo gegen 5 U. Nachmittags S. M. Y. „Hohenzollern" in Lerdalsören angetroffen wurde."

Unmittelbar nach der Rückkehr meldete sich der Commandant bei Seiner Majestät zurück; er wurde zur Tafel gezogen und hatte den Ehrenplatz zur Rechten des Kaisers. Nun erst erfuhr der Allerhöchste Kriegsherr auch die Einzelheiten, welche sich an die aufregenden Vorgänge des Auffahrens und Abschleppens knüpften: die panikartige Flucht der Passagiere, die Dankbarkeit des französischen Capitäns, der seine Kohlen umsonst abgeben und die Mannschaft der „Gefion" mit Champagner tractiren wollte. Aber der Commandant des Kaiserlich deutschen Kriegsschiffes hatte die angebotenen Gaben mit höflicher Bestimmtheit abgewiesen. Er war ja der Sendbote des Kaisers; für ihn, für seine Officiere und für die wackere Mannschaft gab es einen höheren Lohn: das Bewußtsein der erfüllten Pflicht und die Anerkennung durch den Kaiserlichen Herrn.

Der französische Dampfer war so weit seetüchtig geblieben, daß er die Fahrt nach Frankreich ungesäumt antreten konnte. Passagiere hatte er ohnehin nicht mehr; sie waren, mit geringen Ausnahmen, bereits auf der Heimreise begriffen.

Am Nachmittag des 12. Juli wechselte die „Hohenzollern" den Ankerplatz und ging 30 Seemeilen südlich nach der Telegraphenstation Lerdalsören. Dadurch konnte der telegraphische Verkehr mit der Heimath direct von der Kaiserlichen Yacht aus geführt werden.

Für solche Fälle ist besondere Vorkehr getroffen: mittels eines an Bord befindlichen Kabels wird die „Hohenzollern" an die nächste Leitung angeschlossen und dadurch selbst zur Telegraphenstation gemacht. Zwei technisch ausgebildete Leibgendarmen besorgen den Dienst. Auch das Kabel wird von ihnen mittels eines Bootes gelegt und erst unmittelbar vor dem Ankerlichten wieder aufgenommen.

Am folgenden Vormittag ging Seine Majestät an Land und machte einen Spaziergang auf der großen Verkehrsstraße, welche in Lerdalsören beginnt, sich später theilt und in zwei verschiedenen Richtungen über das hohe Fjeld nach dem östlichen Norwegen führt. Häufig wird der Kaiser bei solchen Gelegenheiten gar nicht erkannt, und wenn es geschieht, so markirt der gewöhnliche Norweger dies meist durch starres Betrachten und ein minimales Lüften der Kopfbedeckung. Vielleicht wirkt der stets gleichmäßig freundliche Gegengruß des deutschen Kaisers mit der Zeit erzieherisch. Liebenswürdiger benehmen sich die Mädchen und Frauen der besseren Stände; nicht selten treten sie aus ihren mit Vorgärten versehenen Häusern und reichen dem Kaiser Blumen oder werfen sie auf gut Glück in das Karriol, wenn Derselbe vorüber fährt.

Auf der eben erwähnten Straße unternahm Seine Majestät mit dem Gefolge und den beiden Commandanten Seiner Schiffe am 14. Juli einen Ausflug nach der Stavekirke von Borgund.

Das Alter dieser Holzkirche — es existiren nur noch wenige dieser Bauart in Norwegen — übersteigt sechshundert Jahre: sie sieht schwarzbraun aus und hat ein asiatisches Ansehen; der Innenraum ist nur auf eine sehr kleine Gemeinde berechnet.

Die Fahrt dorthin, 31 km von der Landungsbrücke, ist unterhaltend: anfänglich führt sie durch ein breites Thal mit hohen, welligen Einfassungen, später durch malerische Felsschluchten, welche sich zu einer höheren Thalstufe aufziehen. Diese hat die Form einer breiten, sanft ansteigenden Mulde, in welcher Culturen und Wiesen wohl gedeihen. Hier liegt Borgund in ca. 400 m Höhe, nur wenig entfernt von der oberen Mündung der Schlucht.

Wegen der Hitze begann der Ausflug am frühen Morgen, und trotz mehrstündigen Verweilens auf grünem Hang, im Schatten der Birken, oberhalb der Kirche, begann die Rückkehr bald nach 1 Uhr.

Der Kaiser legte in seinem Karriol die Strecke von 31 km in 1 St. 50 M. zurück, inclusive eines Aufenthaltes von fünf Minuten in Björkum, wo die Pferde gewechselt wurden. Dies gibt eine Durchschnittsgeschwindigkeit von nahezu 300 m in der Minute, gewiß eine großartige Leistung der Ponies, wenn man bedenkt, daß dieselbe 15 beziehentlich 16 km lang durchgehalten wurde.

Um übrigens den Leser vor Enttäuschung zu bewahren, möchte ich bemerken, daß die norwegischen Pferdebesitzer zwar stolz darauf sind, ihre Ponies vor dem deutschen Kaiser so glänzende Arbeit thun zu sehen, daß sie aber Protest einlegen würden, wenn ein gewöhnlicher Sterblicher im Kaiserlichen Tempo über die Straße dahinsausen wollte.

Am 15. Juli 3 Uhr Nachmittags erfolgte die Fortsetzung der Reise nach Drontheim. Um 11 Uhr Nachts wurde an Backbord das Riff passirt, auf welchem der „Général Chancy" festgesessen hatte. In der Nähe gingen die Kaiserlichen Schiffe zu Anker, weil das Wetter dick wurde. Am folgenden Tage ging die Fahrt zu dem wichtigen Handelsplatze Aalesund, am Abend des 17. Juli wurde Drontheim erreicht.

Der Kaiser verweilte mehrere Tage daselbst und bekundete von Neuem sein lebhaftes Interesse für die Fortschritte im Ausbau des herrlichen Doms durch einen langausgedehnten Besuch desselben. Am Nachmittag des 19. Juli begaben sich Seine Majestät zu Wagen nach dem sechs Kilometer entfernten Grillstad und nahmen daselbst das Mahl bei dem deutschen Consul Jenssen ein.

In der folgenden Nacht lief der große deutsche Dampfer „Columbia" ein, auf der Fahrt nach Spitzbergen. Der an Bord befindliche Generalmajor z. D. Baron Korff, bekannt durch seine Reisen in allen Erdtheilen und durch die anziehende Darstellung seiner Beobachtungen, wurde zur Kaiserlichen Frühstückstafel gezogen und berichtete Seiner Majestät in Norwegen von seinen jüngsten Erlebnissen in Südafrika.

Am Mittag desselben Tages wurde die Reise südwärts angetreten. Das nächste Ziel war der Molde-Fjord, wo vor Nöste eine Zusammenkunft des Monarchen mit dem König von Schweden und Norwegen für den 23. Juli 9 Uhr Vormittags festgesetzt war.

Sehr eindrucksvoll gestaltete sich die Fahrt am Abend des 20. Juli in dem offenen Küstenmeer nördlich des Molde-Fjord. Die felsige Küste lag in durchsichtige Schleier gehüllt, was den Bergen ein duftiges phantastisches Aussehen gab; die See war weithin mit Riffen besetzt; an ihnen brandete die Dünung. Der weiße Gischt sprang in dicken Säulen auf, wie die heißen Quellen eines Geyser. Dadurch wurde die Fährlichkeit des Fahrwassers in romantisches Licht gesetzt; denn es brandete rechts und links der Linie, längs welcher die stolze „Hohenzollern" das Meer theilte. Die „Gefion", im Kielwasser des Kaiserschiffes, tanzte auf und nieder, und wenn sie sich hob, so bildete das vom Bugspriet niederströmende Wasser einen Schleierfall. Man sah in die weiten Wellenthäler der vornehmen atlantischen Dünung, auf die vom Winde zart gefurchten Wellenberge, welche gegen die Klippen anzogen und im Augenblick der Brechung das strahlende Grünblau ihrer natürlichen Farbe zeigten. Von der Heftigkeit der Brandung, von der Vielheit der Klippen und Riffe zeugten auch die langen Bänder gesättigten weißen Schaumes, welche sich auf der Dünung wiegten. Eine solche See muß dem Mythus von der schaumgeborenen Venus Ursprung gegeben haben.

Am Abend des Tages, an welchem die Entrevue Kaiser Wilhelm's II. und König Oskar's stattgefunden hatte, lief die „Hohenzollern" in den gepriesenen Geiranger-Fjord ein und warf vor Merok Anker. Die Zeit des Kaisers wurde durch wichtige Regierungsgeschäfte beansprucht, und am Sonntag den 26. Juli, unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes, wurden wir mit der Allerhöchsten Bestimmung bekannt gemacht, daß die Reise um sechs Tage verkürzt werden und daß die Kaiserliche Yacht am 30. Juli in Kiel eintreffen

sollte. Zwischen Merok und Kiel wurde nur Bergen angelaufen, welches am Abend des 27. erreicht und am Morgen des 29. Juli verlassen wurde.

Während des ersten Tages der Heimreise blieb das Wetter unverändert schön, die See ruhig. Wir liefen mit 18 Knoten Geschwindigkeit. Eine wundervolle Nacht folgte dem Tage, eine echte Sommernacht ohne die Dämmerung der höheren Breiten. Am Himmel stand der Mond, und die Sterne leuchteten im gewohnten Glanz. Die Stille ward nur unterbrochen durch das Rauschen des durchschnittenen Wassers und das Arbeiten der Maschine. Es machte einen eigenen Eindruck, so schnell, auf so gewaltigem Schiff das Meer zu durcheilen. Das letzte norwegische Leuchtfeuer war schon seit Stunden unter den Horizont gesunken, als die „Hohenzollern" Jütlands Nordspitze, das Kap Skagen bei mäßiger Dünung passirte. Gar mancher Seemann wird sich einer ernsten Stimmung nicht erwehren können, wenn er hier vorüberfährt. Der „Jammerbucht", in der Nähe des Kaps, hat der Volksmund ihren Namen gegeben, zur Erinnerung an den Jammer, welchen das Stranden vieler Fahrzeuge auf den Untiefen der Bucht, bei Nacht und Nebel, den untergehenden Seeleuten und ihren Lieben in der Heimath bereitet hat. Erst vor Kurzem haben wir von einer Trauerfeier daselbst gelesen, zu Ehren der Besatzung von gestrandeten Torpedobooten unserer Marine.

Am Morgen des letzten Fahrttages befand sich die Kaiserliche Yacht bereits inmitten des Kattegat. Der Himmel war bewölkt, die Luft schwer und drückend, gerade so, als herrschte Föhnwetter. Das schöne Schloß Kronborg, welchem nicht nur seine „Hamlet-Terrasse", sondern auch seine Architektur Romantik verleiht, lag düster da, als wir in den Sund einfuhren, und die der Kaiserstandarte geltenden Salutschüsse legten weiße Wolkenballen auf das graue Wasser.

Auf der Höhe von Kopenhagen fiel vorübergehend dicker Nebel ein, und als bald darauf die „Hohenzollern" beidrehte, um den dänischen Lotsen abzusetzen, wirbelten ihre Schrauben den weichen Grund auf und gaben der See die gelbliche Trübung des Schlammwassers.

Am Abend dieses Tages, wenige Stunden, ehe Kiel erreicht wurde, versammelte der Kaiser zum letzten Male sein Gefolge um sich zur Tafelrunde. Dem Grafen von Görtz fiel die Ehre zu, Seiner Majestät aus vollem Herzen den Dank der Anwesenden zum Ausdruck zu bringen.

Der Kaiser erhob sich und gedachte in seiner Rede auch unseres Antheils an dem schönen Verlauf der vierwöchentlichen Reise, als eines Verdienstes. Wohl durfte ein Jeder von uns mit dem Bewußtsein scheiden, daß er seine Pflicht gethan; aber sich ein Verdienst dafür beizumessen, das lag einem Jeden fern. Es ist kein Verdienst, einem Herrn zu dienen, dem die Gewalt über den Menschen nichts von seiner Werthschätzung für den Menschen rauben konnte; der durch die Macht seiner Persönlichkeit einen zwingenden Zauber ausübt; der in dem Scepter des deutschen Kaisers das Symbol der Arbeit für die Größe und Wohlfahrt der deutschen Nation sieht.

Und diese Arbeit trat nun wieder im ganzen Umfang an den Kaiserlichen Herrn heran, als derselbe am Vormittag des 31. Juli das Schiff verließ und den Fuß auf Deutschlands Boden setzte.

Heinrich von Treitschke.

Von

Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

Es wird bald ein halbes Jahrhundert vergangen sein, als bei einer Feier in der Kreuzschule zu Dresden einer der Schüler, eine jugendlich schlanke, doch über sein Alter ernste Erscheinung, in Anwesenheit des Grafen Beust, damals Minister des Cultus, die deutsche Einheit in beredten und ausdrucksvollen Worten feierte. Der tapfere Knabe, der die deutsche Einheit verherrlichte, in einem Augenblick (1849), wo ihre Freunde überwältigt und entmuthigt vom Kampfplatz traten, der Primaner, dessen Worte dem Führer der sächsischen Reaction unvergeßlich sich einprägten, war Heinrich von Treitschke. Jener Vorgang, den Beust selbst in seinen Memoiren erzählt, darf wohl an die Spitze dieser Studie treten: denn im Schüler zeigt er schon das ganze Wesen des Mannes, seine leidenschaftliche Liebe für die Einigung des deutschen Vaterlandes, und den freien Sinn, der kühn und unerschrocken zu seiner Ueberzeugung sich bekennt[1]).

I.

Treitschke's Heimath ist das obersächsische Land, dem Deutschland von Pufendorf bis Richard Wagner eine so vornehme Reihe streitbarer Männer von starker und stolzer Eigenart verdankt. Seine Vorfahren gehörten zu jenen böhmischen Lutheranern, die in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges über das Erzgebirge nach Sachsen gewandert waren, tapfere, thätige, in aller Noth frohmuthige Menschen, der beste Theil der böhmischen Volkskraft. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts erlangte ein Treitschke die angesehene Stellung eines Hof- und Justizraths in Dresden, und seine Söhne, die in die kursächsische Armee eintraten, wurden am 25. Juli 1821 in den Adelstand erhoben. Einer von diesen, Eduard Heinrich, der sich mit einem Fräulein von

[1]) Für die obige Studie bin ich durch Mittheilungen von vielen Seiten in freundlichster und dankenswerthester Weise unterstützt worden, insbesondere von den Hinterbliebenen Treitschke's und von meinem Freunde Professor Schiemann, der eine Biographie des Verewigten vorbereitet.

Oppen vermählte, wurde Treitschke's Vater; ein tüchtiger Officier, so hat ihn der Sohn selbst geschildert, pflichttreu und streng, hochgebildet und auch literarisch thätig. Er hatte das Glück gehabt, als siebzehnjähriger Freiwilliger 1814 an Bülow's niederländischem Feldzug und an der Belagerung Antwerpens theilzunehmen, und die Erzählungen des gut sächsisch, aber auch gut deutsch gesinnten Vaters von seinen Waffenthaten und den Helden der Freiheitskriege mögen zuerst den patriotischen und kriegerischen Sinn in der Seele des Knaben geweckt haben, der ihm am 15. September 1834 geboren wurde. Es war ein ungewöhnlich begabter Knabe, der mit einer edlen und reinen Gemüthsart die schönsten Fähigkeiten des Geistes und einen früher erwachten dichterischen Sinn verband, aber zugleich ein derber Junge, wild und ungestüm, ganz kindisch in seinem tollen Uebermuth. Mehr noch als für griechische und römische Helden schwärmte er für Blücher, und in einen alten Mantel gehüllt, seinen „Blüchermantel", redete er den Geschwistern mit kräftigem Pathos von seinen Kämpfen und Schlachten und von den Kugeln, die ihm den Mantel durchlöchert. Auch die Mutter, eine eifrige Leserin der Romane von Willibald Alexis, lenkte seine jugendliche Begeisterung auf die Helden der preußischen Geschichte. So wuchs er zu einem Knaben heran, der bestimmt schien, der Laufbahn des Vaters mit Auszeichnung zu folgen, als das Glück der hoffnungsfrohen Kindheit durch das Unheil einer schweren Krankheit gebrochen wurde. „Wie viele flattern dahin ihr Leben lang, wie mit gelähmter Schwinge," so hat er später von seinem Heinrich von Kleist geschrieben, „weil ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall sie ausschließt von dem Wirkungskreise, in dem sie ihr Höchstes, ihr Eigenstes leisten konnten." Eine leise klagende und mit tiefem Weh entsagende Erinnerung an das Unglück, das dem Thatendurstigen die Welt der Thaten für immer verschloß. Es war die Masernkrankheit, die den Knaben überfiel, sein Leben gefährdete und dem Genesenen ein unheilbares Ohrenleiden zurückließ. In einem ergreifenden Gedicht voll tiefster Empfindung hat Treitschke als Student das lastende Leid seines Gebrechens geschildert, aber zugleich den mannhaften Sieg des stolzen Geistes über das Elend des Körpers verherrlicht:

„Da stehst du vor mir, Zimmer traut bekannt,
Der Knabenkämpfe laute Schlachtenstätte!
Lichtstrahlen spielen an der gelben Wand,
Ich liege krank im engen Kinderbette . . .
Die Eltern steh'n um einen fremden Mann —
Ich wund're mich, was sie so leise sprechen.
Er schaut sie ernst und achselzuckend an —
Die Mutter weint, als sollt' ihr Herz zerbrechen . . .
Mein Vater trat zum Bett' und hielt den Mund
Dicht an mein Ohr — ich höre jetzt noch klingen
Der Worte lieben Hall: du bist gesund,
Bald wirst du wieder froh im Freien springen."

Er wandert hinaus zu der Bank, wo er sonst zu rasten pflegte; er lauscht dem Gezwitscher der Vögel, dem Sange der schaffenden Mägde — umsonst:

„Im Winterschlafe liegt die Sommerwelt.
Nein, horch, jetzt tönt es — ach, wie matt und leise!
Von fern, ein Fremdling kam mir jeder Ton:
Da ward mir angst; ich floh nach Haus zurücke,
Bis mich der Vater rief: Mein armer Sohn!
Und mir erzählte von des Fiebers Tücke . . ."

Er schildert dann die Qualen, die sein junges Leben verdüstern: wie er ein Fremder bleibt in dem sangesfrohen Chor der Freunde, wie das süße Wort der Liebe sein Ohr verschlossen findet — die Verzweiflung faßt ihn:

„Und frech und lästernd flucht' ich meinem Gotte:
Was hast du nicht mit deinem Donnerstrahl —
Du bist ja reich an Schrecken — mich erschlagen?"

Aber nur einen Augenblick — dann reckt er sich empor, und er gelobt sich, mannhaft den schweren Kampf zu bestehen:

„Du nahst der Welt mit einer Welt voll Liebe,
Dein Zauber ist das muthig freie Herz —
Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?
Nein, hören wirst du, was nicht Einer hört:
Im Menschenbusen die geheimsten Töne . . .
Und schaffen sollst du, wie der Beste schafft:
Des Muthes Flammentröstung sollst du singen . . .
Kein Leid, das nicht die Tröstung in sich trüge.
Auf jedes Trittes Spur die Freude lacht —
O, wie sie strahlet: — all' dein Gram ist Lüge."

Der tiefe, sittliche Ernst dieser Dichtung ist keine dem reiferen Alter vorweg genommene Errungenschaft. Schon auf der Kreuzschule in Dresden, die Treitschke seit 1846 besuchte, machte er den Mitschülern durch seinen Charakter fast noch mehr als durch seine Kenntnisse den Eindruck frühzeitiger Ueberlegenheit. Der Jüngste und der Erste in jeder Classe, wurde er Lieblingsschüler des Directors der Anstalt, Klee, der, wie Treitschke oft bekannt hat, durch seine mannhafte Persönlichkeit und durch seine das selbständige Denken weckende Lehrweise tief und nachhaltig auf ihn wirkte, während die lebendigen Geschichtsvorträge des Historikers Helbig, eines begeisterten Anhängers der deutschen Einheit, die patriotischen Empfindungen mächtig in ihm erregten. In dieser Stimmung erlebte der feurige und hochstrebende Knabe den Frühlingssturm des Jahres 1848, der auch sein Wesen in der Tiefe aufrüttelte und dem er in allem Wandel seiner politischen Ansichten immer eine unverkennbare Theilnahme bewahrt hat. Der warme Pulsschlag jener Tage, das Aufathmen nach Jahre langem dumpfen Schweigen, die an nichts zweifelnde Hoffnungsseligkeit, lebten in seiner Erinnerung um so schöner und reiner, je weniger er die Sorgen und Gefahren des Augenblicks zu würdigen vermocht hatte[1]). Er schwärmte, wie sich für einen rechten Primaner damals ziemte, für die Republik, und nur das strenge Verbot der Mutter konnte ihn hindern, bei dem Dresdener

[1]) So urtheilt Treitschke selbst in einem (anonym veröffentlichten, aber zweifellos von ihm herrührenden) Aufsatz über Gottfried Keller, „Preußische Jahrbücher", Bd. V, S. 75 (1860). Vergl. auch den Nachruf für Max Duncker. 1886.

Maiaufstand von 1849, den er später als „die unsaubere Erhebung der particularistischen Demokratie unter dem Banner der Reichsverfassung" verurtheilt hat, den Bau der Barrikaden in der Nähe zu besichtigen. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. schmerzte ihn tief, und der klägliche Zusammenbruch der so verheißungsvoll begonnenen Bewegung ernüchterte seine Schwärmerei: allein die patriotische Leidenschaft und die Begeisterung für die deutsche Einheit schlugen in ihm nur noch tiefere und festere Wurzeln. Noch lebt unter seinen ehemaligen Mitschülern die Erinnerung an einen freien Vortrag (vielleicht eben der von Beust gehörte) über die Politik Preußens und Oesterreichs am Ausgang des 18. Jahrhunderts, in welchem der jugendliche Primaner den Gedanken der Einigung Deutschlands durch Preußen in gewandter, von feurigem Pathos getragener Rede und mit sicherem und selbständigem Urtheil vertheidigte. „Die anerkennenden Worte," so erzählte mir ein Zuhörer, die Helbig nach dem Vortrag an den Redner richtete, „waren uns Allen aus der Seele gesprochen."

Ostern 1851 — erst sechzehn Jahre alt — bestand Treitschke die Abgangsprüfung von der Kreuzschule, er, wie sein Mitschüler Hultsch[1]), mit der ungewöhnlichen Auszeichnung einer I mit dem Stern. Im Archiv der Kreuzschule wird noch Treitschke's deutscher Aufsatz aufbewahrt, ein glänzendes Zeugniß für den idealen Schwung und die frühe und freie Selbständigkeit seines Charakters und seiner Denkweise. Es ist eine Erläuterung von Goethe's Spruch: „Wer recht will thun immer und mit Lust, der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust." Treitschke preist darin das Glück kindlich reiner und unschuldiger Gottesliebe, ebenso wie die nur auf Instinct beruhende treue und gewissenhafte Pflichterfüllung; aber höher stellt er doch den Mann, der „vom Baum der Erkenntniß genossen hat" und mit geschärftem Blick und gereifter Einsicht unbeirrt seinem hohen Ziele entgegengeht, den Mann, „dessen ganzes Dichten und Trachten von dem befruchtenden Thau der Liebe übergossen, dessen Leben gleichsam ein großes inbrünstiges Gebet ist." Zeigte Treitschke in diesem Aufsatz — wie die meisten Arbeiten der nächsten Jahrzehnte ein ganz persönliches Bekenntniß — bereits jenes Ideal sittlicher Freiheit, dem er sein Leben lang treu geblieben ist, so gab ihm die französische Abhandlung: „On peut marcher à sa ruine par une route toute couverte d'arcs de triomphe" reiche Gelegenheit, in einer entrüsteten Schilderung der Günstlings- und Maitressenwirthschaft früherer Jahrhunderte seine umfassenden Geschichtskenntnisse und die volle Beherrschung der französischen Sprache zugleich zu beweisen. Der letzte Schultag brachte ihm einen letzten Triumph, als er bei der feierlichen Entlassung der Abiturienten im Saale der Dresdener Stadtverordneten ein eigenes Gedicht vortrug über den Untergang der Dithmarschen und nach einer Anspielung auf die Preisgebung Schleswig-Holstein's an Dänemark mit den zukunftsfrohen Worten schloß: „Ja tobt nur, tobt, ihr Wogen, schlagt wild an unsern Kiel, Wir bringen's doch zu Ende, wir kommen doch zum Ziel"[2]).

[1]) Gegenwärtig Oberschulrath in Dresden. Ihm danke ich die obigen Mittheilungen über Treitschke's Schulzeit.

[2]) Gedruckt in Treitschke's „Vaterländischen Gedichten" (1856).

Die Eltern hätten gewünscht, daß der Sohn in der Heimath bleibe, wo ihm seine ungewöhnliche Begabung und die angesehene Stellung seiner Familie eine glänzende Zukunft zu sichern schienen. Treitschke selbst fühlte früh die tiefe Kluft, die ihn und das Sachsen des Grafen Beust trennte. Es war ihm einmal begegnet, daß in einer Gesellschaft höherer Beamten und Militärs einer der Anwesenden unter plumper Hindeutung auf sein Leiden ihm den Rath gab, doch die „Stallcarrière" zu ergreifen, da er ja so gut zu reiten verstehe. Er war längst entschlossen, sich ganz den Wissenschaften und der Dichtkunst zu weihen, und erreichte es, daß er zum Studium der Staatswissenschaften zunächst die Universität Bonn besuchen durfte.

In Bonn fand Treitschke den rechten Boden, den seine reiche Begabung zu allseitiger Entwicklung bedurfte, eine Fülle neuer und starker Eindrücke, die den Jüngling nach dem dumpfen Zwange des damaligen sächsischen Lebens mit doppelter Stärke ergriffen. Schien es ihm doch, als sähe er am Rhein den ganzen Reichthum des deutschen Volkslebens mit allen seinen Gegensätzen wie zu einem Mikrokosmos vereinigt: der zu neuer Blüthe trotzig aufstrebende Katholicismus in dem protestantischen Großstaat mit seiner militärischen Macht und seiner freien und stolzen Wissenschaft; die trauliche Enge des norddeutschen Familienlebens neben der ungebundenen Fröhlichkeit des Südens und Westens, und unter den Trümmern der Ritterburgen „ein ganz bürgerliches demokratisches Geschlecht, das die trennenden Schranken mittelalterlicher Standesbegriffe schier völlig übersprungen hat und mit der rastlosen Thätigkeit moderner Menschen auf seiner Welthandelsstraße sich tummelt". Er traf gute Freunde in Bonn, seinen Landsmann Alfred von Gutschmid, mit dem er eine Zeit lang zusammenwohnte, dann Alfons Oppenheim, den späteren bedeutenden Chemiker. Er verkehrte viel bei Clemens Perthes, dem Freunde Roon's, bei dem er Geffcken kennen lernte, und er pflegte in späteren Jahren gern zu erzählen, wie Perthes ihm, dem heißblütigen Strudelkopf, den kühl bedachtsamen Geffcken zuweilen als Muster hingestellt habe. Unter den Professoren, deren Vorlesungen er besuchte, ohne ihnen regelmäßig folgen zu können, waren Ernst Moritz Arndt, dessen kerniges Wesen ihm mehr gefiel als seine wissenschaftlichen Leistungen, Otto Abel, der so viel verheißende und so früh verstorbene schwäbische Historiker, an dessen geschichtlichen Uebungen er mit lebhaftem Interesse theilnahm, Simrock, der seine poetischen Versuche mit ermunterndem Beifall aufnahm, vor Allem aber Friedrich Christof Dahlmann, der große Historiker und Politiker, dessen Persönlichkeit und dessen Vorträge ihm einen unauslöschlichen Eindruck machten. Zwei echte Vertreter ihrer Volksstämme, Dahlmann und Treitschke, der kühle und feste Niedersachse und der warmherzige Obersachse; beide Typen für das Leben unseres Volkes, für den Gang unserer Geschichte, gleich unentbehrlich und gleich bedeutungsvoll. Dahlmann hatte den jungen Studenten Anfangs mit abweisender Zurückhaltung empfangen; als er aber ein Empfehlungsschreiben des Directors Klee gelesen, gab er ihm mit freundlichen Worten die Hand und sah ihn mit durchdringenden Blicken lange an. „Da" — so schreibt Treitschke dem Vater — „wurde mir ganz eigen zu Muth, es war ein Augen-

blick, wo ich deutlich mir bewußt ward, wieviel ich zu thun habe, und den festen Entschluß faßte, zu leisten, was ich leisten kann." Fortan saß Treitschke regelmäßig zunächst an Dahlmann's Lehrstuhl, und bald öffnete sich ihm auch Dahlmann's Haus, wo er den ernsten Mann in milder Freundlichkeit und heiterer Laune kennen lernte.

Treitschke hat später gemeint, der sittliche Gewinn, den die Jugend von Dahlmann's das Gewissen erschütternden Vorträgen, von seinem edlen Freimuth davontrug, sei fast noch reicher gewesen, als die wissenschaftliche Belehrung. Spricht aus diesem Urtheil die eigene Erfahrung, so dürfen wir hinzufügen, daß für Treitschke das Vorbild Dahlmann's um so bestimmender werden mußte, als gewisse Eigenschaften und Regungen seines Innern dem Charakter und der Anschauungsweise des gefeierten Lehrers verwandt entgegenkamen. Bei aller stürmischen Leidenschaftlichkeit und übersprudelnden Aeußerlichkeit eine durchaus tief angelegte Natur und in Folge seines Leidens noch mehr geneigt, Welt und Leben mit sittlichem Ernste zu erfassen, ein heiß pochendes und begehrendes Herz, aber ein fester und reiner Wille, fand Treitschke in Dahlmann's ernster Männlichkeit den sicheren Leiter, an dem seine erregbare und empfängliche Jugend sich in fester Richtung weiter entwickeln konnte. Was in seinem historisch-politischen Empfinden bisher unbestimmtes Gefühl gewesen war, erhob sich jetzt in Dahlmann's Schule zu klarer Erkenntniß und fester Ueberzeugung. Er lernte den Gang der deutschen Geschichte mit den Augen des Protestanten und des Preußen betrachten, in Luther und Friedrich dem Großen die Träger der deutschen Entwicklung erkennen, die Bedeutung und das Recht der großen Persönlichkeiten achten. Für seine Ansichten von der Natur des Staates, vom Wesen des modernen Liberalismus, von den höchsten Aufgaben des Geschichtschreibers gewann er bei Dahlmann grundlegende Anschauungen, von denen er nie wieder abgewichen ist, wenn er sie auch aus seinem innersten Selbst heraus umgebildet hat. Mit Dahlmann, der die vertragsrechtliche Auffassung vom Staate immer bekämpft hatte, begriff er den Staat als „eine ursprüngliche Ordnung, einen nothwendigen Zustand, ein Vermögen der Menschheit". Er verwarf die aus Frankreich herüber gekommene naturrechtliche Begründung der modernen constitutionellen und liberalen Bewegung, aber er erkannte Verfassung und Selbstverwaltung als nothwendiges Ergebniß der historischen Entwicklung. Ich weiß nicht, ob er nicht auch schon von Dahlmann, der mit den Alten gleichzeitige Geschichtschreibung für die einzige ihres Namens vollkommen würdige ansah, die Neigung für die neuere Geschichte übernommen hat; sicher ist, daß die harmonische Verbindung von Wissenschaft und Leben, die er in Dahlmann bewunderte, auch ihm fortan als Ideal vorschwebte.

Aehnliche Eindrücke, wie in den Vorlesungen von Arndt und Dahlmann, empfing Treitschke auch in der Burschenschaft „Franconia", der er im zweiten Bonner Semester mit seinem Freunde Oppenheim beitrat und zu der er immer treu gehalten hat. Das Verlangen nach der Einigung Deutschlands durch Preußen war auch in diesem Kreise die gemeinsame Grundlage der politischen Ueberzeugungen. Gesellig und mittheilsam, pflegte Treitschke gern an den Zu-

sammenkünften der Burschen theilzunehmen, unter denen die Ueberlegenheit seiner Kenntnisse anerkannt war, und oft bei den fröhlichen Studentenfesten sah man den schlanken Jüngling mit den dunklen und ernsten, fast schwermüthig blickenden Augen sich erheben, um eines seiner patriotischen Gedichte vorzutragen oder mit der Macht seiner Beredtsamkeit die Freunde hinzureißen. Wenn man dann aber nach Mitternacht auseinander ging, so eilte er nach Hause, um noch in Dahlmann's Politik oder in Pertz' Leben des Freiherrn vom Stein bis Tagesanbruch zu arbeiten.

Das Leben an den rebenbekränzten Ufern des Rheins, diese Zeit frischer und schöner Eindrücke, ernster Arbeit und fröhlichster Lust, ist Treitschke immer als die herrlichste Zeit seiner Jugend erschienen, und oft klingt durch seine späteren Gedichte die Sehnsucht nach dem Rhein und seinen Freuden. Schwer nur riß er sich los, als der Vater den Besuch der Landesuniversität Leipzig dringend verlangte, und der ganze Schmerz des Abschieds zittert in den Worten, die der Achtzehnjährige kurz vor dem Weggang an die Eltern richtete. „Nächsten Donnerstag Abend," so schreibt er in den ersten Tagen des August 1852, „denkt an mich, dann stehe ich oben auf dem Rolandsbogen und sehe zum letzten Mal den Kölner Dom und die Bonner Rhenana im Abendrothe schimmern, höre zum letzten Mal des Rheines Wellen an die buschigen Klosterinseln anschlagen, während fern die Königin der Eifel, die Olbrücker Burg, im nächtigen Nebelgrau versinkt. Zum letzten Male werde ich es sehen, und jede frohe Stunde, die ich hier durchschwärmt, jedes wackere Wort, das mir hier je aus eines Freundes Mund getönt, jeder Gedanke an mein großes Vaterland, den mir je der deutsche Strom erweckt, wird vor mich treten, wenn ich gierigen Auges die geliebte Landschaft auffauge, und noch in fernen Jahren soll mich von bösen und trüben Gedanken die Erinnerung retten an den Rhein. Ja, der Rhein, der Rhein, das sei der Schluß des letzten Briefes, den ich Euch von Bonn sende."

Diese drei ersten Semester sind Treitschke's entscheidende Lehrzeit, obschon er selbst bei einem Rückblick auf seine Entwicklung einmal gemeint hat, er habe seit der Kreuzschule keinen eigentlichen Lehrer mehr gehabt. In Bonn haben seine preußischen Neigungen aus unsicheren Gefühlen zu einer festen preußischen Staatsgesinnung sich abgeklärt, seine wissenschaftliche Denkweise hat auch für Staatswissenschaften und Nationalökonomie für immer die Form der geschichtlichen Betrachtung und Erkenntniß angenommen. Die nächsten Jahre mit ihren vielseitigen Studien und Anregungen haben den Umfang seiner Kenntnisse erweitert, ohne deren feste Grundzüge zu verändern.

In Leipzig, wo er im October 1852 immatriculirt wurde, wollte ihm weder das wissenschaftliche noch das gesellige Leben behagen. In Bonn hatte er, wie wir sahen, mehr Geschichte getrieben; jetzt erinnerte er sich wieder seines eigentlichen Studiums und besuchte Vorlesungen über Staats- und Cameralwissenschaften, Nationalökonomie und Polizeiwissenschaft bei Albrecht, Biedermann und vorzüglich bei Roscher, dessen historische Behandlung der Nationalökonomie ihn besonders anzog. Aber sein wachsendes Leiden hinderte ihn, den Vorlesungen zu folgen, so daß er sich bald allein auf die Durch-

arbeitung fremder Hefte beschränkt sah, die er dann freilich bei seinem immer gleichen und gewissenhaften Fleiße bald besser kannte als die Eigenthümer selbst. In den wenigen Mußestunden, die er der wissenschaftlichen Arbeit abgewann, erfrischte er sich an einer dichterischen Arbeit, einer Verherrlichung jenes phantastischen Sängerkönigthums, das einst die Grafen von Rappolstein im Elsaß verwalteten — ein Stoff, den Wilhelm Jensen später in dem Roman „Die Pfeifer vom Dusenbach" behandelt hat. Den studentischen Verbindungen hielt er sich fern, dagegen nahm er damals Tanzstunde und fand mit Freude, daß die sprüchwörtliche Schönheit der Sächsinnen doch keine Fabel sei.

Schon nach zwei Semestern schied er von der Universität, die seinem hochstrebenden Geiste die rechte Anregung versagte, und kehrte nach Bonn zurück, wo ihn Dahlmann, Simrock, Perthes mit der alten Freundlichkeit aufnahmen. Die Studien, denen er sich zuwandte, zeigen, wie fest er sein Ziel — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft — im Auge behielt. Er treibt landwirthschaftliche Abschätzungslehre, abermals Polizeiwissenschaft (bei Kaufmann) und sucht selbst in die Geheimnisse der Börse und des Verkehrs mit Staatspapieren einzudringen. Da es ihm nothwendig schien, auch Technologie zu studiren, so ging er zum Sommer 1854 nach Tübingen, wo er bei Voltz eine Vorlesung über dieses Fach besuchte. In der Ruhe des „akademischen Flachselfingens" von Schwaben, dessen selbstgenügsames Stillleben ihm gründlich mißfiel, beendete er zugleich eine größere Untersuchung über die Productivität der Arbeit, die er in Freiburg ins Lateinische übersetzte und deren Einsendung ihm von der Leipziger Universität den Doctorgrad erwarb (November 1854)[1]. Dort in Freiburg, wo er zehn Jahre später als akademischer Lehrer wirken sollte, hat der eben Zwanzigjährige vor seinem Freunde Wilhelm Nokk[2] und einigen anderen Zuhörern sein erstes Colleg gehalten, Vorlesungen über Nationalökonomie, deren Erfolg ihm das Vertrauen in seine rednerische Begabung stärkte. So wohl es ihm in Freiburg gefiel, so ging er dann doch im Winter 1854 nach Heidelberg, um noch ein Colleg über politische Oekonomie zu hören und auf der reichen Universitätsbibliothek zu arbeiten. Es wurde sein letztes und sein unerfreulichstes Semester: er gerieth in Händel mit einem der Corpsburschen, die dort das Studentenleben beherrschten, und in ein Duell, das ihm eine Carcerstrafe zuzog. Nach acht Tagen durfte er das Carcer verlassen, wie er halb verdrießlich, halb behaglich erzählte, nach altem Burschenrecht mit einem braun-weiß-schwarzen Bande, was bedeutet: Bier, Unschuld, Rache.

Den vier glücklichen Studienjahren, in denen Treitschke festen Ganges vorwärts und aufwärts geschritten war, folgten zwei Jahre, in denen seine Entwicklung, unsicher über Ziel und Richtung, gleichsam zum Stillstand kam. Der Vater, bei dem er den Sommer 1855 verlebte, drängte wieder zum Eintritt in den sächsischen Staatsdienst, wenigstens zu einer Probezeit in einem Ministerium.

[1] Die Arbeit, die ungedruckt blieb, führte den Titel: „Quibusnam operis vera conficiantur bona".

[2] Später Treitschke's Schwager und gegenwärtig Staats- und Cultusminister in Baden.

Allenfalls zu letzterem wäre Treitschke, der bei Dahlmann den Werth praktischer Kenntniß des Staatslebens schätzen gelernt hatte, bereit gewesen; einer Beamtenlaufbahn in Sachsen war er nach wie vor gründlichst abgeneigt. Nach manchen Schwankungen folgte er einer Einladung Aegidi's, dem er durch eine Rede bei einem studentischen Feste außerordentlich gefallen hatte, und ging nach Göttingen, um sich an der dortigen Universität zu habilitiren. Ein eigener Zufall führte damals — in der Mitte der fünfziger Jahre — in Göttingen eine Anzahl junger Männer zusammen, die später in der Geschichte Deutschlands eine ganz verschiedenartige, aber gleich bedeutsame Rolle spielen sollten: Miquel, Bennigsen und Windthorst, die dort als Rechtsanwälte oder Mitglieder des Landgerichts lebten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Treitschke dem Einen oder dem Andern dort bereits begegnet ist; im Ganzen verkehrte er noch viel in studentischen Kreisen, namentlich bei der Burschenschaft der grünen Hannoveraner, unter denen er viele alte Freunde von der Bonner Franconia, auch Alfons Oppenheim, wiederfand, und man sah ihn wohl zuweilen im Schmuck der schwarz-roth-goldenen Farben stolz durch die stillen Straßen Göttingens reiten. Mit rastlosem Fleiße arbeitete er weiter, um das große Problem, das ihn am meisten fesselte, das Wesen des Staates, immer tiefer zu ergründen und allseitiger zu erfassen. Die Lehren des Aristoteles von der „Autarkie" des Staates, der sich selbst müsse genügen können, und des Macchiavell, der die Macht als das Wesen des Staates nachwies, prägten sich ihm unauslöschlich ein und überzeugten ihn von der Nichtigkeit der deutschen Zwergstaaten. Daneben las er eifrig die großen Werke, die jene Blüthezeit deutscher Geschichtschreibung in den fünfziger Jahren hervorbrachte und von denen er namentlich Mommsen's Römische Geschichte als das schönste Geschichtswerk in deutscher Sprache bewunderte.

„Glücklich der Jüngling," ruft einmal Treitschke, „den ein harmonischer Genius früh auf eine bestimmte Bahn des Schaffens hindrängt." Für ihn kamen die Stunden qualvollen Zwiespalts, Stunden, in denen die Wissenschaft der Dichtkunst weichen mußte. Gleich vielen begabten und grüblerischen Naturen mochte auch ihn, bei dem Uebergang vom Lernen zum Lehren, zuweilen der Zweifel beschleichen an der eigenen Befähigung. Wie, wenn er doch nicht zum Gelehrten, wenn er zum Künstler, zum Dichter geboren wäre? Fühlte er nicht in seinem Innern mit zweifelloser Gewißheit die Gaben des Künstlers, das offene Auge für die bunte Welt der Wirklichkeit, die rege Lust an ihrem Treiben, die Fähigkeit, jede Erscheinung in ihrem eigenen Leben und in ihrer besonderen Schönheit zu erfassen? Sollte er nicht wenigstens versuchen, die Gestalten, die seine reiche und glühende Einbildungskraft hervorzauberte, mit schöpferischer Kraft ins Leben zu rufen und mit dramatischer Energie zu vergegenwärtigen? Er ließ den Gedanken an die Habilitation wieder fallen und nahm sich vor, Journalist zu werden, um daneben seine dichterische Begabung zu reicher und voller Entfaltung zu bringen. Allein der erste Versuch, den er wagte, mißlang. Durchblättern wir heute die beiden Gedichtsammlungen[1]), die er damals der Oeffentlichkeit übergab, so verstehen

[1]) „Vaterländische Gedichte" (1856) und „Studien" (1857).

wir leicht, daß sie dem Verfasser den ersehnten Lorbeer versagten. In der müden Zeit nach den jähen Erschütterungen der Jahre 1848 und 1849, in den Tagen, da man mit Mirza-Schaffy und Waldmeister liebte und bechrte, mußte der eherne Klang dieser Verse wirkungslos verhallen. Aber schwerer verstehen wir, daß der Mann, der alle seine Schriften mit der Eigenart seiner Persönlichkeit erfüllt hat, gerade seinen Gedichten so wenig von seinem Fleisch und Blut mitgetheilt hat. Es sind formenschöne Gedichte, welche die Kämpfe an der deutschen Nordmark besingen, dem Heldengeschlecht der Oranier und dem großen Bauernbefreier, dem Freiherrn vom Stein, huldigen, die Erniedrigung des deutschen Michel's beklagen und die Einigung Deutschlands herbeisehnen, dazwischen, Nachhall der Jahre am Rhein, zuweilen eine leichtere Weise, aber selten, höchst selten ein persönlicher Ton, recht wirkungsvoll nur einmal in jenem erschütternden Gedicht, in dem er die Ueberwindung seines Leidens als ein Sieger gefeiert hat.

In schweren und ernsten Kämpfen hat der hochsinnige und reich begabte Jüngling damals zu Klarheit und Selbsterkenntniß sich hindurch ringen müssen. Wir wissen wenig von diesen Stürmen: nie sprach er in späteren Jahren davon, und die gleichzeitigen Briefe verhüllen schamhaft das Geheimniß seiner innersten Kämpfe. Nur in den Schriften der nächsten Zeit, namentlich in dem herrlichen Heinrich von Kleist, in dem tiefen Mitgefühl mit ringenden und leidenden Dichtern und Denkern, fühlt man noch den wühlenden Kampf dieser Tage. Schwer lastete auf ihm auch sein Leiden, das sich gerade damals rasch verschlimmerte und den mittheilsamsten aller Menschen mehr und mehr von aller Geselligkeit auszuschließen drohte. Um so schmerzlicher empfand er in seiner Vereinsamung den Gegensatz zu dem mit kindlicher Liebe verehrten Vater, dem seine entschieden preußische Gesinnung und die freiere Form seiner religiösen Ueberzeugungen ernsten Anstoß erregten. Er fühlte sich wie ausgestoßen, als Preuße aus der sächsischen Heimath, als Schriftsteller und Dichter aus jenen Kreisen, in die ihn seine Geburt gestellt hatte. Wie oft spricht er in seinen Schriften von diesen Gegensätzen, von der Trennung von Heimath und Vaterhaus, und wenn ihn das sichere Bewußtsein sittlicher Pflichterfüllung, die erhebende Gewißheit eines hohen Berufes und der freudige Stolz des freiesten und persönlichsten Denkens darüber hinweg heben, so fühlt man doch, wie die in diesen Kämpfen geschlagenen Wunden lange noch schmerzten.

Wie es scheint, war es der Wunsch nach wirthschaftlicher Selbständigkeit, vielleicht auch der geringe Erfolg seiner Dichtungen, der aus schwankenden Erwägungen einen festen Entschluß hervorrief: den Entschluß, der Dichtkunst zu entsagen und sich der Wissenschaft und Politik allein zu widmen. Er knüpfte gleichsam wieder an die Eindrücke an, die er einst in Bonn bei Dahlmann empfangen hatte. Mit dem wissenschaftlichen Ernst aber und dem geläuterten sittlichen Willen verbanden sich nun die in den neuen Beruf herüber geretteten Gaben des Künstlers: die Kraft der blühenden Phantasie, die Feinheit der Empfindung, der intuitive Blick.

Der innere Kampf — eine Krisis des geistigen Wachsthums — war ausgekämpft: ob er ahnte, als er von Göttingen nach Leipzig fuhr, daß er neuen und harten Kämpfen entgegenging?

II.

Für den Genesenen begann in Leipzig zunächst eine glückliche Zeit, in der die Fülle seiner herrlichen Gaben, durch einen starken und zielbewußten Willen straff zusammengehalten, in froher und gesegneter Arbeit sich entfaltete. Einige kleinere Abhandlungen, meist nationalökonomischen Inhalts, die er in Bluntschli's Staatslexicon veröffentlichte und die eine ungewöhnliche Begabung verriethen, noch mehr der von Göttingen aus durch Hermann Sauppe, in Leipzig durch Salomon Hirzel verbreitete Ruf von seiner in idealer Begeisterung strahlenden Persönlichkeit, deren jugendfrischen Zauber Gustav Freytag bald mit dem sieghaften Wesen Max Piccolomini's vergleichen sollte, schufen ihm früh einen angesehenen Namen und ebneten ihm den Weg auf der steilen Laufbahn des Schriftstellers und Gelehrten. Rudolf Haym, der damals die Preußischen Jahrbücher ins Leben rief, warb ihn zur Mitarbeiterschaft an den „blauen Heften", aus denen er dann dreißig Jahre lang zum deutschen Volke sprechen sollte; Moritz Busch für die „grünen Hefte" der Grenzboten. Dazu kamen Anträge zur Leitung von Zeitungen, die unter der „neuen Aera" und bei dem wieder aufblühenden politischen Leben zahlreich entstanden. Schließlich zog er es doch vor, in Leipzig zu bleiben, um sich an der Universität als Docent zu habilitiren, was ihm im Januar 1859 gestattet wurde. Die Schrift[1]), die er hierzu verfaßte, ein Denkmal seines außerordentlichen Fleißes und seiner umfassenden Kenntnisse, wendet sich in scharfer Polemik gegen die Versuche von Mohl und Riehl, aus den Staatswissenschaften die Lehre von der Gesellschaft als eine selbständige Wissenschaft herauszulösen. Roscher, der die Arbeit begutachtete und deren Vorzüge in warmen Worten anerkannte, mag Recht haben, wenn er dabei logische und methodologische Strenge vermißte. Was liegt uns heute daran? Wir suchen hinter den todten staatswissenschaftlichen Formeln nach dem lebendigen Verfasser und dessen Anschauungen, und wir finden bald unter scheinbaren oder wirklichen theoretischen Widersprüchen die deutlichen Umrisse eines ganz eigenen, ganz persönlichen Systems. Wir lesen da von dem Staat als der einheitlich geordneten Gesellschaft, die freilich in Deutschland noch fehle, aber unbedingt erreicht werden müsse, von der Wechselwirkung zwischen dem Staate und dem gesammten Culturleben eines Volkes; wir erfahren, daß der Staat dem Gebiet des nach außen gerichteten Willens angehöre und daß er als Gesetzgeber praktischer Ethiker sein müsse; kurz: in einer Zeit, die sich vom Staate, der in den Stürmen des letzten Jahrzehnts so schlecht bestanden hatte, hinweg und socialen und wirthschaftlichen Fragen zuwandte, hören wir aus Treitschke's Schrift das hohe Lied vom Staate und seinem sittlichen Berufe.

Treitschke's Ansichten über den Staat, wie sie jene Schrift bereits im Keime enthält, sind für seine ganze Wirksamkeit, die wissenschaftliche und die politische, von so grundlegender Bedeutung, daß wir schon an dieser Stelle etwas näher dabei verweilen müssen; wir dürfen hoffen, indem wir ihnen nachgehen, auf die eigentliche Wurzel seines Wesens zu stoßen.

---

[1]) „Die Gesellschaftswissenschaft". 1859.

Der Staat, so lehrt Treitschke, beruht nicht, wie man im achtzehnten Jahrhundert meinte, auf einem Vertrage, der erst möglich wird, wenn der Staat bereits gegeben ist; eine uranfängliche nothwendige Ordnung, ist er die unabhängige Macht des rechtlich geeinten Volkes, denn Macht ist sein Wesen. Treitschke geht nicht so weit wie der Philosoph, in dem Staate den realisirten vernünftigen Willen zu erblicken; aber der Staat ist für ihn doch etwas Lebendiges, eine Persönlichkeit im Sinne des Rechts und noch mehr der Ethik, er schreibt ihm ein Leben zu, ebenso wirklich, wie das jedes seiner Bürger, und einen Willen, den er wohl einmal das köstlichste Gut des Staates nennt. Es ist nicht schwer, aus diesen Anschauungen den Einfluß Fichte's und Hegel's heraus zu lesen; den echten Treitschke finden wir, wenn es gilt, die Aufgaben des Staates festzustellen. Treitschke verwirft die dürre Doctrin vom Rechtsstaat ebenso wie die Lehre vom Wohlfahrtsstaat. Denn nicht in den materiellen Gütern fand der Bedürfnißlose das Glück des Lebens, ja nicht einmal in der Bildung. Das Glück sah er in den sittlichen Gütern, in den Mächten des Gemüths, in der Erfüllung des Gebots der Liebe. Darum gehört ihm der Staat in die Welt der Ethik, seine Aufgabe ist vor Allem und hauptsächlich eine sittliche: als Culturstaat soll er erzieherisch wirken und der Ausbildung eines gereiften Volkscharakters dienen. Er hat den Staat einmal geradezu als die wahre „ethische Gesellschaft" bezeichnet. Wer so hoch denkt von dem idealen Berufe des Staates, wird leicht geneigt sein, ihm alles Andere unterzuordnen. In der That opfert Treitschke seinen ethisch-politischen Postulaten unbedenklich das formale Recht. Sittlichkeit und Recht sind ihm nicht identisch, und er findet deshalb im Leben des Staates Fälle, wo gerade die Sittlichkeit das Abweichen vom formalen Rechte gebieterisch fordert. Das positive Recht, meint er, kann selbst unsittlich sein, und der Staat kann sich gezwungen sehen, mit der höchsten sittlichen Befugniß das positive Recht zu zerstören, um das wahre Recht in seine Stelle zu setzen. Denn nicht immer sind sittliche Ziele mit sittlichen Mitteln zu erreichen. Selbst vor der äußersten Folgerung in dieser Gedankenreihe schreckt Treitschke nicht zurück! Wenn der Staat und seine Erhaltung der ethischen Weltordnung angehören, so muß, was ihm frommt, was am höchsten politisch ist, auch am meisten sittlich sein[1]).

Treitschke's Staat, der, wie man sieht, in aller seiner Machtfülle doch hauptsächlich eine moralische Function hat, findet nun seine Ergänzung und zugleich seine Beschränkung in der sittlichen Freiheit der Persönlichkeit. Der Bürger dieses Staates hat ein Recht auf das höchst mögliche Maß persönlicher Freiheit, das Recht, sich selber auszuleben, alle seine Kräfte zu entfalten in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel; und der Staat soll ihm dies Recht gewähren, denn zur Erfüllung seines sittlichen Berufes muß er sich stützen können auf seine Bürger, und in der sittlichen Welt stützt nur, was frei ist. Indem Treitschke den Staat und den Einzelnen in eine sittliche Ver-

[1]) Treitschke's Ansichten finden sich wieder in den schönen Ausführungen Rümelin's; vergl. dessen Rede „Ueber das Verhältniß der Politik zur Moral". Reden und Aufsätze, Bd. I, S. 144 ff.

bindung bringt, beseitigt er zugleich die Anschauung der Alten, die dem Staate die persönliche und sittliche Freiheit des Einzelnen hingaben, und die individualistische Lehre des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Freiheit des Einzelnen nur in der Absonderung vom Staate verstand. Treitschke kennt nur die Freiheit im Staate: persönliche und politische Freiheit sind ihm untrennbar. Wie aber dem Staate die sittliche Pflicht und die physische Nothwendigkeit obliegt, Alles zu fördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient, so besteht hinwiederum für den Einzelnen die sittliche Pflicht und die physische Nothwendigkeit, an einem Staate theilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Gesammtheit fordert, selbst das Opfer des Lebens. „Denn es ist ein historisches Gebot, daß die Menschheit Staaten bilde, schöne und gute Staaten."

Also mit eigenem Rechte und doch in gegenseitiger Abhängigkeit, zugleich bedingend und bedingt, vereinigen sich Staatsgewalt und persönliche Freiheit, wie Pflicht und Recht, in der Sphäre der Sittlichkeit zu harmonischem Leben und Wirken. Wenn nun aber die sittliche Eintracht zwischen Staat und Einzelnem doch gestört wird? Wenn der Staat das Gewissen seiner Bürger verletzt, wenn er — in Treitschke's Formel — unsittliche Forderungen erhebt? In solchem Falle stellt sich Treitschke entschieden auf die Seite des Einzelnen, dem er eine sittliche Berechtigung zum Widerstande ebenso zuspricht, wie er auch eine gewaltsame Umwälzung des Staatslebens an sich weder für gut noch für schlecht, sondern den Umständen nach für sittlich berechtigt ansah. Man sieht: so hoch Treitschke den Staat, dessen Wesen und dessen Beruf stellte, höher noch stand ihm allezeit das Heiligthum der Persönlichkeit, die sittliche Freiheit. Es ist Hegel gewesen, der zuerst das Problem der Jahrhunderte löste, den Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit im Staate aufhob, indem er lehrte, daß der Wille, der dem Gesetze gehorche, nur sich selbst gehorche, und daß das Gesetz nichts Anderes sei, als die sich selbst bestimmende Freiheit. Treitschke, der Hegel's grundlegende Verdienste um die Lehre vom Staate wiederholt anerkannt hat, mag durch die Anschauungen des großen Meisters beeinflußt worden sein; aber wie hat er sie vertieft und zugleich geadelt, indem er sie durchdrang und erfüllte mit dem besten Theile seines Selbst, mit seiner idealen Auffassung von der persönlichen Freiheit, die ihm das köstlichste Erbtheil schien der altgermanischen Weltanschauung, einer Freiheit, die aber immer eine sittliche ist und als solche ihren letzten Quell hat im Christenthum, wie es Luther lehrt in seiner Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen". Aus solchen Anschauungen baut sich der kühne Denker eine Welt, in der die sittliche Freiheit herrscht, in der es kein Müssen gibt, nur ein Sollen, eine Welt, in der nicht Zustände die Entwicklung causal weiter schieben, sondern der freie Wille großer Persönlichkeiten der Geschichte teleologisch ihre Bahnen vorschreibt.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier Treitschke's System zu kritisiren; mag sein, daß der Logiker darin Lücken findet, daß der Dichter ebenso daran geschaffen hat wie der Denker: hier soll nochmals nur daran erinnert werden, daß diese Weltanschauung eine durchaus persönliche ist, daß sie nicht mit den

Mitteln der Erkenntniß theoretisch aufgebaut, sondern aus dem tiefsten Innern heraus mit unmittelbarer Wahrheit empfunden ist. Aus der Würdigung des Staates spricht die eigene schmerzliche Erfahrung in der beklemmenden Luft der Kleinstaaterei, und in fortdauerndem Streit mit Heimath und Vaterhaus hatte er es sich selbst erkämpfen und ertrotzen müssen, das Recht der Persönlichkeit, das Recht der Freiheit. Ganz persönlich ist dieser Gedankenbau und doch auch wieder zeitlich bedingt. Diese hohe Schätzung des Staates gehört in die Zeit, wo zwei große Völker nach tausendjähriger Zersplitterung endlich nationale Staaten gründeten; diese Verherrlichung der Persönlichkeit erscheint natürlich in einer Epoche, wo ein ganz Großer mit dem stolzen Recht der freien Persönlichkeit, sein Ich der Welt entgegenstellend, die Gestalt Mitteleuropa's umgewandelt hat. Auf dieser Weltanschauung beruht, was Treitschke selbst gedacht und gethan hat. Wie Alles, was er als wahr empfunden oder als richtig erkannt, sich rasch zum Entschluß steigerte, so konnte er nicht anders, als nach seiner Anschauung leben und handeln. Sollen und Wollen flossen bei ihm zusammen. Es war ihm heiliger Ernst, wenn er lehrte, daß man für die höchsten sittlichen Zwecke Alles opfern müsse. Wir werden sehen, daß er nicht Heimath und Familie bloß, sondern selbst seinen guten Ruf für den deutschen Staat dahin zu geben bereit war.

Wir kommen damit von Treitschke's allgemeiner Weltanschauung zu seinen politischen Ueberzeugungen. Ich brauche hier nicht näher auszuführen, was Jedermann weiß, daß der Gedanke seines Lebens die Einigung und Größe Deutschlands gewesen ist. Aber es muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, weil es wenig oder gar nicht beachtet wird, daß die Forderung der Einigung Deutschlands aus seiner Auffassung von dem sittlichen Beruf des Staates nothwendig folgte, daß sie für ihn noch mehr ein ethisches als ein politisches Postulat, mehr Mittel als Zweck war. Empfindung und Ueberzeugung sagten ihm, daß die deutsche Kleinstaaterei nicht bloß die Erfüllung großer Culturaufgaben ausschließe; er verurtheilte sie besonders deshalb mit aller ihm eigenen leidenschaftlichen Entrüstung, weil sie den sittlichen Charakter der Deutschen verkümmere und herabwürdige. Niemand dachte höher von den Deutschen als Menschen, und Niemand sprach zorniger und verächtlicher von den Deutschen, wie sie die „bettelhafte Armseligkeit" des Staatslebens in den Kleinstaaten gemacht hatte. Alles, was in der deutschen Geschichte seinem hohen Sinne kleinlich und niedrig erschien — staatlose Gesinnung und Unsicherheit des sittlichen Gefühls, häßliche Eifersüchteleien im Innern und Fremdbrüderlichkeit nach außen — alles Das war für ihn eine Folge der Kleinstaaterei und konnte nur durch den Aufbau des großen deutschen Staates beseitigt werden. Macht und Größe als Selbstzweck wären ihm schlechthin als unsittlich erschienen. Wenn sein heißes Herz mit stürmischem Verlangen den deutschen Staat ersehnte und sein beredter Mund mit ungestümer Begeisterung ihn forderte, so geschah es, weil er nur von dem großen deutschen Staate die Erfüllung der idealen sittlichen Aufgaben erwartete und weil nur in einem großen Staate der Charakter des Deutschen sich in freier und vornehmer Persönlichkeit sittlich entfalten könnte. Wie kämpfte und litt sein stolzes Ich

in der Enge der sächsischen Heimath und früher schon in der abweisenden Selbstzufriedenheit des Schwabenlandes. Wie alle die edlen und freien Söhne des Sachsenlandes, die großen Verstoßenen, wie Pufendorf und Thomasius und Lessing, war er zerfallen mit der Heimath, aber anders als Jene, die in der Wissenschaft und im Menschenthum Ruhe fanden, suchte seine starke Staatsgesinnung nach einem Staate und nach der innigen sittlichen Lebensgemeinschaft mit einem Staate. Wohl nannte er sich schon in Sachsen einen Preußen — wollte er damit das pochende Herz beruhigen, das mit allen Fibern doch nach dem deutschen Staate stürmisch verlangte?

Also ward Treitschke ein gläubiger Kämpfer für sein sittliches Ideal persönlicher und politischer Freiheit und für den geeinten deutschen Staat, unter dessen schirmender Größe er die Verwirklichung jenes Ideals für sich und seine Mitbürger mit zweifelloser Siegesgewißheit erhoffte. Und immer wird es bewunderungswürdig bleiben, was in jenen Jahren die begeisterte Kraft des Einen Mannes vermochte, der zu Leipzig in dem kleinen Hinterstübchen einer Tischlerwohnung, ein paar armselige Bücher vor sich, aber einen überquellenden Reichthum an Gedanken und an Leidenschaft in sich, seines „sittlichen Apostelamtes", wie er es einmal nannte, mit dem heiligen Eifer eines bald liebevollen, öfter noch zürnenden Propheten waltete. Seinem zwiefachen Ideal — Freiheit und Staat — entsprach die zwiefache Art seiner Arbeiten, Anfangs literarische Porträts, in denen das Recht der in sich selbst ruhenden Persönlichkeit mit congenialer Kunst verbildlicht wird, dann, mit dem steigenden politischen Interesse, mehr staatswissenschaftliche und politische Schriften.

Es gibt schwerlich eine glänzendere Bildersammlung als diese literarischen Porträts Treitschke's, deren lebensvolle Gestalten die ganze Ueberlegenheit künstlerischer Intuition über die analytische Methode der Gegenwart sprechend beweisen. Eine stattliche Reihe eigenartiger Erscheinungen, freie und kühne, kämpfende und ringende Männer, wie ihr Schöpfer, von dessen Blute sie Leben getrunken haben. An der Spitze schreitet einher, ein Soldatenkind, wie er selbst, Heinrich von Kleist, dessen düstere Gestalt in ihrer Ursprünglichkeit und Wahrhaftigkeit ihn dämonisch anlockt. Einsam steht er in seiner Zeit, aber alle ihre Zuckungen empfindet er wie eigene, der erste politische Dichter der Deutschen mit der festen preußischen Staatsgesinnung und dem leidenschaftlichen Franzosenhaß, der gewaltige Dramatiker, der in seinem „Prinzen von Homburg", dem schönsten Werke deutscher Soldatendichtung, das Recht des freien Heldenmuths gegen die todte Regel verherrlicht. Dann Otto Ludwig, der das realistische Ideal der Zeit im Drama zu verwirklichen sucht, und, ein echter deutscher Dichter, so tapfer, so schmerzlich, so wahrhaftig ringt nach den höchsten Zielen der Kunst. Treitschke liebt vor Allem die „Makkabäer", in denen sich tapferer Freimuth gegen religiösen Fanatismus, feste Glaubenstreue gegen den Zwang weltlicher Tyrannei auflehnt. Ihm folgt Friedrich Hebbel mit seiner vornehmen Selbstgewißheit, seinem stolzen und ernsten Künstlersinn, der denkende Dichter, dem die Geschichte als ein ewiges Werden erschien. Als seine höchste Leistung preist Treitschke, daß es ihm endlich doch gelang, in den „Nibelungen" das Echte seines Wesens zu offenbaren. Ganz nach Treitschke's

Herzen ist Gyges, der Mann der entschlossenen That, der Sohn des klaren Hellenenvolkes, das die Fesseln starrer Sitte lächelnd abgestreift hat. Und in welche Tiefe verhaltenen Schmerzes blicken wir hinein, wenn er Hebbel nachempfindend charakterisirt als den Mann, der sagte: „Leben heißt einsam sein."

Die politische Färbung, die auch diesen ersten Arbeiten keineswegs ganz fehlt, tritt in den späteren über Milton und Byron, in den Reden über Lessing, Fichte und Uhland schon stärker hervor. Immer hat man die Schilderung Milton's mit Recht besonders bewundert. Der englische Dichter und Denker war ihm doppelt sympathisch, weil er blind war und weil er sein Leid zu tragen wußte wie ein Mann. Treitschke rühmt ihn als den Dichter, der die Leiden, Hoffnungen und Kämpfe seines Volkes, den großen Schmerz seiner Zeit im eigenen Hause erfuhr, den Denker, der Politik und Dichtkunst, Bürgertugend und künstlerisches Genie zu vereinigen wußte, vor Allem aber doch als den Apostel der Freiheit, den Künder der Lehre vom Widerstandsrecht, „die sittlich unanfechtbar bleiben wird, so lange freie Männer leben." Der fleckenlosen Größe des Puritaners gegenüber erscheint Byron als ein unreiner moderner Held, aber doch als ein Held, ein Kämpfer gegen die Heuchelei der Mächtigen, für die Idee der Freiheit, die nirgend großartiger und energischer ausgesprochen ist als in Byron's Werken. Auch in Ludwig Uhland sieht er hauptsächlich den „Streiter für die modernen Volksrechte", dessen bürgerliche Art sich empört gegen die Leichtfertigkeit der Höfe und das vornehme Spiel mit dem Ernst des Lebens. Neben den schwäbischen Dichter stellt er Lessing und Fichte, seine obersächsischen Stammesgenossen, die er mit landsmannschaftlicher Wärme und mit heimathlichem Stolze schildert; Lessing, der die Schranken der Stände durchbrach und das deutsche Bürgerthum zu freiem Selbstgefühl emporrief; Fichte, den Heros des Willens, der die sittlichen Aufgaben des Staates verkündete und mit der Idee des Staates, wie Treitschke, die Idee der persönlichen Freiheit verband, der zuerst das Wort sprach von dem König von Preußen, der ein Zwingherr sein solle zur „Deutschheit". Und wenn er von Fichte sagt, daß Alles, was er fühlte und dachte, sich ihm zur erregten Mittheilung gestaltete, bestimmt, auf den Willen zu wirken, wer sieht nicht, daß Treitschke damit wieder auch sein eigenes Wesen charakterisirt?

Ich weiß nicht, ob diese farbenreichen Schilderungen in den Umrissen immer tadellos gezeichnet sind, und ich glaube kaum, daß Treitschke's ästhetische Urtheile, trotz seiner Vorliebe für Vischer, zu einem wohl durchgebildeten System zusammenschließen. Aber gleichviel, hat Schiller Recht, der es ein Unterpfand der Unsterblichkeit menschlicher Geisteswerke nennt, wenn ein Mensch, ein einziger und unschätzbarer, sein innerstes Wesen darin abgebildet hat, so haben diese Arbeiten Treitschke's, die alle von seinem innersten Wesen erfüllt, durchglüht sind, Aussichten auf ein langes Leben, auf ein längeres vielleicht selbst als seine politischen Abhandlungen, wenn auch deren Wirkung zunächst eine packendere gewesen ist.

Ueberblickt man die neuere politische Literatur in Deutschland, so erkennt man leicht, daß bis zur Mitte unseres Jahrhunderts etwa das Interesse für die Verfassungsfragen, für die constitutionelle Doctrin vorherrscht; dann

lenkt sich die Aufmerksamkeit von der Form des Staates zu seinem Wesen, der Macht, zu seinem Unterbau und Inhalt, der Selbstverwaltung und den wirthschaftlich-socialen Verhältnissen. Treitschke steht mit seiner Arbeit ganz und gar in diesem Gedankenkreise. Er beschäftigt sich Anfangs mit wirthschaftlichen Fragen, mit der Selbstverwaltung, die er in Anlehnung an Gneist's Werke erörtert[1]); dann, unbefriedigt von der Nationalökonomie und geleitet durch politisches Interesse und historischen Instinct, wendet er sich zur deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, und er findet, daß die deutsche Frage keine Frage der Freiheit ist, sondern der Macht. Für die Einigung Deutschlands, das ist die Formel seines Gedankengangs, bedarf es der Macht; Macht aber ist nur im preußischen Staate. So vereinigen sich ihm alte Eindrücke und neue Erkenntniß zu der einen großen Leidenschaft seines Lebens: zu dem Gedanken der Einigung Deutschlands durch Preußen, für die er kämpft mit der flammenden Begeisterung des Dichters und mit dem tiefen und umfassenden Wissen des Gelehrten. Ein alter Gedanke, die Einigung Deutschlands unter Preußen: aber wie verjüngt er sich in dem lachenden Zauber dieser Frühlingsgestalt; ein grausamer Gedanke, die Ueberwältigung der deutschen Stämme durch den harten Preußenstaat: aber wie verklärt und adelt er sich in der edlen Lauterkeit dieses Mannes, in dem selbst die starke Eigenart des obersächsischen Stammes und die altgermanische Freiheitsliebe durch die feste preußische Staatsgesinnung überwunden sind. Denn das eben ist doch Treitschke's historische Stellung: glänzend und ideal verkörpert er selbst jene Verschmelzung des alten Fridericianischen Preußenthums mit dem schönsten Reichthum deutscher Bildung, aus der, wie er selbst lehrt, das neue Deutschland hervorgegangen ist.

Mit jubelnder Theilnahme hatte Treitschke die Anfänge der neuen Aera in Preußen und die nationale Erhebung Italiens begrüßt und gleich in den ersten Beiträgen zu den Preußischen Jahrbüchern seinen Hoffnungen auf Preußen so lauten Ausdruck gegeben, daß deren umsichtiger Herausgeber oft die überströmenden Fluthen dieser Begeisterung einzudämmen für zweckmäßig hielt. Treitschke erklärte da den Mittel- und Kleinstaaten rund heraus, daß nur Preußen ein wirklicher deutscher Staat sei, der einzige, den die politische Kraft der deutschen Nation in neuerer Zeit hervorgebracht habe. Deshalb freute er sich der Verstärkung der preußischen Wehrkraft, aber er glaubte damals doch auch noch an die „Macht der deutschen nationalen Idee", die dem preußischen Staat zu „friedlichen Eroberungen" die Möglichkeit gebe. Schöne Täuschungen, die vor der näheren Kenntniß Süddeutschlands bald zerrinnen sollten.

So groß die Bedeutung und Wirkung dieser literarischen Thätigkeit Treitschke's war, die ihn schon damals als den künftigen Herausgeber der Preußischen Jahrbücher erkennen ließ (vergl. den Brief Nr. 3), bei Weitem größer war, wie immer, die Wirkung seines lebendigen Wortes. Die alte

[1]) Sein erster Beitrag zu den „Preußischen Jahrbüchern" ist eine Abhandlung „Ueber die Grundlagen der englischen Freiheit" (1858).

Universität, von deren conservativem Charakter Treitschke selbst in seinem Pufendorf ein so anschauliches Bild entwirft, hatte einen so hinreißenden Redner, so stürmische Erfolge noch nicht gesehen. Wenn der jugendliche Lehrer mit dem dunkeln, dichten Haar und dem starken Schnurrbart in dem kräftigen, scharf geschnittenen Gesicht, die hohe Gestalt straff aufgerichtet, den Arm leicht auf das Pult gestützt, den Kopf etwas zurückgeworfen, aus den dunklen Augen wie beherrschend und befehlend auf die Menge zu seinen Füßen blickte und dann zu sprechen anhub, immer ganz frei, mit tiefer, klangvoller Stimme, in jenem Brustton der tiefsten Ueberzeugung, der sich nicht erkünsteln und nicht erklären läßt, die leidenschaftlichen Bewegungen seiner Seele in wuchtigen Sätzen und Worten voll markiger Kraft widerspiegelnd, dann lauschten die dichtgedrängten Scharen der Zuhörer spannungsvoll und mit einer Art Andacht, und alle fühlten, daß es dem Sprecher „Ernst sei" und daß seine Rede den Tiefen eines übervollen Herzens mit ursprünglicher Kraft und Wahrhaftigkeit entströme[1]. So lehrte er im Sommer 1860, bereits vor achtzig Zuhörern, preußische Geschichte, die Vorlesung, aus der bald darauf die Abhandlung über „das deutsche Ordensland Preußen" hervorging, dessen Blüthe und Untergang ihm lauter als andere Geschichte den Segen des Staates und der bürgerlichen Unterordnung zu predigen schienen. Der wachsende Erfolg dieser akademischen Vorträge und seiner literarischen Arbeiten genügte indessen keineswegs seinem auf die weiteste Wirkung gerichteten Schaffensdrang, der ihn antrieb, seine Kräfte zu einem größeren Werke zusammen zu fassen. So entstand schon damals in ihm der Gedanke zu seinem Lebenswerke, der Plan einer „Geschichte des deutschen Bundes", die durch rücksichtslos freimüthige Schilderung des deutschen Jammers auf die öffentliche Meinung wirken und das deutsche Gewissen aufrütteln sollte. Um in Ruhe daran arbeiten zu können, faßte er den Entschluß, für einige Zeit Leipzig zu verlassen, wo ihm ohnehin das Aufsehen über seine Vorträge, das auch den Vater zu Vorstellungen veranlaßt hatte, den Aufenthalt etwas verleidete. Vor seinem Weggang hatte er noch die tiefe Freude, ein unzweideutiges Zeugniß der Wirkung seiner Vorträge zu erhalten. Seine Zuhörer — es waren jetzt schon 182 an der Zahl — vereinigten sich zu einer Adresse, in der sie ihrem Schmerz über sein Scheiden mit jugendlicher Wärme Ausdruck gaben.

Im Frühjahr 1861 ging Treitschke in der That für ein Jahr nach München, nachdem er in den Ostertagen noch auf dem Königstein, wo der Vater inzwischen Commandant geworden war, in dem herrlichen Aufsatz über „die Freiheit" seine „Herzensgeheimnisse" offenbart hatte, seine Begeisterung für die politische, seine noch tiefer wurzelnde Liebe zur persönlichen Freiheit. Es ist doch höchst bezeichnend für die künstlerische Ader in Treitschke, daß auch die ersten Arbeiten, die nun aus den in München betriebenen Forschungen zur deutschen Geschichte hervorgingen, wiederum die Form von Porträts erhielten. „Hans von Gagern" und „Karl August von Wangenheim"[2] sind zwei Typen

[1] Vergl. die Schilderung eines Zuhörers in dem „Grenzboten", 7. Mai d. J.
[2] „Preußische Jahrbücher" 1861. 1863.

kleinstaatlicher Diplomaten, der wohlwollende Idealist, dessen Diplomatie zu dilettantischer Spielerei herabsinkt, und der strebsame Ränkeschmied, der mit seinen sonderbündnerischen Zettelungen Verrätherei gegen das Vaterland treibt. Schon in diesen Aufsätzen erhebt sich Treitschke's historische Betrachtung von den einzelnen Erscheinungen zu den allgemeinen Bedingungen, von der Verschuldung der Persönlichkeiten zu der größeren und verderblicheren Schuld der deutschen Kleinstaaterei, in deren Dunstkreis selbst wohlmeinende Politik zu einem kleinlichen Zerrbild entartet. Der Aufsatz über Wangenheim, den er erst nach der Rückkehr und der Wiederaufnahme seiner akademischen Thätigkeit (1862) in Leipzig veröffentlichte, mit seiner rücksichtslosen Verurtheilung der „Welfen, Wettiner und Wittelsbacher", mit seinem Hohn über die „zweideutigen Größen der sächsischen Landesgeschichte" wurde in der kleinen Welt der Mittelstaaten, am sächsischen Hofe besonders und in den sächsischen Amtsstuben, empfunden wie eine persönliche Beleidigung. „Der Wangenheim", meinte Treitschke gleichmüthig, „ist schärfer gerathen als ich dachte, so scharf, daß ängstliche Gemüther mir hier das Schrecklichste prophezeihen. Die Narren." Auch der Vater äußerte ernst seinen Unwillen gegen den Sohn, der es überdies schmerzlich empfinden mußte, daß man den Vater die Sünden des Sohnes entgelten ließ. Schwerer aber noch, als unter diesen Verdrießlichkeiten, litt Treitschke unter dem Conflict in Preußen, dessen verderbliche Rückwirkung auf die Stimmung in Deutschland er sich nicht verhehlen konnte. Die Ueberzeugung zwar von der zwingenden Nothwendigkeit und Natürlichkeit der Einigung Deutschlands durch Preußen wurzelte in dem ohne Wank treuen Manne zu tief, als daß sie durch solche Vorgänge hätte erschüttert werden können. „Die Krone Preußen, wie sie ist," so hatte er kürzlich gegen süddeutsche Anklagen geschrieben; und auch jetzt rief er aus: „Wir werden unsere festeste Hoffnung auf dies Preußen auch dann noch stützen, wenn ein Bismarck der Zehnte in Preußen regierte." Noch kam er jeden Sonntag Abend im „Kitzing" zur „Verschwörung" mit den guten Preußen zusammen, zu denen Hirzel, Moritz Busch, Julian Schmidt gehörten und deren Haupt, nach dem Weggang Mathy's, Gustav Freytag war. Allein die Verschärfung des großen Verfassungskampfes in Preußen, namentlich in Folge der Preßordonnanzen vom 1. Juni 1863, verbitterte auch seine Stimmung, und das heiße Blut des leidenschaftlichen Mannes wallte oft genug in zorniger Empörung siedend auf: ich glaube, er wäre persönlich bereit gewesen, auf die Barrikaden zu steigen, um das verhaßte Regiment zu stürzen, das sich der Verwirklichung seiner Ideale so schmählich zu versagen schien. Rücksichtslos, in einer von den „Grenzboten" veröffentlichten Erklärung, brach er mit den „Preußischen Jahrbüchern", die den Preßedicten sich fügen zu wollen erklärt hatten.

Politische Aufregung, Uebermaß der Arbeit, Anfeindungen und Ränke der Gegner in Sachsen, hatten seine Stimmung dermaßen überhitzt, daß ich es ein Glück für ihn nennen möchte, wenn ihn gerade damals ein Ruf an die Freiburger Universität aus Leipzig entrückte. Bei alledem schied er ungern: die Freunde und Schüler, die mit leidenschaftlicher Liebe an ihm hingen, der Vater, dem sein Weggang wie eine Verstoßung erschien, auch die Gegner, die

über seine Entfernung jubelten — das Alles hielt ihn in Leipzig zurück. Allein nachdem auf eine Anfrage bei dem Cultusminister, ob ihm eine Aussicht auf Anstellung und Gehalt eröffnet werden könne, eine kühl ablehnende Antwort (30. Juni 1863) ergangen und auch eine Deputation seiner Zuhörer nach Dresden erfolglos geblieben war, entschloß er sich, die Berufung zum außerordentlichen Professor für Staatswissenschaften in Freiburg anzunehmen. Ehe er schied, feierte er noch einmal, zum letzten Mal in Leipzig, den Gedanken an das deutsche Parlament und an den Einen deutschen Staat in jener gewaltigen Rede vor der deutschen Turnerschaft zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht. „Wie Sonnenschein", so schrieb damals ein Ohrenzeuge, „ergoß es sich über die Zuhörer, wie fröhliches Frühlingswehen ging es über die Menge, wie Gewittersturm wirkten seine Worte." Er selbst schrieb dem Vater: „Es war ein herrlicher Tag, und ich hoffe, mit grauen Haaren noch ein ganz anderes Deutschland zu sehen." Den Abschied im „Kitzing" weihte eine Ansprache Gustav Freytag's, die feinsinnigste Würdigung des jugendlichen Treitschke, durch dessen Scheiden dem Freundeskreise, wie er klagte, ein gutes Stück seiner Poesie genommen würde.

Den aufreibenden Kämpfen in Leipzig folgten in dem kleinen und entlegenen Freiburg, wo den empfänglichen Geist nichts anregte, aber auch nichts ablenkte, ruhigere Tage stiller Sammlung und fleißiger Arbeit. Eine kleine Studie über Dahlmann, die er in der „Gartenlaube" veröffentlicht hatte, arbeitete er zu einer größeren Abhandlung aus, einer vollendeten historischen Biographie, die zugleich etwas Autobiographie ist, vor Allem aber in der Kritik der erbkaiserlichen Politik des Lehrers die in dem raschen Gang der deutschen Entwicklung gereiftere politische Einsicht des Schülers offenbart. Den Sinn einer zweiten, mehr politischen Arbeit mag Treitschke uns selbst deuten. „Die ungeheure Verwirrung der jüngsten Zeit," so schreibt er an Heinrich von Sybel, „und die Aussicht, daß die verächtlichste aller Parteien, der particularistische Liberalismus, in der nächsten Zukunft das große Wort führen wird, hat mich bewogen, den fables convenues des Bundesrechts ehrlich auf den Leib zu rücken. Ich habe mich gewaltsam zusammen genommen und so unbefangen, als mir's möglich war, die Geschichte der modernen Föderationen verglichen. Ich habe nicht gesucht, sondern gefunden — gefunden, daß Deutschland niemals ein rechter Bund war. Wenn wir je eine Bundesstaatsverfassung erhalten, so werden wir sie sicher nicht lange behalten." Die Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat" — denn diese meint er —, die er selbst sein unitarisches Glaubensbekenntniß nannte und die Gustav Schmoller als das „glänzendste Product seiner publicistischen Feder", als einen „Ruhmestitel deutscher Publicistik" mit Recht kürzlich bezeichnet hat, ist die schärfste Anklage der Kleinstaaterei, die glänzendste Würdigung der staatsbildenden Kraft Preußens, die je geschrieben wurde. Der Grundgedanke der Schrift, der über die damalige Zeit und selbst über die Gegenwart hinaus in die Zukunft greift, ist die Leugnung der Möglichkeit einer bundesstaatlichen Entwicklung Deutschlands, dessen Geschichte vielmehr dem Einheitsstaate als dem Abschluß des Dranges nach nationaler Macht und Einheit zustrebe. Mit den scharfen Sinnen des

forschenden Historikers, der tiefer als ein Anderer in die wirkenden und schaffenden Kräfte des deutschen Volksgeistes eingedrungen war, verbindet sich hierbei der prophetische Blick des Sehers: als schaue er eine Zukunft, die nur in zwei Jahren Gegenwart werden sollte, schrieb er, die deutsche Geschichte sei eine ununterbrochene Folge von Annexionen, und wenn etwa Nassau eines Tages der deutschen Einheit zum Opfer fallen solle, so erleide es nur ein Schicksal, das es kleineren Ländern selbst oft genug bereitet habe. Unverkennbar ist der Fortschritt in der Ausgestaltung seiner politischen Anschauungen zu schärferer Geschlossenheit. Der schöne Traum von „friedlichen Eroberungen" ist verflogen — er hat den süddeutschen Particularismus in seiner trotzigen Abschließung gegen den Norden kennen gelernt; dafür verlangt er jetzt laut, was er früher nur leise andeutet, einen „revolutionären Entschluß" der preußischen Krone — er fühlt die Nothwendigkeit, daß Preußen noch einmal seinen Anspruch auf die Führerschaft Deutschlands mit den Waffen erweise; sein verfeinertes Ohr, taub für das Geräusch der Nähe, hört in der Ferne schon den Tritt der preußischen Bataillone, die zur Ueberwältigung Süddeutschlands heranziehen. Seine Blicke suchen das Bild der Schlacht von Hohenfriedberg, das über seinem Schreibtisch hängt, mit sehnender Bewunderung sieht er auf die glänzendste Waffenthat des jungen Preußenkönigs und auf die Demüthigung der sächsischen Fahnen, und mit dem höchsten Accent vaterländischer Leidenschaft ruft der sächsische Soldatensohn, der längst ein Deutscher schlechtweg geworden ist: „Wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren." (Vergl. Brief Nr. 8.)

Die Schrift über Bundesstaat und Einheitsstaat, die er mit seinen älteren Arbeiten in einem Bande „Historische und politische Aufsätze" damals herausgab (1864), zeigt in ihrem frischen und kräftigen Vorwärtsdrängen schon die belebende Wirkung der preußischen Politik des Jahres 1864, vor deren entschlossenem Vorgehen gegen Dänemark Treitschke's verbitterte und überreizte Stimmung rasch gewichen war. Was in Preußen nur Wenige, außerhalb Preußens Niemand, auch nicht dessen besten Freunde, zu verlangen wagten, forderte nach kurzem Schwanken Treitschke mit rückhaltloser Entschiedenheit: die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen. Deutlicher als Andere fühlte er die Nähe der großen Entscheidung, die er mit stürmischer Begeisterung, in heißer Leidenschaft zu beschleunigen suchte. Seine politischen Aufsätze aus diesen Tagen, deren Spannung ihre wachsende Erregung widerspiegelt, haben doch nicht bloß den Zweck, die öffentliche Meinung Deutschlands aus stumpfsinniger Trägheit aufzurütteln; sie sollen wirken vor Allem auf den Willen der preußischen Regierung. Seine Worte klingen aus in den begeisterten Ruf: Vorwärts, du Staat des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen, du tapferes Land der Freiheitskriege, vorwärts, erfülle deinen Beruf, die Saat ist reif, der Augenblick ist da: nimm dein gutes Schwert, den siegreichen Degen von Hohenfriedberg, und zwinge mit Waffenmacht die Deutschen zur Einheit.

Der Tag der Entscheidung, der heran kam schöner und folgenreicher als er je geträumt, griff dann entscheidend auch in sein eigenes Leben. Zwar dem Rufe Bismarck's, der ihn nach Berlin einlud zur Mitarbeit an den Staats-

schriften und Aufrufen für den Krieg, versagte er sich, in Bedenken über die Lösung des inneren Conflicts und in Sorge um sein kostbarstes Gut, seine Unabhängigkeit[1]). Gewiß mit tiefstem Schmerze. Denn wie oft hatte er, dessen ganzes Wesen glühte von dem Willen zur That, sich gesehnt nach unmittelbarster Mitarbeit an dem Werke deutscher Einigung. Als dann aber auch Baden in das „Rheinbundslager" überging, war sein Entschluß entschieden. „Ich kann mit meinem Eide nicht spielen," so schrieb er an Gustav Freytag, „also nicht Staatsdiener bleiben in einem Rheinbundsstaate, den ich als Patriot nach Kräften zu schädigen suchen muß. Ich kann nicht den politischen Selbstmord begehen, mich in solcher Zeit in Feindesland zu vergraben." Am 18. Juni, in raschem Werben, gewann er sich die Braut, eine Tochter des Breisgaus, Emma von Bodmann, der sein Herz seit Langem gehörte; schon am nächsten Tage legte er seine Professur nieder. Dann, über Frankfurt und Köln, eilte er nach Berlin, wo ihn der brausende Jubel über den Sieg von Königgrätz empfing, der für Deutschland wie für ihn selbst eine neue Zeit heraufführte.

Briefe.

1. An Aegidi.

Leipzig, 13. Juli 1859.

Lieber Freund!

Heute früh im Colleg hörte ich die große Nachricht[2]); dann zog ich nach Lützschena und komme jetzt spät Abends von meiner theuren landwirthschaftlichen Akademie zurück. Halt' es nicht für eine Folge der Hundstagshitze, wenn ich Dir jetzt — aufgeregt wohl, aber nicht verwirrt — diese Zeilen sende . . . Die Börsenmenschen jubeln, und die Journalisten meinen, wir können nun ausruhen von dem mühseligen Kriegstreiben. Und wir? Klarheit haben wir — die Klarheit des Schwimmers, der die Welle langsam an seinem Leibe aufwärts steigen sieht. Mir ist, als hätte ich den geheimen Friedensartikel *Schlesien und Rheinland!* mit diesen meinen Augen gelesen. Wird der furchtbare Ernst der Lage in Berlin die Männer finden, die uns Rettung bringen? Ich glaube, nie hat ein Staat eine loyalere und minder eigennützige Politik befolgt als Preußen unter dem Regenten, aber nie war auch die Gefahr größer, daß das alte Wort sich bewahrheitete: in der Politik zieht der Ehrliche immer den Kürzeren. Jetzt oder nie ist der Moment ge-

[1]) Ich bin glücklich, im Folgenden neben anderen Briefen Treitschke's auch den Schriftwechsel mit Bismarck mittheilen zu können, der vielleicht nicht ganz ohne politische Wirkung gewesen ist. Wenigstens darf wohl daran erinnert werden, daß unmittelbar nach dem letzten Briefe Treitschke's Bismarck mit Unruh die Frage der Beilegung des Conflictes erörtert hat (vergl. dessen „Denkwürdigkeiten", S. 242 ff.).

[2]) Friede von Villafranca, 11. Juli. An der landwirthschaftlichen Akademie von Lützschena hielt Treitschke nationalökonomische Vorlesungen.

kommen, wo es sich zeigen muß, sonnenklar sich zeigen muß, daß die Regierung des Regenten eine deutsche ist. Eine Reform der Bundesverfassung, die nicht zu Recht besteht, die thatsächlich noch in diesem Augenblick mit Füßen getreten wird — das muß Preußen in Frankfurt beantragen. Und wenn dieser Antrag, wie voraus zu sehen, scheitert — dann eine Appellation an das Volk, ein deutsches Parlament! Ihr mögt Euch stellen wie Ihr wollt, der starke und streng gesetzliche Wille des edlen Mannes in Berlin, auf den mit mir Millionen Deutsche vertrauend blicken, mag sich noch so sehr sträuben, ohne diesen — grad heraus — revolutionären Weg, der doch nicht revolutionär ist — denn er knüpft an an das unvergessene „Anrecht" der preußischen Krone — ohne dies ist Preußen verloren. Bald, noch diesen Sommer muß der entscheidende Schritt geschehen, ehe die Despoten im Süden und Westen (und wohl auch im Osten?) Zeit haben, ihre erdrückende Uebermacht gegen uns zu wenden! Und dann? Nun ja, Deutschland wird wieder wie vor zweihundert Jahren für die Freiheit des ganzen Welttheils bluten, aber mit einem starken Preußen an der Spitze werden wir einen besseren Ausgang erfechten als jenen unseligen westfälischen Frieden. Glaube mir, ich kenne ziemlich viel von der Gesinnung „maßgebender Kreise" in den Vasallenstaaten Oesterreichs: der Untergang Preußens war nie so fest beschlossen als jetzt. Das ist es, warum ich Dir schreibe. Ich kann nicht selbst als Publicist in dieser Sache auftreten, mir fehlt die Fülle der Kenntnisse, die dazu gehört. Ich bitte Dich, schreibe ein Pamphlet, „ein deutsches Parlament"! — so Du kannst, mit Deinem Namen — stark, tief . . . sprich ihn grad heraus, den Ekel, den Unmuth über das deutsche Elend, der unsern Busen bis zum Sprengen füllt . . . Alles, was in mir ist von Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, ist mächtig erschüttert durch die Aussicht auf eine unheilschwangere Zukunft.

2. An R. Haym.

Festung Königstein, den 5. April 1860.

. . . Seit 14 Tagen hause ich auf diesem Felsenneste und konnte meinen guten Vorsatz, die Politik lieber ganz an den Nagel zu hängen, statt mich über die Niedertracht des „Dresdener Journals" zu ärgern, leider nicht ausführen. Denn der tendenziöse Eifer der Officiere, worunter ein staatsgefangener Lieutenant noch der Beste, läßt mir keine Ruhe. Ein instinctives deutsches Gefühl haben sie Alle, doch es bleibt machtlos gegen den Preußenhaß, der hier täglich sich verjüngt, wo man den Lilienstein und die Katastrophe von 1756 handgreiflich vor Augen hat . . . Hier an der Wand hängt ein von meinem Vater bei Eckernförde erbeuteter dänischer Säbel und erinnert an den Gründonnerstag vor elf Jahren — beinahe den einzigen Tag deutschen Kriegsruhms in einem halben Jahrhundert! Wer weiß, ob wir solche Tage wiedersehen — aber ich denke, einen Frieden von Villafranca zu schließen, überlassen wir den Habsburgern — Deutschland schließt den seinen in Frankreichs Mitte oder in Ostpreußen.

3. An Haym.

Wunsiedel, den 24. August 1860.

Hochgeehrter Herr!

Heute endlich, nachdem ich über acht Tage lang Franken durchwandert, finde ich die Muße, auf Ihren Brief zu antworten. Lassen Sie mich zunächst Ihnen aufrichtig danken für das Vertrauen, wovon Ihr Vorschlag Kunde gibt: ich wüßte nicht, wie mir ein ehrenvolleres Anerbieten gemacht werden könnte. Dennoch glaube ich, der erste Eindruck, welcher mich trieb, vorläufig Nein zu sagen, war der rechte. Alles Verlockende spricht für Ihren Antrag, und auch die Nothwendigkeit, mein Leipziger Katheder zu verlassen, sollte mich nicht schrecken, so hoch ich den Vortheil anschlage, einer Universität anzugehören. Aber über einige sittliche Bedenken komme ich nicht hinweg. Ich würde den „Jahrbüchern" als Herausgeber oder Mitherausgeber das nicht sein können, was ich von mir verlangen müßte. Wenn ich, wie bisher, jährlich einige größere Aufsätze für die „Preußischen Jahrbücher" schreibe, so haben sie davon mehr Vortheil, als wenn ich die Redactionsgeschäfte führte, für welche ich mich nach sorgfältiger Ueberlegung nicht geeignet halte. Die „Preußischen Jahrbücher" bedürfen eines Herausgebers von bewährtem, anerkanntem Namen; ein homo novus würde ihnen nur schaden. Sie bedürfen ferner eines Redacteurs, der von den Parteiverhältnissen u. dgl. eine auf langjährige Anschauung gegründete Kenntniß hat. Urtheilen Sie selbst, ob ich mich hierin nur entfernt mit Ihnen messen kann. Um einigermaßen zu ersetzen, was mir an dieser genauen Kenntniß fehlt, müßte ich nach Berlin übersiedeln. (Dies scheint mir *für mich* unerläßlich. Denn von Halle aus konnten *nur Sie* mit Ihrer Erfahrung und Personalkenntniß es wagen, die Redaction zu führen.) Aber auch in Berlin könnte ich die Berliner Correspondenz nicht schreiben. Sie ist, wenn anders ich sie recht verstanden, immer auf den Augenblick und auf die leitenden Personen berechnet, und muß dies auch sein bei der großen Wichtigkeit der Personalfragen in Preußen. Eine solche feine Berechnung aber, ein solches tactvolles Verschweigen oder Aussprechen wäre mir unmöglich, denn ich könnte nie einen so ausgebreiteten Umgang pflegen wie Dr. Neumann, (Sie werden sich wohl nicht wundern, daß ich weiß, was in Berlin Jedermann zu wissen scheint), und — um ganz offen zu reden — ich bin zu jung und zu leidenschaftlich für solche Arbeit. Die Berliner Correspondenz also müßte nach wie vor in Neumann's Händen bleiben; ein in Berlin lebender Redacteur aber, der diese Correspondenz nicht selbst schreibt, erscheint mir als eine Puppe; ich würde auf die Dauer dies Verhältniß nicht ertragen können. Es ist wahr, ich bin Politiker und Historiker von Fach; doch es ist ein Anderes, die politischen Dinge in ihren großen Umrissen so zu sagen mit historischem Blicke anzuschauen, und wieder ein Anderes, die Pflicht des Journalisten zu erfüllen und jeder Wendung der Intriguen und Zufälle des Tages mit feiner Spürkraft nachzugehen. Jenes hoffe ich mit der Zeit zu erreichen, für dieses fehlt mir Geschick und Sinn. Dies die Gründe, welche mich zu dem Schlusse führen, daß ich dem Amte nicht ganz gewachsen sein würde . . .

Dazu kommt ein Zweites. Ich fühle nicht bloß das Bedürfniß, sondern die Verpflichtung, mich zu sammeln und eine größere Arbeit zu schaffen. Ich bin leicht erregbar von Haus aus, ich bin aus einer Soldatenfamilie unter die Gelehrten gegangen, ich habe lebhafte ästhetische Neigungen, meine Fachwissenschaft endlich setzt den größeren Theil menschlichen Wissens als Hülfswissenschaft voraus. Darum liegt gerade mir die Gefahr der Zersplitterung und der unfruchtbaren Vielseitigkeit sehr nahe; darum drängt sich mir von selber, nicht um des Rufes, sondern um meiner inneren Befriedigung willen, die Pflicht auf, etwas Größeres, Dauerndes zu arbeiten. Und einem solchen Plane ist sicher nichts schädlicher als journalistische Thätigkeit. Ich bin natürlich weit davon entfernt, die „Preußischen Jahrbücher" irgend wie mit den Zeitungen zusammen zu stellen, jedoch ist die von dem Redacteur verlangte Thätigkeit eine wesentlich journalistische. Da gibt es Briefe zu schreiben, sich in fremde Gedanken einzuleben und sie umzugestalten, kurz, es gilt fortwährend aus sich heraus zu gehen, während es mich fortwährend mahnt, mich zu sammeln und in mich zu gehen. Bleibe ich in Leipzig, so habe ich zwar einen sehr unerquicklichen Aufenthalt, aber ich darf hoffen, spätestens von Ostern an, hoffentlich schon in diesem Winter, Muße zu gewinnen zu gesammelter, selbständiger Arbeit.

Ich habe sehr aufrichtig gesprochen, geehrter Herr, wie sich das ziemt zur Antwort auf einen so ehrenvollen Antrag. Lassen Sie mich jetzt noch hinzufügen, daß die „Preußischen Jahrbücher" gegenwärtig in den besten Händen sind, in welche sie nach meinem Ermessen für jetzt gelangen können . . .

4. An Haym.

Leipzig, den 20. November 1862.

. . . Für heute will ich Sie nur bitten, die Neue Folge von Vischer's „Kritischen Gängen" zu lesen. Ich muß sagen, erst durch dies Buch ist mir die Gesinnung der unverständlichsten aller Parteien, der österreichisch gesinnten Demokratie, klar geworden. Ich weiß nicht, wie es zugeht, ist es die Lectüre der Œuvres de Frédéric le Grand, die ich jetzt treibe und die mich bei dem allzu nahe liegenden Vergleiche der genialen Kühnheit des einzigen Mannes mit dem Preußen von heute im Innersten ergreift — oder ist es meine trotz Habsburg und alledem noch immer bewahrte stille Liebe für das schöne Oesterreich — genug, Vischer's Buch, fanatisch österreichisch wie es ist, hat mich im höchsten Grade aufgeregt. Der Mann hat Unrecht hinsichtlich Italiens — es sind die alten Phrasen — ganz sicher Unrecht, aber Sie werden, gleich mir, die Leidenschaftlichkeit seines Irrthums begreifen und mitempfinden können. Seltsam nur, daß diese Schwaben meinen, das deutsche Gemüth gepachtet zu haben und die Verfechter der preußischen Politik für gelehrte Doctrinäre halten. Ich wenigstens gestehe, daß ich durch reine Gefühlspolitik auf den preußischen Standpunkt gelangt bin und mich erst allmälig durch Nachdenken darin befestigt habe. Also, wie gesagt, lesen Sie die Schrift, Sie werden vieles Abgeschmackte, ja Widrige darin finden, und trotzdem werden Sie mir für die Empfehlung danken.

5. An Aegidi.

München, 21. April 1861.

Lieber Freund!

... Von meinem akademischen Glücke im letzten Winter wirst Du durch das unglückliche Zeitungsgeschwätz Kunde haben. Jetzt weile ich hier, um ein oder zwei Semester lang — wenn die deutschen Dinge dies erlauben — in Ruhe zu arbeiten, was mir jene Kathedererfolge in Leipzig ganz unmöglich machten. Ich will — und Du brauchst dies nicht weiter zu sagen — eine Geschichte des Bundes und der Kleinstaaten von 1815—1848 schreiben — selbstverständlich kein auf einem, doch unmöglichen Quellenstudium beruhendes Werk, aber eine gewissenhafte und vor Allem völlig rücksichtslose Darstellung des in zerstreuten Schilderungen bereits Bekannten, in der Art etwa wie Rochau's französische Geschichte, doch womöglich besser als diese. Das will sagen: ich denke besonders die Wandlungen des Volksgeistes, die selbst in unserem schweren Volke heute so erstaunlich rasch sich vollziehen, zu verfolgen. Ich will wirken mit dem Buche, will den Stumpfen und Gedankenlosen handgreiflich zeigen, in welch' erbärmlicher Kleinlichkeit, welcher sündlichen Vergeudung köstlichster Kräfte dies große Volk dahin lebt. Natürlich bin ich darauf gefaßt, daß am Ende der drei Jahre, in welchem ich das ungeheure Material zu bewältigen hoffe, das Buch überflüssig und der deutsche Bund zu seinen Vätern versammelt sein könnte. Ich suche nicht nach unbekannten Quellen; sollten Dir jedoch irgend woher solche fließen, so bitte ich Dich natürlich herzlich um Mittheilung. Im Verlaufe der Arbeit werde ich ohnedies wiederholt Deinen Rath in Anspruch nehmen müssen.

Du wirst fragen, wie ich Unberufener zu diesem Plane komme. Ich denke, ein solches Buch ist unserem Volke, das so viel auf Bücher gibt, nöthig; die dumpfe Unzufriedenheit nimmt schrecklich überhand; wir kommen allmälig in die rechte Stimmung, uns auf uns selber und die Schmach der jüngsten Vergangenheit zu besinnen. Dabei will ich, so weit ich kann, mithelfen, weil die meisten Historiker vor der widerlichen Aufgabe zurückschrecken, die Juristen zwar einen Theil der Sache weit besser als ich, doch nicht das Ganze beherrschen. Auch Albrecht[1]), dessen unschätzbarer Umgang mir in letzter Zeit in reichem Maße zu Theil geworden, hatte nur ein Bedenken: die Arbeit werde mir viele trübe Stunden machen. Nun, mir scheint, zum Vergnügen und mit Vergnügen kann sich Niemand mit dem deutschen Bunde befassen. — Ich bin hierher gegangen wegen der reichen und (im Vergleich mit Berlin) wenig benutzten Bibliothek, und weil ich so am leichtesten Land und Leute dieses mir noch unbekannten deutschen Winkels verstehen lerne. Was ich bisher gesehen — in acht Tagen, die ich mit Sch. gänzlich dem Schauen und Genießen gewidmet — gefällt mir wohl. Der Altbayer ist besser als sein Ruf: Ich finde neben vieler Dummheit und Sinnlichkeit doch viel schlichten Verstand, künstlerischen Sinn und jene harmlos menschliche Sitte, die mich von jeher an dem Süden angezogen. Umgang habe ich nicht viel; Lützow und Brater sind

[1]) Professor in Leipzig.

sehr in Anspruch genommen, auch Sybel und Bluntschli will ich besuchen. Solltest Du irgend einen nahen Bekannten hier haben, so bitte ich Dich um eine Empfehlung. Ich hoffe, die Einsamkeit leicht zu ertragen; Arbeit habe ich im Ueberfluß, und für freie Stunden wird die Glyptothek sorgen, die mich gewaltig, wie nie eine andere Sammlung, vom ersten Augenblick an gefesselt. — Die Aussichten der nationalen Politik sind hier gar traurig. Der Preußenhaß blüht, und leider steht es ja so, daß Preußen entschieden schlechter regiert wird als Bayern. Und Angesichts dieser Dinge redet man in Berlin wie ein bankerotter Kaufmann nur vom Kriege als von einer geheimnißvollen Panacee, während es zwei unerläßliche klare Aufgaben gibt: gänzlichen Bruch mit der Feudalpartei und eine entschiedene nationale Politik, zu dem Zwecke den Bundestag lieber heute als morgen umzustürzen. Doch ich betrete ein Gebiet, wo des Klagens und Mahnens kein Ende wird . . .

6. An Haym.

München, den 11. Juni 1861.

. . . Ich lebe ziemlich still und einsam und denke daran, wenn es meine Arbeit irgend erlaubt, schon im Herbst nach Leipzig zurückzukehren. Sie sind ein guter Prophet gewesen: die lebendige Mittheilung durch das Wort ist auch mir zum Bedürfniß geworden. Zudem weiß ich, daß ich unter den Zöpfen Leipzigs an der rechten Stelle bin; es wäre ein gutes Werk, dort einmal Geschichte des deutschen Bundes vorzutragen. Die Stadt gefällt mir recht gut. Eine Fahrt in die Berge habe ich mir nicht versagen können. Es waren ein paar herrliche, heiße Wandertage in den Alpen, wo der Frühling eben erst erwachte und von allen Felswänden die Gießbäche rauschten. Als ich bei Hohenschwangau wieder in die Ebene trat, ging ein dicker Nebel wie ein Vorhang nieder, als wollte mir der Himmel recht deutlich zeigen, daß Alles nur ein schönes Schauspiel war. Damals fühlte ich mich auch zum ersten Male stolz, ein Kursachse zu sein — an der Ehrenberger Clause nämlich hat man den Engpaß so leibhaftig vor Augen, so thut es Einem noch einmal so leid, daß unser Moritz den spanischen Karl nicht gefangen hat . . .

7. An Gustav Freytag.

Freiburg, 13. November 1861.

. . . Meine Freude an diesem Pfaffenstädtchen hat sich nicht gemehrt. Nur Eines steht heute besser als vor einem Jahre. Ich weiß jetzt, daß mein Wirken hier nicht ganz fruchtlos vorübergeht. Schon reicht die Aula nicht mehr, um die Zuhörer meines Publicum zu fassen. Aber freilich, die Studenten sind sehr schülerhaft und kranken an schläfriger Völlerei wie immer auf Landesuniversitäten. Die Philister sind mir kein Ersatz für ein gutes Studentenpublicum; sie kommen doch voreingenommen in die Aula, mit dem festen Vorsatze, jedes Wort, das ich über Preußen sage, als eine Lüge aufzunehmen. Die Thoren, die blöden Thoren, die von moralischen Eroberungen Preußens

im Süden träumen! Sie hätten die Dithyramben auf den Rheinbund in den letzten Monaten hören sollen — und das Alles mit dem Pathos des echten Patriotismus! Man meint, die Süddeutschen seien die Bescheidensten unseres Volkes. Ich sage, sie sind die Dünkelhaftesten, sie halten sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen und den Norden für ein halb barbarisches Land. Dazu ein zuchtloses Maulheldenthum, daran ich nicht ohne Ekel denken kann. Glauben Sie mir, nur das gute Schwert des Eroberers kann diese Lande mit dem Norden zusammenschweißen. In einem deutschen Staate erst werden diese häßlichen Züge der Süddeutschen verschwinden; es sind trotz alledem herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen . . .

8. An Alfred v. Gutschmid (Professor in Kiel).

Freiburg, den 16. November 1864.

Lieber Alfred!

Der Jahrestag des Beginns der schleswig-holsteinischen Bewegung erinnert mich daran, daß auch das Ehrenamt, das Du mir in Deinem Hause anvertraut, nunmehr jährig wird. Die Götter wissen, wann ich mein kleines Pathenkind von Angesicht sehen werde. Inzwischen will ich ihm doch ein Andenken schicken. Gib der Kleinen einen Kuß von mir. Ich hoffe, Du wirst Freude an ihr erleben und sie noch in dem Alter glücklich sehen, wo sie das Besteck gebrauchen kann. Ihrer Mutter sage meine schönsten Grüße. Vor ein paar Wochen habe ich zum zweiten Male, diesmal persönlich, Gevatter gestanden, bei einem Töchterchen von Busch's altem Schulkameraden M. — und dabei im Stillen die Unsterblichen gebeten, daß das Mädchen säuberlicher gerathen möge als ihre ungewöhnlich rangenhaften Brüder. Bei meinem Pathchen in Kiel habe ich dies Gebet nicht nöthig; Dein Kronprinz wenigstens betrug sich in meiner Gegenwart immer als gebildetes Kind gebildeter Eltern.

In einigen Tagen wirst Du und Busch von Hirzel in meinem Namen meine Aufsätze zugesandt erhalten. Du bist dabei freilich in einer langweiligen Lage, da Du einen Theil der Arbeiten schon kennst. Mit Ausnahme des Essays über das Ordensland sind alle älteren Aufsätze von Grund aus umgearbeitet. Zwei, „Dahlmann" und „Der Einheitsstaat", sind ganz neu. Aus jenem wirst Du sehen, wie ich mich zu der Kaiserpartei des Parlaments stelle, und wie die ungeheure Fäulniß des Welfenreiches bei näherer Betrachtung erscheint. In beiden Punkten, denke ich, sind wir einer Meinung. Der Aufsatz über den Einheitsstaat ist meines Wissens der erste Versuch in Deutschland, das Glaubensbekenntniß der Unitarier in gebildeter Form auszusprechen und zu begründen. Mir scheint es eine Schande, daß unter unseren Tausenden stiller Unitarier noch Keiner ehrlich mit der Sprache herausgegangen ist. Da ich außer meinem Vater keinen Menschen kenne, vor dem ich mich zu geniren brauchte, so habe ich's für meine Pflicht gehalten, über diesen Cardinalpunkt von der Leber weg zu reden. Die Form ist leider ungeschickt. Ueber tausend Dinge, die sich für uns von selber verstehen, muß man sich breit auslassen, unser Publicum steckt noch zu tief in den rein „deutschen Phrasen". Du wirst

rasch bemerken: ich hätte aus dem reichen Material, das zu diesem Essay benutzt worden, leicht eine gelehrte Monographie machen können. Ich zog die populäre Form vor, denn mir liegt daran, da und dort einen Leser zu bekehren. Daß unser Schicksal sich endlich durch eine Eroberung rund und nett entscheiden wird, ist mir inmitten dieses scheußlichen süddeutschen Particularismus vollkommen klar geworden. In meinem Zimmer hängt jetzt das Bild Camphausen's, die Schlacht von Hohenfriedberg, gleich im Vordergrunde ein gefangener sächsischer Grenadieroberst und ein Paar silberner Pauken mit unserem vaterländischen Wappen. O Alfred, wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren? Doch was klage ich über den Particularismus der Süddeutschen? In diesem Capitel wirst Du in Deiner neuen Heimath ebenso traurige Erfahrungen machen. Die dreizehnjährige Dänenherrschaft hat offenbar entsittlichend auf das wackere Land gewirkt . . . Alle aber dem Vaterlande — d. h. dem Deutschthum sans phrase — entfremdet. Ich schließe das aus den Zeitungen und aus meinen Gesprächen mit einem Eurer besten Leute, Schleiden. S. ist geistreich, welterfahren, liebenswürdig, aber ein Particularist vom reinsten Wasser. Wenn auf Preußen die Rede kommt, hört auch sein Geist auf, er wirft dann um sich mit den trivialsten Phrasen: man dürfe doch Preußens Macht nicht verstärken, so lange Bismarck regiere — und was der knabenhaften Reden mehr sind . . . Ich sehne mich nach dem Norden. Dahin gehöre ich mit meinem ganzen Wesen und dort wird auch unser Schicksal entschieden. Der Süden ist nur schätzbares Material für die Eroberung . . .

9. An Gustav Freytag.

Freiburg, 27. December 1864.

. . . Mein Vater ist aufgewachsen in der Stammesfeindschaft der alten Zeit, die wir Jüngeren kaum noch begreifen. Ihm ist zu Muthe wie mir, wenn mein Sohn unter die Franzosen oder Dänen ginge; er sieht in Preußen einfach den Feind, den Todfeind, und die Götter wissen, daß die jüngsten Sünden hüben und drüben diese Bitterkeit nur vermehren konnten. Der alte Bruderhaß brennt wieder auf; bei manchen Aeußerungen sehr verständiger Männer ist mir's, als hörte ich das Geschlecht des dreißigjährigen Krieges reden, und ich fühle lebhaft nach, was ein alter Herr empfinden muß, der die Theilung Sachsens mit erlebt hat. In Schleswig-Holstein ist es zuletzt so weit gekommen, daß Preußen und Sachsen Feldwachen und Vedetten gegen einander aufstellten. Kurz, die Zeitverhältnisse konnten nicht ungünstiger sein für die Stimmung meines Vaters, und er gesteht, daß ihn seit dem Tode meiner Mutter nichts so schmerzlich berührt habe wie mein Buch[1]). Trotzdem ist er so freundlich und nachsichtig gegen mich gewesen, daß ich ihm nicht genug dafür danken kann . . . Der Vater gehört noch zu jenem Geschlechte spartanischer, vollkommen bedürfnißloser Menschen, das in den Freiheitskriegen groß ward und sich selber härter behandelt, als wir Jungen es jemals thun.

[1]) Die erste Sammlung der historisch-politischen Aufsätze.

10. An Gustav Freytag.

Karlsruhe, den 1. October 1865.

. . . Ihre Worte haben mich wahrhaft ergriffen; bis auf Weniges unterschreibe ich Alles, was Sie über die unseligen preußischen Zustände sagen. Aber schauen Sie auch auf die andere Seite! Dort steht die Meute der Rheinbündler und der elende Prätendent, den ich aus tiefster Seele verachte. Er hat nicht nur den edlen Entschluß nicht gefunden, den Deutschland von ihm verlangen darf, er hat auch durch eine gewissenlose demagogische Wühlerei sein Land nach Kräften zerrüttet. Daneben dies Oesterreich, dessen heillose Zustände wieder einmal schrecklich an den Tag treten, endlich die weiland nationale Partei, heute ganz versunken in den Sumpf der Phrasen und Schimpfreden! Betrachte ich diese Parteien, so scheint mir der sittliche Werth hüben wie drüben der gleiche; namentlich die phrasenhafte Verlogenheit unseres Durchschnittsliberalismus erfüllt mich mit tiefem Ekel. Ach, wir werden lange zu arbeiten haben, bis wir wieder reden dürfen von deutscher Treue! Muß ich nun wählen zwischen solchen Parteien, so wähle ich Bismarck's Seite; denn er kämpft für Preußens Macht, für unsere legitime Stellung an Nord- und Ostsee. Ich würde eher mit einem Ministerium Gerlach gehen, als daß ich wie Herr Freese zum Landesverräther würde und mit den Feinden Preußens Verschwörungen anzettelte gegen unseren Staat. Ein Bewunderer Bismarck's bin und werde ich nicht, obwohl ich — nach Roggenbach's sicherlich nicht allzu günstigen Erzählungen — ihn und seinen Keudell höher achte als Sie zu thun scheinen. Seine auswärtige Politik halte ich für Pflicht zu unterstützen; sie operirt mit theilweis verwerflichen Mitteln, aber wenn sie mißglückt, so haben wir ein zweites Olmütz, den Triumph aller Feinde des Vaterlands. In diesem Sinne bitte ich Sie, den Jahrbücher-Aufsatz zu verstehen, den ich Ihnen in einigen Tagen schicken werde[1]). Ihre Hoffnung, ein liberales preußisches Regiment vermöge in zehn Jahren Deutschland zu einigen, kann ich leider nicht theilen. Ich habe sechs Jahre meines Lebens im Süden verlebt und hier die traurige Ueberzeugung erlangt: auch wenn ein Cabinet von lauter Steins und Humboldts in Berlin herrschte, würde der Haß und Neid der Süddeutschen gegen Preußen sich nicht mindern . . .

11. An Gustav Freytag[2]).

Freiburg, 13. November 1865.

. . . Wer in den letzten zwölf Monaten in der Politik nichts gelernt hat, dem ist nicht zu helfen. Ueberwältigend war für mich die Wahrnehmung, wie unmittelbar unser politisches Elend auf den Charakter der Nation einwirkt. Ich rede nicht mehr von deutscher Wahrhaftigkeit. Der Himmel gebe, daß wir sie dereinst wieder finden, heute ist sie in Phrasen erstickt. Ernsthaftes Arbeiten für die politische Reform ist wirklich ein sittliches Apostelamt. Sie sollten unsere süddeutschen Zustände kennen. Mir graut vor solcher Zucht-

[1]) „Die Parteien und die Herzogthümer". Deutsche Kämpfe, S. 33 ff.

[2]) Bei Uebersendung der zweiten Auflage der „Historisch-politischen Aufsätze".

losigkeit, solchem Maulheldenthume, und doch kann ich nicht aufhören, zu hoffen, denn dieselben Menschen, die in der großen Politik so phrasenhaft und lügnerisch handeln, sind in ihrem Hause und Berufe, in Kreis und Gemeinde verständige, redliche, praktische Männer. Schauen Sie 'mal diesen Nationalverein! Hat es je in einer großen Nation eine solche Mißgeburt gegeben? Der Verein geht grundsätzlich darauf aus, immer neue, möglichst nichtssagende Formeln zu finden, um Leute, deren Meinungen himmelweit auseinander liegen, scheinbar unter einen Hut zu bringen. Ebenso grundsätzlich sucht er nach Programmen, deren absolute Undurchführbarkeit jedem Menschen mit gesunden Sinnen einleuchten muß. Ob wohl Einer in dem Vereine wirklich heute an die Reichsverfassung glaubt? Und dies knabenhafte Treiben wird von einer ernsthaften Nation als hochwichtig angesehen, von den Regierungen als staatsgefährlich verfolgt! Auf der anderen Seite, wo man mehr Realismus besitzt, vermisse ich zunächst schmerzlich reine Hände, sittlichen Ernst . . . Im Ganzen finde ich den sittlichen und politischen Zustand der Nation niederschlagend, wie seit Langem nicht. Darum soll, wer heute noch ein wenig Verstand und Hoffnung in sich fühlt, unmittelbar und bald auf die öffentliche Meinung einzuwirken suchen. Solche Erwägungen haben mich auf den Einfall gebracht, ob ich nicht vor der deutschen Geschichte einen zweiten und letzten Band Essays herausgeben sollte. Mehreres liegt ganz oder halbfertig da, das Hauptstück des Bandes würde ein langer Essay über Cavour. Da ließe sich den Willenlosen und Phantastischen zeigen, was geniale Realpolitik ist. Wenn ich nächsten Spätsommer einige Wochen nach Oberitalien gehe, so kann der Band in reichlich einem Jahre fertig sein; ich glaube, ich könnte in der nächsten Zeit nichts Nützlicheres schreiben. Meine deutsche Geschichte würde darunter nicht leiden; zu Ostern und zu Weihnachten setze ich meine Archivstudien in Karlsruhe und hoffentlich auch in Berlin fort[1]), und daß die unendlich schwere Arbeit des nonum prematur bedarf, ist mir längst klar. Nur zweierlei ist bedenklich. Zunächst Hirzel, aber er wird einsehen, daß Lieferungsverträge dieser Art nicht buchstäblich zu verstehen sind. Sodann meine Carrière, denn für diese nützt mir ein Band Essays gar nichts. Aber der Patriot in mir ist tausendmal stärker als der Professor, und mit den rechten Zunftgelehrten werde ich ohnehin nie auf guten Fuß gelangen . . .

12. An Graf Flemming (preußischer Gesandter in Baden).

Freiburg, 4. Juni 1866.

. . . Es bedarf kaum der Versicherung, daß ich mich verpflichtet halte, meine beste Kraft dem Interesse des preußischen Staats zu widmen. Nur vermag die Feder leider sehr wenig in einer Krisis wie die gegenwärtige. Einer Reise nach Berlin stehen aber einige Bedenken im Wege. Zunächst: ich bin badischer Staatsdiener, ich habe das Sommersemester in Folge meines Aufenthalts im Berliner Archiv um zwei Wochen zu spät begonnen und

[1]) Unter dem 15. December 1865 ertheilte ihm Bismarck in einem eigenhändigen Schreiben die Erlaubniß zur Benutzung des geheimen Staatsarchivs.

würde daher einen längeren Urlaub jetzt nicht leicht erhalten. Nur einen kurzen Aufenthalt in Berlin, von zwei bis drei Tagen, kann ich mir ohne Urlaub gestatten. Auf jeden Fall muß ich dringend bitten, darüber näher unterrichtet zu werden, zu welchem Zwecke ich die Reise nach Berlin unternehmen soll.

Sodann halte ich für meine Pflicht, Ew. Excellenz über meine Parteistellung nicht im Unklaren zu lassen. Ich halte den Krieg, der uns bevorsteht, für gerecht und nothwendig, aber für das Gelingen der Bundesreformpläne scheinen mir einige Concessionen an die Opposition, namentlich die Herstellung des Budgetrechts der Abgeordneten, unumgänglich. Die große Mehrzahl der Deutschen ist in erster Linie liberal und nur nebenbei national gesinnt. Darum werden, ohne ein verändertes System im Innern, die tüchtigsten Bundesreformpläne der königl. Regierung in der Nation jene thätige Unterstützung nicht finden, deren sie doch bedürfen . . . Kommt es zum Kriege, zu einer deutschen Politik im großen Stile, so treten diese Bedenken natürlich in den Hintergrund; in erster Reihe steht dann die Pflicht, Preußens gerechte Sache mit dem Schwerte und der Feder gegen Oesterreich und die kleinen Neider zu verfechten. Ich würde mich glücklich schätzen, an dieser Arbeit einen bescheidenen Antheil zu nehmen; nur bitte ich Ew. Excellenz, nicht zu vergessen, daß meine Unabhängigkeit mein bestes Gut ist, und ich nicht daran denken darf, sie aufzugeben . . .

13. An Graf Bismarck.

Freiburg i. Br., 7. Juni 1866.

Hochzuverehrender Herr Graf!

Ew. Excellenz haben mir die Ehre erwiesen, anfragen zu lassen, ob ich jetzt nach Berlin kommen könne. Ich halte für schicklich, der vorläufigen eiligen Antwort, welche ich dem Herrn Grafen v. Flemming gab, einige Zeilen hinzuzufügen, und ich bitte Ew. Excellenz, es nicht für anmaßend zu halten, wenn ich bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die politische Lage nicht unterdrücken kann.

Die formellen Bedenken, welche meiner Reise nach Berlin im Wege stehen, sind nicht unüberwindlich. Gewänne ich wirklich die Ueberzeugung, daß meine Anwesenheit in Berlin nicht ganz unnütz sei, so würde ich mich verpflichtet halten, meine Professur, selbst auf etwas tumultuarische Weise, nieder zu legen.

Anders steht es mit einem grundsätzlichen Bedenken. Ich habe aus dem Gange, den die königl. Regierung bisher genommen hat, nicht die Hoffnung schöpfen können, daß ich ihr meine Dienste widmen dürfe, und ich kann bis jetzt nicht die feste Zuversicht auf das Gelingen der deutschen Bundesreform gewinnen. Wie mir die Lage erscheint, und ob meine Ansichten mit denen der königl. Regierung einigermaßen verträglich sind, das werden Ew. Excellenz am einfachsten aus einem Artikel der „Preußischen Jahrbücher“ [1]) ersehen, der

[1]) „Der Krieg und die Bundesreform“, Deutsche Kämpfe, S. 67 ff.

Ihnen gleichzeitig zukommen wird. Aufgabe des Aufsatzes war, einige noch nicht unheilbar verblendete Liberale für eine Versöhnung mit der Regierung zu gewinnen; daher mußte ich schonend über die Fortschrittspartei sprechen und die grenzenlose Verachtung verbergen, welche ich gegen diese Parteifanatiker hege. Im Uebrigen enthält der Aufsatz genau meine Meinung. Mir erscheint die unbedingte Anerkennung des Budgetrechts der Abgeordneten als eine unabweisliche Nothwendigkeit; keine Kunst der Welt wird je einen preußischen Landtag zu Stande bringen, der auf dieses Recht verzichtet.

Gestatten mir Ew. Excellenz die Bemerkung, daß diese Rechts- und Freiheitsfrage sehr leicht zu einer Machtfrage für Preußen werden kann. Ueber die nichtswürdigen Gesinnungen mehrerer süddeutscher Höfe wird das Berliner Cabinet im Klaren sein. Was diese Höfe abhält, mit fliegenden Fahnen in das k. k. Lager überzugehen, ist nur die dem Kleinstaate angeborene Thatenscheu und die Ungewißheit über die Stimmung des eigenen Volks, das heute noch schwankt zwischen seinem Preußenhasse und seiner nebelhaften Sehnsucht nach dem Parlamente. Fällt nun — was ich nicht glaube, aber auch nicht für unmöglich halte — die erste Schlacht ungünstig für uns aus, und ist dann der Conflict in Preußen noch nicht beigelegt, so wird die Bosheit der kleinen Höfe, des rothen Radicalismus und der starken österreichischen Partei im Süden voraussichtlich mächtiger sein als alle Gegenbestrebungen wohlmeinender Patrioten, und der Süden sich an Oesterreich anschließen.

Ich finde es entsetzlich, daß der bedeutendste Minister des Auswärtigen, den Preußen seit Jahrzehnten besaß, zugleich der bestgehaßte Mann in Deutschland ist. Ich finde es noch trauriger, daß die tüchtigsten Bundesreformgedanken, welche je eine preußische Regierung vorgelegt hat, in der Nation mit so schmachvoller Kälte aufgenommen werden. Aber dieser Fanatismus der liberalen Parteigesinnung besteht, er ist eine Macht, mit der man rechnen muß. Die Herstellung des Budgetrechts und die fortreißende Kraft des Krieges — das sind nach meinem Ermessen die einzigen Mittel, die verirrte öffentliche Meinung wieder zur Besinnung zu bringen. Selbst nach einem Siege unserer Waffen wird, wenn der Conflict im Innern nicht beigelegt ist, das unüberwindliche Mißtrauen der Liberalen den Bundesreformplänen die größten Schwierigkeiten bereiten. Ew. Excellenz sind unserem Lande durch die Gnade des Himmels fast wunderbar erhalten worden. Möchte es Ihnen auch gelingen, den Frieden im Innern herzustellen, der für das Gelingen Ihrer groß gedachten nationalen Pläne nothwendig ist.

So lange ich außerhalb Preußens lebe, ist meine publicistische Aufgabe leicht. Sobald ich mit der königl. Regierung in irgend eine Beziehung trete, müßte ich auch an meinem Theile die Verantwortung für ihre innere Politik übernehmen; und dies ist mir unmöglich, so lange der Rechtsboden der Verfassung nicht hergestellt ist.

Empfangen Ew. Excellenz meine herzlichsten Wünsche zu dem Beginn des großen Kampfes, der jetzt wohl endlich ausbrechen wird, und die Versicherung der aufrichtigen Hochachtung.

14. Graf Bismarck an Treitschke.

Berlin, 11. Juni 1866.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr gefälliges Schreiben vom 7. d. M. und die Offenheit, mit welcher Sie meiner Aufforderung entgegnet haben. Ich will dieselbe mit gleicher Offenheit erwidern.

Die formellen und äußeren Bedenken halte ich mit Ihnen nur für Nebensache. Wenn Ihre Stellung in Baden durch Ihre Thätigkeit für Preußens deutsche Interessen unmöglich oder gefährdet würde, so würden wir uns glücklich schätzen, Ihnen in Preußen einen Ersatz zu bieten.

Aber ich ehre Ihr grundsätzliches Bedenken; und ich fühle vollkommen, wie es Ihnen, wenn Sie in Preußen in bestimmter Beziehung zur Regierung wären, schwerer als im Auslande sein würde, die innere und äußere Politik zu trennen und Ihre Thätigkeit für die letztere mit dem Gegensatz gegen die erstere zu vereinen.

Ich sehe zwar auch diesen Gegensatz als nicht unversöhnlich an; ich weiß aber noch nicht, wie weit es meinen ernsten Bemühungen gelingen wird, eine Versöhnung herbeizuführen. Möglich, daß ich auch dafür einmal auf Ihre versöhnende und ausgleichende Mitwirkung hoffen kann! Bis dahin lassen Sie uns zusammen wirken auf dem Felde, auf dem wir es mit gutem Gewissen können: der deutschen Politik Preußens.

Ich bin bereit, Sie auch nach Heidelberg hin in möglichster Vollständigkeit mit allem dazu erforderlichen Material zu versehen. Ich beginne damit, indem ich Ihnen anliegend die Grundzüge der Bundesreform übersende, wie ich sie, allerdings immer nur als ein einfaches Skelett, zur Grundlage unserer Berathungen mit dem Parlament habe ausarbeiten und gestern den deutschen Regierungen mittheilen lassen.

Wir denken dieselben auch nächstens in die Oeffentlichkeit zu bringen; und da dies voraussichtlich mit dem Beginn der kriegerischen Action zusammenfallen wird, beabsichtigt Se. Majestät der König, ein Manifest an die deutsche Nation zu erlassen, um sich über die Natur dieses Kampfes und über die Ziele Seiner eigenen nationalen Politik auszusprechen. Möchten Sie, geehrter Herr Professor, einen Entwurf zu einem solchen Manifest ausarbeiten, und mir, freilich in wenigen Tagen, zusenden? Sie kennen und fühlen selbst die tieferen Strömungen des deutschen Geistes, an welche man sich in so ernsten Augenblicken wenden muß, um den rechten Anklang zu finden, und werden die warme Sprache reden, die diesen Anklang hervorruft.

Nachher würde es dann erwünscht sein, in möglichst rascher Folge in Flugblättern und Zeitungsartikeln dies Manifest zu erläutern und die Nachwirkung zu sichern.

Ich hoffe, Sie werden Freudigkeit finden, um meinem Wunsche zu entsprechen, und sehe mit Verlangen Ihrer Antwort entgegen, indem ich schließlich noch die Versicherung meiner Hochachtung und meines Vertrauens erneuere.

15. An Graf Bismarck.

Freiburg i. Br., 14. Juni 1866.

Hochgeehrter Herr Graf!

Ew. Excellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr vertrauensvolles Schreiben. Der Bundesreformplan, den Sie mir mittheilen, erscheint mir im Großen und Ganzen als ein Meisterwerk. Er ist so gemäßigt, daß man hoffen darf, nach zwei gewonnenen Schlachten die deutschen Höfe dafür zu stimmen, und schneidet doch tief ein in die schlimmsten Schäden der deutschen Zustände. Kurz, läßt er sich durchsetzen, so ist der Weg betreten, der zu einer besseren Zukunft für Deutschland führen muß.

Wenn es mir trotzdem nicht möglich ist, den Entwurf eines Manifestes zur Befürwortung dieses heilsamen Planes zu schreiben, so spreche ich diese Weigerung nur mit tiefem Schmerze aus.

Ich sehe nur zwei mögliche Wege vor mir. Entweder ich trete einfach in die Dienste des königl. Cabinets. Dies ist mir unmöglich aus den Gründen, die ich Euer Excellenz neulich anführte. Oder ich bleibe völlig selbständig und unterstütze oder bekämpfe in der Presse nach meiner Ueberzeugung den Gang der preußischen Politik.

Einen möglichen Mittelweg vermag ich nicht zu finden. Eine Staatsschrift für das preußische Cabinet entwerfen kann ein badischer Staatsdiener offenbar nicht. Ja, selbst wenn ich dieses Bedenken überwinden wollte, so bleibt noch eine andere Unmöglichkeit. Ein Manifest darf keine subjectiven Meinungen enthalten; schon der erste Entwurf desselben muß von einem Manne ausgehen, der die Pläne des Cabinets bis in das Einzelne kennt, also der Natur der Sache nach von einem Manne, der mit zur Regierung gehört. Es ist sehr wünschenswerth, daß das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch, *was* darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Excellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur antworten: das Mißtrauen der Nation gegen die königl. Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern, gibt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmäßigen Rechte des Landtags. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiß nur zu wohl, daß die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert), so wird auch ein schön und groß geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Widerhall finden. Die Zahl der wirklich politischen Männer, welche sich über den Parteistandpunkt zu erheben vermögen, ist in Deutschland verschwindend gering. Worte sind dann machtlos; nur von siegreichen Schlachten können wir dann noch eine Umstimmung der Nation erwarten.

Nach alledem weiß ich für mich vorderhand nur eine Aufgabe: ich würde, selbst und durch meine Freunde, in der Presse die preußischen Reformpläne mit der Wärme und vollen Zustimmung unterstützen, die sie verdienen. Ueber die Wirkung der Thätigkeit gebe ich mich keiner Täuschung hin. Flugblätter fallen in Tagen wie die heutigen platt zu Boden. So bleibt nur die Presse: die Weser-Zeitung, die Preußischen Jahrbücher, einige hessische und

thüringische Blätter werden ihre Schuldigkeit thun; die süddeutschen Zeitungen stehen unter dem Terrorismus der österreichischen Partei und sind zumeist zu feig, ihn abzuschütteln. — Es schmerzt mich tief, daß ich augenblicklich so blutwenig für die gute Sache thun kann. Aber vielleicht kommt eine Zeit, da ich als unbedingt selbständiger Mann, der seine Hände nie gebunden hat, Preußens deutsche Politik wirksamer unterstützen kann, als ich es heute durch directe Theilnahme vermöchte.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung.

16. An Gustav Freytag.

Freiburg, den 12. Juni 1866.

Lieber, verehrter Freund,

Ich bin ein schlechter Correspondent, aber in so ernster Zeit, umgeben von lauter bis zum Wahnsinn fanatisirten Gegnern, fühle ich jetzt oft lebhaft das Bedürfniß, mit den alten Freunden zu reden. — Die Unsicherheit und Unklarheit der Lage hat auch sehr lebhaft in mein Leben hinüber gespielt. Ich habe ein paar schwere Tage hinter mir. Bismarck wollte mich in sein Hauptquartier haben; ich sollte die Kriegsmanifeste schreiben, für die deutsche Politik der Regierung arbeiten u. s. f. Eine Berliner Professur, das alte Ziel meiner Wünsche, war mir sicher; die Proclamationen gegen Oesterreich und für das deutsche Parlament konnte ich mit bestem Gewissen schreiben. Kurz, die Versuchung war sehr groß, um so lockender, da der Aufenthalt hier sich allmälig kaum mehr ertragen läßt. Selbst Roggenbach, jetzt wieder durch und durch Preuße, wagte nicht abzurathen. Aber ich mußte ablehnen; ich konnte nicht mich einer Politik verpfänden, deren letzte Ziele nur Ein Mann kennt, deren Sünden zu bessern ich keine Macht besitze; ich konnte nicht um eines sehr zweifelhaften Erfolges willen meinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzen. Nach meiner politischen Moral soll man allerdings auch seinen guten Ruf dem Vaterlande zum Opfer bringen — aber auch *nur* dem Vaterlande, also nur, wenn man im Besitze der Macht ist und hoffen kann, durch Schritte, die der Menge ruchlos scheinen, den Staat wirklich zu fördern. Ich stehe anders; in dem Augenblicke, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren . . . Die versöhnliche Gesinnung der Fortschrittsleute, die ich als selbstverständlich voraussetzen mußte, besteht nicht; die Menschen sind verblendeter und fanatischer denn je. Nicht besser steht es mit der Regierung. Unsere Hoffnung ruht allein auf dem Heere; zwei gewonnene Schlachten werden hoffentlich beiden Parteien zur Besinnung verhelfen. — Wir draußen können vorderhand sehr wenig thun. Das Beste ist ehrliches Zusammenhalten. Und darum will ich Sie heute recht inständig bitten. Für die nicht-preußischen Blätter bleibt heute die Aufgabe, immer und immer wieder unserem plötzlich aus dem Schlafe gerüttelten Volke, das sich noch die Augen reibt, den Sinn der Alternative klar zu machen: Deutschland oder Oesterreich? . . .

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Blumen im Hochgebirge.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Jenseits der hohen Berge glänzte die Morgensonne, und in grünlichen Schimmer getaucht starrten die weißen Schneemassen von Eiger, Mönch und Jungfrau in den azurnen Himmel hinein. Am Breithorn und am Tschingelgrat leuchteten einige Gipfel in rosigem Lichte. Das Barometer war Tags zuvor gefallen, daher erschien mir dieser Morgen wie eine unerwartete Gabe, wie eine freudige Ueberraschung. Ich stieg am Allmendhubel empor über Mürren und folgte dann dem Pfad immer höher, ins „Blumenthal" hinein. Ein frischer Wind blies von den Firnfeldern; er trug jene reine, belebende Luft, die mit voller Brust zu athmen mir eine unendliche Wonne schien. Bald trat die Sonne hinter der Jungfrau hervor und füllte die Thäler mit ihrem goldigen Licht. Von der Höhe klang das Geläute der weidenden Herden, aus der Ferne vernahm man das Rauschen eines Baches, der zur Tiefe eilte — sonst war es still. Planlos folgte ich den Windungen des Thales, vom Wege abschweifend, um Pflanzen, die mich durch die Pracht ihrer Farben lockten, zu pflücken oder zu betrachten. Dann waren es wieder die hehren Berge, auf denen mein Blick ruhte, und ich stieg immer höher, um noch mehr Bergesgipfel und noch mehr Schnee zu sehen. So gelangte ich endlich fast 3000 Meter hoch, bis zu den Schneehalden und Firnfeldern des Schilthornes. Doch meine Hände vermochten all' die Blüthen, die ich gesammelt, kaum mehr zu fassen; die Sonne brannte jetzt empfindlich; es galt, den Rückweg anzutreten. Leichte Nebelstreifen tauchten am Abhang der Berge über dem Lauterbrunner Thale auf. Sie wurden dichter, begannen zu steigen, schoben sich in einander und bildeten einen Schleier, der bald das Antlitz der Berge verhüllte. Von allen Seiten wälzten sich weiße Dampfmassen in die Thäler hinein, und es kochte in deren Tiefen wie in dem Krater eines Vulcans. Selbst Mürren entschwand zeitweise den Blicken. Von Westen her fiel der Wind jetzt ein und peitschte heftig die Nebel. Hier ballten sie sich zusammen, dort

lösten sie sich auf. Durch die offenen Lücken drangen goldene Sonnenstrahlen ein und illuminirten die Abgründe. Ueber dem Breithorn zuckten Blitze. Dumpf tönte der Donner durch das Gebirge, um in unendlichem Echo zu verhallen. Noch eine Weile, und es war Alles in Nebel gehüllt, ich selbst von einer Wolke eingeschlossen. So tritt der Sterbliche hier näher den himmlischen Luftgebilden, zu denen er aus der Ebene nur empor zu blicken vermag. Dort sieht er sie über seinem Haupte schweben, in unerreichbaren Höhen; sie scheinen ihm selige Gefilde zu sein, die Ruhestätte der Götter. Hier steht er selbst in ihrer Mitte und spürt das Walten der schaffenden Mächte. Ein seltsamer Schauer erfüllt seine Seele; Bäume und Felsen, in Nebel verhüllt, nehmen phantastische Formen an; sie treten hervor aus den Wolken und stellen sich ihm in den Weg wie drohende Giganten.

Es war gut, daß ich vor Ausbruch des Regens das Hôtel erreichte, denn bald goß es in Strömen. Ich eilte auf mein Zimmer, an zahlreichen Menschen vorbei, die ich kaum beachten mochte, denn sie erschienen mir wie Pygmäen im Vergleich mit jenen elementaren Gewalten, in deren Mitte ich eben noch geweilt hatte. Meinen Blumenstrauß stellte ich sorgsam ins Wasser, neben einen anderen, der seiner schon harrte. Das war ein Strauß aus Thun, der zu erblassen schien, als er seinen Rivalen aus den hohen Bergen erblickte.

Das schlechte Wetter hielt an und bannte alle Bewohner des Hauses in ihre Zimmer. Das Hôtel war übervoll, und wenn das Gong ertönte und zur Mahlzeit rief, drängten sich solche Massen auf den Treppen zusammen, daß man meinte, in einem Bienenstock zu sein. — Die Mürrner Hôtels reichten im letzten August nicht aus, um alle Fremden aufzunehmen, und glücklich mußte sich schätzen, wem es gelang, ein Unterkommen zu finden. Mit bestimmten Ansprüchen an Zimmer und Bedienung hervorzutreten, schien wenig angebracht; man mußte sich mit dem begnügen, was Einem geboten wurde. — Dieser starke Besuch von Mürren reicht nicht weit zurück; thatsächlich ist der Ort erst vor Kurzem dem Verkehr erschlossen. In der ersten Auflage von Bädeker's „Schweiz", die im Jahre 1844 erschien, wird Mürren überhaupt noch nicht genannt. Man findet es erst in der fünften Auflage vom Jahre 1853, und zwar mit der Bemerkung: „Ein Wirthshaus ist nicht vorhanden, doch sind bei einem Bauern Milch und Brot zu haben, auch ein Nachtlager." Dieses Nachtlager bei dem Bauern muß wohl nicht sehr empfehlenswerth gewesen sein, denn es verschwindet wieder aus den folgenden Auflagen des Reisebuches. In der neunten Auflage vom Jahre 1862 taucht dafür in Mürren „das Hôtel Silberhorn mit mäßigen Preisen" auf. Dieses Silberhorn ist es, das, allseitig vergrößert und mit unzähligen Dependancen versehen, zu dem heutigen Kurhaus heran wuchs. Es waren im vergangenen Sommer weit über zweihundert Gäste, die sich dort bei den Mahlzeiten in den Speisesälen versammelten. Das Wachsthum dieses Hauses ist so recht ein Bild der Zunahme, welche der Fremdenverkehr der Schweiz in den letzten Decennien erfahren hat. Freude an der Alpennatur, Wunsch nach Erholung, endlich die ansteckendste aller Krankheiten, die Mode, führen hier so viele Menschen alljährlich zusammen.

Bedauerlicher Weise beginnt in den großen Schweizer Hôtels das Diner im Sommer in dem Augenblick, wo die Sonne sich zum Untergang anschickt. Man muß sich fügen und in den Speisesaal wandern, während die Berge draußen sich mit ihrem purpurnen Abendgewand schmücken. Doch in Mürren herrschte stets eine gewisse Unruhe in dem Saale; die Blicke richteten sich fortdauernd nach den Fenstern, und wenn der Schnee der Berge sich zu röthen begann, stürzten meist Alle ins Freie. Denn die wilde Schönheit einer Gebirgslandschaft vermag fast jeder Gebildete jetzt als solche zu empfinden; das Verständniß für dieselbe ist Gemeingut der ganzen gesitteten Menschheit geworden, und doch hat diese Art des Naturempfindens erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Jean Jacques Rousseau's Schriften ihren Triumphzug durch die Welt gehalten.

Zwar hat es Rousseau an Vorgängern nicht gefehlt, welche die Schönheit der Gebirgslandschaft in der ganzen Fülle ihrer Erscheinung, auch in ihrem romantischen Zauber, zu erfassen vermochten, doch sie blieben vereinzelt. Schon die italienische Renaissance hatte ein solches Naturempfinden gezeitigt, und Enea Silvio Piccolomini und Petrarca waren die vornehmsten Vertreter desselben. Die Keime modernen Empfindens lagen in der Verschmelzung des italienisch-germanischen Volksgeistes mit der Antike. Was Rousseau in Wort und Schrift zum Ausdruck brachte, das hatten in romantischer Naturauffassung schon hundert Jahre zuvor auch niederländische Landschaftsmaler, ein Jacob Ruysdael, empfunden. Doch waren es Rousseau's Romane und seine „Confessions", welche modernes Naturempfinden überall erweckten. Sie brachten das durch den Zeitgeist bedingte, doch noch schlummernde Gefühl zum Bewußtsein der gebildeten Welt. Die im Jahre 1761 erschienene „Neue Heloise" wirkte wie eine Offenbarung und erschloß dem modernen Menschen eine reiche Quelle neuen Naturgenusses, nach dem er sich unbewußt schon sehnte [1]).

Dieses Naturgefühl der neueren Zeit glich nicht mehr demjenigen der Antike, es war umfassender als jenes. Denn dem Alterthum ging der Sinn für das Romantische in der Natur ab, also für diejenige Seite des Naturempfindens, die neben dem Erhabenen und Heroischen auch das Wilde, das Drohende und Starre in seiner ästhetischen Wirkung erfaßt. Die überwältigende Größe und die wilde Erhabenheit des schneebedeckten Gebirges schreckte das antike Naturgefühl ab. Grauenvoll und schrecklich erschienen damals dem Wanderer die Alpen; sie flößten ihm nur Schauder ein. Die schneebedeckten Gipfel der Berge ließ der römische Naturfreund nur als Hintergrund der Landschaft gelten, die seine Villeggiatur umgab; in diesen Bergen nach Naturgenuß zu suchen, lag ihm fern; sie ohne Nöthigung zu bereisen, schien ihm thöricht. — Das Naturgefühl der antiken Welt hatte sich im Anblick der heiter sonnigen, plastisch ausgestalteten, in maßvolle Formen gefaßten südlichen Landschaft ausgebildet, daher auch das Lob der „Anmuth"

[1]) Außer den Originalwerken der mit Namen angeführten Autoren habe ich zu diesem Theile Alfred Biese, „Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit", und besonders Ludwig Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms". Vierte Aufl. Zweiter Theil. S. 213 ff., benutzt.

das höchste war, das einer Landschaft damals ertheilt werden konnte. Dieses Lob entsprach zum Mindesten, nach Ludwig Friedländer, demjenigen Begriff, den wir heute mit dem Worte „Naturschönheit" verbinden. Auch Nordländer, die lange in Italien weilen, werden unter dem Einfluß der südlichen Landschaft oft in ähnliche Naturstimmung versetzt. Das konnte ich nicht selten dem Ausspruch nordischer, in Italien lebender Künstler entnehmen. — Als Winckelmann 1755 durch die Tiroler Berge nach Italien reiste, bewunderte er die Natur derselben in ihrer erstaunlichen Größe. Die Eindrücke von Tirol waren ihm die angenehmsten auf seiner ganzen Reise gewesen, und er nahm sich vor, bei der Rückkehr diesen entzückenden Anblick nochmals zu genießen. Wie ganz anders empfand er aber, als er fast dreizehn Jahre später von den Ebenen Venetiens aus diese Berge wieder erreichte. Da war es ihm, als trete er aus einem sonnigen Sommertage in eine Grotte ein, aus der ihm eisiger Todeshauch entgegenwehe. Die ganze Landschaft kam ihm jetzt entsetzlich schauerlich vor, und er hatte nur den einen Wunsch, aus derselben wieder nach Welschland zu entfliehen[1]). — Und auch Victor Hehn erschienen die Alpen starr und gewaltsam, ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, nachdem er die Bilder italienischer Landschaft in sein Inneres aufgenommen, sich so ganz in die Eigenart ihrer Schönheit eingelebt hatte.

Rousseau's Liebe zur Natur war noch von jener krankhaften Empfindsamkeit durchdrungen, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte, einer Stimmung, in der sich auch Goethe befand, als er den „Werther" schuf. In Goethe's Briefen aus der Schweiz tritt uns hingegen schon jenes geläuterte Naturempfinden entgegen, wie es Gemeingut der gesitteten Welt jetzt geworden ist.

Rousseau hatte nicht nur das moderne Naturgefühl in der europäisch gebildeten Menschheit zu wecken gewußt, seine Schilderungen des Genfer Sees richteten zugleich Aller Blicke auf die Schweiz, als auf ein Land voll zauberhafter Schönheit. So kam es, daß alsbald ein wahrer Strom von Reisenden — von Touristen im modernen Sinne des Wortes — sich über die Schweiz ergoß.

II.

Dieser Weg war den Reisenden übrigens auch schon durch die Schweizer Naturforscher gewiesen, und es verlohnt sich wohl, diese bei ihrer Arbeit zu belauschen, zu verfolgen, wie sie nicht nur die Kenntniß des Landes gefördert, sondern auch den Sinn für dessen Schönheit sich zu erschließen wußten. In gewisser Beziehung haben die alten, beschreibenden Naturwissenschaften die Liebe zur Natur überhaupt mehr gefördert, als dies die modernen, analysirenden Wissenschaften thun. Denn jene faßten das Object als Ganzes ins Auge und ermöglichten damit auch ein ästhetisches Anschauen desselben, während die analysirende Wissenschaft das Object in seine Theile sondert und den Schwerpunkt nur zu leicht in diese verlegt. Der ältere Naturforscher freute sich der

[1]) Justi, Winckelmann, Bd. II, 1, S. 7 und Bd. II, 2, S. 427.

unmittelbaren Erscheinung und liebte daher das Object; heute muß man das Ganze zerstören, um in seine Theile einzudringen. Nicht umsonst rief mir vor Jahren, als ich noch im Anfang meiner wissenschaftlichen Laufbahn stand, ein hochverdienter Naturforscher der alten Schule, Wilhelm Schimper, zu: „Die jungen Botaniker lieben die Pflanze nicht mehr!“ Doch ich habe, trotz der analytischen Richtung meiner Studien, von jeher diese Liebe besessen, und die warnenden Worte fielen darum bei mir auf fruchtbaren Boden.

Als Jean Jacques Rousseau, den Menschen entfremdet, in die Einsamkeit floh, widmete er sich der Botanik. Er wollte die Natur studiren und hoffte dadurch immer neue Gründe zu entdecken, um sie zu lieben. Die Pflanzen schienen ihm mit gleicher Verschwendung über die Erde wie die Sterne über den Himmel gesäet zu sein, um den Menschen durch ihre Reize zur Erforschung der Natur anzuregen. — In gleicher Weise hatte das Studium der Natur den älteren Schweizer Naturforschern das Verständniß für die Schönheit ihrer heimathlichen Gebirgswelt eröffnet.

Der Züricher Polyhistor Konrad Gesner schweifte schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, Pflanzen suchend und sammelnd, in den Schweizer Bergen umher und war von der Erhabenheit der Alpenlandschaft so ergriffen, daß er sie auch in Worten zu preisen versuchte. Er schildert sie mit Begeisterung in der Einleitung zu einem seiner Werke, das 1541 erschien. Ihn stimmten bereits die schneebedeckten Dome zur Andacht, und mit Entzücken betrachtete er die himmelstürmenden Berge, die mit ihrem Gipfel die Wolken erreichen. Da er diese Aeußerungen seiner Gefühle einer lateinisch geschriebenen Abhandlung über Milch und Käserei vorausschickte, so konnten sie kaum in weitere Kreise dringen. Bekannter wurde seine 1555 erschienene Schilderung einer Ersteigung des Pilatus, der im sechzehnten Jahrhundert noch Mons Fractus oder Brocken hieß. Es gehörte einiger Muth und viel Liebe zur Natur dazu, um in jener Zeit ein solches Wagniß zu unternehmen. Voller Begeisterung kehrte Gesner heim, mit mehr denn fünfzig seltenen, zum Theil noch unbekannten Pflanzen beladen. Gesner's Liebe zur Pflanzenwelt bezeugen vor Allem Hunderte von Pflanzenbildern, die er mit eigener Hand entwarf, ohne ihre Veröffentlichung zu erleben. In der Geschichte der Botanik gebührt ihm bleibender Ruhm, denn er war der Erste, der es versuchte, auf den Bau der Blüthen und Früchte die Verwandtschaft der Pflanzen zu stützen.

Ueber die gesammte wissenschaftliche Welt waren alsbald die naturwissenschaftlichen Werke des Züricher Stadtarztes Johann Jacob Scheuchzer's verbreitet, der vom Jahre 1702 ab unermüdlich die Schweiz durchforscht hatte. Im Jahre 1705 begann er seine Reiseeindrücke unter dem Titel: „Seltsame Naturgeschichten des Schweizerlandes“, in einem eigenen Wochenblatte herauszugeben. In der Vorrede spricht er die Hoffnung aus, seine wohlgemeinte Arbeit würde „curieusen“ Gemüthern nicht mißfallen. Der Erfolg überstieg bald alle seine Erwartungen. Das veranlaßte ihn, die Ergebnisse aller seiner Reisen in einem großen lateinisch geschriebenen Werke niederzulegen. Die Kosten der Kupferstiche für den ersten Band, der 1708 in London erschien, trugen Scheuchzer's Gönner von der Londoner Royal Society, und auch Isaak

Newton ist unter denselben. Das ganze vierbändige Werk wurde erst 1723 in Leyden veröffentlicht. Es bereitet auch heute noch einen eigenen Genuß, diese Bände zu durchblättern, die zum Theil schon aus Merian's im Jahre 1652 erschienener „Typographia Helvetiae" stammenden Bilder alter Städte, der Seen, Schluchten und Gletscher an den Augen vorbeiziehen zu lassen. Ihnen reihen sich dann in bunter Folge Bilder von Pflanzen, Bergkrystallen und Petrefacten an; dann sieht man Landkarten, auf welchen Berge wie Maulwürfshügel den Lauf der Flüsse umsäumen. Endlich gelangt man, nicht ohne Ueberraschung, zu den Drachen. Da gibt es solche, welche nur kriechen können, und solche, welche fliegen; die einen haben Schlangenform, die anderen Eidechsengestalt; die einen tragen einen Kopf wie Säugethiere, die anderen wie Vögel. Da wird man denn plötzlich in die volle Zeit mittelalterlicher Naturgeschichte versetzt und staunt über die wohl verbürgten Urkunden, welche die Existenz solcher Scheusale bezeugen. Jeder Canton führt der Reihe nach seine Drachen vor. Luzern steht in dieser Beziehung obenan. Besonders um den Pilatus muß es bunt hergegangen sein; da hausten die Drachen mit Vorliebe. Andererseits gibt Scheuchzer selbst an, daß wüthende Bergwässer oft von den Alpenbewohnern als Drachen bezeichnet werden. Wenn ein Bach mit Felsentrümmern und entwurzelten Bäumen ins Thal stürzt, heißt es, ein Drachen sei ausgefahren. Doch die vorhandenen „Drachenexempeln" scheinen das Vorhandensein von Drachen klar zu erweisen. Scheuchzer verhielt sich zu diesen „Drachenexempeln" weniger kritisch als zu jener Angabe „von Bauren", daß Blutbuchen die Stelle einer Mordthat anzeigen. „Ich meines Orts," schreibt er, „halte davor, daß diese Buchbäume eine von anderen besondere Art ausmachen." Doch, wie dem auch sei, Scheuchzer's „Erzählungen seltsamer Naturgeschichten des Schweizerlandes" konnten nicht umhin, die Wißbegierde der gebildeten Welt anzuregen, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Schweizer Land zu lenken. Auch empfand Scheuchzer bereits die Reize der von hohen Bergen eingeschlossenen Thäler; er wußte den Glanz der blauen Gletscher und des ewigen Schnees zu beschreiben, und nach seinen Schilderungen war es vor Allem, daß Schiller die landschaftlichen Bilder zu seinem „Tell" entwarf.

Da griff mit noch wesentlich höherer geistiger Macht Albrecht von Haller in die Naturgeschichte seines Landes ein. Seiner ausgesprochenen Neigung nach Botaniker, durchzog er schon als Jüngling das Gebirge, um Pflanzen zu sammeln. Von Liebe für sein Land erfüllt, schrieb er 1729, erst einundzwanzig Jahre alt, sein Lehrgedicht „Die Alpen", und die warm empfundenen Strophen konnten nicht umhin, in Gleichgestimmten die Sehnsucht nach den Schweizer Bergen zu erwecken. Freilich waren es mehr die Sitten des Landes als die Landschaft, die er zu schildern versuchte. Die Seligkeit des Hirtenlebens, die Unschuld und Einfachheit der Sitten begeistern ihn vor Allem, doch die hohe Alpenwelt bildet den Hintergrund zu diesem Bilde. Beschreibungen von Alpenpflanzen werden in die Schilderung eingeflochten. Eine derselben ist ganz besonders bekannt, weil sie Lessing in seinen Laokoon aufgenommen hat. Sie hebt mit dem Lobe des edlen Enzians an und wurde von Lessing

als Beispiel verwerthet, um die Grenzen zwischen den Aufgaben der Poesie und der Malerei zu ziehen. Wie sich Haller's Ruhm als Gelehrter rasch verbreitete, so waren auch seine „schweizerischen Gedichte" im vorigen Jahrhundert bald in Aller Händen und erlebten 1753 bereits eine achte, im Jahre 1777 sogar eine dreißigste Auflage. Im Jahre 1736 war Haller als Professor der Medicin, Anatomie, Botanik und Chirurgie einem Rufe nach Göttingen gefolgt und entfaltete dort eine erfolgreiche Thätigkeit. Aber auch ihn traf schließlich das Loos, welches viele Gelehrte mit ihm theilen, wenn sie ihre geistigen Kräfte nicht zu schonen wissen. Er verließ Göttingen 1753, wie er in einer autobiographischen Skizze berichtet, weil seine geschwächte Gesundheit, vollkommene Schlaflosigkeit und gestörte „Dauung" ihn gezwungen habe, „allen in Göttingen genossenen Ehrenbezeugungen und königlichen Gutthaten zu entsagen und in seiner angeborenen Luft, bey mehrer Muße, die Verbesserung seiner Gesundheit zu erwarten". Als Albrecht von Haller 1758 auf seinen Wunsch von der Republik Bern zum Director der Salzwerke von Bex und Aigle ernannt wurde und auf das Schloß zu Roche zog, da folgte er wieder ganz seinen botanischen Neigungen, durchstreifte selbst das Walliser Land und ließ entlegenere Orte von seinen Forstbeamten durchforschen. Wie die Liebe zu den Pflanzen, so ging auch die Liebe zur Natur auf seine botanischen Hülfsarbeiter über. Der begabteste unter ihnen, Abraham Thomas aus Fenalet bei Bex, setzte auch nach Haller's 1777 erfolgten Tode seine botanischen Wanderungen im Wallis fort und wußte sie in begeisterten Briefen zu schildern, die Murith, Prior von Martigny, im Jahre 1795 veröffentlicht hat. „Könnte ich doch," schrieb Abraham Thomas nach seiner Rückkehr aus Zermatt, „den Pinsel wie ein großer Maler führen, die Leier schwingen wie ein Poet, um diese Reise, meinen Empfindungen gemäß, zu schildern; leider vermag ich als Botaniker dies nur in schlichten Worten zu thun. Je tiefer ich ins Nicolaithal vordrang, um so malerischer wurde dasselbe; auf Wegen, die der Mensch den Felsen und den reißenden Strömen abzutrotzen wußte, inmitten einer Welt, die wie in Trümmern lag, stürmten neue Eindrücke in Fülle auf mich ein. Der Anblick dieser majestätischen Schöpfung, die so mächtige Umwälzungen erfuhr, erfüllte mich mit Schauder und mit Schrecken. Ein imposantes Thor bildet den Eingang zu dieser Trümmerstätte. Es wird durch zwei Felsen gebildet, die zwischen bewaldeten Bergen eingefaßt sind, an welchen mächtige Fichten und Lärchen emporsteigen. Die Natur hat hier mit verschwenderischer Hand ihre Gaben ausgetheilt und an Erhabenheit und Reichthum Alles erreicht, was sie mit Granitfelsen, Strömen und Wäldern hervorzubringen vermag. Man glaubt vor mächtigen Befestigungswerken zu stehen, vor Mauern, Verschanzungen, aus steilen Felsen aufgethürmten Wällen, und endlos steigen sie auf bis zu schwindelnder Höhe. Riesengroße Fichten, an einander gereiht, strecken ihre dunklen Gipfel drohend empor: sie scheinen diese Veste zu bewachen. Unten in der Schlucht wälzt die Visp ihre schäumenden Gewässer in einem tiefen, selbst gegrabenen Bette. Felsenblöcke, die in die Tiefe stürzen, hemmen ihren Lauf und streben aus den Fluthen wie bemooste Inseln empor. Das von Sand und Glimmer weißgetrübte Wasser

bricht sich schäumend Bahn durch diese Hindernisse . . . Oberhalb des Dorfes Täsch erweitert sich plötzlich das Thal. Das entzückte Auge streift über eine saftig grüne Ebene, um in dem Hintergrunde auf dem malerischen Dorfe Zermatt zu ruhen. Dieses Bild ist herrlich! Die Berge, welche das Thal umgeben, steigen steil empor in reicher Gliederung und glänzen an ihren Gipfeln von Eis und Schnee. Aus ihrer Mitte ragt das stolze Matterhorn hervor und scheint mit seinem erhabenen Gipfel den Himmel zu durchbohren."

Sollte der Forstbeamte Thomas auch schon unter den Einflüssen von Rousseau gestanden haben, als er diese Zeilen schrieb? Ich möchte es fast bezweifeln. Auf Rousseau's Romane hat ihn sein Meister Haller sicher nicht verwiesen, da dieser zu Rousseau's erbitterten Gegnern gehörte. Hatte er doch nach dem Erscheinen von Rousseau's „Contrat social" und „Emile" an seinen Genfer Freund, den Naturforscher und Philosophen Charles Bonnet, im Jahre 1762 von Roche aus geschrieben, daß man Rousseau das Büchermachen verbieten müßte, daß es die Pflicht der Obrigkeit gegen das Volk sei, welches Rousseau vergifte, „de fermer la boutique de l'empoisonneur".

So bedeutend wuchs die naturwissenschaftliche Literatur, welche der Schweiz gewidmet war, daß Gottlieb Emanuel von Haller (de Haller fils) 1772 in dem siebenten Bande der „Acta helvetica" einen „Catalogue raisonné des Auteurs qui ont écrit sur l'histoire naturelle de la suisse" veröffentlichen konnte, der nicht weniger als 573 Nummern umfaßte.

Wahrhaft bahnbrechend hat der Genfer Geologe Horace Bénédict de Saussure auf dem Gebiete der Alpenkunde gewirkt. Seine Erforschung und Schilderung des Montblanc richtete die Blicke von Europa besonders auf die Gegend von Chamonix und weckte den Wunsch, sie aufzusuchen. Bis dahin war es in dem tiefen Thale von Chamonix einsam und still gewesen. Nicht daß dieses ganz unentdeckt geblieben wäre. Schon der heilige Franz von Sales, Bischof von Genf, hatte zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die verrufene Gegend besucht. Er erreichte sie nur mit Lebensgefahr, über Felsen, auf unwegsamen Pfaden. Auf den zu Mitte des siebzehnten Jahrhunderts edirten Karten der Schweiz sucht man nach dem Montblanc noch vergeblich. Selbst der prachtvoll ausgestattete, 1769 in Nürnberg erschienene Homann'sche „Atlas novus reipublicae Helveticae" gibt auf der Karte von Wallis, jenseits der Savoyer Grenze, dort, wo der Strom der Reisenden sich jetzt von Martigny aus über die Tête noire nach Chamonix ergießt, nur an: „Hier sind abscheuliche Gletscher, Glaciers, Montes glaciales genannt." Wie wenig Scheuchzer noch ahnte, daß der Montblanc der höchste Berg von Europa ist, geht aus den Angaben seiner Werke genugsam hervor. Barometrische Höhenbestimmungen, die er vorgenommen hatte, schienen zu ergeben, daß der Titlis der höchste Berg der Eidgenossenschaft sei. Der Homann'sche Atlas trägt auf der Karte von Unterwalden bei Titlis noch die Angabe: „Titlisberg ist der höchste im ganzen Schweizer Land." Um so größeres Aufsehen mußte es erregen, als 1770 der Genfer Geologe Jean André de Luc den Montblanc als höchsten Gipfel im Alpengebiete erkannte. Diese Bestimmung gelang ihm vom Buet aus, einem vergletscherten Berge, der die Montblanckette beherrscht.

Schon in dem Jahre 1760 und 1761 hatte Horace Bénédict de Saussure während seiner Besuche in Chamonix Preise für die Besteigung des Montblanc ausgesetzt. Doch glückte es selbst den Führern nicht, bis auf den Gipfel zu gelangen. Auch de Saussure's eigene, 1785 und 1786 unternommene Besteigungsversuche führten nicht zu dem heiß ersehnten Ziele. Da drang zu de Saussure die Kunde, daß am 8. August 1786 die Gipfel des Montblanc von dem Führer Jacques Balmat und dem Dr. Pacard erreicht worden seien. Ihnen zu folgen war de Saussure's sofortiger Gedanke. Und schon wenige Tage später traf er in Chamonix mit dieser Absicht ein. Doch das Wetter wurde schlecht, und de Saussure mußte seine Pläne zum nächsten Jahre verschieben. Am 1. August 1787 konnte er endlich, von sechzehn Führern begleitet, seinen berühmt gewordenen Aufstieg wagen. Jacques Balmat, den der König von Sardinien ermächtigt hatte, sich „Balmat du Montblanc" zu nennen, leitete das Unternehmen.

Wissenschaftliche Ziele waren es vor Allem, welche de Saussure bei seinen Bergbesteigungen verfolgte, doch zugleich erfüllte unendliche Liebe zur Natur seine Seele. Davon zeugt fast jede Zeile seiner „Voyages dans les Alpes", deren Veröffentlichung er 1779 begonnen hatte. Der Sinn für das Erhabene der Alpenwelt war ihm im höchsten Maße erschlossen, und der Naturgenuß, den er bei seinen Bergbesteigungen empfand, galt ihm schon als hinreichender Lohn für seine Mühe. So im September 1785 bei seinem erfolglosen Versuch, den Gipfel des Montblanc zu erreichen. Die Nacht sollte unter der Aiguille du Goûter zugebracht werden, in einer dort zuvor aus Stein erbauten Hütte. Einige wissenschaftliche Versuche mißglückten. De Saussure stieg auf einem Felsen empor und mochte sich, nach seiner Schätzung, 1422 Klafter, also annähernd 3200 Meter über dem Meere befinden. Die Abendnebel, die wie ein leichter Schleier den Glanz der Sonne dämpften, deckten zum Theil auch den unendlichen Raum, der sich zu des Beschauers Füßen erstreckte. Alsbald erglänzten diese Nebel in den schönsten Purpurfarben und bildeten einen Streifen, der sich über den Westen erstreckte. Im Widerschein dieses Lichtes, rosig angehaucht, stiegen im Osten die Schneemassen des Montblanc empor. Es war ein Schauspiel, merkwürdig und großartig zugleich. Dann begann der Nebelstreifen sich zu senken, er wurde schwächer, doch farbenreicher und schließlich blutigroth. Kleine, über den Streifen schwebende Wolken strahlten so lebhaftes Licht aus, daß sie leuchtenden Sternen und flammenden Meteoren glichen. Als die Nacht dann hereinbrach, lagerten die Nebel sich in die Tiefen der Thäler. Der Himmel erschien wolkenlos und klar; die Sterne glänzten, ohne zu flimmern, und gossen nur blaue Lichter über die Bergesgipfel aus. Doch ließen die großen Massen sich noch unterscheiden und auch die Entfernungen schätzen. Die Einbildungskraft dehnte aber die weiten Flächen bis ins Unendliche aus, und die Stille, welche über ihnen herrschte, flößte dem Einsamen tiefen Schauer ein. Es war ihm, als hätte er das Weltall überlebt, als ob es todt zu seinen Füßen läge. Er fühlte sich traurig, und doch wohnte ein eigener Zauber dieser Empfindung bei, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Und so schaute er unablässig in die todten

Abgründe, statt seine Blicke nach den Gipfeln des Montblanc zu richten. Dort glänzte der Schnee in phosphorescirendem Lichte und weckte dadurch den Schein von Bewegung und Leben.

Diese Montblanc-Besteigung hatte de Saussure mit Theodor Bourrit, „Chantre" an der Domkirche zu Genf, unternommen, einem Manne, dem, wie de Saussure sich ausdrückt, die Ueberwindung des Montblanc noch mehr als ihm selbst am Herzen lag. Bourrit hatte sich schon seit längerer Zeit mit größtem Eifer der Erforschung der Savoyer Alpen gewidmet, und ihm dankte de Saussure auch die Kenntniß des Weges, der auf den Buet führt, jenen Berg, der durch de Luc's Forschung zu Ruhm gelangt war. Bourrit's zahlreiche Schriften haben zur Erschließung des Chamonix-Thales, ja der ganzen Schweizer Alpen nicht wenig beigetragen.

III.

Als Goethe und der Herzog Carl August 1779 die Schweiz bereisten und vom Jura aus den Weg nach Chamonix einschlagen wollten, besuchten sie de Saussure auf seinem Landgute am Genfer See, um von ihm zu erfahren, ob die vorgerückte Jahreszeit — es war Anfang November — eine Reise ins Chamonix-Thal wohl noch rathsam erscheinen lasse. Auf der ganzen Reise war, wie Goethe berichtet, von den Merkwürdigkeiten der Savoyer Eisberge viel gesprochen worden, und in Genf hörten die Reisenden, daß „es immer mehr Mode werde, dieselben zu sehen". Da de Saussure versicherte, daß man den Ausflug ohne Bedenken unternehmen könne, so entschlossen sich die Reisenden zu demselben, und Bourrit's im Jahre 1773 erschienenes Buch „Description des glacières, glaciers et amas de glace du Duché de Savoie" diente ihnen als Führer. Es dunkelte schon, als sie von Salanche aus das Thal von Chamonix erreichten. „Die Sterne gingen nach einander auf," schreibt Goethe noch am nämlichen Abend, dem 4. November 1779, an Charlotte von Stein, „und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielte es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Piramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das den Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des mont blanc's war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu jener höhern Sphaere zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebürgen dämmernder auf den Rüken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter in's Thal steigen." — Zufrieden mit dem, was die Jahreszeit zu sehen erlaubte, schickten sich die Reisenden dann am 6. November früh zum Abzug an. Das Thal war über und über bis an die

Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt. „Dann geschah aber an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen, und die Gipfel der Berge, die oben über unsrer Dunstdecke von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin; hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern."

Schon im Jahre 1779 wußte man somit in Genf über die „Mode" zu berichten, welche die Reisenden bestimmte, die Savoyer Eisberge zu besuchen. Namentlich war der Zufluß der Engländer nach jener Gegend damals bereits stark. Im Jahre 1776 hatte William Coxe die Schweiz nach allen Richtungen durchstreift und seine Eindrücke und Erfahrungen in Form von Briefen an A. M. W. Melmoth veröffentlicht. Dieses Werk verbreitete sich rasch über alle Länder. Es gewann wesentlich noch durch die Uebersetzung, die ein vorzüglicher Kenner der Gebirgswelt, Ramond de Carbonnières, von demselben ausführte. Coxe hatte den Schwerpunkt in die Beschreibungen der Städte und Sitten des flachen Landes verlegt, Ramond de Carbonnière zog auch das Hochgebirge in den Rahmen seiner Schilderung hinein. Auf die französische Uebersetzung folgte auch rasch eine deutsche. Bald führte man in der Schweiz den Coxe bei sich, wie heute den Bädeker oder Murray. Im Jahre 1781 berichtet G. K. Ch. Storr aus Tübingen über die „Menge der Reisenden, die jährlich die Alpen besuchen". Schon damals mußte man, wie Storr angibt, „um den Aelpler in seiner ganzen Sitteneinfalt und Herzensreinigkeit zu sehen, die gangbare Straße verlassen und die einsame Freistätte der Unschuld in kleinen, abgelegenen Bergthälern aufsuchen". Dort herrschte in den freundlichen Hütten auch noch die uneigennützigste Gastfreiheit. „Die ganze Familie umringte den willkommenen Gast und betrachtete ihn mit zutraulich freundlicher Neugierde. Eine der ersten Anerbietungen pflegte der Rahm zu sein, der mit bedeutendem Lächeln in der Erwartung eines vorzüglichen Beifalls des so herrlich bewirtheten Gastes vorgesetzt wurde." Die Mahlzeit pflegte dann mit fetter Milch zu beginnen; hierauf folgten abgesottene Kartoffeln oder Ziger und Käse zum Nachtisch. „Das Getränke bestand in Nachmolken, die in hölzernen Löffeln oder vielmehr gestielten Trinkschalen genommen wurden . . . Brot und Fleisch pflegten in solchen Hütten meist nur im Winter genossen zu werden." Dieser Zeit blieben auch die Familienfeste und Hochzeiten, deren Feier mehrere Tage lang fortdauerte, gewöhnlich vorbehalten. Bei solchen Anlässen suchte der Aelpler seine Freudenmahle durch einen Aufwand auszuzeichnen, der von seiner sonst so einfachen Kost in einem hohen Maße abstach. Der Käsekessel verwandelte sich sodann in einen Kaffeekessel, der Kaffee wurde mit Rahm und ganzen Zuckerhüten gekocht und „in einem Uebermaße verschlungen, das nur die Feierlichkeit eines außerordentlichen Tages an solchen Naturkindern entschuldigt, die sonst bei der Befriedigung eines immer stark

fordernden Magens dem Gaumen wenig einzuräumen gewohnt sind und nun für lange Zeit einmal desto vollständigere Entschädigung nehmen wollen."

Als C. Meiners, königlicher großbritannischer Hofrath und ordentlicher Lehrer der Weltweisheit in Göttingen, im August 1788, also neun Jahre später als Goethe, Chamonix besuchte, hatte bereits der starke Zufluß der Fremden den Einwohnern dieses Thales eine so industriöse Dienstfertigkeit eingeflößt, daß sie den Reisenden äußerst lästig wurden. Ein ganzer „Haufen von Menschen" umringte den Ankommenden, um ihm Milch, Erdbeeren oder Blumen zu verkaufen, Pferde oder Maulesel zu empfehlen, sich als Träger oder Führer anzubieten. Die Gasthäuser fand Meiners so überfüllt, daß er bei mehreren derselben vergeblich vorsprach, und es ihm erst nach langem Suchen gelang, in der „Ville de Londres" unterzukommen. Meiners' Führer behaupteten sämmtlich, schon ein oder mehrere Male den Montblanc erstiegen zu haben. Doch fügt Meiners hinzu: „Die Reise auf den Montblanc kann nie so allgemein Mode werden als die Reisen in die Schweiz und in das Chamonix-Thal, nicht bloß deswegen, weil man ihn nicht hinaufreiten und hinauffahren kann, sondern weil das Hinaufgehen selbst mit ebenso großen Kosten als Beschwerden verbunden ist. Das Tragen eines Zeltes, der Speisen, des Weines, des Geschirrs und Holzes, das man für sich und seine Begleiter braucht, erfordert wenigstens zwölf, sechzehn bis achtzehn Führer, wovon ein Jeder wegen der Gefahren und Mühseligkeiten dieser Reise täglich einen Laubthaler erhält, und ein einziger Unternehmer also kann die Reise nie unter 20 bis 30 neuen französischen Louisd'or machen."

Heidegger's „Handbuch für Reisende in die Schweiz" hat 1789 die moderne Reiseliteratur eingeleitet.

Noch zu Scheuchzer's Zeiten war das Reisen in den Schweizer Bergen mit Lebensgefahr verbunden. Straßen und Herbergen mußten besser werden, sollte der Tourist wirklichen Genuß von seiner Reise haben und nach der Heimkehr Anderen zu derselben rathen. Mit wachsendem Fremdenzufluß entwickelten sich die Schweizer Verkehrsmittel aber bald in außerordentlicher Weise. Bourrit war einer der Ersten, welche in dieser Richtung wirkten; vor Allem hatte er die Verbesserung der nach Chamonix führenden Wege angeregt. Interessant ist es, zu verfolgen, wie die Verhältnisse einst an Orten lagen, die heute zu den besuchtesten der Schweiz gehören. Das kalte Bad auf Rigi war lange schon dem Volke bekannt. Die Einrichtung desselben befand sich aber Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in ursprünglichstem Zustande. G. Sulzer sah es im Jahre 1742 von drei Felsenwänden und einer Einsiedlerhütte eingeschlossen. In dem viereckigen Platz stand ein hölzerner Badekasten, den das aus dem Felsen quellende Wasser füllte. Mit einem eisernen Löffel, der an einer Kette hing, konnte man zum Trinken daraus schöpfen. Sulzer prüfte das Wasser; es war kalt, rein und schien ihm „ohne mineralischen Zusatz"; doch behaupteten die Leute, daß es allerlei Fieber und andere Krankheiten, so auch Rückenmarkschmerzen und Kopfweh, curire. Die Kranken, welche das Bad benutzten, saßen mit ihren Kleidern in demselben. — Ende des vorigen Jahrhunderts that sich ein Wirthshaus in der Nähe auf, in dem man allen-

falls die Nacht zubringen konnte; heute steht dort einer der vornehmsten Gasthöfe der Schweiz. — Noch im Jahre 1848 konnte J. G. Kohl, wie er das in seinen Alpenreisen schildert, nur auf einem schmalen Bergpfade, der sich an den Felswänden emporwand, von Lauterbrunnen aus nach Mürren gelangen. Dieser Bergpfad war die Hälfte des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt und doch der einzige Weg, der die Mürrner mit der übrigen Welt in Verbindung setzte. Da Mürren eine Kirche nicht besaß, mußten auf diesem Bergpfade die geschmückten Brautpaare hinabsteigen und auch die Todten ins Thal zu Grabe getragen werden. Da gingen denn im Winter die Männer mit Schaufeln und Hacken voraus, um den Frauen Bahn zu schaffen. J. B. Kohl fand den Weg sehr beschwerlich, und an vielen Stellen konnte man bei einem Fehltritt in den Abgrund stürzen. Heute besitzt Mürren Kirchen für alle Confessionen; mit Drahtseil und Elektricität werden die Reisenden hinauf befördert. — In solcher Entwicklung geht es zunächst weiter, bis zu jener in Daudet's „Tartarin sur les Alpes" von Bompard vorausgesehenen Zeit, wo unter jeder Gletscherspalte ein Netz ausgespannt sein wird, um den abstürzenden Fremden aufzufangen. An schönen Sommertagen gleicht leider die kleine Scheideck zur Mittagszeit schon einem Jahrmarktplatze, auf welchem die ununterbrochen ankommenden Eisenbahnzüge die Völker der ganzen Erde ausladen. Es gehört schon einige Abstractionsgabe dazu, um nicht aus der nöthigen Stimmung zu fallen.

Zum Glück verschwinden in dieser gewaltigen Umgebung auch die größten Menschenmassen, und auch an den besuchtesten Orten der Schweiz findet man immer noch einen Ort, an dem man allein ist mit seinen Gedanken. Auch hat erfreulicher Weise die wissenschaftliche Erforschung der Schweizer Berge unter der Fremdenindustrie nicht gelitten. Ja, es gibt bis auf den heutigen Tag kaum ein zweites Land auf unserer Erde, in dessen Natur bedeutendere Männer sich mit innigerer Liebe, mit größerer Hingebung vertieft hätten. Heer's „Urwelt der Schweiz", Rüdimeyer's „Studien über den Ursprung der Schweizer Thiere", Tschudi's „Thierleben der schweizerischen Alpenwelt", endlich Christ's „Pflanzenleben der Schweiz" sind epochemachende Leistungen in ihrer Art. Namentlich war es Christ's „Pflanzenleben", das mich auf allen meinen Ausflügen begleitete, dem ich manche Anregung und reiche Belehrung verdanke.

IV.

Auf meinem Zimmer im Kurhaus zu Mürren suchte ich mich in die beiden Blumensträuße, die ich vor mir stehen hatte, zu vertiefen. Ich verglich mit einander die einzelnen Pflanzen-Arten. Zunächst nahm ich ein Weidenröschen (Epilobium angustifolium) zur Hand, da es sich aus beiden Sträußen besonders auffällig vordrängte. Das eine Exemplar war in Thun, an dem waldigen Abhang, dicht über der Aar, etwa 600 Meter über dem Meere gewachsen; hier oben in Mürren hatte ich das andere an einer freien Waldstelle, wohl in 1700 Meter Höhe, gepflückt. Die Pflanze fällt durch ihre Höhe, ihren schlanken, graziösen Wuchs, ihre violettrothe Färbung schon von Weitem auf. Unverzweigt ragt sie aus den benachbarten Kräutern hervor und

entfaltet über denselben die lockre Aehre ihrer Blüthen. Doch um wie viel kräftiger und dunkler ist die Färbung der Pflanzen, die hier in der Höhe wachsen! Die Bewohnerin des Tieflandes gleicht einem blassen Stadtkinde neben ihrer sonnenverbrannten Schwester aus dem Hochgebirge. — Aehnlich ergeht es dem gemeinen Heidekraut (Calluna vulgaris), das in dem Thuner Strauße blaß-rosenrothe Blumenglöckchen trägt, während es aus dem Gebirgsstrauße mit intensiv rosenrother Farbe hervorleuchtet. — So auch die Trollblume (Trollius europaeus), die sich zwar schon in der Ebene sattgelb färbt, hier oben aber erst jenen Goldglanz erhält, der ihr den Namen Goldknöpfchen verschaffte. — Wie dunkelblau sind die Glockenblumen (Campanula-Arten) der Alpen gefärbt, wie leuchtend das himmelblaue Vergißmeinnicht (Myosotis alpestris)! — In dem Strauße aus dem Aarthal sind nur weiße Doldengewächse (Umbelliferen), zu sehen, während die Bärwurz (Meum Mutellina) vom Allmendhubel dunkel-rosenrothe Blumenblätter zeigt. Ja, ich ließ mich sogar verleiten, im Mürrner Dorfe Kartoffelkraut zu pflücken — so intensiv violett sind hier, in 1636 Meter Höhe, seine Blüthen gefärbt.

Die starke Färbung der Blüthen fällt jedem Wanderer im Hochgebirge auf. Aus dem Grün der Alpenweide leuchten sie hervor und verdienen es hier wirklich, nach dem alten Spruch, irdische Sterne zu heißen.

Doch nicht allein durch die Intensität der Blüthenfarben zeichnet sich die Hochgebirgsflora aus. Eine ganze Summe von Merkmalen wirkt zusammen, um den Alpenpflanzen ihr eigenartiges Aussehen zu verleihen. Sie wachsen dem Boden dicht angeschmiegt, drängen ihre Aeste zusammen, bilden nur kurze Stengelglieder und nur kleine Blätter. Ihre Blüthen erscheinen groß, im Verhältniß zu dem geringen Umfang der Pflanzen, und da sie sich meist dicht gedrängt entfalten, gleichen sie farbigen Gartenbeeten und verwandeln die Alpenweiden in einen bunten Teppich. Mit ihrer leuchtenden Pracht schmücken sie auch Felsen und Geröll und bringen Leben selbst in die trostloseste Einöde. Das großblüthige Vergißmeinnicht, das man Himmelsherold nennt (Eritrichium nanum), reicht bis zur Schneeregion hinauf und färbt azurblau die Steine. Seine Blätter verschwinden unter den Blüthen, die in Tönen leuchten, wie man sie nur in dieser Höhe zu sehen bekommt. Mit dem Himmelsherold wetteifert der Mannsschild der Gletscher (Androsace glacialis); was jener in azurnem Blau, sucht dieser in rosigem Roth zu erreichen. Goldig schimmern die mit gelbem Steinbrech bekleideten Flächen; wie dunkelblaue Sterne drängen die Enziane sich aus der niederen Grasnarbe hervor; weiß wie abschmelzender Schnee glänzen die Eisranunkeln.

Man hat sich füglich gefragt, welche Ursachen es sind, die den Charakter der alpinen Flora bestimmen. Directe Versuche wurden angestellt, um den Einfluß des Höhenklimas zu prüfen. Man säete Samen gleichen Ursprungs im Thale und in den Höhen aus und verglich die erwachsenen Pflanzen. Es zeigte sich übereinstimmend, daß in den hohen Regionen die Blüthen sich intensiver färben; die Blätter werden andererseits kleiner, dicker, dunkler grün, bedecken sich auch vielfach mit Haaren. Die Stengel bleiben kürzer und bilden weniger Glieder; die unterirdischen Theile der Pflanzen erlangen kräftigere

Entwicklung. Nicht daß man aus einer Thalpflanze durch Anpflanzung in der Höhe ein ausgeprägt alpines Gewächs gleich erzielen könnte; wohl aber erfolgen die Veränderungen in jener Richtung, die zu den specifisch alpinen Eigenschaften führt. Man kann sich somit vorstellen, daß im Laufe jener langen Zeiträume, während welcher die Erhebung der Alpen sich vollzog, aus Thalpflanzen, unter dem Einfluß des alpinen Klimas und der natürlichen Zuchtwahl, Alpenpflanzen hervorgegangen seien.

Die atmosphärische Luft wird dünner mit steigender Höhe. Auch die Trockenheit der Luft ist dort bedeutend größer, als in tieferen Regionen. Daher nimmt die Absorption des Lichtes in der Atmosphäre ab und wächst die Kraft der Besonnung. Auch unsere Augen werden von der Lichtfülle geblendet, die sich auf hohen Bergesgipfeln über uns ergießt. Lichtstärke und Trockenheit haben bestimmend auf die Vegetation der Alpen eingewirkt. In gleicher Weise hemmen sie das Wachsthum, bedingen die gedrängte Tracht der Stämmchen, die beschränkte Größe der Blätter. Der feuchte Boden des Hochgebirges lockt andererseits die Pflanzen, sich ihm anzuschmiegen.

Erst in der zweiten Hälfte des Mai pflegt in großen Höhen die Erde von ihrer Schneehülle befreit zu werden. Die Pflanzen treten somit unter ganz anderen Bedingungen in die Entwicklung ein, als es unten in der Ebene geschieht. Denn der Tag ist bereits lang, und die Wohlthat der Beleuchtung wird gleich in reichem Maße den sprossenden Trieben zu Theil. Licht braucht die Pflanze zu ihrer Ernährung und da dieses ihr in solcher Fülle zur Verfügung steht, kann sie sich rasch entwickeln. Sie entfaltet ihr Laub, öffnet alsbald ihre Blüthen und hat Frucht und Samen gereift, bevor der neue Schnee sie begräbt.

Der gedrungene Wuchs am Boden hilft der Alpenpflanze, die Schneelast des Winters zu tragen. Sträucher der Alpen, die sich über den Boden erheben, besitzen äußerst biegsame Aeste; sie werden durch den Schnee gegen die Erde gedrückt, ohne zu brechen. Doch daß in diesem Verhalten nicht eine besondere Anpassung an die Schneelast vorliegt, das zeigen Gebirgspflanzen der Tropen, denen die gleiche Tracht zukommt. Auf den Vulkanen von Java, die nie den Schnee geschaut, drücken sich die Stauden genau so an den Boden, zeigen die Sträucher ebenso biegsame, niederliegende Reste wie in unseren Alpen.

Wohl aber herrschen auf jenen tropischen Bergen ähnliche Bedingungen der Insolation und eine ähnliche Trockenheit der Luft wie in unserem Hochgebirge und beeinflussen in gleicher Weise die Vegetation. Dort wie in den Alpen wüthen oft heftige Stürme, gegen welche die Pflanze am Boden den besten Schutz findet, und denen sie über dem Boden besser auszuweichen vermag, wenn ihre Aeste sich leicht biegen.

Wären die Alpenpflanzen nicht jenen Bedingungen angepaßt, die in größeren Höhen herrschen, sie könnten dort nicht fortbestehen. Das rauhe Gebirgsklima verlangt einen besonderen Körperbau. So hat die natürliche Auslese die einjährigen Gewächse auf den Alpen fast völlig beseitigt. Die kurze Vegetationszeit sicherte ihnen nicht hinlänglich den vollen Lebenslauf, der sich ja alljährlich von der Keimung bis zu der Samenbildung zu erstrecken hat. Reifte

der Samen nicht, so fehlte es an Nachkommen schon im nächsten Jahr, während ausdauernde Gewächse aus älteren Theilen alljährlich treiben, ein Ausbleiben der Samenbildung somit ihre Existenz nicht bedroht. Auch sind solche ausdauernde Gewächse auf eine rasche Entwicklung gut vorbereitet. Sie haben Laubknospen, auch wohl Blüthenknospen im Vorjahr schon angelegt, Nahrungsstoffe in ihrem Körper aufgespeichert und stehen gerüstet da, um so bald als möglich in neue Entwicklung zu treten. So kommt es, daß in unseren Alpen, wie mit Zauberschlag, auf den schmelzenden Schnee der Blumenflor folgt; die Wiese, die unter der eisigen Schneedecke so lange schlief, wacht auf, um sich plötzlich in einen bunten Garten zu verwandeln.

Die Pflanzen vermögen im Lichte aus der Kohlensäure der Luft, aus dem Wasser und den Salzen des Bodens sich Nahrungsstoffe zu bereiten. In dem intensiven Lichte der Hochalpen geht diese Arbeit rasch von statten. Das grüne Blatt bildet dort in der gleichen Zeit mehr Nahrungsstoffe als im Thale.

Wegen der Trockenheit der Atmosphäre dürfen die Blätter nicht groß sein. Denn die Trockenheit steigert die Verdunstung und könnte große Blätter leicht zum Welken bringen. Auch werden die Wände der Blattzellen oft stärker verdickt, um die Verdunstung herabzusetzen. Solchen Zellverdickungen verdanken die Blätter vieler Alpenpflanzen ihr lederartiges Gefüge. Einen Schutz gegen zu starke Verdunstung gewähren ihnen auch häufig die Haare. Sie geben ihnen jenes seidig glänzende Kleid, in welchem Edelweiß und Edelraute so vornehm prangen.

Wenn man Pflanzen der Ebene in großer Höhe erzieht, werden auch ihre Blüthen vielfach kleiner. Die großen Blüthen, mit welchen die alpine Flora sich schmückt, müssen somit anderen als den klimatischen Verhältnissen ihr Dasein verdanken.

Hundert Jahre sind verflossen, seitdem Christian Konrad Sprengel entdeckt hat[1]), daß die meisten Blüthenpflanzen der Insecten zu ihrer Bestäubung bedürfen. Blüthengröße, Blüthenfarbe, Blüthenduft dienen zur Anlockung der Insecten und könnten da, wo es an diesen mangelt, wohl gefördert werden. Denn nur die auffälligsten Blüthen hätten unter solchen Bedingungen Aussicht, bestäubt zu werden; die unscheinbaren müßten allmälig verschwinden. Durch Insectenarmuth suchte man sich die Blüthenpracht der Berge zu erklären — doch mit Unrecht. Denn eingehende Beobachtungen ergaben, daß sich um den Nectar der Blüthen nicht weniger Bewerber in den Alpen als im Tiefland mühen. Nur gilt es, an günstigen Tagen und zur rechten Stunde den Insecten nachzuspüren. Oft genügt schon ein kühler Luftzug, um, selbst an sonnenklaren Tagen, die meisten Blumengäste zu verscheuchen. In seinem „Entdeckten Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen" schrieb Christian Konrad Sprengel einst nieder: „Besonders sind die Mittagsstunden, wenn die am unbewölkten Himmel hochstehende Sonne warm oder wohl gar heiß scheint, diejenige Zeit, da man fleißig Beobachtungen anstellen

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXVII, S. 113 ff.: „Zum hundertjährigen Gedächtniß an das entdeckte Geheimniß der Natur".

muß ... Die Insekten, denen die größte Hitze am liebsten ist, sind alsdann in und auf den Blumen in der größten Thätigkeit ... Im Reich der Flora, deren Weisheit nicht minder bewunderungswürdig ist, als ihre Schönheit, geschehen alsdann Wunderdinge, von welchen der Stubenbotaniker, welcher unterdessen sich damit beschäftigt, den Forderungen seines Magens Genüge zu thun, nicht einmal eine Ahnung hat."

Aus den Beobachtungen von Hermann Müller geht hervor, daß in den Alpen die Schmetterlinge an der Bestäubung der Gewächse weit stärker betheiligt sind, als im Thal; hingegen sinkt dort die Bedeutung der Bienen für die Blumen. Mit der Höhe nimmt überall die Menge der die Bestäubung vermittelnden Zweiflügler (Diptera) zu, während die Zahl der in gleicher Höhe thätigen Käfer, Bienen und sonstigen Hautflügler (Hymenoptera) abnimmt. Auch jedem Touristen muß es ja auffallen, wie reich die Alpen an Schmetterlingen sind. Den Faltern kommt entschiedener Farbensinn zu; sie zeigen eine Vorliebe für kräftige Nüancen. Blau und Roth sind ihnen besonders angenehm und gern setzen sie sich auf große Blüthen. Der natürlichen Zuchtwahl durch Schmetterlinge haben wir vor Allem die Schönheit der Alpenflora zu verdanken.

Während im Tieflande die bienenartigen Insecten die Hälfte aller Blumenbesucher ausmachen, sind sie unter denselben im Vorgebirge nur noch mit einem Viertel vertreten; in den Hochalpen sinkt ihr Verhältniß bis auf ein Fünftel herab. Namentlich schwindet bald die Biene in der Höhe, weil sie im rauhen Klima der Berge die Bedingungen für ihren Wabenbau nicht mehr findet; die Hummel hingegen, die sich tief in den Boden eingräbt, vermag auch dort zu widerstehen. Die Falter sind im Hochgebirge etwa sechs Mal so stark an der Bestäubung betheiligt, als im Thale. Ihre Verbreitung wird dort durch die Seltenheit der Singvögel, ihrer hauptsächlichsten Feinde, sehr begünstigt. So verketten sich alle Vorgänge in der lebenden Natur zu einem wunderbaren Gefüge, in welches Einblick zu gewinnen edlen Genuß verschafft.

Da rothe und blaue Töne dem Auge des Falters schmeicheln, so darf es uns nicht wundern, daß die Abhänge der Alpen mit diesen Farben sich schmücken. Den Falter lockt die Alpenrose durch ihre rothe Blüthenpracht; der Alpenenzian zieht ihn an durch das leuchtende Blau seiner Sterne. Doch sorgen die Hummeln dafür, daß auch die anderen Blumenfarben im Hochgebirge nicht fehlen. Der Farbensinn dieser intelligenten Thierchen ist gleichmäßiger ausgebildet: sie besuchen gerne auch die gelben Blüthen. Die Fliegen werden durch gelbe und sogar durch weiße Farben angezogen, und da ihr Besuch bis zur Schneegrenze reicht, kann am Gletscherrande der gelbe und der weiße Steinbrech noch gedeihen.

Die Blumen der Berge sind reich an Nectar. Sie enthalten mehr von jener zuckerhaltigen Flüssigkeit, welcher die Insecten so begierig nachgehen, als die Blumen der Ebene. Der Ertrag der Bienenstöcke wird größer in den Bergen; freilich kann er eine Steigerung nur bis zu jenen Höhen erfahren, in welchen die Bienen noch gedeihen. In den Ostpyrenäen werden in dreihundert Meter Höhe etwa drei Kilo Honig von einem Bienenstock erwartet;

in tausendfünfhundert Meter Höhe pflegt ein Bienenstock über neun Kilo zu erzeugen.

Auch das Aroma der Pflanze nimmt zu mit steigender Höhe. Das Heu der Matten duftet wie kein Heu der Ebene, und würziger noch ist die Pflanze, die am steilen Abhang wächst. Dort mäht sie der Wildheuer mit Lebensgefahr. Durch einen langgedehnten Ruf, aus schwindelnder Höhe, zeigt er an, daß er sein Revier betreten. An jähem Absturz, an den kein Rind sich wagt, wuchern die Alpenpflanzen in urkräftiger Ueppigkeit. Um sie zu erreichen, muß der Wildheuer über Abgründen schweben und auf Pfade sich wagen, auf welchen ihm nur die Gemse zu folgen vermag. Ihr macht er das üppige Gras streitig, und das Heu, das er, im Netze gebunden, nach der Senne schafft, wird an Wohlgeruch noch von keinem Parfüm übertroffen.

Der Reisende freut sich in den Alpen an dem lieblichen Dufte einer kleinen Orchis, der Nigritella (Nigritella angustifolia), deren Blüthen so tief rothbraun sind, daß sie fast schwarz erscheinen. Er kann solche Nigritellen auch im August zum Strauße noch pflücken, doch muß er sie alsdann auf hohen Alpenweiden suchen, denn auf den Matten sind sie schon verblüht. Fast ebenso stark nach Vanille wie die Nigritellen duftet auch Gymnadenia odoratissima, eine andere Orchidee, von ansehnlichem Wuchs, mit hellpurpurnen Blüthen. Im August steht sie freilich schon in Frucht, und wir müssen uns mit ihrer nahen Verwandten, der Gymnadenia conopea, begnügen. Diese riecht nicht ganz so zart, ist aber weit häufiger, so daß sie sich leichter finden läßt. Die Palme des Wohlgeruchs im Reiche der Alpenpflanzen gehört aber einem Kellerhals, der Daphne striata. Der Duft dieser Pflanze ist demjenigen unseres Seidelbastes (Daphne Mezereum) ähnlich, doch gleichsam vergeistigt, nicht so betäubend. Während der Seidelbast, der auch in den Alpen nicht fehlt, an den noch blattlosen Stengeln schon im ersten Frühjahr seine purpurnen Blüthen entfaltet und zur Sommerzeit im rothen Schmuck der Beeren prangt, steht die wohlriechende Daphne der Hochalpen erst im Juli in duftendem Flor. Aus dem kurzen Rasen, in welchem sie sich verbirgt, leuchten ihre rosenfarbigen Blüthensträuße hervor.

Erst über der oberen Baumgrenze beginnt das Reich der Alpengewächse. In 1800 Meter Höhe hat man es meist erreicht. Da, wo der Wald noch fortbesteht, führt der Weg durch ihn hinauf. Im nördlichen Theile der Alpen sind es meist Fichten (Rothtannen), welche den Wanderer begleiten. Ihre dunklen Nadeln, ihre ernste Gestalt passen zu der feierlichen Stille, die in ihrem Schatten herrscht. Mancher Stamm ist mit langer, grauer Bartflechte (Usnea barbata) ganz behangen. Er scheint ein Greis unter jungen Gefährten zu sein. Bäche rieseln zwischen blühenden Kräutern auf bemoosten Grund herab; dann stürzen sie rauschend und wild über Steine, untergraben die Felsen, entwurzeln die Bäume. Ganze Abhänge sind mit üppigen Farnen bewachsen, deren helles Laub von dem dunklen Grün der Tannen sich leuchtend abhebt. Hier und dort hat ein Rosenstrauch seine hellen Blüthen entfaltet; zwischen anderen Gewächsen des Bodens drängt sich blauer oder gelber Eisenhut hervor; auch ein schlanker, vielblüthiger Enzian (Gentiana asclepiadea) begrüßt uns

hier schon im Walde. Den Wasserläufen folgt manche Hochgebirgspflanze zu Thal, und sie überrascht uns plötzlich an sonnigen Stellen. Am Waldessaum ragt zwischen den Rothtannen der Bergahorn (Acer Pseudo-Platanus) hervor. Das lebhafte Grün seiner mächtigen Krone, sein röthlich gefleckter, reich verzweigter Stamm, machen ihn zu einem eindrucksvollen Bewohner dieses Waldes. Malerisch schön umrahmt er die Landschaft dort, wo über Abhänge der Blick weit zu den schneeigen Gipfeln reicht. Bis zur Waldesgrenze werden die Rothtannen von der Eberesche (Sorbus aucuparia) begleitet. Steht diese im Schmuck ihrer Beeren, so ist es, als hätte die Natur mit üppiger Hand Korallen ihr in das Laub gestreut. Häufig wächst die Alpen-Johannisbeere (Ribes alpinum) in dieser Waldregion, auch zwei Heckenkirschen (Lonicera alpigena und nigra). Die Alpen-Johannisbeere bildet rothgefärbte Beerentrauben; die Früchte von Lonicera nigra sind glänzend schwarz, diejenigen von Lonicera alpigena scharlachroth. Bei den beiden Loniceren stehen die Früchte in Paaren. Da sie in Gestalt und Größe wilden Kirschen gleichen, wurden sie oft schon von Kindern verzehrt. Das hatte üble Wirkungen im Gefolge, zwar nicht Vergiftung, wie man einst meinte, doch jedenfalls starkes Erbrechen.

Der Wald lichtet sich langsam an seiner oberen Grenze. Man sieht es den einzelnen Stämmen immer mehr an, wie hart der Kampf ist, den sie mit den Elementen zu bestehen haben. Viele Baumwipfel sind geknickt, und tiefere Aeste richten sich auf, um sie zu ersetzen. Mancher Stamm grünt nur noch aus wenigen Aesten und verschwindet fast im grauen Flechtenkleide. Zugleich stellen sich die alpinen Falter ein, Bräunlinge in auffallend dunklem Kleid. Hier ist ihre Heimath, die sie freilich gern verlassen, um in höheren Regionen zu schweifen. Die Eberesche ist jetzt zum Strauch verkrüppelt, und siegreich macht ihr die Alpenrose schon den Boden streitig.

Auf kalkreichem Grunde drängen sich die Legföhren (Pinus Pumilio) in die oberen Regionen des Fichtenwaldes ein: sie bilden einen Zwergwald, der bis zu zweitausend Meter Höhe am Abhang emporzusteigen vermag. Die Aeste der Legföhre entspringen am Boden und krümmen sich dann empor, dem Licht entgegen. Stets folgen die Aeste nach abwärts der Richtung des Abhangs. Ihre starke Biegung hat dieser Kiefer den Namen „Krummholz" verschafft. In den Alpen gedeiht sie nur auf kalkreichem Boden, während sie in den Karpathen auf quarzreichem Gestein weite Bestände bildet. Denn nicht die chemische Natur des Bodens entscheidet über das Gedeihen dieser Pflanze, vielmehr dessen Gefüge und seine Fähigkeit, das Wasser festzuhalten. In den Karpathen werden die Bestände der Legföhren so dicht, daß es Gefahr bringt, sich in denselben zu verirren. Zwischen den verschränkten Aesten der übermannshohen Büsche wird ein weiteres Vordringen bald unmöglich, und will der Verirrte einen Ast besteigen, um in die Ferne zu schauen, so gibt dieser nach und sinkt mit ihm in die Tiefe. In den Schweizer Alpen ist der Buschwald der Legföhre auf die Geröllhalden des Kalkgebirges beschränkt, während auf kieselreichem Gestein das dichte Buschwerk der Alpenerle (Alnus viridis) vor Allem freudig grünt.

Zwei Arten von Alpenrosen treten uns in den Alpen entgegen, und die chemische Natur des Bodens ist es, die in diesem Falle den Sieg der einen Art über die andere bestimmt. Ist der Boden kalkreich, so gelangt die gewimperte Alpenrose (Rhododendron hirsutum) zur Herrschaft, während die rostfarbige Alpenrose (Rhododendron ferrugineum) sich auf kieselhaltigem Gestein behauptet. Beide Pflanzen sind ähnlich, doch unterscheidet man sie leicht, da die Blätter der gewimperten Art am Rande rauhe Haare tragen, diejenigen der rostfarbigen auf der Unterseite sich hellbraun gefärbt zeigen. Die gewimperte Alpenrose wird meist für die schönere gehalten, und in der That ist sie reicher belaubt, und ihre Blüthen leuchten in dunkleren Farben. Wenn beide Alpenrosen in einer Gegend vorkommen, schließt eine Art die andere von dem ihr besser zusagenden Boden aus; wo nur eine Art allein wächst, behauptet sie sich auf jedem Boden. Die Alpenrosen sind gegen Kahlfröste sehr empfindlich und leiden daher in tieferen Regionen leicht von der Kälte; leichter als in der Höhe, wo der Schnee sie selbst im April noch schützt. Findet man Alpenrosen tiefer im Thal, so ist es sicher an Stellen, wo der Schnee im Winter sich sammelt, daher im Frühjahr lange liegen bleibt.

Der Wanderer, der zwischen Alpenrosen einen Weg sich bahnt, erschrickt wohl plötzlich, wenn dicht vor seinen Augen, mit lautem Flügelschlag, Schneehühner sich erheben. Dieser Vogel nistet mit Vorliebe unter Alpenrosen, die in ihrem Dickicht sicheren Versteck ihm gewähren. Seine Nahrung besteht aus Preißelbeeren, die er in der Nähe findet, auch aus Knöterich (Polygonum viviparum), nach dessen knollig geschwollenen Ablegern er mit Begierde sucht. Im Uebermaß verschlungene Nahrung behält er nicht; er würgt sie unverändert aus und lohnt so absichtslos die Pflanze, die ihn nährte, indem er ihre Keime verbreitet.

V.

Erst oberhalb der Waldgrenze kann der Blick wieder in die Weite schweifen. Von der Winteregg über Mürren schaut man tief in das Lauterbrunner Thal hinein. Wengen, drüben auf der Bergterrasse, ist ganz nahe gerückt. Seine weit zerstreuten Häuser tauchen aus dunklem Waldesgrund hervor. Ueber dem Walde steigen die Matten bis zum Gipfel des Lauberhorns empor. Im wirkungsvollen Gegensatz heben sich ihre hellen Töne von dem tiefen Grün der Fichten ab; über dem Lütschenthale schillern die glatten Schiefer der Schynigen Platte im Sonnenschein. Und dann thürmen sich Berge über Berge in endloser Flucht. Wir begleiten sie in die dunstige Ferne, dort, wo Himmel und Erde verschmelzen; dann lassen wir unser Auge auf den näheren Gipfeln ruhen und folgen dem Absturz der Felsen in die Tiefe. Das Lauterbrunner Thal entschwindet bei einer scharfen Wendung dem Blicke, andere Thäler tauchen auf, und wo die leuchtenden Nebel lagern, da breitet der Brienzer See seine glatte Wasserfläche aus. Doch es fesseln unseren Blick vor Allem die Riesen im Osten, deren glänzender Firn das blaue Himmelsgewölbe erreicht. Unser Auge ist geblendet, es kann diesen hellen Glanz nicht ertragen, doch wenden wir es nicht ab — so mächtig fesselt uns die hehre Gewalt dieses Bildes, das uns zugleich erhebt und bedrückt.

Die Matte der Winteregg wird gemäht, und mit würzigen Düften ist die Luft geschwängert. Alle nutzbaren Pflanzen liegen am Boden; nur giftiges Unkraut steht aufrecht um die Sense. Es drängt sich dort zusammen und gedeiht üppig auf tief durchdüngtem Boden. Weder Menschen noch Thiere mögen es berühren. Während alle unschuldigen Gewächse durch die Sense fallen, bleibt dieses Unkraut verschont, geschützt durch seine giftigen Säfte. Da ist vor Allem der blaue Eisenhut, der das giftige Aconitin erzeugt; die große Brennnessel (Urtica dioica) mit ihren giftigen Haaren. Und zwischen solchen Genossen entgeht auch der gute Heinrich (Chenopodium bonus Henricus) der Sense, ungeachtet er nicht bösartig ist, wie das ja sein Name schon bezeugt. Auch der Wiesenknöterich, die Taubnessel, die Schafgarbe, der Gebirgsampfer (Rumex alpinus) finden in solcher Umgebung Schutz, trotzdem sie als gesunde Futterkräuter gelten, ja der Gebirgsampfer stellenweise sogar angebaut wird. Doch auch die wirklich giftigen Pflanzen, die um die Sennhütten wachsen, verdienen es nicht, geschmäht zu werden, da sie doch nur von einem Recht Gebrauch machen, das für alle Geschöpfe in gleichem Maße gilt: ihr Dasein gegen fremde Angriffe zu vertheidigen. — Die Brennnesseln führen ihr Gift nur in den Haaren, und durch Kochen in Wasser wird dessen Wirkung aufgehoben. Daher die große Brennnessel einst sogar als Gemüse galt. Unter diesen wird sie in der Physica der heiligen Hildegard aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts aufgezählt. Man baute sie in ähnlicher Weise wie heute den Spinat an, und erst später verschwand sie aus den Gärten, zugleich mit dem Amarant und der Malve, die im Volksmunde „Käsepappel" heißt.

Die Matten leiten ihren Namen von dem Worte „mähen" ab, während höher gelegene Alpenwiesen, welche die Sense nie berührt, die eigentlichen Alpenweiden sind. Kaum gibt es in der Welt ein saftigeres Grün, als das der Alpenwiesen. Das aus den Schneeregionen abwärts sickernde Wasser hält sie immer feucht; die Orte, an denen es sich sammelt, werden aber in Hochmoore verwandelt. Fehlt es an Wasser, dann verfärbt sich im Hochsommer die Alpenwiese, ja sie kann wohl auch dauernd statt der üppigen Grasnarbe graue Rennthierflechte (Cladonia rangiferina) tragen.

Gewisse Pflanzen der Alpenwiese werden von den Hirten als Futterkräuter besonders geschätzt. Da steht obenan die Muttern (Meum Mutellina), ein Doldengewächs mit röthlichem Blüthenstande. Die Blätter dieser Pflanze sind es, die dem Rind so wohl thun, während der Aelpler selbst an einem Branntwein sich stärkt, der den würzig riechenden Wurzeln der Muttern sein Aroma verdankt. Der Muttern steht als Futterkraut das „Adelgras", eine bescheidene Wegerichart (Plantago alpina) kaum nach. Beide regen als Würze die Freßlust der Thiere an und fördern die Milcherzeugung. An dem „mille-foin"-Aroma des Alpenheues sind beide wesentlich betheiligt. Diesen Wohlgeruch bestimmt das Cumarin, ein Körper, den man heute auch künstlich aus Salicyl-Aldehyd erzeugt. Wegericharten haben übrigens auch als Wundkräuter in der Hausarznei eine Rolle gespielt; sie sollten die Entzündung heilen, und ihre zerquetschten Blätter wurden daher auch auf Bienenstiche gelegt, um den Schmerz zu lindern. Der große Wegerich unserer Grasplätze, ein naher, doch

größerer Verwandter der alpinen Art, hat ein culturhistorisches Interesse dadurch erlangt, daß er in der Neuen Welt den Weißen überall als Unkraut folgte. Die Indianer hatten alsbald dieses Kraut erkannt und als „Fußtapfen der Weißen" bezeichnet; aus seiner Anwesenheit schlossen sie auf die Nähe ihrer Feinde.

Soweit die alten Bräuche noch fortbestehen, wird die „Auffahrt" der Herden zur Alp festlich im Thale begangen. Jede Kuh erhält alsdann ihre Schelle; mit der größten wird die „Heerkuh", die Führerin der Herde, ausgestattet. Mit Bändern und Blumen geschmückt, zieht die Heerkuh an der Spitze der Herde hinauf zur Senne. Vor ihr schreitet der Senn und bläst das Alphorn aus Birkenrinde. Der bekränzte Heerstier schließt den Zug, den einfüßigen Melkstuhl zwischen den Hörnern tragend. Der Sennhirt liebt seine Thiere. Ein Führer, der mich auf das Lauberhorn begleitete, erzählte mir von seinem Bruder, den traurige Schicksale bestimmt hatten, nach den Laplata-Staaten auszuwandern. Er sei dort ein Hirt geworden, wie er es in der Schweiz schon war, fühlte sich aber unglücklich und vereinsamt in der weiten Ferne. Da seien, wie der Bruder schrieb, vor Kurzem neue Rinder aus Europa zur Herde eingetroffen, und er habe unter denselben eine Kuh erkannt, die er auf der Wengernalp einst gehütet. Er sei ihr um den Hals gefallen und habe Thränen der Rührung vergossen, und auch die ganze Familie in Lauterbrunnen war in Thränen ausgebrochen, als ihr das Begebniß bekannt wurde. Der Bruder fühle sich jetzt nicht mehr so vereinsamt in der Neuen Welt, seitdem er die Kuh dort bei sich habe; er pflege sie wie sein Auge, ihr Anblick habe aber die Sehnsucht nach seinen Bergen in ihm noch gesteigert.

Zunächst wandern die Herden immer höher hinauf in die Alpen, dann kehren sie langsam zurück in das Thal. Das Abweiden der Thalwiesen beginnt schon im April. Ist die Witterung günstig, so gelangen die Herden schon im Mai in mehr als 1000 Meter Höhe. Im Juni wird die „Mittel-Staffel", im Juli endlich die „Hochstaffel" bezogen. Gegen Ende August hebt der Rückzug in umgekehrter Reihenfolge an.

Die Thiere weiden frei, sich selbst überlassen. Ziegen und Schafe steigen höher empor, an steilen Gehängen, auf welche die Kuh sich nicht wagt. Die gedehnten Töne des Alphorns, die an tausend Felsen sich brechen, oder der laute Kuhreihen, den der Senne jodelt, rufen das Vieh am Morgen und am Abend auf den Melkplatz zusammen. Jede Viehart folgt einem besonderen Lockruf.

Das Haupterzeugniß der Alp ist der Käse, und meist haben sich mehrere Viehbesitzer zu dessen Darstellung vereinigt. In der Sennhütte über dem Herd hängt an einer Kette der leicht bewegliche Kessel, bestimmt, die Milch aufzunehmen. Ins Sieden darf diese nicht kommen; es gilt daher, sie vorsichtig zu erwärmen. Das Holz, das auf dem Herde brennt, haben die Hirten oft aus weiter Ferne geholt. Meist sind es nur Alpenrosen, Grünerlen und Wacholder, auch wohl Legföhren, wo solche in der Nähe wachsen, welche das knisternde Feuer ernähren. Ist die Milch erwärmt, so wird gegorner Kälbermagen, als Lab überall bekannt, ihr zugesetzt, damit sie rasch gerinne. Der in Ballen sich ausscheidende, mit dem meisten Fett verbundene Käsestoff wird

aufgefangen, entsprechend gereinigt und durch Druck von den Molken befreit. Dann gelangt er in Formen, wird monatelang gepreßt und öfters eingesalzen. Später reibt man ihn noch wiederholt mit feuchtem Salze ein, damit seine „Augen" größer werden. Die Milch, welche den ersten, fetten Käse geliefert hat, pflegt man aber noch weiter zu erwärmen. Es schlägt sich aus derselben ein fast fettfreier Käsestoff nieder, den man als „Ziger" bezeichnet. Dieser magere Käse bildet auch heute noch, wie vor Zeiten, die Hauptnahrung der Hirten auf der Alp.

Schon im vorigen Jahrhundert galten unter den Schweizer Käsen diejenigen von Gruyère für die besten. In der Schweiz wurde alter Käse besonders geschätzt, und Storr berichtet von seiner 1781 unternommenen Reise, daß die Aelpler solchen Käse als ein großes Kleinod aufbewahren. Man könne ihn nicht leicht kaufen; „wenn der Pfarrer sehr beliebt ist, wird ihm noch am ehesten ein solches Geschenke zu Theil, das nebst altem Schinken die vornehmsten Leckerbissen der Aelpler ausmacht." Die Sitte der alten Käse ist jetzt erloschen, doch noch im Jahre 1848 hörte J. G. Kohl in Brienz von einem Bauer, der uralte Käse besitze. Er besuchte ihn und bekam sie auch zu sehen. Vor hundert Jahren hatte man Storr erzählt, daß der Käse erst im sechzigsten Jahre den Höhepunkt seiner Reife erreiche; der Käse, den man Kohl zeigte, hatte fünfundneunzig Jahre erreicht und stammte von den Großeltern des Besitzers. Thatsächlich wird der Käse nach sechs oder sieben Jahren nicht mehr besser, beginnt vielmehr auszutrocknen. Reiche Bauern setzten aber einst ihren Stolz darein, solche altehrwürdige Käse-Raritäten zu besitzen.

Auch grüner Kräuterkäse wurde schon im vorigen Jahrhundert in der Schweiz gewonnen und bis nach London und Petersburg versandt. Solcher „Schabziger" galt als sehr schmackhaft und „dauungsbefördernd"; man stellte ihn aus Ziger dar, den man mit wohlriechenden Kräutern versetzte, preßte und an luftigen Orten trocknen ließ. Als Kräuter dienten gelber Steinklee (Melilotus officinalis) und blauer Steinklee (Melilotus coerulea), welcher letztere daher auch heute noch Schabzigerklee heißt.

VI.

Vielfach schließen an die Waldesgrenze ausgedehnte Bestände der Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus) an. Ihre Früchte, die Blaubeeren, sammelt man kaum in den Alpen; selbst Kinder sieht man selten in den Beständen. Auch die Preißelbeere (Vaccinium Vitis idaea) scheint den Schneehühnern ganz überlassen zu werden; sie blüht und fruchtet unbeachtet. An sumpfigen Stellen findet sich die Rauschbeere (Vaccinium uliginosum) vor, deren Früchte den Blaubeeren gleichen und nicht selten mit denselben verwechselt werden. An den stielrunden Aesten ist der Rauschbeerstrauch leicht zu erkennen, denn die Heidelbeere hat scharfkantige Zweige. Daß die Rauschbeeren, wie ihr Name aussagt, berauschend wirken sollten, trifft nicht zu, doch sind sie etwas narkotisch. In großer Menge genossen können sie Kopfweh, ja selbst Erbrechen verursachen.

Indem wir zwischen den Rauschbeersträuchern weiter schreiten, beginnt der Boden unter unseren Füßen zu weichen, wir sind in ein Hochmoor gerathen, und es wäre verwegen, in dasselbe weiter vorzudringen. Doch wir betrachten die Pflanzen, die uns umgeben. Da schmiegt ein heideartiger Strauch, die Krähenbeere (Empetrum nigrum), dem Boden sich an und schützt so seine immergrünen Blätter. Diese sind schmal und lederartig, von den Rändern aus abwärts eingerollt. Schwarze, kugelige Beeren springen seitlich an den Zweigen vor. Auch von ihnen wird behauptet, daß sie berauschen, doch mit ebensowenig Grund wie bei der Rauschbeere. Man verzehrt die Krähenbeeren im hohen Norden, stellt auch Mus aus ihnen her, das als gesunde Speise gilt. Viel Geschmack ist diesen sauren Beeren freilich nicht abzugewinnen. Als besonders liebliche Erscheinung muthet uns die Azalea (Azalea procumbens) im alpinen Hochmoor an, eine bescheidene Schwester der hochstolzen Pflanzen, die unsere Gewächshäuser zieren. Unscheinbar klein, am Boden sich bergend, streckt sie aus dem hellen Laub in üppiger Fülle ihre rosenrothen Blüthen hervor. Die Blätter der Azalee wie diejenigen des Krähenbeerstrauches sind abwärts umgebogen, und ein ähnliches Verhalten zeigen auch viele andere Pflanzen, die, am Boden ausgebreitet, auf humusreichem Erdreich wachsen. Durch ein solches Einrollen soll die Unterseite der Blätter vor Nässe geschützt werden. Dort an der Blattunterseite liegen die Spaltöffnungen, jene feinen Canäle, durch welche der Gasaustausch der Pflanze sich vollzieht. Eingedrungenes Wasser würde die Spaltöffnungen verstopfen, die Ernährung der Pflanze damit unmöglich machen und ihren Erstickungstod herbeiführen. Daher kommt es unter allen Umständen darauf an, die Spaltöffnungen trocken zu halten, und die Moorpflanze schützt sich nicht nur durch Einrollen ihrer Blätter, sondern auch durch die schwerere Benetzbarkeit derselben gegen die ihr von dem nassen Untergrunde drohende Gefahr. — Zahlreiche Cypergräser und Binsen ragen aus dem Hochmoor heraus, und das alpine Wollgras (Eriophorum alpinum) läßt über denselben seine weißen Wollbüschel flattern. Wo Wollgräser wachsen, wird die Weide vom Rinde stets gemieden, daher das Volk diese Pflanzen als „faule Mägde" schmäht.

An das Hochmoor grenzt über der Winteregg ein Abhang, den die Glockenheide (Erica carnea) überzieht. Im Hochsommer ist dieses zierliche Gewächs leider schon verblüht. Man muß es im Mai bewundern, wenn seine Blüthentrauben weite Flächen in rosenrothe Töne tauchen.

Bis zur Schneegrenze reicht der Zwergwacholder (Juniperus nana) hinauf, ein Strauch, der unserem Wacholder ähnlich, doch weit kleiner ist. Seine Scheinbeeren sind eine beliebte Nahrung der Alpenvögel. Sie schmecken bitterlich-süß und verbreiten, auf glühende Kohlen geworfen, ein stark balsamisches Aroma. Dieser Zwergwacholder gibt sich mit jeder Bodenart zufrieden, und man findet ihn über alle Höhen zerstreut. In flachen Polstern am Boden ausgebreitet, braucht er den Schnee und den Sturm nicht zu fürchten. Und wenn sein Reisig auf dem Herd der Senne brennt, da duftet er von Weitem. Es ist das der nämliche Wohlgeruch, der auch unserem Wacholder der Ebene (Juniperus communis) im Feuer entströmt, und der die alten Germanen be-

stimmte, auf seinen Reisern die Todten zu verbrennen. Der Rauch von Wacholderzweigen schützt, dem Volksglauben nach, vor Ansteckung; er vertreibt Seuchen, Schlangen und böse Geister aus dem Hause.

Auf feuchten Abhängen klammern sich an den Boden die Alpenweiden, ganz verschieden im Aussehen von den baumartigen Weiden des Thales. Man muß nach den Blüthen und den Früchten suchen, um diese kleinen Gewächse als Weiden wirklich zu erkennen. Im Sommer trifft man keine Blüthen mehr, doch hin und wieder noch Früchte, aus welchen jeder Windhauch die langbehaarten Samen davonträgt. Arten mit schmalen oder breiten Blättern, die einen von dunkelgrüner Farbe, die anderen bräunlich schimmernd oder silberhaarig, oft blendend weiß, wechseln ab nach dem Standort. Zwischen Alpenerlen, auf dem Kies der Bäche, fühlen sich die Alpenweiden besonders wohl; viele leben auch auf den Moränen. Die äußerst zierliche thymianblättrige Weide (Salix serpyllifolia) überzieht oft ganze Felsen. Man sieht es diesen winzigen Gewächsen nicht an, wie hoch das Alter ist, das sie erreichen. Wird ein federkieldickes Stämmchen durchschnitten, so kann es wohl an fünfzig Jahresringe zeigen; seit einem halben Jahrhundert fristet es somit sein bescheidenes Dasein. Mit dem bloßen Auge freilich lassen sich solche schmalen Jahresringe nicht unterscheiden; man muß zarte Schnitte bei entsprechender Vergrößerung prüfen.

Es wäre ein unmögliches Beginnen, wollte man alle die Blumen schildern, welche die Alpenwiese birgt. In Ueberfülle hat die Natur hier alle Farbenpracht verschwendet. Unter dem Dom von ewigem Schnee breitet sie, wie zur Andacht, einen buntgestickten Teppich aus. Und freigebig vor Allem war sie gegen das Schweizer Land, denn kein Gebirge Europa's, einzelne Stellen der Pyrenäen nur ausgenommen, läßt sich an buntem Artenreichthum, an Schmuck der Rasen und an üppigem Pflanzenwuchs mit den Schweizer Alpen vergleichen[1]).

In das dichte Grün der Alpenweiden und Gebüsche schneiden die Geröllhalden ein. Sie ernähren Gewächse mit langen, reichverzweigten Wurzeln, die aus großer Tiefe Wasser emporzusaugen vermögen. Die Kalkhalden besonders sind an Pflanzen reich. Sie bergen das Alpen-Leinkraut (Linaria alpina), eines der schönsten Gewächse der Alpen, dessen gespornte Blüthen ein safrangelbes Mal in blauem Felde zeigen. Sie tragen auch die Skorpions-Krebswurz, das Aronicum scorpioïdes, mit dicken, eiförmigen, grobgezähnten Blättern und hochgelben Strahlenköpfchen, eine Pflanze, von der die Gemse mit Vorliebe nascht. Kleine, grüne Inseln bildet der Alpenmohn (Papaver alpinum) im Gerölle und erhebt auf blattlosen Stielen seine so überaus zarten, weiß oder gelb gefärbten Blüthen. Nebenan tauchen himmelblaue Enziane, tiefblaue Campanulen, rosig angehauchte Ranunkeln in nicht enden wollender Farbenpracht auf. Von dem öden Gestein heben sie sich leuchtend ab und bringen reiches Leben auch in diese todte Umgebung. Bis an die Grenzen des ewigen Schnees schmückt sich so in heiteren Farben die Trümmerstätte, es sei denn, daß von dem brüchigen Fels immer neue Steinmassen abwärts stürzen und unaufhörlich das aufkeimende Leben begraben.

[1]) H. Christ, Pflanzenleben der Schweiz, S. 303.

So begleiten uns Blumen bis zur Gletscherzunge, bis an das Firnfeld heran. Um die kalten Wasserläufe, die diesen entströmen, sammeln sich noch einmal weiße, gelbe, purpurne Steinbrecharten, weiße Ranunkeln. Veilchenfarbige Soldanellen wagen sich gar bis in das Firnfeld hinein. Ihre gewimperten Blumenglocken ragen stellenweise aus dem Eis hervor. Der Blüthenstiel hat sich den Weg durch das Eis gebahnt; er löst dasselbe auf, um seine Blüthen in freier Luft zu entfalten[1]). Von den Sonnenstrahlen erwärmt, welche durch die dünne Eisschicht drangen, begann die Pflanze ihre Entwicklung. Durch Athmung hat sie in ihrem Innern selbst Wärme erzeugt; als opaker Körper wurde sie außerdem vom Sonnenlichte stärker als ihre durchscheinende Umgebung erwärmt. So löste sie die Eisschicht um sich her, bis sie ihre Blüthenknospe über das Firnfeld erhoben hatte. Der walzenförmige Gang, den sie sich bohrte, verwandelte sich durch abwärts fließendes und wieder gefrierendes Wasser in einen Trichter. Aus diesem ragt die geöffnete Blüthe hervor, während der Blüthenstiel an seinem Grunde vom Eise dicht umschlossen erscheint.

Endlich, in den Regionen des ewigen Schnees, hört das Pflanzenleben auf. Nicht daß die oberste Grenze überstiegen wäre, an welcher pflanzliches Leben noch möglich ist, sondern weil die Sonnenwärme nicht ausreicht, um dort den Boden von seiner Schneedecke zu befreien. An steilen Felsen, an welchen der Schnee nicht haftet, oder sich nicht zu sammeln vermag, siedeln sich stets Gewächse an. Es genügt, daß der Ort auch nur wenige Wochen im Sommer schneefrei werde. Horace Bénédict de Saussure hätte schon 1787 am Montblanc, in fast 3500 Meter Höhe, einen Rasen von Silene acaulis gefunden. Das Pflänzchen wuchs aus einer Felsenspalte hervor und war mit leuchtend rothen Blüthen bedeckt. Selbst an Bestäubern hätte es ihm dort oben nicht gefehlt, denn zwei Schmetterlinge sind de Saussure dicht unter dem Gipfel des Montblanc noch begegnet. Bis zur Spitze hinauf zeigten sich die nackten Felsen von Flechten bewohnt. Auch auf dem Col du Géant, in 3362 Meter Höhe, fand de Saussure noch die liebliche Androsace imbricata, und dann wurden von anderen Forschern am Finsteraarhorn, in Höhen von 4000 bis 4270 Meter, noch Steinbrecharten (Saxifraga bryoïdes und muscoïdes) und der Gletscher-Hahnenfuß (Ranunculus glacialis) gesehen.

Der Zufall kann es auch fügen, daß der Wanderer den ewigen Schnee blühen sieht. Sein überraschtes Auge schweift alsdann über Firnfelder von rosenrother Färbung. Einem winzig kleinen Gewächs aus der Sippschaft der Algen ist dieser merkwürdige Anblick zu verdanken. Diese Alge gedeiht auf grobkörnigem Firn. Sie wurde auf demselben zum ersten Mal von de Saussure 1760 am Mont Brévent gesehen. Damals vermochte der Forscher eine richtige Deutung dieser Erscheinung noch nicht zu geben, doch erkannte er bereits, daß sie durch eine rothe vegetabilische Substanz veranlaßt sei. Jetzt führt das einzellige Pflänzchen den Namen Sphaerella nivalis. Es besteht aus runden Kügelchen, so klein, daß deren Hunderte erst einen Quadratmillimeter decken.

[1]) A. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, Bd. I, S. 466.

Das gewohnte Grün der Gewächse fehlt diesem Pflänzchen nicht, wird aber durch rothen Farbstoff verdeckt. Die Sphärellen können nur dort gedeihen, wo der Schnee im Sonnenschein vorübergehend schmilzt. Des Nachts ist das Pflänzchen fest gefroren, und seine Lebensvorgänge ruhen dann; sobald aber die Sonne wieder scheint, verschluckt es begierig ihre belebenden Strahlen, erwärmt sich über die Temperatur der Umgebung und vermag in dem Schmelzwasser, das die Firnkörner umgibt, sich weiter zu entwickeln. Jede Zelle theilt sich dann in vier neue Zellen, die ihrerseits sich weiter vermehren können. Meist werden die jungen Zellen mit zwei langen Wimpern ausgestattet und dadurch befähigt, als „Schwärmsporen" in dem umgebenden Wasser davon zu schwimmen. So verbreitet sich die Alge rasch über das Firnfeld. Merkwürdig sehen die Schwärmer der Sphärellen unter dem Mikroskope aus, da sie bald nach ihrer Befreiung eine dünne Hülle erhalten, die sich von ihrer Oberfläche abhebt. Sie sind nun wie von einem Kleide angethan, das ihnen viel zu weit ist. Nach längerem Umherschwimmen kommen die Schwärmsporen zur Ruhe, erhalten dann eine dickere, anschließende Hülle und treten bald wieder in neue Theilungen ein.

Doch gibt es auch Färbungen auf den Schneeflächen, die nicht von lebenden Wesen herrühren. Vor Allem gilt dies von den schwärzlichen Anflügen, die den Firnfeldern so oft ihre blendende Reinheit rauben. Es sind mineralische Staubtheilchen, die der fallende Schnee aus der Atmosphäre niederschlägt, oder die wehende Winde aus den Tiefen aufwärts tragen. Eisenschüssige Quarze, Feldspate und Bruchstücke anderer Mineralien sind in dem Staube der Schneehöhen nachgewiesen worden. Sie sind terrestrischen Ursprungs. Doch mag auch kosmischer Staub bei solchen Anflügen eine Rolle spielen, was aus dem Umstande zu folgen scheint, daß Kobalt und Kupfer in diesem Staub vertreten sind. Organische Beimengungen kommen häufig hinzu. Es sind Splitter von Pflanzentheilen, mit Flugapparaten versehene Samen, die der aufsteigende Luftstrom emportrug. Namentlich wird der Blüthenstaub von Nadelhölzern häufig in die Schneeregion verweht, denn er hat Luftsäcke, die ihn schwebend erhalten. Die Staubmassen auf dem Firn helfen dort die Sphärellen ernähren. Kerner von Marilaun hat auf dem Firn der Gletscher auch über dreißig Arten lebender Diatomeen aufgefunden, einzellige mikroskopisch-kleine Organismen, die man den Algen anzuschließen pflegt. Ihr bräunlicher Inhalt wird von einer zarten Kieselschale umschlossen, die der Zerstörung widersteht, auch nachdem das Leben in den kleinen Wesen erloschen ist. Der genannte Botaniker sah einmal die Schneefelder der Solsteinkette bei Innsbruck sich rosenroth durch Bacterien färben. Milliarden von Mikrocokken, jenen kleinsten aller Wesen, hatten sich auf den weiten Schneeflächen eingefunden, nachdem der Südwind mehrere Tage hinter einander geweht hatte.

So einsam sich der Wanderer auf dem Gletscher fühlt, ganz ist das Leben auch von dort nicht gewichen. Es umgeben ihn Poduren, jene als Gletscherflöhe (Desoria glacialis) bezeichneten Wesen, die in ihren Sprüngen auch wirklich an Flöhe erinnern. Den langgestreckten Körper der kleinen, schwarzen Insecten deckt ein dichtes Haarkleid. Sie gehören zu den Geradflüglern

(Orthopteren) und führen am Hinterleib eine Sprunggabel, mit der sie sich in die Höhe schnellen. Besonders freudig begrüßt der Wanderer die zierlichen Gemsen, wenn sie plötzlich über ihm am steilen Abhang sich zeigen. Hin und wieder erblickt er einen Schneehasen, hört aus der Ferne ein Murmelthier pfeifen, und selten, ganz selten, sieht er auch wohl einen Adler mit ausgespannten Flügeln im blauen Aether sich wiegen.

VII.

Um das Hochgebirge in vollem Blüthenschmuck zu sehen, darf man die Alpen nicht erst im August besuchen. Da stehen fast alle Pflanzen der Matten und Alpenweiden schon in Frucht, und erst am Rande der Gletscher kann man etwas von jener Blüthenpracht noch schauen, die im Juni und Juli von der unteren Schneegrenze bis zu dem Waldessaum reicht. Die Alpenrosen reifen im August ihren Samen und nur an besonders kühlen Orten blüht noch ein vereinzelter Strauch. Unter jenen Gewächsen, die uns fast wie ein Symbol der Alpenwelt erscheinen, ist nur das Edelweiß so einsichtsvoll, seine Blüthezeit in die ‚haute saison' zu verlegen. Zum Danke dafür haben es sowohl Wanderer wie Verkäufer an leichter zugänglichen Stellen fast ausgerottet, so daß Alpenvereine sich seiner annehmen mußten, stellenweise sogar die Pflanze unter den Schutz des Gesetzes gestellt wurde. Auch die aromatisch duftende, seidig schimmernde Edelraute (Gnaphalium Mutellina), mit welcher der Gemsenjäger so gerne sich schmückt, trägt noch im August ihre gelben Blüthenstände.

Die Alpenpflanzen sind echte Kinder des Lichtes und gedeihen am besten an stark besonnten Stellen. Schattige Orte werden von ihnen gemieden und sind stets blumenarm. So fühlen sich auch die lichtscheuen pflanzlichen Schmarotzer nicht wohl in den Höhenregionen, und die Pilze sind dort auffallend schwach vertreten. Sobald südliche Winde und warmer Regen die Alpenwiesen von ihrem Schnee befreiten, bedecken sich diese mit duftigem Grün. Wirkungsvoll vermittelt jetzt in der Landschaft ihre zarte Färbung zwischen dem dunklen Wald und dem hellen Schnee. Die Tage sind schon warm, und bald ist der bunte Frühling über die Alpen gezogen. Ein eigener Zauber ergießt sich über das Hochgebirge, ein Schmelz der Farben, der selbst die nackten Felsen in bläulichen Schimmer hüllt. Aus dem saftigen Grün der Matten schauen die Alpenpflanzen mit ihren großen Blumenaugen hervor; auch sie scheinen erstaunt zu sein, daß der Frühling so rasch für sie gekommen. Sind sie doch eben erst erwacht aus langem Winterschlaf. — Kaum wagt man es, die Matten zu betreten; zwischen den Blüthen findet der Fuß nicht einen freien Platz. Und in allen Farben tauchen sie empor aus dem Rasen. Die Soldanellen in veilchenblauem Kleid; Crocus, Anemonen, Ranunkeln in weißem Gewand; in goldig-gelbem Schmuck die Fingerkräuter (Potentillen) und Aurikeln; in Himmelblau das Vergißmeinnicht; in Dunkelblau der Enzian; in feurigem Roth die Primeln und Nelken. So steht sie jetzt da, die Alp — überäet, überfüllt, fast erdrückt von Blumen.

Ende Juni hat die Pracht der Alpenwiesen ihren Höhepunkt erreicht. Die Alpenrosen entfalten jetzt ihre Blüthen und bringen es zu einer Ge-

sammtwirkung der Farben, die nicht ihres Gleichen kennt. Anfang August beginnen in günstigen Lagen die Pflanzen schon abzublühen, und Mitte August haben die meisten derselben die Knospen für das kommende Jahr abgeschlossen, auch schon ihre Samen gereift. Das Laub der alpinen Gewächse beginnt sich jetzt herbstlich zu färben; die Vorbereitungen für den langen Winterschlaf sind getroffen, und wenn der erste Schneefall kommt, findet er die Pflanzen schon gerüstet, ihn zu empfangen.

Den Wanderer aber, der gegen Ende August über die Alpenwiesen streift, entschädigt dort für die fehlenden Blumen das leuchtende Gelb, das brennende Roth und das rothschimmernde Braun, in welches das Laub der Pflanzen sich hüllte. Wie oft glaubt er Blüthen zu sehen, wo nur herbstliche Blattrosetten den Strauch noch zieren; erst in nächster Nähe hört die Täuschung auf. Wie die satten Blumentöne sind auch diese wirksamen Laubfärbungen des Herbstes jenem intensiven Lichteinfluß zu verdanken, der sich in solcher Höhe geltend macht. Der erste Schnee steigert noch die Farbeneffecte, falls es der Sonne gelingt, ihn wieder zu entfernen[1]). Da ist es, als wäre ein zweiter Sommer über die Alpen gezogen, als prangten sie nochmals in bunter Blüthenpracht. Freilich liegt jetzt eine herbstliche Stimmung über diesem Bilde, die in der Seele des Wanderers sich in Schwermuth spiegelt. Er scheut es nicht mehr, den Fuß auf die bunte Matte zu setzen; ist doch ihre Farbenpracht dem nahen Tode geweiht. Gierig sammeln große Vogelscharen die Beeren von den Sträuchern ab. Sie sind auf der Wanderung begriffen nach sonnigeren Ländern. Wie möchte man ihnen folgen! Bald fällt tiefer Schnee und begräbt all' dies bunte Leben; unter der kalten Decke ruht die erstarrte Alpenpflanze und schläft ihren langen Winterschlaf.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

[1]) A. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, Bd. I, S. 456.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

[Nachdruck untersagt.]

Die nachstehenden, dem Bernhardi'schen Memoirenwerke entnommenen Blätter gehören einem Zeitabschnitte an, der einen Wendepunkt in den Geschicken des deutschen Volkes und zugleich eine neue Phase im Leben des Verfassers bedeutete. Nahezu vierundsechzig Jahre alt geworden und seit seinem Ausscheiden aus dem russischen Staatsdienste auf eine Privatexistenz beschränkt, die ihn in öffentlichen Dingen zum bloßen Volontär gemacht hatte, wurde Bernhardi in dem entscheidendsten Zeitpunkte neuerer deutscher und europäischer Geschichte zu einer amtlichen Thätigkeit berufen, deren Wichtigkeit allein durch das Interesse übertroffen wurde, welches sie dem Manne bot, den Moltke als den „bedeutendsten Militärschriftsteller der neueren Zeit" bezeichnet hatte. Auf den Vorschlag des großen Schweigers und nach eingeholter Zustimmung des Ministerpräsidenten Grafen Bismarck ernannte König Wilhelm den „Gutsbesitzer Theodor von Bernhardi" im Mai 1866 zum amtlichen Berichterstatter über die bevorstehenden Operationen der gegen Oesterreich aufmarschirenden italienischen Armee. Bernhardi durfte darin eine um so größere Auszeichnung erblicken, als er niemals Gelegenheit gehabt hatte, das Kriegshandwerk aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen.

Hier sollen einige der interessantesten Abschnitte aus dem die Mission vom Sommer 1866 betreffenden Bande des Bernhardi'schen Tagebuches mitgetheilt werden. Wir beginnen diese Mittheilungen mit dem Berichte, den der Verfasser über die letzten Tage vor der Abreise von Berlin nach Italien erstattet, weil derselbe bemerkenswerthe, in mancher Rücksicht neue Einblicke in die damalige politische Lage und in die Stimmungen und Meinungen der leitenden Berliner Kreise gewährt. In den Tagen vom 17. bis 23. Mai 1866 hatte der neu ernannte Legationsrath Gelegenheit, den König, den Kriegsminister von Roon, Moltke und dessen vertraute Räthe, sowie seinen Freund Max Duncker (damals vortragender Rath des Kronprinzen) eingehend zu sprechen und hinter die Coulissen der politischen wie der militärischen Situation zu sehen. — Wir erwähnen gleich hier, daß Bernhardi am 24. Mai die preußische Hauptstadt verließ, um über Wolfenbüttel und Cassel nach Florenz zu gehen und am 28. desselben Monats in der damaligen Hauptstadt König Victor Emanuel's einzutreffen, sich dem preußischen Gesandten von Usedom

(einem vieljährigen Bekannten) in seiner neuen Qualität vorzustellen und die alsbald ihm zugewiesene amtliche Thätigkeit aufzunehmen.

Die weiterhin von uns zum Abdruck bestimmten Abschnitte werden den Leser dann in die Mitte des italienischen Hauptquartiers und seiner Feldherren führen.

I. Im Mai 1866.

Berlin, 17. Mai 1866.

Keudell läßt mich in das Auswärtige Amt entbieten und eröffnet mir, daß meine Sendung nach Italien entschieden ist. Moltke hat bei Bismarck darauf angetragen, daß ich hingesendet werde — Bismarck hat bei dem König darauf angetragen, und der König sofort ohne Schwierigkeit und Einwendung Ja gesagt, sowie ich ihm genannt wurde; das ist viel, da ich nicht meines äußeren Zeichens Militär bin — worauf er doch sehr hält.

Nun ergeht die officielle Frage an mich, ob ich die Mission annehmen will und wie ich sie eingerichtet zu haben wünsche?

Daß ich sie annehme, versteht sich von selbst.

Es ist wie ein Traum, daß mir ein lange genährter Wunsch in Erfüllung gehen soll! Daß ich auch wieder den Boden Italiens betreten soll! Ich vermied es wohl, an Italien zu denken, weil die Möglichkeit, es je wieder zu sehen, so weit jenseits jeder Möglichkeit zu liegen schien.

Nachmittags. Keudell gesehen (wie alle diese Tage in seinem Cabinet im Kanzleihause des Ministeriums, wo auch ich arbeite). Er eröffnet mir, daß mir der Charakter als Legationsrath beigelegt worden ist. Mir einen militärischen Rang zu verleihen, war nicht möglich.

Zu Max Duncker. Er liest mir einen Brief von Baumgarten aus Karlsruhe vor. Der berichtet von einem merkwürdigen Gespräch zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem Prinzen Karl von Baden, der neuerdings seinen Abschied aus österreichischen Diensten genommen hat. Der Kaiser ist ganz als anerkannter unbedingter Oberherr Deutschlands aufgetreten — und zwar, wohl zu merken, einem deutschen Fürsten, einem Verwandten unseres Königshauses gegenüber.

Baumgarten, der in Süddeutschland wohl sieht, wie die Dinge gemeint sind, ist empört über das Gebahren unserer Fortschrittspartei, über die Friedensadressen, die von allen Seiten auftauchen. Er schreibt: „Ich hoffe, Sie werden Gutes bewirken für diesen Staat, dessen Bevölkerung sich selbst aufgegeben hat."

18. Mai 1866.

Ziemlich früh aus — in den Generalstab — zu Moltke, der sehr zufrieden ist, meiner Sendung wegen; sagt mir, daß ich Briefe an La Marmora, den italienischen Oberfeldherrn und Ministerpräsidenten, und was ich sonst der Art bedarf, von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bekommen werde, nicht von ihm. Er will mir aber ein von ihm entworfenes Mémoire über den Krieg von Italien anvertrauen.

Den neuesten Nachrichten zu Folge ist die italienische Armee um zwei Punkte — in zwei Hälften concentrirt — 120000 Mann bei Cremona und Piacenza — 80000 Mann als zweite Armee um Bologna. — Die Oesterreicher hätten 160000 Mann in Italien, im Wesentlichen bei Rovigo, am unteren Po vereinigt. — „Ich verstehe es nicht recht!" — Wahrscheinlich wollten die Italiener das Festungsviereck um das Nordende des Gardasees herum durch Welschtirol umgehen und die Eisenbahn im Etschthal gefährden. (NB. Was ich wenigstens nur als secundäre Operation billigen konnte, nicht als eine Hauptoperation, von der etwa die Entscheidung erwartet wurde. Moltke machte keinerlei Bemerkung dazu.) — Garibaldi sei mit seinen Freischaren nach Dalmatien bestimmt; ein Aufstand in Ungarn werde erwartet — und sollte durch Garibaldi's Execution mittelbar unterstützt werden. Was uns Preußen betrifft, so sollen unsere sämmtlichen acht Armeecorps in der Oberlausitz versammelt werden. „Oesterreich ist unser einziger gefährlicher Feind!" Gegen Oesterreich werden alle Streitkräfte vereinigt; alles Uebrige soll als Nebensache so gut wie ganz unberücksichtigt bleiben. (NB. Mir ist sehr angenehm, zu erfahren, daß von einer solchen Zersplitterung der Streitkräfte, wie verlauten wollte, nicht die Rede ist. Die Concentrirung der Streitkräfte zu einem entscheidenden Schlag gegen Oesterreich, und daß wir mit unseren Angriffsoperationen ganz auf dem rechten Ufer der Elbe und Moldau bleiben, das ist Hauptsache! Freilich würde ich das lieber sehen, wenn man kühn genug wäre, sich auf die entscheidendste Operationslinie Oderberg-Wien zu werfen.)

Oberstlieutenant Veith wurde gerufen. Moltke trug ihm auf, mir die nöthigen Karten, die Ausweise über die verschiedenen Armeen u. s. w. zu geben. Moltke fügte hinzu: Loucadou müsse nun aus Italien zurückberufen werden.

Zu Keudell, der mir sagt, ich werde für die Zeit des Krieges der Gesandtschaft in Florenz attachirt. Ich werde mit Moltke zu correspondiren haben, soll aber meine Berichte aus dem Hauptquartier offen nach Florenz an Usedom einsenden, damit dieser sie lesen und besonders wichtige Dinge daraus sofort telegraphisch in Chiffren hierher melden kann; meine Berichte an Moltke soll ich der Kürze und Bequemlichkeit wegen „ohne Kopf und ohne Schwanz" abfassen, d. h. ohne Ueberschrift und Schlußcourtoisie.

Hirschberg, 20. Mai 1866
(während eines eintägigen Aufenthaltes).

Sehr erfreulich ist mir, die hier herrschende Ansicht wahrzunehmen. — An den inneren Conflict denkt eigentlich vor der Hand Niemand mehr; die Erinnerung daran ist dem Gedanken an den herannahenden Krieg gewichen. Was aber den Krieg betrifft, steht ganz allgemein und ohne Ausnahme die Ueberzeugung fest, daß Preußen angegriffen sei und sich vertheidigen müsse; Beust, der sächsische Minister, wird ebenso allgemein als derjenige bezeichnet, der den Krieg mit Absicht herbeiführt. — So höre ich von der Gesellschaft auf dem Cavalierberg, von dem

eigentlich demokratischen Director des Gymnasiums — von Schlesinger — von Lucas und von den Leuten im Dorfe. Alle sprechen sich einstimmig in diesem Sinne aus über die Veranlassung des Krieges und meinen, daß Preußen sich zu gerechter Vertheidigung rüsten muß. Irgend eine bestimmte Veranlassung aber, die diesen gänzlichen Umschwung der Stimmung herbeigeführt haben könnte, ist nicht zu entdecken.

Berlin, 21. Mai 1866.

Zu Max Duncker gefahren — die Situation besprochen. Er sagt mir, die Dinge stehen gut. Es scheint nicht, daß sich die deutschen Bundesstaaten den Oesterreichern anschließen werden zum Krieg gegen Preußen; denn die „Bamberger", d. h. die Mittelstaaten, die sich in Bamberg über eine gemeinschaftliche Politik beriethen, haben sich auf einen sehr zahmen Antrag beim Bundestage beschränkt. Zu dem gewünschten Kriege mit Oesterreich aber zeigt sich immer bestimmtere Aussicht; denn der europäische Congreß, den Napoleon auch diesmal wieder vorschlagen wollte, und der sich ohne Zweifel lähmend eingemischt hätte, um die Krisis ergebnißlos in den Sand zu leiten, der ist schon bei den allerersten Sondirungen in Wien sehr entschieden von Oesterreich abgelehnt worden. Oesterreich stellt nämlich die Bedingung, daß auf dem Congreß von Venetien nicht die Rede sein dürfe.

Auch setzen sich unsere Truppen nun endlich in Bewegung; die Garden rücken am 30. von hier aus. — Das entfernteste Corps, das ostpreußische, hat freilich bis jetzt nur den Befehl, sich marschbereit zu halten.

Der Kronprinz erhält das Commando in Schlesien, wo das V. und VI. Armeecorps unter seine Befehle gestellt werden. (NB. Das ist eine wesentliche Abweichung von dem letzten Entwurf Moltke's, der mir bekannt geworden ist und demzufolge die ganze Armee in der Oberlausitz versammelt werden sollte. Ich möchte wissen, wodurch veranlaßt und in welcher Absicht?)

Zugleich hat man beschlossen, ein Landwehrcorps von etwa 30 000 Mann, 24 Garde- und 24 Provinzial-Landwehrbataillone, unter General v. d. Mülbe in erster Linie zu verwenden. Max Duncker findet das sehr zweckmäßig. „Laßt sie zeigen, was sie können!" — es werde jedenfalls sehr belehrend sein für unsere Landwehr-Schwärmer im Abgeordnetenhause.

Zu Moltke, wo ich den Oberstlieutenant Veith treffe, der mir eine Karte von Oberitalien und das Mémoire von Moltke einhändigt.

Lage der Dinge in Italien. Veith sagt mir, der preußische Generalstab berechne die Streitkräfte der Oesterreicher in Italien nach den bisherigen Nachrichten auf 33 Infanterieregimenter (zu 3 Bataillonen), 16 Jägerbataillone, 10 vierte Bataillone, ebenso viele Infanterieregimenter und 6 Cavallerieregimenter (leichte durchgehends), wozu noch 30 000 Kroaten kommen — im Ganzen auf 180 000 Mann.

Nach den neuesten Nachrichten aber, die Graf v. d. Gröben (Major im Generalstab und Militärattaché bei der Gesandtschaft in Wien) von dort einsendet, haben die Oesterreicher nur 21 Infanterieregimenter und im Ganzen 120 000 Mann in Italien. Danach zu urtheilen, beabsichtigen die Oesterreicher auf dem dortigen Kriegstheater eine stricte Defensive. Die Italiener aber haben eine große Ueberlegenheit.

In Böhmen haben die Oesterreicher 6 Armeecorps, zu 30000 Mann ein jedes, und außerdem einige Cavalleriedivisionen; zusammen 200000 Mann. (NB. Da bleiben wir ihnen an Zahl nicht unbedeutend überlegen.)

Zu des Königs Palais gefahren, wo ich noch einige Zeit mit den General-Adjutanten Alvensleben, Lehndorf und Stiehle im Vorzimmer verweilen muß. General Treskow, der durch das Zimmer geht, sagt mir, er habe in dem Archiv des Militärcabinets nachsuchen lassen, Natzmer's Correspondenz aus dem Jahre 1821 habe sich aber nicht gefunden. Sie sei unwiederbringlich verloren.

General-Adjutant Alvensleben bemerkte gegen mich: „Es zeigen sich immer mehr Indicien, daß der Krieg von Seiten Oesterreichs schon seit Jahren vorbereitet wurde. — Stiehle ist sehr erfreut, zu hören, daß ich nach Italien gesendet werde.

Den König finde ich in der allerrosigsten Laune; er gibt mir die Hand und dankt mir sehr freundlich dafür, daß ich diese Mission bereitwillig übernehme. Zuerst versicherte er mir, daß er den Krieg, der uns nahe rückt, nie gewollt oder gewünscht habe; er würde gern Alles ergreifen, was den Frieden erhalten kann. Zeigt sich verwundert über eine Nachricht, die uns heute die „Dresdener Zeitung" bringt, daß Oesterreich nun doch auf den Vorschlag eines europäischen Congresses eingeht.

Ich (der ich dieser Nachricht keinen Glauben beimesse): Das müßten Seine Majestät doch früher wissen als die „Dresdener Zeitung"!

König: Wir haben schon mehrmals Nachrichten über Dresden bekommen.

Ich (suche auf die Kriegführung in Italien zu kommen): Ich habe die Lage der Dinge in Italien vielfach mit dem General Moltke besprochen; daß die Italiener glänzende Siege erfechten, dürfen wir kaum erwarten; aber Moltke meint, glücklicher Weise sei das auch für den Erfolg im Ganzen kaum nothwendig; das Wesentliche ist, daß sie eine bedeutende Macht Oesterreichs in Italien beschäftigen und festhalten und sie dadurch verhindern, gegen uns in Böhmen aufzutreten und da die österreichischen Streitkräfte zu verstärken.

König: Die Oesterreicher scheinen in Italien die stricte Defensive zu beabsichtigen.

Ich: So scheint es allerdings; General Moltke meint nun, es komme darauf an, daß ihnen unmöglich gemacht werde, diese Defensive mit geringen Mitteln durchzuführen; daß die Italiener sich nicht durch das Festungsviereck und eine verhältnißmäßig geringe Macht im freien Felde aufhalten lassen. Sie müßten das Festungsviereck umgehen, indem sie in der Gegend von Ferrara über den unteren Po gehen; nicht vorzeitig Belagerungen unternehmen und sich dadurch aufhalten lassen, sondern nach Triest eilen, um von da aus, auf ihre Flotte gestützt, das Innere der österreichischen Monarchie zu bedrohen, und uns möglicher Weise an der Donau die Hand zu bieten. Wenn sie ja eine Belagerung unternehmen wollen, müßte es die von Verona sein.

Ich halte Verona, namentlich der heutigen Artillerie gegenüber, nicht für so stark, als es im Allgemeinen geglaubt wird und als die Oesterreicher vorgeben. Die eigentliche enceinte hat zu viel freistehende Mauern; die detachirten

Forts liegen der Hauptfestung zu nahe und sind zu klein, um der heutigen Artillerie lange widerstehen zu können.

König glaubt auch, daß Verona nicht so stark ist, als man allgemein glaubt.

Ich erzähle, wie sich die Stimmung in Schlesien gewendet hat, daß man dort Preußen angegriffen glaubt, den Krieg für einen Vertheidigungskrieg hält und Herrn von Beust als Denjenigen ansieht, der ihn eigentlich herbeiführt.

König: Er hat auch viel dazu beigetragen! Er ist unter allen Bedingungen feindselig gegen Preußen gewesen. Als ich das liberale Ministerium hatte, da sagte er „pis que pendre von Preußen! — pis que pendre!"

Ich werde sehr gnädig entlassen.

Abend zu Roon; mit ihm allein in seinem Cabinet. Ich finde ihn nicht frei von Sorgen. Der König scheint noch zu schwanken; wenigstens zeigt er sich bereit, auf jede Friedensaussicht, auf jede Unterhandlung einzugehen.

Roon: Mit dem europäischen Congresse ist es nichts; deshalb braucht man sich keine Sorgen zu machen — aber es sind anderweitig Unterhandlungen im Gange, mit denen Oesterreich offenbar nur Zeit gewinnen will. Denn wiewohl die Oesterreicher sechs Wochen früher angefangen haben zu rüsten als wir, sind sie doch jetzt von uns bedeutend überholt. Dann wollen sie auch Zeit haben, ihre süddeutschen Freunde in Bewegung zu bringen und im südlichen Deutschland den Kern einer österreichischen Streitmacht zu bilden, um die sich dann die Contingente der süddeutschen Staaten scharen sollen. Die Brigade Kalitz wird zu diesem Ende aus Holstein an den Main dirigirt, und der Prinz Alexander von Hessen (Darmstadt) ist zum Generalissimus der Armee bestimmt, die sich dort bilden soll. — Wir sollen dadurch veranlaßt werden, Truppen am Rhein zurück zu lassen. Das thun wir aber nicht. Alles kommt darauf an, „daß wir die Schlacht bei Kolin gewinnen". (Roon wiederholte diese Worte.) Wir vernachlässigten alles Andere deshalb und vereinigten unsere ganze Macht gegen Böhmen.

(NB. Die Schlacht „bei Kolin" war wohl mehr noch eine geschichtliche als eine locale Allusion, wenn sich die Entscheidung auch wohl wieder in die dortige Gegend ziehen könnte. Kolin war der Wendepunkt des siebenjährigen Krieges; siegte Friedrich bei Kolin, so endete der Krieg siegreich für ihn schon 1757.)

Ich kann das nur billigen. Es wäre aber doch gut, wenn man vorher die Oesterreicher aus Mainz vertreiben könnte.

Roon: Ja, wie macht man das? Es gebe allerdings ein Mittel; man könnte in der Stille Truppen heranrücken lassen, und dann bei Nacht ein Thor aufmachen und diese Truppen herein lassen, um die Oesterreicher zu überfallen und zu überwältigen — aber das wäre unredlich, das thun wir nicht. (NB. Der König würde wohl nicht dazu zu bewegen sein.)

Ich: Wir müßten aber jedenfalls den Oesterreichern die Zeit nicht lassen, deren sie noch bedürfen. Den Vorsprung, den wir gewonnen haben, müßten

wir nun auch benützen. Unser Interesse ist, so schnell als möglich loszuschlagen. Ich forderte ihn zum Abschied noch einmal auf, den Bruch um jeden Preis so schnell als möglich herbeizuführen.

23. Mai 1866.

Ich hatte eigentlich die Absicht, heute Abend zu reisen, wurde aber bald inne, daß es nicht dazu kommen werde. Max Duncker kam zu mir, mit der Kunde, daß der Kronprinz mich vor meiner Abreise sehen will.

Im Uebrigen hat Max Duncker Gutes zu berichten. Der „Abgeordnetentag" — die Versammlung liberaler Abgeordneter aus mehreren Parlamenten Deutschlands, die zusammengetreten waren, um zu berathen, welche Haltung sie in der gegenwärtigen Krisis annehmen sollen — ist gut abgelaufen. Es sind keine feindselig gegen Preußen gerichteten Beschlüsse gefaßt worden, obgleich einige unserer Fortschrittsmänner dazu hetzen wollten. Das haben wir Herrn von Bennigsen zu verdanken und den baden'schen Abgeordneten.

(NB. Bennigsen hat hier Bismarck gesehen, sich über Vieles mit ihm verständigt — und schließlich wohl Berlin mit wesentlich modificirten Ansichten verlassen.)

Samwer hatte 29 Mann Holsteiner auf den Abgeordnetentag geschickt, auserwählte Anhänger, Zuverlässige des Hauses Augustenburg. Die sollten dort gegen Preußen wühlen, Schmerzensschreie vernehmen lassen und die Abgeordneten für einen Krieg gegen Preußen stimmen. Sie hatten das auch versucht, so weit die Kräfte reichten.

Vergebens zu Moltke; der war, wie jetzt sehr vielfach, zum Vortrag beim König. — Besuch bei dem Grafen Barral, italienischem Gesandten. Ich war ihm durch Keudell angekündigt.

II. Italien bei Ausbruch des Krieges.

Florenz, 30. Mai.

Usedom den Morgen bei mir in meinem Zimmer; langes Gespräch, Fortsetzung des gestrigen.

Usedom sagt: Die Nationaleinheit ist in Deutschland wie in Italien unbedingt ein Bedürfniß; Oesterreich ist dort wie hier als „bloßer Condottierebesitzer", was es seinem Wesen nach ist, der „hindernde Mephisto". Das ist, was uns mit Italien verbindet. Die Einheit Italiens ist nicht ohne die Einheit Deutschlands, besonders nicht ohne die Beseitigung Oesterreichs, gesichert; es kommt vor Allem darauf an, Oesterreich unschädlich zu machen, es in solcher Weise zu beschränken in seiner Macht, daß es die Pläne seiner Herrschsucht in Italien sowohl als in Deutschland aufgeben muß. Darum ist der Aufstand in Ungarn uns nöthig. Aber hier in Italien sieht das nur Cerutti ein.

La Marmora dagegen, der beschränkt und mißtrauisch ist, wie die Italiener sind — „und besonders die Piemontesen" — dem geht das Alles viel zu weit; er hat kein Verständniß dafür, daß die Einheit Italiens nur durch die Einheit Deutschlands sicher gestellt werden kann; er denkt: wir Italiener brauchen

nur Venetien, weiter wollen und bedürfen wir nichts; und in welcher Weise das gewonnen wird, ist am Ende ziemlich einerlei, wenn man es nur schließlich hat; je wohlfeiler, desto besser, je weniger man dabei wagt, desto erwünschter. Er wäre gar nicht abgeneigt, es durch „Schacher" zu erwerben — den Oesterreichern abzukaufen; jedenfalls denkt er, verhilft Napoleon in einer oder anderen Weise den Italienern zu dem Besitz des Landes. Was das Uebrige anbetrifft: „abbiamo gli Alpi!" — die sichere Grenzmauer Italiens; was da jenseits der Berge vorgeht, das geht Italien nichts an; es ist weder nöthig noch selbst rathsam, sich da hinein zu mischen, denn es ist ganz unberechenbar, wohin das führen könnte, und zu gewinnen ist nichts dabei — man hält sich besser fern von diesen Dingen u. s. w.

Ich stimme dem auf das Entschiedenste bei und bestärke Usedom darin.

Usedom: Wenn man nur mit Napoleon ganz im Reinen wäre! — Der König Victor Emanuel gesteht, daß er in allen Verhandlungen „den letzten Gedanken Napoleon's nicht hat heraus bringen können". Aber er ist, was Italien betrifft und Napoleon's Absichten in Beziehung auf Italien, vollkommen beruhigt.

Die Italiener haben bis jetzt 16 Infanteriedivisionen im Felde am Po, in 4 Armeecorps eingetheilt. Diese stehen: das erste Cialdini, 6 Divisionen, bei Bologna, die Avantgarde bei Ferrara und noch weiter vor gegen den Po (NB. da ist nicht mehr viel Platz); das zweite General Della Rocca, 4 Divisionen, bei Piacenza, Coelogno und in der Umgegend; das dritte General Giov. Durando, 3 Divisionen, vor dem zweiten bei Cremona, Cadogna und in der Umgegend; eine Reserve-Cavallerie-Division von 4 Regimentern, von denen aber erst 2 zur Stelle sind, bei Lodi (NB. die beiden anderen Reiterregimenter sind noch im Süden) — endlich das vierte Armeecorps, General Cuchiari, 3 Divisionen, bei Bergamo und Brescia. — Garibaldi's Freiwillige in rothen Flanellhemden sammeln sich zur Hälfte bei Varese, am Fuße der Alpen, zur Hälfte bei Bari am Adriatischen Meere. — Ein Belagerungspark wird bei Piacenza gebildet.

Jede Infanteriedivision besteht aus 2 Brigaden zu je 2 Linien-Infanterieregimentern von je 4 Bataillonen und führt 3 Batterien Achtpfünder mit sich. Die Batterien bestanden bisher aus je 4 Stücken und sind jetzt auf 6 gebracht (NB. 18 Stück Geschütze auf 16 Bataillone, das ist etwas wenig).

Die Linien-Infanteriebataillone sind im Durchschnitt 700 Mann stark; die Bataillone der Versaglieri 500. — Die Reiterregimenter rücken mit je 5 Schwadronen ins Feld; die sechsten Schwadronen sind aufgelöst worden, um als Depots neu gebildet zu werden. Sie haben ihre Mannschaften abgeben müssen, um die 5 Feldschwadronen zu verstärken — dennoch sollen die Regimenter im Durchschnitt nicht volle 600 Pferde stark sein.

Bei jedem Infanterieregiment sind bei Anbeginn der Rüstungen zwei Depotscompagnien neu gebildet; also vier bei jeder Brigade.

Mir aber geben diese unvollständigen Mittheilungen sehr viel zu denken. Die ganze Aufstellung paßt nicht zu dem, was mir Usedom von den Kriegsplänen der Italiener gesagt hat — daß sie nämlich bei Ferrara über den Po

zu gehen beabsichtigen und auf diesem Wege in das Venetianische, wie wir das wünschen müssen. Ganz besonders mißfällt mir die Bildung des Belagerungsparks bei Piacenza! — Sie deutet darauf, daß La Marmora wohl beabsichtigen könnte, von Westen her über den Mincio in das Festungsviereck einzudringen und irgend eine unselige Belagerung vorzunehmen. — La Marmora ist seines Zeichens Artillerist, und Artilleristen und Ingenieure pflegen nicht selten eine unselige Vorliebe für den Belagerungskrieg zu haben — und schon im Jahre 1848 verrieth die piemontesische Armee, in der, wie es scheint, die Artillerie tonangebend war, eine Neigung, sich auch da, wo das nicht unbedingt zweckmäßig war, mit Verschanzungen und Belagerungen zu beschäftigen.

Usedom kommt, wir machen zusammen die nöthigen Besuche im Palazzo vecchio — der alten Zwingburg der Mediceer! — noch älter als Sitz der republikanischen Regierung. — Da La Marmora nicht gleich zu sehen war, gingen wir zunächst zu Albert Blanc, dem Generalsecretär des Ministeriums. Der ist ein Savoyarde, der aus Wahl Italiener geblieben ist und für seine Stellung ein auffallend junger Mann.

Der erzählte uns als neueste Neuigkeit, daß die Pester Municipalität eine Loyalitätsadresse an den Kaiser Franz Josef gerichtet hat. Man scheint hier einigermaßen alarmirt dadurch — wenigstens war es Albert Blanc zu meiner Verwunderung! — Weiß denn nicht alle Welt, wie leicht Adressen zu haben sind, und wie wenig sie bedeuten?

Zu dem Commandeur Cerutti; der ist ein ältlicher Mann, dessen schöne, breite, gedankenvolle Stirn und ruhiges Wesen Achtung einflößen und Vertrauen erwecken. — Usedom stellt mich ihm nicht als Untergebenen, sondern als Freund vor. — Cerutti sagte uns: diese Loyalitätsadresse habe gar nichts zu bedeuten; vor einem Monat habe man ganz Ungarn haben können — halb Ungarn könne man jetzt noch haben — „Je vous en réponds!“

Zusammenkunft mit Don Alfonso Ferrero, Marchese della Marmora — in einem düsteren Gemach, das eine schwerfällige, überreiche Palladio-Architektur und Gobelintapeten zieren. Der Mann sieht wunderlich aus! Er ist sehr groß von Wuchs und hat einen sehr langen, schmalen, spitzen Kopf, der besonders auch im Profil sehr spitz und schmal erscheint. Ueber den Augen liegt ein starker Knochenwulst und ebenso tritt der obere Theil der Stirn stark hervor, genau als ob eine dreipfündige Kanonenkugel darin steckte. Zwischen beiden Erhöhungen liegt ein tiefes Thal. Dazu kommt eine gewaltige Nase zwischen zwei mächtigen blauen Brillengläsern und ein starker Stutz- und Knebelbart.

Usedom theilte ihm mit — nach einem erhaltenen Telegramm — daß Preußen den von Frankreich, England und Rußland vorgeschlagenen Congreß angenommen hat — aber unter der Bedingung „qu'on se dépêche!“

Usedom, der ein wahrhaft und vielseitig gebildeter und unterrichteter Mann ist, spielt auch gern den Cicerone, und so führte er mich jetzt in den Hof, in den Cortile des Palazzo vecchio, in den man von dem Platz der

Signoria her gelangt. Es kann im Bereich der Renaissancearchitektur wohl kaum etwas Anmuthigeres und Zierlicheres geben als diesen kleinen, viereckigen Hof mit dem dorischen Porticus rundum und dem niedlichen Brunnen in der Mitte. Dann führte mich Usedom in die Sitzung des italienischen Unterhauses, das in der Sala dei Cinque Centi — dem alten Rathssaal der Stadtrepublik — tagt. Wir begaben uns auf die Diplomatentribüne.

Abends Gespräche mit Usedom; er erzählt mir von dem Gang der Unterhandlungen, die zu dem Bündniß mit Italien geführt haben. Sie waren sehr schwierig.

Die Italiener sind immerdar von Mißtrauen beherrscht, das ein Grundzug ihres Charakters ist, und dabei ist es ihr point d'honneur, sich nie überlisten zu lassen (NB. sehr wahr!), und ihr Mißtrauen war um so größer Preußen gegenüber, weil sie Preußens Politik für eine ihrem Wesen nach durchaus einheitliche, in sich consequente hielten und weil sie weder wußten noch glaubten, daß es in unseren Regierungskreisen eben auch verschiedene Ansichten, verschiedene Strömungen und Einflüsse gebe, die sich gelegentlich gegenseitig neutralisiren oder doch modificiren. Und sie halten diese einheitliche, gleichsam compacte Politik Preußens für schlau und selbstsüchtig.

Die Unterhandlungen über den Handelsvertrag wurden das Mittel der Annäherung. Als aber Usedom davon zuerst zu sprechen begann, wurde es von den italienischen Staatsmännern mit einem ungläubigen Lächeln aufgenommen. Die Herren gingen wohl später darauf ein, aber so wie auf Etwas, das vielleicht nicht ernsthaft gemeint war — vorsichtig! — Sie fürchteten immer, daß man sie nur brauchen wolle, um Oesterreich durch eine vorgespiegelte Verbindung mit ihnen in Concessionen hinein zu schrecken.

Nun kam Gastein, wo sich Preußen mit Oesterreich zu versöhnen schien, und da Bismarck zu gleicher Zeit die Unterhandlungen über den Handelstractat ruhen ließ, glaubten sich die Italiener „joués" — betrogen! — Als man dann von unserer Seite wieder anknüpfen wollte, gingen sie nur mit gesteigertem Mißtrauen und verdoppelter Vorsicht auf die Sache ein.

Usedom hat große Mühe gehabt, die Leute zu überzeugen, daß die preußische Politik „complex" ist (NB. was wohl eigentlich heißt: Das Forum, von dem sie ausgeht, ist complex).

Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht verbergen, daß erfahrene Männer — und nun vollends Italiener! — bei uns eine in dem Sinne compact einheitliche Regierung ohne alle innere Friction voraussetzen. Als ob es so einfache Zustände überhaupt gebe in dieser Welt!

Heute war als Gast General Türr dabei, der Ungar. Ein schöner Mann, der noch nicht vierzig Jahre alt sein kann, mit einem sehr schönen und überaus sorgfältig gepflegten hellbraunen, glänzenden Schnurr- und Knebelbart.

Den Feldzug 1848 hat Türr in Italien in österreichischen Diensten mitgemacht, dann ist er zu den Piemontesen übergegangen, hat sich 1849 Miroslawski in Baden angeschlossen, dann ist er verschiedentlich in italienischen Diensten und bei Garibaldi'schen Expeditionen gewesen. Jetzt ist er mit dem Hause Bonaparte verwandt, denn er hat eine Miß Bonaparte Wyse geheirathet,

eine Enkelin Lucian's. Uebrigens lebt er vor der Hand als verabschiedeter italienischer General in Italien.

Ich hatte jetzt ein vorläufiges Gespräch mit ihm.

Türr spricht den Gedanken aus, man müsse bei der preußischen Armee eine ungarische und eine italienische Legion errichten.

Ich: Das würde wohl nicht gehen. In der preußischen Armee sind gewisse Ideen von redlicher, ritterlicher Kriegführung herrschend, mit denen die Bildung solcher Legionen in einem entschiedenen Widerspruch stehen würde. Wie ich den Geist unserer Armee kenne, würden diese Legionen in unmittelbarer Berührung mit der preußischen Armee und in gemeinschaftlicher Verwendung mit ihr eine sehr schwierige, ja eine geradezu unhaltbare Stellung haben.

Nun soll Türr mir aber die Aufstellung der italienischen Armee erklären und den Plan, der dabei maßgebend gewesen ist. Unsere Idee — nämlich die Idee des preußischen Generalstabes — war, die Italiener müßten sich auf Bologna basiren, in der Gegend von Ferrara über den unteren Po gehen, nach Vicenza vordringen, die österreichische Armee, wenn es möglich war und Alles nach Wunsch ging, auf diesem Vormarsch in dem Festungsviereck oder bestimmter unter die Mauern von Verona zurückwerfen, und dann, wenn diese österreichische Armee sich gezwungen sehe, den Rückweg in das Innere der österreichischen Monarchie durch das Pusterthal anzutreten, auf Triest zugehen, um dort mit Hülfe der Flotte eine neue Basis für Operationen gegen die Donau zu gewinnen.

Usedom hofft, man werde wirklich hier in diesem Sinne handeln; die strategische Aufstellung der italienischen Armee entspricht nun aber ganz und gar nicht einem solchen Plane. Von 16 Divisionen, die sie bis jetzt im Felde hat, sind nur sechs um Bologna und Ferrara, zehn um Piacenza und Cremona concentrirt. Was hat man sich dabei gedacht?

Türr: Cialdini theilt unsere Ansicht, La Marmora nicht; der erwartet eine Offensive der Oesterreicher, einen Angriff ihrerseits auf Bologna, und will ihnen dann von Piacenza aus in die Flanke kommen. Die Oesterreicher „werden aber nicht in diese Mausefalle gehen!"

(NB. Gewiß nicht! Wenn sie überhaupt in der Lage wären, die Offensive ergreifen zu können, würden sie wohl eher die bei Piacenza concentrirte Hauptarmee der Italiener von Florenz abzuschneiden und mit dem Rücken an die Alpenwand zu klemmen suchen.)

Ich: Wenn nun aber die Oesterreicher nicht angreifen, was geschieht dann? Darüber weiß Türr nicht Auskunft zu geben.

Ich: Die Bildung eines Belagerungsparkes bei Piacenza läßt mich befürchten, daß La Marmora von Westen her über den Mincio in das Festungsviereck eindringen und irgend eine unselige Belagerung vornehmen will.

Türr: Wenn Garibaldi nach Dalmatien übersetzt und auf Fiume geht, dann geht auch La Marmora nach Triest. — Zeigt mir einen Brief, den er von Cialdini erhalten hat. Dieser sagt darin, die Pläne, mit denen La Marmora umgehe, seien allerdings nicht die besten, aber dabei sei nun einmal

nichts zu machen — man müsse mittelmäßigen Menschen nicht mehr zumuthen, als sie vermögen, sie nicht zu Unternehmungen treiben, denen sie doch nicht gewachsen sein würden.

Darin ist viel Wahres. Ich sehe wohl, Cialdini ist der Mann, von dem wir das Beste erwarten und an den wir uns vorzugsweise halten müssen. Ich sehe aber auch vor Allem, daß Garibaldi's Expedition das einzige Mittel ist, die italienische Armee in die rechte Richtung zu bringen, und aus armseligen Combinationen, die sich auf engem Raum herum drehen, heraus in eine großartige Kriegführung, wie Zeit und Umstände sie verlangen.

Nachmittags. Bei dem Diner ein Gast, Sir James Lacaïta, ein Neapolitaner, der zugleich — ich weiß nicht wie — englischer Baronet ist. Ein Mann in mittleren Jahren, dessen Haar grau zu werden beginnt.

Usedom hatte ihn offenbar eingeladen, um sich über Manches zu orientiren. — Sir James erzählte den Abend auf der Terrasse vielerlei sehr ausführlich. Im Wesentlichen ist daraus zu entnehmen, daß die Piemontesen — d. h. die piemontesischen Staatsmänner und Generale — seit der Bildung des Königreichs Italien eine eng geschlossene Coterie bilden, die fest zusammenhält und sich im Besitz der Macht zu behaupten sucht. Das Streben dieser Gesellschaft scheint, wenn man sich das auch vielleicht nicht mit bewußter Klarheit sagt, die Idee zur Grundlage zu haben, daß nicht der sardinische Staat in Italien aufgehen, vielmehr umgekehrt, Italien als ein bloßer Anhang zu Piemont behandelt und regiert werden müsse.

(NB. Daß die Macht dieser Coterie eine sehr große sein muß, ist einleuchtend; es liegt gewissermaßen in der Natur der Sache. Sind doch im Wesentlichen, und bis auf Ausnahmen, die Piemontesen die einzigen geschulten Staatsmänner und Diplomaten, die Italien für jetzt hat. Besonders aber bilden die Generale der alten piemontesischen Armee, in weit überwiegender Anzahl, die Generalität der heutigen italienischen. Außerdem sind die Piemontesen die Leute, die der König von seiner Jugend an kennt, und es liegt wenigstens nahe, wenn er in ihnen die Leute sieht, auf die er sich allein unbedingt verlassen kann, weil sie nicht allein dem Lande, sondern auch ihm und seinem Hause ergeben sind, wie man das bei den anderen Italienern wenigstens nicht in derselben Weise voraussetzen kann.)

Sir James erzählt, wie nach dem Tode Cavour's das Ministerium Ricasoli eintrat und dann vermöge einer Hofintrigue, die von den Piemontesen geleitet war, „gestürzt" wurde. Der König wurde bewogen, seinen Ministern eines schönen Morgens einfach zu eröffnen, sie müßten ihren Abschied nehmen. Die Minister, die eine sichere, compacte, bedeutende Majorität im Parlament hatten, mußten, um den König, wie recht und billig, zu decken, vor dem versammelten Parlament die seltsame Erklärung abgeben: sie träten zurück, weil sie im Parlament nicht die Unterstützung fänden, auf die sie gerechnet hätten. — (Ich erinnere mich, das mit Verwunderung in den Zeitungen gelesen zu haben.)

Nun folgte das Ministerium Minghetti — das brachte den finanziellen Ruin. Den General La Marmora schilderte Sir James als

einen vollkommen unfähigen Mann, dessen Geist nicht über kleinliche Combinationen hinaus kommt, der seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen ist. Auch das Parlament sei ein unfähiges, aus lauter unbedeutenden Menschen zusammengesetzt. So sei denn die Lage schwierig und die Regierung ihr nicht gewachsen, aber dennoch werde Alles getragen und getrieben durch den in der Nation herrschenden Geist, der auf die nothwendigen Ziele der nationalen Politik hindrängt und bereitwillig die nöthigen Opfer bringt.

Aber freilich, das prestige, das die Regierung zu Anfang, als das Reich gegründet wurde, in hohem Grade hatte, das gehe nach und nach verloren.

Das wurde mit Bedauern besprochen — es schienen sich Besorgnisse daran zu knüpfen. Da sprach ich zum Trost einen Gedanken aus, der mir sehr geläufig geworden ist: „all human things are imperfect, but luckily they can bear a great deal of imperfections!"

2. Juni 1866.

An Bismarck und an Moltke geschrieben, beiden zu sagen, wie die Dinge hier stehen, und beiden die militärische Wichtigkeit der Expedition Garibaldi's als einzigen Mittels, die Kriegführung in das Große zu führen, eindringlich nahe zu legen.

Mit Usedom zur Stadt gefahren. In der Gesandtschaft erwartet uns Türr. Telegramm aus Berlin, in welchem Bismarck uns den Inhalt eines Telegramms mittheilt, das er von Werther, dem preußischen Gesandten in Wien, erhalten hat: Oesterreich nimmt die Conferenz an, unter der Bedingung, daß da von Venetien nicht die Rede sein darf.

Ich spreche augenblicklich meine Ueberzeugung aus, die sofort fest steht: Die Conferenz kommt nun gar nicht zu Stande. Die Versuche einer diplomatischen Vermittlung sind überhaupt zu Ende: Wir stehen unmittelbar vor dem Krieg.

Abends auf der Terrasse; Telegramm von Bismarck: Er hat durch den Telegraphen in London, Paris und Petersburg angefragt, ob die beabsichtigte Conferenz nun noch, in den Augen der vermittelnden Mächte, „un objet sérieux" habe.

Die Dinge kommen jetzt gewaltig in Fluß!

3. Juni 1866.

Usedom schickt mir ein neues Telegramm von Bismarck, das den Inhalt der telegraphisch aus Wien erhaltenen Nachrichten mittheilt: Frankreich und England haben durch den Telegraphen in Wien erklärt, die österreichische Antwort in Beziehung auf die Conferenz sei équivalent d'un refus.

Ich war gestern schon überzeugt, daß Oesterreich seine Antwort darauf eingerichtet habe, daß sie so verstanden werde.

5. Juni 1866.

Usedom kommt wie gewöhnlich früh Morgens mit dem neuesten, eben eingetroffenen Telegramm aus Berlin zu mir. Inhalt: England, Frankreich, Rußland erklären die Verhandlungen über die Conferenz in Folge der österreichischen Erklärung für beendet und geben

uns, Preußen und Italien, die Freiheit unserer Entschließungen zurück.

Das hat sich ungemein glücklich gefügt! Wir entgehen den leidigen Conferenzen und den mancherlei Gefahren, die sie herbeiführen könnten, entgehen dem Zeitverlust und dem verlorenen Aufwand an Mitteln, den sie jedenfalls herbeiführen mußten, und das Odium des Scheiterns fällt jetzt auf Oesterreich ganz allein.

Usedom liest mir nun auch den Theil seiner Correspondenz mit Bismarck vor, der sich auf die allgemeine Lage der Dinge, namentlich auf das Verhältniß zu Frankreich, bezieht; um so interessanter, als Bismarck seinen Antworten mehrfach die Depeschen beilegt, die er von dem Gesandten in Paris, Grafen Robert Goltz, erhalten hat.

Usedom berichtet: La Marmora bringt, in seiner Eigenschaft als leitender Premierminister Italiens, auf zweierlei: Preußen solle sich vor allen Dingen mit Napoleon abfinden, der eine Compensation verlangen werde für die Vergrößerung Preußens und Italiens, die bei dem Kriege in Aussicht stehe, und zweitens, man solle suchen, den inneren Conflict in Preußen beizulegen, weil sich die preußische Armee sonst vielleicht nicht sehr gut schlagen möchte.

Weiter berichtet Usedom: Er hat mehrfache Gespräche mit dem König Victor Emanuel gehabt, den er sehr häufig sieht, ohne daß La Marmora etwas davon weiß. Der Flügeladjutant und Günstling des Königs, Graf Castiglione, vermittelt diese Zusammenkünfte. — (NB. Das heißt, Usedom sucht hinter La Marmora's Rücken, an diesem vorbei, manche Dinge unmittelbar bei dem König zu betreiben. Das ist nothwendig, wie hier die Sachen stehen, da La Marmora in seiner Beschränktheit von Garibaldi's Expedition wie von den ungarischen Dingen nichts wissen will.) — Victor Emanuel sagt, daß Napoleon mehr zu Preußen als zu Oesterreich neigt — er sei nicht feindlich gegen Preußen gesinnt —: „mais il veut manger!“ (und dabei macht der König die charakteristische Bewegung der Italiener mit dem Daumen an den Zähnen) — indessen: „il s'est fait vieux, il est devenu peureux“, er wolle nicht mehr viel wagen — und wenn wir entschlossen vorwärts gehen und siegreich sind, „il ne fera rien!“ (NB. Victor Emanuel scheint einen tüchtigen bon sens zu haben; ich bin überzeugt, so ist es; er hat damit das Richtige getroffen.)

Bismarck's Antwort. In Beziehung auf den ersten Punkt, auf den La Marmora dringt, übersendet er einen Bericht von Goltz vom 2. Mai. Goltz hat, auf erhaltenen Befehl, Napoleon persönlich sondirt in Beziehung auf die eventuelle Compensation, aber nichts herausbringen können, als daß im Lande — d. h. in Frankreich — die tendences vers le Rhin seien. (NB. Ohne Weiteres das linke Rheinufer von uns zu verlangen, daran kann Napoleon nicht denken, so lange er nicht glänzende Siege erfochten hat. Man muß dabei wohl im Sinne behalten, was Napoleon „le petit Rhin“ zu nennen pflegt: die 1814 abgetretenen Gebiete, von denen Albert Pourtalès und Usedom selbst meinten, man könne sie ohne Schaden abtreten.)

Ich (unterbrechend): Soll ich Ihnen sagen, welchen Eindruck mir das Alles macht? Ich bin danach überzeugt, wenn der Krieg für uns schlecht geht, dann fordert Napoleon viel; geht der Krieg gut, dann wird er sehr zahm und begnügt sich mit sehr Wenigem.

Graf Goltz scheint nun durch diese mysteriöse Haltung sehr erschreckt, schildert die Gefahren, die von Frankreich her drohen könnten, in den schwärzesten Farben und ermahnt in dieser angeblich „precären" Lage Preußens nicht nur zur Conferenz, sondern zum Frieden. Er ermahnt den König, an den seine Relation gerichtet ist, auf der Conferenz, auf die man unbedingt eingehen müsse, nicht etwa die Interessen Preußens, deren dieser Bericht gar nicht erwähnt, sondern den Frieden anzustreben.

Es ist ein unerträgliches Gewäsch, das mich aufs Tiefste empört!

Bismarck schreibt in eigener Person dazu: Diese reservirte Haltung Napoleon's lege auch uns die Verpflichtung einer großen Reserve auf.

Usedom (zu mir): Im Gegentheil! Um so mehr müsse man durch die Italiener, durch Nigra, durch den Prinzen Napoleon, wenn es nöthig ist, auf Umwegen zu erfahren suchen, was Napoleon eigentlich haben will.

Das ist meine Meinung ganz und gar nicht, doch schweige ich für jetzt noch dazu.

Bismarck's Antwort auf La Marmora's zweite Forderung ist sehr verständig und wahrhaft: Die politische Agitation herrsche bei uns nur im Mittelstande und übe gar keinen Einfluß auf den Geist der Armee, der sehr gut sei. Uebrigens werde man das Mögliche thun, den gewünschten Compromiß herbeizuführen.

Langes Gespräch mit Usedom. — Der Bruch der Unterhandlungen über die Conferenzen hat unverkennbar auch hier in Italien einen merklichen Abschnitt gemacht. La Marmora hat wohl — wie wenigstens Usedom vermuthet und allerdings sehr wahrscheinlich ist — bis zum letzten Augenblick im Stillen gehofft, Venetien ohne Kampf, auf friedlichem Wege, durch Unterhandlungen zu gewinnen, eben durch die Vermittlung der Conferenzmächte, namentlich Frankreichs. Jetzt sind alle solche Vorstellungen in Nichts aufgelöst, er sieht den Krieg unvermeidlich vor sich, und da meint er, man müsse daran denken, die Operationen beider Armeen, der preußischen und italienischen, zu combiniren. Diese Aeußerung hat Usedom benutzt, eine Conferenz zwischen mir und ihm für morgen zu verabreden.

Albert Blanc, der Generalsecretär des Ministeriums, hat heute zu Usedom gesagt: „Oui! nous avons été bons alliés pour vous; il y a eu un moment très-critique" — deutet an, daß man Italien sehr verführerische Anerbietungen gemacht habe — „et si tout autre que le général La Marmora avait été à la tête des affaires, je ne sais ce que serait arrivé!"

Usedom meint nun, es scheine, daß Oesterreich vor Kurzem große Anstrengungen und große Anerbietungen gemacht habe, um sich in dem Bündniß zwischen Frankreich und Italien als Dritter an Preußens Stelle „zu substituiren". Nach der Art und Weise, wie Oesterreich die Conferenzen abgelehnt

hat, ist mir das nicht ohne Einschränkung wahrscheinlich, obgleich es an sich und abgesehen von der entschiedenen Weigerung, über Venetien zu unterhandeln, wohl denkbar wäre, daß Oesterreich das Venetianische angeboten hätte, um Italien, das dann kein Interesse mehr an dem Kriege hätte, von Preußen zu trennen und zur Neutralität zu bestimmen, um auf diese Weise freie Hand gegen Preußen zu gewinnen und die Möglichkeit, die eigene Gesammtmacht in Deutschland gegen Preußen zu verwenden, um endlich sogar ein Bündniß mit Frankreich möglich zu machen, an das nicht zu denken ist, so lange Oesterreich in einen Krieg mit Italien verwickelt ist. — Worauf Albert Blanc's geheimnißvolle Worte insbesondere zu deuten sind, ist schwer zu errathen; klar aber ist, daß hier im Lauf der letzten Wochen sehr wichtige Dinge agitirt worden sind, um die wir nicht wissen.

Ich nehme das Gespräch von heute Morgen wieder auf — die Compensationen, die Napoleon im Sinne haben könnte:

Ich glaube, wir thun besser, wenn wir die Sache auf sich beruhen lassen und gar nicht heraus zu bringen suchen, was Napoleon eigentlich haben will, und zwar schon deshalb nicht, weil wir es doch nicht heraus bringen werden. Das ist unmöglich, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: nämlich weil Napoleon das gewiß zur Zeit selber nicht weiß; weil es für jetzt in seinem eigenen Geiste wahrscheinlich noch eine ganz formlose Vorstellung ist. Seine Pläne haben höchst wahrscheinlich einen eventuellen Charakter und sollen erst durch den Gang der Ereignisse näher bestimmt werden. Er wird viel oder wenig fordern, je nach den Umständen. Geht der Krieg unglücklich für uns, und namentlich so, daß er Veranlassung hätte, zu unseren Gunsten vermittelnd einzuschreiten und uns zu „retten" — oder so, daß wir genöthigt wären, seine Vermittlung in Anspruch zu nehmen, dann verlangt er ohne Zweifel sehr viel. Geht der Krieg gut für uns, dann begnügt er sich gewiß mit sehr Wenigem. Geht der Krieg glänzend für uns, so daß wir ihm imponiren, dann beruhigt er sich auch dabei, daß wir „bloß bedauern" und erklären, selbst mit dem besten Willen sei es nicht möglich, ihm Etwas abzutreten; davon bin ich überzeugt. Usedom nimmt diesen Gedanken an.'

Ich: Eben darum ist es vielleicht auch in unserem Interesse besser, wenn auch wir diese Forderungen auf sich beruhen lassen, nicht suchen, ihnen eine bestimmte Form zu geben und uns nicht zu etwas Bestimmtem verpflichten. Denn im ungünstigen Falle würde es uns gar nichts helfen, wenn das etwas Mäßiges wäre. Napoleon geht dann ohne Frage mit neuen Forderungen über alles etwa Verabredete hinaus, er wird sich dann nicht gebunden erachten und kann sehr leicht erklären: Als Preis der einfachen Neutralität war das Versprechen genügend; aber unter veränderten Umständen und wenn ich zu Preußens Gunsten vermitteln soll, muß ich im Interesse Frankreichs mehr verlangen. Wir dagegen wären selbst für den günstigen Fall gebunden und hätten uns im günstigen Fall zu unnöthigen Opfern verpflichtet.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Kleinstadtliebe.

Von

Carl Busse.

[Nachdruck untersagt.]

Durch die weißen Septembernebel, die am frühen Morgen über dem Garten lagerten, hatten sich allmälig schwache, goldne Streifen gezogen. Dann war der Dunst immer feiner geworden und durchsichtiger; es war, als hätte er sich mit Licht gefüllt und decke sich nur wie ein blasses, tanzendes Gewand über dieses Licht. Und schließlich verlor er sich irgendwo in der Höhe. Als es vom Gymnasium Zehn schlug — denn die Klosteruhr versagte seit einigen Tagen — war es klar geworden über Himmel und Erde. Dann fing es von Neuem an zu rauchen, aber diesmal nur aus den Schornsteinen. Es ging auf den Mittag zu, und der Bürgermeister war bereits vom Bureau nach seiner Wohnung geschritten.

Käthe Korries, des nun auch schon verstorbenen Kanzleiraths Jüngste, stand auf der obersten Stufe der Steintreppe, die nach dem tiefgelegenen Garten führte. Sie hatte ihr weißes Sommerkleid noch einmal angezogen, aber jetzt sah man wenig davon, denn eine glänzende blaue Küchenschürze mit Schulterbändern verdeckte mehr als die Hälfte.

Das Mädchen hatte vor der schimmernden Klarheit des Tages die Hand seitwärts über die Augen gelegt und spähte hinab nach den Beeten und Gebüschen. Dann lief sie leichtfüßig die Stufen hinunter, strich im Vorbeigehen lose über die vorstehenden Sträucher und ließ dabei nicht ab, wie eine Bachstelze den Kopf zu drehen und mit den Blicken die heimlichen Plätze und Verstecke, die der Herbst noch kaum gelichtet hatte, zu durchforschen. „Natürlich," sagte sie dann laut und ging auf die Laube zu, um deren Stäbe der wilde Wein das rothe Glühen seiner Blätter gehangen. „Wo Du auch immer steckst, Marthe! Ja, wer's so haben kann!"

„Du hast mich gesucht? Ich dachte, ob ich nun drinnen arbeit' oder draußen. Aber ich soll Dir wohl helfen." Und schon hatte sie ihr Nähzeug beiseite gelegt und war aufgestanden, doch mit beiden Händen drückte Käthe Korries sie auf die bescheidene Bank zurück.

„Als ob ich nie allein fertig werd'!" sagte sie lachend. „Nein, nein — ich muß gleich wieder 'rauf, damit mir das Essen nicht anbrennt; Mama ist noch in der Stadt. Aber ich konnt's doch nicht für mich behalten. Weißt Du, wer kommt, Marthe?"

„Wer denn?" fragte die Aeltere nebensächlich und hielt die Nadel gegen das Licht, um den Faden durch das feine Oehr zu bringen. Doch gerade als sie den kleinen Knoten knüpfen wollte, sanken ihre Hände hernieder, und mit sonderbarem Blick sah sie in die strahlenden Augen.

„So rathe doch mal! Kannst Du Dir's denn wirklich gar nicht denken? Mit D fängt der Name an. — Jawohl," nickte sie glückselig, „Diedel, unser Diedel, Marthe! Ach ich möchte ja . . . und übermorgen schon. Er hat extra geschrieben. Nein, wo ich nur den Brief hab', ich Schlumperliese! Aber ich hab' mich so gefreut, und dann bringt er einen Freund mit, Du, der muß bei euch schlafen, im Oberstübchen, schlafen muß er doch, nicht wahr? So freu' Dich doch auch ein bißchen!"

Marthe hatte den Kopf tief gesenkt und zog einen Faden nach dem andern. „Ich freu' mich ja," antwortete sie ruhig. „Und das Oberstübchen könnt ihr natürlich haben."

„Danke schön. Na ja, mit Diedel hast Du Dich ja auch immer gut gestanden, so viel ich weiß. Gott, ihr seid ja schon so schrecklich alt, daß Unsereiner gar nicht mitsprechen kann."

Marthe Richter zuckte zusammen. „Wieder gestochen," erwiderte sie kopfschüttelnd und ward roth. „Ja, mit Deinem Bruder — wir kennen uns schon eine ganze Weile. Damals bekam er noch seinen ehrlichen Namen Richard."

Käthe Korries lachte laut auf und drehte mit dem Absatz ein kreisrundes Loch in den Sand. „Richard — Bruder Richard! Wie sich das schon anhört!" Und plötzlich zog sie erschrocken die Schulterbänder ihrer Schürze hoch, seufzte „Herrje, mein Mittag!" und schoß mit vorgestrecktem Kopf davon. Der Schall ihrer Schritte tönte einen Augenblick später von der Steintreppe.

Marthe Richter bewegte das Haupt, als wolle sie ihr nachsehen. Dann jedoch beugte sie sich wieder auf die Arbeit und that Stich für Stich — wohl eine Viertelstunde lang. Erst dann ließ sie das Nähzeug liegen und sah vor sich hin . . . auf das rothglühende Laub, auf die grünen Gebüsche dahinter, auf das Weißgoldene, das überall hindurch brach und das Licht und Himmel war.

Diedel kam zurück; Käthe mußte es ja wissen. Und sie dachte: wie wird er aussehen? Ob er immer noch den Leibrock trägt? Und ob seine Kragen noch so eng sind, daß er jede Minute mit dem Finger dazwischen fahren muß? Sie lächelte und wußte, daß sie es that. Nein, arbeiten konnte sie nun doch nicht mehr, das ging nicht. Und sie zog den Fingerhut ab, steckte die Nadel in das Zeug und packte Alles vorsichtig in das Körbchen. So mochte es stehen bleiben; hier kam ja doch Niemand hin. Sie selbst aber schritt die Wege entlang nach dem Ende des Gartens, wo die Wiese zum Bleichen lag und der Bach floß.

Mit halbem Nicken begrüßte sie, was da wuchs und reifte. Die Pflaumenbäume waren gestützt, so schwer trugen sie an der Last der blauen Früchte. Und der Wein am Spalier, es war Burgunder, fing sich schon an zu klären in einzelnen Trauben. Ja, diesmal hatte ein reicher Herbst Alles erfüllt. Und die Welt war so groß, so klar, so goldig — und der Himmel darüber, wie heiter der Himmel war! — und der ganze Tag war so warm, und Diedel kam zurück . . .

Die kleine graue Katze mit dem kleinen grauen Kopf, der so hübsch rund war, hatte ihren Lieblingsplatz eingenommen, oben auf dem Sophakissen in der Wohnstube. Manchmal äugelte sie vorsichtig nach dem Fenster, denn es kam selten vor, daß sie hier so ungestört liegen konnte. Aber Marthe Richter sah heut' kaum nach ihr hin. Sie hatte die Hände über einander gelegt und lauschte noch immer, trotzdem sich der große Zeiger seitdem schon um das halbe Zifferblatt gedreht hatte.

Hier hatte sie gesessen, hinter der Gardine. Und nicht zu athmen hatte sie gewagt, als Diedel drüben beim Kaufmann Hennig um die Ecke bog. Ja wirklich, den Leibrock trug er noch, ob aber die Kragen zu eng waren, konnte sie nicht sehen, und dann — ach du lieber Gott, der Schnurrbart. Dieser Struwwelpeter ließ ihn noch immer so ungepflegt und struppig nach unten hängen.

Diedel, dachte sie, — ob er hersehen wird? Und richtig: in demselben Augenblick schweiften seine Augen über das Fenster. Marthe wußte, er konnte sie nicht sehen, denn die Gardine schützte sie ja, aber sie wurde glühend roth, und das dumme Herz überstürzte sich fast mit seinen Schlägen. Diese Käthe führte ihn dabei wie im Triumph und schenkte dem anderen Herrn, der daneben ging und seinen Paletot übergehangen hatte, nur manchmal ein freundliches Wort, wie es schien. Der andere Herr war jünger als Diedel, viel jünger sogar.

Nun ja, die Zeit verging. Wie bald, und das erste graue Haar erinnerte daran, daß es herbstlich ward. Ach, und sie war doch auch jung gewesen — sie besann sich noch auf ihre erste Kindheit. Und seltsam, der eigene Vater stand nur halb verschwommen vor ihr, aber der alte Kanzleirath Korries, ja, den hätte sie noch malen können. Seine Gestalt bildete eine schräge Linie, wenn er ging, so daß man immer fürchten mußte, er würde vornüber fallen, auf die Nasenspitze. Und bei jedem Schritt stieß er den Stock mit dem Eisenbeschlag so heftig und in kurzen Tacten auf das Pflaster, daß man ihn von Weitem schon hörte. Er war ein braver Mann gewesen, noch aus der alten Beamtenschule. Ein halbes Jahr nach ihrem eigenen Vater, dem Gerichtssecretär, war auch er gestorben. Und dann waren ihre Mutter und die Frau Räthin zusammengezogen, hierher in das Haus, das den Korries' gehörte.

Sie ging damals zu Fräulein Lutze in die Schule, zu der kleinen Dame mit der schiefen Schulter. Und Richard Korries lief tagaus, tagein in das Gymnasium und ging die Stube auf und ab mit dem Vocabelheft oder half seiner ältesten Schwester bei den Divisionsexempeln. Nun ja, das war Alles, es passirte nichts Großes. Aber plötzlich fielen ihr die Stiefel ein, und da

mußte sie lächeln. Denn mit den Stiefeln war das eine böse Geschichte. Um die Weihnachtszeit thauten sie manchmal ein Guckloch in die gefrorenen Scheiben und spähten nach dem Packetfahrer. Und nützte doch nie etwas. Das große Packet kam immer, es kam vom Bruder der Räthin, und darin lagen Schuhe und Stiefel aus des Onkels Fabrik. Sie paßten niemals, das war schon von vornherein sicher. Aber sie mußten doch aufgetragen werden. Und der arme Richard besonders wurde damit redlich gequält. Heut' balancirte er mit halben Balletschuhen über die Straße und vermied jede Steinspitze; morgen segelte er dagegen in Oderkähnen herum, deren unausgefülltes Vordertheil schon nach drei Tagen einen bedenklichen Drang nach den Höhen zeigte. Wie der gute Junge damit geneckt ward! Aber gleich als er nach Berlin kam und sein erstes Geld verdient hatte, lief er auch zum Schuster und ließ sich die ersten passenden Stiefel seines Lebens anmessen. Das schrieb er noch nach Hause.

Ueberhaupt — rosig hatte er es nie gehabt. Die Räthin stöhnte fortwährend, was sie ihm für Opfer bringe, daß sie ihre Töchter seinetwegen vernachlässige. Und das nahm sich doch ein Mensch wie Richard zu Herzen. Gewiß, viel hatten sie Alle nicht in die Suppe zu brocken. Die Pension war klein, das Häuschen nicht schuldenfrei, einen Käufer dafür, der einen annehmbaren Preis geboten, fand man in der kleinen Stadt nicht. Aber mit Gottes Hülfe war es doch gegangen, besonders seit Diedel — so wurde er eben genannt — in das Bankhaus trat. Was gab er jetzt nicht Alles! Viel zu viel.

Sie senkte den Kopf. Und dann dachte sie, wie sie sich beide eigentlich niemals gesagt hatten, daß sie sich liebten. Aus dem gegenseitigen „Du" waren sie auch nie herausgekommen. Sie hätten es wohl auch alle beide nicht fertig gebracht, so eine große Erklärung zu geben und anzuhören. Nur damals, an dem Sedanfeste, 1882 war es wohl. Richard hatte gerade Urlaub, er wartete immer, bis seine Collegen zurückkehrten. Da waren sie im Walde gewesen zum Schulfest, und am Abend gingen sie zurück. Vor ihnen die dichten Scharen der singenden Kinder, und der Baß des Hauptlehrers mischte sich manchmal in die hohen Töne, und die Lampions tanzten durch die Luft in allen Farben. Die beiden Mütter waren mit Trude Korries vorausgefahren, Else und Malchen liefen vorn mit der ersten Classe, und Käthe, das Würmchen, schritt tapfer mit den Allerkleinsten. Sie beide jedoch waren etwas zurückgeblieben und hatten volle und frohe Herzen, und da es so herrlich dunkel ringsum war, hatte Diedel ihren Arm gedrückt, und sie hatte es mit seinem auch so gethan — nein, daß sie sich damals gar nicht geschämt hatte! Dabei sprachen sie mit wunderlicher Hast von Gott und der Welt, aber die Arme preßten sie sich immer mehr. Und dann, als der eine Wagen vorbeigeraffelt war und keine Menschenseele sie mehr beobachtete, hatte Diedel gesagt: „Wir bekommen ja den ganzen Staub von vorn ab," und sie hatte gesagt: „Ja, den kriegen wir tüchtig!" Ob sie die Worte behalten hatte! Denn gleich darauf küßten sie sich, und fals sie sich losließen, sprach Diedel noch einmal: „Dieser Staub!"

Damals war sie gerade zwanzig. Und sie dachte: noch ein Jahr, und er holt mich. Sie wußte ja gut, wie er sparte. Alles darbte er sich vom

Munde ab, nach Hause jedoch schrieb er, wenn er Geld schickte, Briefe — Briefe —! Nein, wie der Mensch renommirte! Die Mutter sollte es nur nehmen, er wisse ja gar nicht, was er mit dem vielen Gelde anfangen solle . . .

Aus dem einen Jahre wurden zwei, drei. Da wollte die Aelteste, die Trude, heirathen. Vermögen war nicht da, und so schrieb das Mädchen an Diedel, wenn sie den Fritz Kraeger nicht bekäme, müßte sie ins Wasser. Zehntausend brauchten sie zum Geschäft. Und Diedel? Achttausend hatte er gespart, im nächsten Jahre sollte für ihn und Marthe das Leben beginnen. Er darbte noch die Monate durch, und als er dann die Summe hatte, gab er sie der Trude. Heut' hatte das Paar schon Kinder, die zur Schule gingen. Diedel aber war zu ihr geschlichen, zu seiner Braut, und hatte zitternd und zagend gestanden wie ein Verbrecher, hatte ihr ins Gedächtniß gerufen, daß seine Mutter und seine Schwestern doch einst auch für ihn entbehrt hätten, und es ja schließlich eine Lappalie sei. Zehntausend Mark, pah! — Das war eine böse Stunde gewesen. Nachts hockte sie in ihrem Bette, hatte die Knie unter der Decke emporgezogen und weinte wie ein kleines Kind. Es war nicht das allein, die neue Wartezeit, — es packte sie plötzlich so eine Angst, als ob nun überhaupt nichts mehr würde aus ihrer Hochzeit, als müßte sie die ewige Braut bleiben, jetzt mit braunem und später mit weißem Haar. Und hatte ihr denn die Zeit nicht recht gegeben? War nicht ein paar Jahr später Else gekommen? Und wenn sie auch nur siebentausend kriegte! Und vor Kurzem erst Malchen, die doch wieder zehntausend haben mußte, denn sie war nicht hübsch. Und sie, sie, die dumme, schüchterne Marthe, hatte sich nicht gerührt dazu, hatte gewartet und gewartet, war auf keinen Ball gegangen, weil Diedel noch aus der Zeit seiner Unglücksstiefel eine Abneigung gegen das Tanzen hatte, und Niemand wußte etwas von ihren Wünschen und ihrer Sehnsucht. Nur wenn die Räthin sagte: „Der Junge wird mir ein Hagestolz. Frau Gerichtssecretär, passen Sie auf!" — nur dann verzog sie heimlich den Mund.

Wie viel Jahre das nun waren! Erst vier und dann drei, das machte sieben; für Malchen hatte er jedoch wieder vier gebraucht, also elf. Zwanzig war sie, als sie sich geküßt; bei seinem letzten Hiersein zu der Hochzeit zählte sie einunddreißig. Und nun waren auch darüber schon wieder zwei Sommer vergangen.

„Dreiunddreißig," sagte sie für sich. Und plötzlich schauerte sie zusammen. Käthe's Worte fielen ihr ein, daß sie beide schon so schrecklich alt wären. Sie fühlte es selber. Wenn er noch lange wartete, dann konnten sie die Hochzeit überhaupt aufgeben.

Langsam nickte sie. Ihr Blick fiel dabei auf den Spiegel. Und ohne ihn mehr aus den Augen zu lassen, trat sie vor ihn hin. Sie sah heut' Alles so scharf. Vorn, wo die Flechte hinabfiel nach dem Ohr, — schien ihr das nur so oder waren da wirklich schon lichte Stellen? Und die feine schmale Falte, die vom Nasenflügel ausging! Man bemerkte sie besonders, wenn sie den Kopf seitwärts bog.

Ja, es ließ sich nichts machen dagegen. Ihre schmal gewordenen Lippen zuckten und regten sich, als ob sie etwas reden wollten. Aber sie schien es nicht gleich sagen zu können. Erst nach einer langen Frist sprach sie: „Verblüht!"

Bleich und stille ging sie zurück auf ihren Platz. Diedel — wenn er sie jetzt ansah! Warum hatte er sie nicht früher geholt, warum sie so allein hier gelassen in der kleinen Stadt? Hier, wo ein Tag sich verlor wie der andre, wo sie des Morgens, wenn sie die Zimmer aufräumte, den Bürgermeister vorbeigehen sah? Wo sie um zehn frühstückte, grade wenn der Herr Bonjour die Runde machte, der Polizeidiener mit dem rothen Gesicht, der so hieß, weil er nach dem Feldzug nur noch mit „bon jour" grüßte? Wo der Bürgermeister noch einmal um Zwölf in ihr Fenster guckte und noch einmal um drei und noch einmal um sieben . . .?

Wie still es war! Kein Wagen draußen auf der Gasse; selbst in den Schränken schwiegen die Würmer. Dann ward ein Geräusch draußen auf dem Flur, und eine Secunde später klopfte es. Es klopfte sehr schüchtern.

Mit zitternden Knieen stand sie auf und rief „Herein". Da steckte Diedel den Kopf durch die Thür und sagte: „Wenn ich etwa störe —!"

Sie hatte im ersten Moment die Hände mit heftiger Bewegung erhoben, als wollte sie sie vors Gesicht schlagen, als müsse sie ihm den Schmerz ersparen, ihr verblühtes Antlitz gleich zu sehen. Es war nur eine dunkle Schamempfindung. Doch als sie seinen guten, lieben Blick bemerkte, sanken ihre Hände wie kraftlos zurück. „Mama ist fort," antwortete sie und bezwang sich, daß ihre Stimme sie nicht verrathe.

Da machte er die Thür von drinnen zu, und nun waren sie sich ganz nahe — seit zwei Jahren zum ersten Mal. Sie versuchten beide ihre Verlegenheit zu verstecken, aber es gelang ihnen so schlecht, daß sie nur immer verwirrter wurden. Es dauerte auch eine geraume Zeit, ehe sie zu einem vernünftigen Gespräch kamen.

„Ja," sagte Diedel, „nämlich ich mußte doch mal 'rüberseh'n. Die Andern haben kaum gemerkt, daß ich 'rausging."

„Setz Dich doch," erwiderte sie. „Du mußt ja schön müde sein."

„Natürlich werde ich mich setzen — meinst Du etwa nicht? Ich bin doch hier kein Fremder. Aber eigentlich — ich muß doch gleich wieder zurück, nicht wahr? Wir sehen uns ja auch am Abend, da sind wir wohl zusammen."

Er schlug die langen Schöße seines Leibrockes zurück und nahm vorsichtig Platz. Es wurde von Neuem Ruhe im Zimmer. Die kleine, graue Katze mit dem kleinen grauen Kopfe lag auch ganz unbeweglich auf dem Sophakissen.

„Es ist noch die alte Stube," sprach er und sah sich um. „Nichts hat sich geändert."

„Gar nichts," antwortete sie und legte die Hand auf den Tisch. „Nur die kleine Kammer rechts mußten wir tapeziren lassen."

„So, so, die kleine Kammer. Das war wohl nöthig.“ Und mit einem Male ward er roth, bürstete mit einem Aermel seines Rockes den andern und fragte: „Aber sonst ist auch Alles beim Alten geblieben, Marthe? . . . Ich meine — zwischen uns.“

Ihr verwirrtes Haupt neigte sich ganz auf die Brust.

„Hm! — Du mußt es nicht übelnehmen, daß ich danach gleich frage. Nein, Marthe. Wir Großstädter, das weißt Du doch, wir sind manchmal ein bißchen unverschämt, und besonders wir Berliner. Jawohl, das sind wir!“ Mit energischem Nicken machte er eine halbe Armbewegung, die recht kühn ausfallen sollte. Sie mißglückte jedoch. Und nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Ich war doch so lange nicht hier!“

„Zwei Jahre,“ erwiderte das Mädchen. „Sonst kamst Du wenigstens in jedem.“

Sein Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf, und da hatte er auch die Bewegung, auf die sie heimlich gewartet hatte: mit dem Zeigefinger lockerte er den engen Kragen. „Das wollt' ich Dir ja grade erklären, Marthe,“ hub er an und verließ seinen Stuhl. Als er ihre Hand nahm, zitterte sie ein wenig, aber sie ließ ihn gewähren. Und mit ihren schmalen Fingern spielte er, grade wie ein Kind, faßte jeden einzeln und wandte auch seinen Blick nicht davon ab.

„Ich hab' doch immer meine Schwestern verheirathen müssen, und als Malchen dann Hochzeit machte, da dacht' ich: Nun kommst Du nicht eher wieder, als bis Du so viel hast, um Dir Deine eigene Hochzeit ausrichten zu können. Das dacht' ich, denn das Kind, die Käthe, die hat ja noch drei, vier Jahre Zeit, was red' ich denn: sechs sogar, und bis dahin, dacht' ich, haben wir beide schon so viel zusammengespart, daß auch sie nicht ohne Pfennig zu bleiben braucht. Ja, bei dem großen Gehalt, Marthe, das ginge schon. Laß mich nur machen. Auf drei Jahre hab' ich damals gerechnet, denn wie die Bettler wollen wir doch auch nicht anfangen. Aber nun hab' ich's nur zwei ausgehalten, und ich denke, wenn wir uns einschränken — —. Nicht wahr? Und da möcht' ich eben fragen, Marthe: bist Du auch der Meinung, daß wir beide jetzt . . .?“

Sie richtete sich hoch auf. Ihre Augen wurden immer größer. An ihren Händen merkte er, wie sie zitterte, und das machte ihn so confuse, daß er seine schöne Rede gar nicht beendigen konnte. Und daß er ihre Antwort verstand, ihr „Ja,“ das war auch ein Wunder des Himmels.

Da jedoch rückte ihr der Leibrock noch näher, und wenn Diedel auch ihre Hand losließ, so legte er dafür mit ängstlich-erwartungsvollem Antlitz den Arm um sie. „Zu Mutters Geburtstag,“ flüsterte er, „die werden Augen machen, wenn ich es verkünde. Lange genug haben wir ja gewartet.“

„Diedel,“ sagte sie. Weshalb ihr Kopf sich zurückneigte, wußte sie nicht. Sie wußte nicht, wie lange sie standen. Aber er wagte sie nur ein einziges Mal zu küssen. Dann wurden Stimmen im Flur laut.

„Ich muß fort,“ sprach er leise, „sie suchen mich wohl. Und es könnte drüben doch auffallen.“

„Ja," nickte sie, „es könnte auffallen."

Er strich sich seinen Leibrock glatt und ging. Marthe Richter aber stand mitten im Zimmer, die Hände fest gefaltet. Und auf diese fest gefalteten und erhobenen Hände hatte sie den Mund gedrückt.

„Aber so genire Dich doch nicht, Mensch! Immer schlank von der Leber weg: was hast Du auf dem Herzen?"

In dem kleinen Oberstübchen, von dem die Sage ging, daß nur bei geöffneter Thür drei Menschen sich darin umdrehen könnten, saß Felix Wedekind und schlug dem zögernden Diedel ermuthigend aufs Knie.

„Ach, es ist nur eine Bitte, mein Lieber. Haha, eine Dummheit, sag' ich Dir. Aber ich möchte, daß Du zu keinem darüber sprächest, wie ich in Berlin lebe. Hm. Ihr meint doch alle, ich knickre etwas, und meine Wohnung wär' eine Bude, jawohl, hast Du sie nicht selber so genannt? Na und Du wirst begreifen, hier in der Kleinstadt — man ist doch mal Berliner, haha, renommirt so ein bißchen mit seinen noblen Großstadtpassionen, das ist doch unschuldig, sag' selbst! Und da bitt' ich Dich eben —."

„Diedel!" rief Felix überrascht, und es zuckte in seinen Beinen, als wollten sie einen verrückten Phantasietanz aufführen, „Diedel! Nein, das ist ja zum Hochsteigen, Du und Renommiren!"

Etwas gedrückt und verlegen lachte Diedel mit. „Auch was das Gehalt anbetrifft," bat er. „Braucht mir einer ins Portemonnaie zu gucken? Na also. Und Du sollst ja nicht lügen, mein Lieber, bei Leibe nicht, wie werd' ich denn das verlangen! Aber ich kann Dir versichern, was ich auf der einen Seite spar', geb' ich auf der andern aus."

Er kniff das linke Auge zusammen und nickte ebenso pfiffig wie energisch. Jetzt jedoch konnte sich Felix überhaupt nicht mehr halten. „Diedel und heimliche Ausgaben; Diedel der Don Juan; Diedel der Schlemmer —! Komm 'raus, Mensch, sonst —."

„Zanken Sie sich?" fragte plötzlich Käthe, die Thürklinke noch in der Hand. „Sie schreien ja so."

„Fräulein," lachte er noch immer aus vollem Halse, „Sie haben einen Bruder, so was gibt's nicht mehr! Marsch, Diedel — kommen Sie mit in den Garten, Fräulein?"

„Ich will Sie ja rufen," sagte sie heiter. „Es ist in der Laube schon zum Kaffee gedeckt, aber schnell, schnell, nicht kalt werden lassen. Ich hab' ihn auch selber gekocht. Ich hol' nur rasch noch Zucker von Hennig drüben." Und im Augenblick war sie schon wieder unten.

„Was Du für ein reizendes Mädel zur Schwester hast," begann Felix auf der Treppe. „Damit kannst Du schon eher renommiren, als mit Deinem Mauseloch von Wohnung. Ist sie schon verlobt?"

„Käthe?" fragte Diedel verwundert und gleichzeitig froh, ein anderes Thema gefunden zu haben. „Das Kind. Was Du von dem Kinde willst. Ehe sie erwachsen ist und an die Verlobung denkt, werden wir noch manche Zahlenreihe schreiben."

Mit einem sonderbaren Seitenblick sah ihn der Jüngere an. Aber er sagte nichts, und so gingen sie denn beide in die Laube.

Das war jetzt überhaupt eingeführt: Der Kaffee wurde stets im Freien genommen. Und das Wetter machte ihnen auch keinen Strich durch die Rechnung. Auf den verregneten August war ein klarer September gefolgt. Die goldnen Tage kamen und gingen, und wunderbar abgetönt wölbte sich in stiller Unendlichkeit der Himmel über der Erde. Für den Großstädter Felix war Alles so neu, und Käthe Korries, das Kind, hatte ihm so viel zu erklären. Sie war dankbar dafür; so konnte sie sich doch mit Ehren neben dem „Berliner" behaupten. Zur Revanche erzählte er ihr dann von der großen Kaiserstadt, den weiten Straßen und den vielen Menschen. „Nein," unterbrach sie ihn einmal kopfschüttelnd, „daß Sie sich dort so zurechtfinden! Dazu gehört doch viel." Ihre naive Bewunderung that ihm wohl; er lachte herzlich. Da verzog sie den Mund und schmollte: „Jetzt hab' ich gewiß wieder die schönste Dummheit gesagt!" Und über diese paar Worte freuten sie sich beide in vollster Harmlosigkeit.

Seit Diedel's Ankunft war nun bald eine Woche vergangen, und der Geburtstag der Mutter rückte immer näher. „Es hilft nichts," seufzte das Kind eines Tages, „heut' muß noch die Wäsche 'raus zum Bleichen. Ueber Nacht bleibt sie liegen."

„Zum Bleichen?" fragte Felix Wedekind. „Nein, das ist lustig; können Sie sich vorstellen, daß ich das noch nie gesehen habe?"

„Aber dabei ist ja nichts zu sehen," erwiderte sie. „Und wenn Sie wollen, können Sie mir helfen."

Er war mit tausend Freuden bereit. Sie setzte ihren breiten Strohhut auf und faßte den rechten Henkel des Wäschekorbes. Der junge Mann wurde an die linke Seite commandirt. Auf der kleinen Wiese hinter dem Garten breitete Käthe dann die einzelnen Stücke aus, bis ihr das Gesicht vom vielen Bücken ganz roth war. Er reichte ihr Manches hin, und seine Augen folgten den elastischen Bewegungen ihres jungen Körpers.

„Nun kommt Ihre Arbeit," sagte sie. „Jetzt füllen Sie mir immer die beiden Gießkannen, und wenn die eine leer ist, muß die andre schon wieder voll dastehen."

Er ergötzte sich an der Art, wie sie ihm das befahl. „Und das will ein Bankbeamter sein," lachte er, als er zum ersten Male die gefüllten Kannen heran schleppte. „Ich wußte gar nicht, wozu ich noch Alles gut bin."

Sie schürzte ihr Kleid und fing an zu gießen, und so arbeiteten sie gemeinsam fast eine Viertelstunde. „Da," sagte sie dann plötzlich, „da ist ja der schönste Fleck. Haben Sie etwa 'raufgetreten?"

Sie nahm das Wäschestück empor, betrachtete es und meinte: „Jetzt muß ich gar Waschfrau spielen. Er wird doch gleich heraus gehen." Und hurtig trat sie vor die Gießkanne, streifte sich mit einem Ruck die Aermel empor und fing an zu reiben. Felix wollte eben wieder an den Graben trotten, aber plötzlich blieb er stehen. Was sie für weiße, feste Arme hatte! Er vergaß die Gießkanne darüber.

„So," nickte sie nach einer kurzen Weile, „das wäre auch erledigt. Aber Sie, was stehen Sie denn noch?" Dabei sah sie ihn an und ertappte seinen Blick. Und mit einem Male kam etwas Neues in ihre Augen. Eine plötzliche Röthe überzog ihr Gesicht, sie wandte sich nach der anderen Seite und streifte schnell die Aermel wieder herunter.

Von diesem Augenblicke an war es mit ihrer Harmlosigkeit vorbei. Die Anderen merkten es nicht, aber sie beide fühlten es desto mehr. Und dem „Kinde" kam es mit aller Gewalt zum Bewußtsein am nächsten Abend. Der war still und kühl, durch die Stille jedoch gingen sie alle Fünf hin: Diedel und Felix, Frau Richter und sie mit ihrer Mama. Nur Marthe hatte drinnen mit dem Abendbrot zu thun.

„Werden Sie auch solch' ein Hagestolz werden?" fragte die Räthin, nachdem man die Hochzeiten der letzten Jahre lang und breit besprochen hatte. Sie wandte sich an Felix, aber ehe er antworten konnte, fiel Diedel ein, der überhaupt immer fröhlicher wurde: „Der da, Mutter? Na, ich könnte Dir von ihm Geschichten erzählen! Er ist in ganz Berlin bekannt dafür, daß er Herzen knickt."

„Solche Verleumdung! Diedel renommirt schon wieder," lachte Felix, ohne doch darin einen leisen Anflug von Aerger unterdrücken zu können.

„Und nächstes Jahr," fuhr Diedel fort, „heirathet er auch. Natürlich nicht unter Dreißigtausend. Die Tochter seiner Wirthin, ein schönes Mädel. Jawohl, mein Lieber, streite man erst nicht."

Sie zankten sich noch eine gute Weile. Die Frau Räthin seufzte über die moderne Jugend, und die Frau Gerichtssecretär ließ durchblicken, daß Berlin eigentlich ein neues Babel sei in seiner Sünden Blüthe. Nur Käthe schwieg. Sie blieb auch still den ganzen Abend über.

Im Wohnzimmer bei Korries war kein Mensch. Marthe Richter wollte gerade zurückgehen, als sie sich erinnerte, daß Käthe doch erst vor Kurzem nach Haus gekommen war. Sie rief. Keine Antwort. Da öffnete sie auf gut Glück die Thür zur Schlafstube. Richtig, da saß sie ja. Warum hatte sie nur nicht geantwortet? Und plötzlich, noch auf der Schwelle, blieb sie stehen. „Nanu, Kind, was ist Dir denn?"

Käthe Korries hatte sich hastig abgewandt und war sich mit dem Taschentuch übers Gesicht gefahren. „Ach, nichts," antwortete sie verlegen und verbarg einen Brief, den sie eben geschrieben, im obersten Commodenschub. Dann nahm sie mit absonderlicher Geschäftigkeit das Tintenfaß vom Tische und schüttelte die wollene Decke ab.

„Käthe," sagte das alte Mädchen, „ich soll's also wirklich nicht wissen?" Dabei setzte sie sich und ließ die Fransen jener wollenen Decke, die „das Kind" eben wieder über den Tisch legte, durch die Finger gleiten. Mehr fragte sie nicht. Sie wußte schon, sie kam weiter, wenn sie ganz still wartete.

Es sprach lange Zeit Keine. Und dann hörten sie vom Hofe Felix lachen.

„Marthe," flüsterte Käthe leise, „ich möchte — —" Aber sie brachte es nicht eher heraus, als bis die Freundin ebenso leise: „Was denn?" fragte.

Erst da schluchzte sie auf: „Todt sein möcht' ich!" und legte den hübschen Kopf in beide Hände.

Ueber das Gesicht des alten Mädchens huschte ein schnelles Lächeln, das die schmalen Lippen verzog. Sie stand auf und ging auf den Fußspitzen nach der Commode, aus der sie den Brief holte.

„Nein," rief Käthe flehend und sprang mit thränenüberlaufenem Antlitz empor, „das darfst Du nicht!" Aber als sie sah, daß es nichts nützte, ging sie zurück an den Tisch und sagte halb trotzig: „Einmal erfährst Du's ja doch!"

Marthe war ans Fenster getreten, um die Buchstaben entziffern zu können. Es war noch nicht der richtige Brief, das sah sie gleich. Das Kind hatte ihn nur aufgesetzt. Als sie ihn fertig gelesen, lächelte sie. „Diaconissin also — unsere Käthe will Diaconissin werden! Und Du kleiner Dummkopf hast auch gleich geschrieben."

Käthe schüttelte finster den Kopf. „Es ist mir gar nicht lächerlich. Das . . . das Ganze . . . hat doch keinen Zweck mehr."

Plötzlich verlor sich die stille Heiterkeit von Marthe's Gesicht. Mit weit geöffneten Augen sah sie das Kind an, ohne etwas reden zu können. „Du liebst ihn," sprach sie nach einer langen Minute merkwürdig tonlos. Es war keine Frage mehr.

Blutübergossen, die Hand auf der Tischkante und die Augen noch immer verweint, stand das junge Mädchen da. Dann strich sie sich über das Kleid, noch einmal, und dann —

„Ja, das wußt' ich," sagte Marthe, als ihr die Freundin am Halse hing.

Die Uhr des Klosters versagte noch immer, und es schien keine Aussicht vorhanden, daß sie sich in absehbarer Zeit bequemen würde, einen geregelten Gang zu gehen und den Kleinstädtern die Stunden zu zeigen. Deshalb schlug es auch nur vom Gymnasium, als Felix und Käthe über die Wiesen gingen, dem nahe gelegenen Gute zu. Das Mädchen wollte Milch bestellen, sie brauchten ja jetzt so viel, auch für den Geburtstag übermorgen. Im Garten hatte Felix sich ihr angeschlossen. Nein konnte sie doch nicht sagen. Also ließ sie sich die Begleitung gefallen. Sie gab karge Antworten, gerade das unumgänglich Nöthigste. Der Schatten wich nicht von ihrer Stirn. Als sie die Bestellung auf dem Gutshofe gemacht, schlug sie auch sofort den Heimweg ein.

Felix Wedekind wurde schließlich auch ganz schweigsam. Himmel Herrgott, er war doch Großstädter, und nun sollte er sich hier von diesem Mädel einschüchtern lassen! Nein, und wenn die Sache zehnmal schief ging. „Fräulein Käthe," begann er, „warum sind Sie plötzlich so ganz anders geworden?"

Sie zuckte die Achseln. „Man kann doch nicht immer lachen," entgegnete sie leichthin.

„Nein, grade gegen mich haben Sie 'was, Sie brauchen nicht erst zu reden. Als ob ich Ihnen etwas gethan hätte! Und dabei ich — na, Fräulein Käthe, Ihnen besonders, eh' ich Ihnen etwas zu leide thue! Das können

Sie mir glauben. Am liebsten möcht' ich Sie überhaupt nehmen und Sie fragen, ob ich . . . nein, ob Sie . . ."

Es war eine unumstößliche Thatsache: der Großstädter saß fest. Ein paarmal ritt er noch auf den beiden Wörtchen „ob ich . . ." und „ob Sie . . ." herum, aber dann streckte er vollständig die Waffen und schwieg.

Käthe ging ihm einen Schritt voraus, klapperte mit ihrem Sonnenschirm auf den umher liegenden Steinen, wie ihr Vater selig es gethan, und war glühend roth. Wenn er nur weiter sprechen wollte, nur ein paar Worte noch! O die selige Hoffnung in ihr, und daneben die Furcht — nein, nein, er sollte nicht reden, gewiß nicht, ach Gott, und sie hielt dieses Warten doch gar nicht aus.

Ueber die Stoppeln liefen Kinder, den Drachen auf dem Rücken; seitwärts herüber, von der Schleuse, tönte das Geräusch des fallenden Wassers.

Und da brach es doch hervor: „Was wollten Sie denn fragen?"

Wenn er jetzt gesucht hätte, kein Fleckchen hätte er in ihrem Gesicht gefunden, das nicht roth gewesen wäre. Aber er suchte gar nicht. „Käthe!" jubelte er auf. Nur den einen Namen.

Da blieb sie stehen. Beide Hände mit gespreizten Fingern auf die Brust gedrückt und auf das klopfende Herz. Und er dachte: jetzt wird sie weinen, und gleich darauf dachte er: nein, sie will ja lachen — aber sie lachte nicht und weinte nicht, sie stand nur da wie mit erschöpftem Athem, und in der heißen, zitternden Furcht, ob das nun wirklich wahr wäre, und was jetzt kommen würde in der nächsten Secunde.

Und da kam ein Kuß — so weit ermannte sich die Großstadt denn doch der Kleinstadt gegenüber. Sie sträubte sich sogar nicht ein bißchen, und dann machte sie gleich Alles in Einem ab und lachte und weinte durch einander. Ja, sie war noch ein rechtes Kind und fühlte plötzlich tief, daß sie zur Diaconissin absolut nicht passe.

Das große Ereigniß blieb nicht lange verborgen. Noch an demselben Tage gestand Felix es seinem Freunde Diedel. Käthe zupfte derweilen an der Gardine herum.

„Ja," schloß der junge Mann ordentlich feierlich, „so ist es eben. Wir beide haben uns lieb, und wenn die ganze Welt uns trennt, Du kennst mich doch, Diedel, wir lassen nun 'mal nicht mehr von einander. Das sagt auch Käthe."

Das Mädchen drüben nickte, und Felix Wedekind legte die geballte Hand auf den Tisch, als müsse er schon jetzt einem Widerstand Trotz bieten.

Diedel sah sprachlos von Einem zum Andern. Eher hätte er ja einen Weltuntergang erwartet. Sein Kragen wurde ihm wieder zu eng, sein Rock diesmal auch. Er machte die obersten Knöpfe auf. „Das Kind!" brachte er mühsam und kopfschüttelnd heraus. Aber plötzlich durchzuckte ihn ein neuer Gedanke. Seine ganze Gestalt schien zusammen zu sinken, und schwerfällig schritt er zum Sessel und setzte sich.

Draußen auf der Straße schnurrte und surrte es, ein Scherenschleifer trieb sein Rad gegen den blinkenden Stahl. Die kleine Carriolpost, die auf zwei Rädern lief, kam von Roensbach, dem winzigen Städtchen, zurückgefahren.

„Käthe," sagte er, und seine Stimme war so gar nicht fröhlich, „was machst Du denn da an der Gardine? Komm her."

Sie trat schüchtern näher. Und er nahm erst ihre Linke in seine Rechte und ergriff mit der anderen freien die Hand seines Freundes. „Ihr müßt mir das nicht übelnehmen," bat er, „ich mein' es doch gewiß gut, aber Ihr beide — mein Gott, wie jung Ihr seid! Da denkt man sich Vieles. Und wenn Ihr Euch auch noch so sehr lieb habt, sag' selbst, Felix, wann bist Du denn so weit, daß Du heirathen kannst?"

Der junge Mann zog die Schultern hoch. Seine Stirn war nicht mehr frei. „Wir müssen uns eben sehr einschränken," erwiderte er.

„Du, Felix? Ach, mein Lieber, das geht nicht. Wer mit Schulden anfängt, den fressen sie bald auf. Und wenn Schmalhans erst Küchenmeister bei Euch wird, dann fliegt die Liebe im ersten Monat zum Fenster 'raus." Später setzte er hinzu: „Du wolltest doch immer Eine haben mit mindestens Dreißigtausend. Und Käthe hat nichts, mein Lieber, gar nichts."

„Wie man das so hinsagt," fuhr Felix auf. „Das Herz, das macht dann doch den Strich durch die Rechnung. Und wenn eben nichts hilft, dann . . . dann müssen wir halt warten. Vielleicht hab' ich in einem Jahr schon die Erhöhung."

Diedel schüttelte langsam den Kopf. „Der Mensch glaubt, was er hofft, mein Junge. Aber es wird nicht ein, es wird drei, vier, sechs Jahre dauern. Denn wenn Du wirklich mit dreihundert Mark aufgebessert wirst — was will denn das sagen? Hab' ich recht?"

Die Hand, die auf dem Tische lag, ballte sich noch fester. „Und wenn Du zehnmal recht hast — ich lasse doch nicht ab davon. Ich hab' kein Recht, zu verlangen, daß Käthe während all' der Jahre verkümmert und immer nur hofft und hofft, und darüber wird sie alt — nein, nein, ich nehm' sie mit, jetzt schon, und sollte wirklich Alles so werden, wie Du meinst. Wir können auch entbehren."

Nun schwiegen sie alle Drei. Nur der Schleifstein draußen arbeitete noch immer.

„Richard," sagte Käthe endlich mit ganz trauriger Stimme, die ihm merkwürdig ins Herz schnitt, „das hab' ich doch nicht geglaubt, daß Du mich so viel weniger lieb hast als die Andern."

Da stand er auf — nein, das Sitzen war ja auch nicht mehr auszuhalten — und lief quer durchs Zimmer, sechs Schritte hin, sechs Schritte zurück, und fuhr mit dem Zeigefinger schon wieder den Kragen entlang — es war ja ein ganz verwünschter Kragen!

Richard, hatte sie gesagt. Wohl gemerkt: Richard und nicht Diedel. Ach du lieber Gott, und wie unglücklich das Kind aussah. Er wagte ja gar nicht, ihren gequälten und geängstigten Augen zu begegnen. Und doch fühlte er, sie folgten jeder seiner Bewegungen.

„Lieber, lieber Richard," bat Käthe noch einmal halb tonlos. Warum sie allein denn zurückgesetzt werden sollte, warum er nur ihr gegenüber so hart blieb — es lag schon Alles in den drei Worten. Felix hatte sich stumm nach dem Fenster gewandt.

„Also nicht," sprach das Mädchen dann. Recht sonderbar müde.

Da wurden Diedel's Schritte ganz ungewöhnlich groß — nein, wie man nur so ein Tyrann sein konnte, das Kind so quälen, wo es doch gewiß früher um seinetwillen in mancher Beziehung zu kurz gekommen war! Diedel, Diedel, wenn das nicht Pflicht war, das —!

Und etwas schwankend trat er auf Felix zu, legte jedoch vorher den Finger auf den Mund, Käthe sollte nicht plaudern, und sie nickte auch mit wartenden Blicken, ohne zu wissen, was er wollte. Und dann sagte er: „Haha, wie Du darauf nur kommst, ich soll Dich weniger lieb haben! Verstehst Du das, Felix? Ja, und ich will nur sagen, Felix . . . so arme Schlucker, das sind wir nanu auch nicht, haha! Es war nur . . . so ein Spaß, eine Prüfung. Denn die Käthe . . . wenn sie im nächsten Jahr heirathet . . . ein paar Tausend, weißt Du, kriegt sie gleich baar mit, und nachher von dem Haus . . . also ich meine, wenn Ihr nicht anders könnt —"

„Diedel!" jubelte seine Schwester. Und sie lag ihm am Halse und küßte ihn auf Mund, Stirn und Augen, und er konnte sich nur mühsam frei machen und brummte etwas. Brummte etwas von „Unsinn", und als Felix kam, strich er sich seinen struppigen Schnurrbart noch mehr hinunter und sagte: „So zwei Verliebte . . . haha . . . nein, es ist doch . . ." Aber dann war er plötzlich mit großen Schritten zur Thür hinaus.

In seinem Zimmer legte er ein paar Zeitungen zusammen. Was da Alles drin stand. Mode, Diebstähle, Funde, jawohl, recht sonderbar. Und er las und dachte: Was wird sie nur sagen, Marthe? Aber das Kind, ich konnte das Kind doch nicht unglücklich machen. Er nickte. Und dann entdeckte er auf seinem Leibrock einen Fleck, den er mechanisch mit dem Fingernagel abkratzte.

Sie standen vor dem gestützten Pflaumenbaum. Das Mädchen brach ein paar trockne Reiser klein, Diedel hatte die Hand auf einen wagerechten Ast gelegt. Der Garten war still, weil die Anderen droben Sechsundsechzig spielten mit den abgegriffenen deutschen Karten.

Wie in einer Ahnung des Kommenden athmete Marthe tief auf.

„Einmal muß es doch heraus," begann Diedel endlich. Und als hätte dieser Anlauf ihm Muth gegeben, und als wolle er jetzt Alles in einem Sprunge abmachen, sagte er hastig: „Nun ist es also doch wieder nichts, Marthe! Ja, das Kind — wer hätte das von dem Kinde gedacht. Unsere Käthe, wie lange ist es denn her, da war sie drei Käse hoch, und nun hat sie sich verlobt, Marthe. Mit meinem Freunde, Du. Und das mußt Du doch sagen: ein guter Mensch ist er, da mußt Du nicht ungerecht sein. Ich kenn' ihn nun vier Jahre wenigstens beinahe, und früher haben mich die Andern immerzu geneckt, sogar etwas arg — na selbstverständlich nicht beschimpfend, das lassen wir uns nicht gefallen, wir Großstädter, und die Andern sind dazu auch zu nette Menschen, aber sie thaten es doch so nebenbei. Bis sich 'mal der Felix ins Mittel legte, ich sag' Dir! Und er hat das Kind so lieb, ach, Du glaubst es gar nicht wie, und das Kind erst! Leider ist er arm, das ist doch keine

Schande, und sein Gehalt ist auch nur winzig, und warten — du lieber Gott! Wir beide wissen das ja, Marthe, und den Andern können wir das doch nicht zumuthen. Und da soll ich eben . . . ich weiß nicht, was Du darüber sagen wirst; aber sieh', Marthe, es ging doch nicht anders."

Er ließ den Ast los und schritt, den Blick auf den Boden geheftet, mit kreuzunglücklichem Gesicht unter dem vollen Baume auf und ab.

„Du solltest nur sehen, wie sich das Kind freut," unterbrach er dann die Stille noch einmal, als wollte er das, was er gethan, entschuldigen.

Eine Frucht sank hernieder. Kurz darauf eine zweite. Ueber ihnen zog ein müder Kranich mittagwärts.

„Und da gibst Du wieder," sagte sie nach einer langen Pause. Es war ein bitterer Ton in den paar Worten, aber noch mehr eine hoffnungslose Traurigkeit.

Scheu wie ein armer Sünder blickte er in ihr Antlitz. Es sah jetzt alt aus, alt und ergeben. Und da strömte es ihm heiß zu Herzen, und er nahm ihre Hand, daß die trockenen Reiser zur Erde fielen, und in ihren Namen legte er all seines Herzens Innigkeit. „Nicht so, Marthe — nein, Du darfst nicht muthlos werden. Glaubst Du denn, daß es mir leicht wird? Aber ich denke: es muß schon gehen, nicht wahr? Und wir können doch das Kind nicht sitzen lassen. Mein Gott, die paar Jährchen! Ich werde ja noch sparsamer sein — Du brauchst keine Angst zu haben, abknapsen werd' ich mir nichts, aber doch sparen. Wie lange denn noch, und dann haben wir es wieder zusammen."

Sie nickte für sich. „Ich weiß," antwortete sie, und die Bitterkeit war aus ihrer Stimme gewichen, aber die Traurigkeit hatte sie nicht verloren, „immer denkst Du an die Andern."

„Es ist ja das letzte Mal, Marthe. O, und sieh' 'mal, das ist diesmal doch auch noch 'was Andres. Dann kommt Käthe nach Berlin, und das wird doch auch wunderschön für mich, weil ich dann eine Art Heim habe. Da steckt eine ordentliche Portion Egoismus drin, ich bin ein ganz guter Rechner. Meine jetzige Wohnung ist ja auch sehr hübsch, Alles was recht ist, aber es ist doch nicht das Richtige, Marthe, so schön es sein mag."

Wieder sah er zu ihr hin. Er hatte seine Hand auf den starken Ast des beschwerten Obstbaumes gelegt, der morgen geschüttelt werden sollte. So stand er schweigend. Und da fielen ihm plötzlich die langen Jahre ein und alle seine Entbehrungen. Wie er hier immer den Reichen gespielt, daß seine Schwestern nichts merkten, wie er immer gegeben und gegeben, daß nie etwas für ihn geblieben war, wie er in Berlin gegeizt hatte mit jedem Pfennig. Und das war Jahre hinter einander gegangen, und die Jugend floh, wie lange noch, dann war sein Haar grau. Und über all' den Sorgen für fremdes Glück hatte er es kaum gemerkt, wie sein eigenes langsam verblühte.

Das war sein Jugendlieb, das war er? Und plötzlich stieg etwas in ihm empor wie eine stille Verzweiflung, wie eine große Schuld, denn mit seinem eigenen hatte er noch ein anderes Glück vernichtet . . .

Und wie er so dachte, daß dies nun der Lohn war für all' die Opfer, da ergriff es ihn wie eine Wuth, und in jäher Aufwallung schüttelte er den Ast,

den er gepackt hielt, aus Leibeskräften, als müsse er etwas haben, das er strafen könne — was wußte er! Der ganze Baum bog sich nach links und rechts, ein Regen von Früchten prasselte hernieder, rollte auf den Boden, sprang empor, überschlug sich. Von seinem Kopf, wo sie abprallten, tanzten sie seitwärts ins Gebüsch; die ganze Runde lag voll davon.

„Richard!" sagte das Mädchen halb erschrocken.

Und als ob er durch dieses eine Wort zum Bewußtsein käme und plötzlich selber erschrecke über das, was er eben angerichtet, ließ er beschämt und hülflos die Arme sinken. „Ja," sprach er leise, „da müssen wir wohl warten."

„Das müssen wir wohl," nickte auch sie.

Dann waren sie wieder ruhig. Die wenigen Geräusche ringsum störten sie nicht, wenn sich nachträglich noch eine Frucht löste oder aus den Johannisbeerbüschen ein Vogel flog.

„Morgen werden wir Verlobung feiern," fing Diedel an.

„Ja," entgegnete sie, „die andre."

Er athmete tief und begann händereibend auf und ab zu laufen, immer um den Baum herum, er wußte nicht, wohin er trat und daß er die blauen Früchte dabei zerquetschte.

„Sparen," ermunterte er sich selbst, „sparen. Laß nur, Marthe, es geht schon. Jawohl, es geht."

Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und schob ihn sacht bei Seite. „Zertritt mir meine Pflaumen nicht," sagte sie mit schwachem Lächeln. „Oder nennst Du das etwa Sparsamkeit?"

Fridtjof Nansen.

[Nachdruck untersagt.]

Der kühne Entdecker, von dessen Ruhme jetzt die Welt erfüllt ist, entstammt einer alten, angesehenen Familie. Sein Vorfahr Hans Nansen durchschiffte bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Weiße Meer und beschrieb seine Fahrt nach den arktischen Gegenden in einem Werke, das noch bis vor wenig Jahren eine beliebte Lectüre der skandinavischen Seeleute bildete. Dieser Hans Nansen war eine bedeutende Persönlichkeit und zeichnete sich als erster Bürgermeister von Kopenhagen in gefahrvoller Kriegszeit durch Muth und Entschlossenheit aus. Ein Nachkomme kam vor etwa hundert Jahren als Landrichter nach Norwegen, und seitdem ist die Familie hier geblieben.

Fridtjof Nansen wurde in Christiania 1861 als Sohn eines hochgeachteten Rechtsanwaltes geboren. Von dem Vater erbte er den Sinn für Ordnung und das strenge Pflichtbewußtsein, die für ihn ebenso charakteristisch sind wie Unternehmungslust und hochfliegende Phantasie. Die Mutter, eine Tochter aus dem Hause Wedel, war eine stattliche, hochgewachsene Frau von seltener Begabung, die den größten Einfluß auf Mann und Kinder ausübte. Von ihr, nicht von dem gelehrten, vorsichtig auftretenden Vater, hat Fridtjof die Energie, die Wißbegierde und die große Liebe zur Natur geerbt, die sich schon früh bemerkbar machten.

Die besten Eltern, waren beide doch strenge Erzieher ihrer Kinder. Im Hause ging es einfach her, und vor Allem wurde darauf gehalten, daß Knaben und Mädchen sich frühzeitig daran gewöhnten, den Körper durch allerhand Sport zu stählen. Bei Wind und Wetter mußte der ziemlich weite Weg zur Schule zu Fuß zurückgelegt werden, und nachher tummelte sich die Schar auf dem großen Hofe oder draußen in Feld und Wald. Die Familie bewohnte nämlich Sommer und Winter „Fröen", einen Landsitz außerhalb Christiania's.

In der hügeligen Nachbarschaft war vor Allem reiche Gelegenheit zum Schneeschuhlaufen, und Frau Nansen, die schon als junges Mädchen diese Kunst bis zur Meisterschaft getrieben, spornte eifrig ihre Kinder an, die echt norwegische Fertigkeit zu erlangen. Fridtjof erzählt selbst, daß keine Gabe ihn je so sehr beglückt habe wie ein Paar rothlackirte „Ski", die ihm von einem Hausfreunde dereinst feierlich als sein specielles Eigenthum überreicht worden waren, da der Jüngste sich zuerst mit den geflickten, alten Schneeschuhen der Geschwister begnügen mußte.

In der Schule machte Fridtjof nur leidliche Fortschritte, da sein Interesse sehr leicht von dem betreffenden Lehrgegenstande abgelenkt wurde, um sich auf Dinge zu concentriren, die gerade seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Der Knabe war unermüdlich darin, Fragen zu stellen, und zerstreut wie ein alter Gelehrter, wenn ihn gerade ein besonders schwieriges Problem beschäftigte. Die Naturwissenschaften waren sein Lieblingsfach, und im Verein mit einem vertrauten Freunde begann er schon früh allerlei Experimente anzustellen, die oft nicht ohne Gefahr für Leben und Glieder der jungen Gelehrten waren. Für Mathematik legte er bald eine specielle Begabung an den Tag, und als es galt, ein gutes Abgangszeugniß zu

erhalten, zeigte es sich zum Erstaunen einzelner Lehrer, daß Fridtjof mit Leichtigkeit sein „Sehr gut" erzielte. Später machte er sein Abiturientenexamen und bezog die Universität zu Christiania. Er blieb im Elternhause wohnen, und seine Jugend gestaltete sich ebenso glücklich wie es seine Kindheit gewesen. In dem Nansen'schen Hause herrschte trotz der strengen, altväterischen Erziehung und der einfachen Lebensweise ein heiterer, gemüthlicher Ton. Mit großer Liebe hingen die Geschwister an einander und blickten mit Vertrauen zu den Eltern auf, die ihrerseits Freuden und Leiden der Aufwachsenden theilten.

Der Einfluß dieses glücklichen Familienlebens hat tiefe Spuren in Fridtjof's Charakter hinterlassen. Von Natur gut veranlagt, konnte er leicht verzeihen, machte gern den Beschützer kleinerer und schwächerer Kinder und war der Liebling seiner Schwestern. Dabei jedoch machte sich früh ein gewisser herrischer Zug bemerkbar, der in anderen Umgebungen leicht in Starrsinn und Herrschsucht hätte ausarten können. Aber er begegnete von Kindheit an vollem Verständniß für seine Eigenart, und schien es Fremden, als trete der junge Student gar zu siegesgewiß und übermüthig auf, so konnten seine Freunde nicht genug seine Schlichtheit und Genügsamkeit rühmen. Jagdausflüge, Fahrten zur Winterzeit auf Schneeschuhen durch wilde Gebirgsgegenden, einsame Streifereien durch Nordmarken und andere malerische Wälder — das war sein liebster Zeitvertreib. Dabei war er ein flotter Tänzer und hatte viel Sinn für Musik und Poesie. Die Gedichte Björnson's und Ibsen's wußte er sehr gut vorzutragen, und ein schöner Gesang konnte ihn ins höchste Entzücken versetzen.

Seine Examina bestand Nansen mit Auszeichnung, gab es aber auf, ein Staatsexamen zu machen, da er sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften widmen wollte. Er entschloß sich, die Zoologie als sein specielles Fach zu wählen, und ging nun daran, sich praktisch darin zu üben, die Gegenstände mit dem Auge des Forschers anzusehen. Auf Rath des Zoologen Professor Collett begab er sich 1882 an Bord des Schiffes „Wiking", welches auf Seehundfang nach dem Eismeere gehen sollte, um die Fauna der arktischen Regionen, so weit es die Gelegenheit erlaubte, zu studiren. Diese seine Reise nach dem Polarmeer sollte für sein ganzes späteres Leben entscheidend sein. Unvergeßlich blieb der Eindruck, den er von dieser seltsamen Welt empfing, und der Zauber der Eiskönigin hatte es ihm für immer angethan. Er wollte, er mußte ihre Geheimnisse ergründen, und statt sich von den Gefahren abschrecken zu lassen, erfüllte ihn der Gedanke, sie zu überwinden, mit einer Begeisterung, die ihm dazu verhalf, jedem Widerspruch zu trotzen und zuversichtlich allein dem eigenen Genius zu vertrauen.

Anfang Juni fror die „Wiking" im Eise an der Ostküste Grönlands fest und blieb hier einen ganzen Monat liegen. Während Nansen bisher fleißig seinen Studien obgelegen, hatte er jetzt reiche Gelegenheit, seiner Jagdlust zu fröhnen. Zum ersten Male durfte er hier einen Kampf mit dem gewaltigen Beherrscher der Einöden bestehen, das Fell des Bären erbeuten und den Genuß eines Schinkens kennen lernen. Kaum hat ihm wohl eine Ahnung damals gesagt, daß er elf Jahre später Monate lang sein Leben mit Speck und Bärenfleisch fristen sollte.

Noch hatte er nicht die Küste Grönlands betreten, als das Schiff vom Eise loskam und den Kurs nach der Heimath setzte. „Da lagen die Zinnen und Gletscher, am Tage weithin glitzernd, hinter den gewaltigen Massen des Treibeises," schreibt er. „Des Abends und des Nachts, wenn die Sonne sie berührte und die Luft und die Berge im Hintergrunde glühend roth färbte, da wurde ihre wilde Schönheit noch mehr hervorgehoben."

Unermüdlich beschäftigen sich seine Gedanken damit, wie wohl diese Gefilde zu erreichen seien, und er ist untröstlich, als ihm das Wagniß nicht gestattet wird, allein über das Treibeis hinweg das lockende Ufer zu gewinnen.

Während sich Fridtjof Nansen seine ersten Sporen als Naturforscher verdiente, waren seine Freunde thätig, ihm zu einer Anstellung zu verhelfen. Noch nicht

einundzwanzig Jahre alt, wurde ihm der Posten als Conservator am Museum zu Bergen angeboten, und er zögerte nicht, ihn anzunehmen. Der mehrere Jahre dauernde Aufenthalt in Bergen sollte für Nansen in jeder Hinsicht förderlich sein. Sein nächster Vorgesetzter war Dr. Danielsen, ein Arzt von europäischer Berühmtheit, ein geistvoller, energischer Mann, der sich selbst nie Genüge leisten konnte und daher auch die höchsten Anforderungen an die Schaffenslust und Intelligenz seines jungen Mitarbeiters stellte.

Jetzt bewies sich dieser als der gewissenhafte, pflichtbewußte Sohn seines Vaters. Freudig ging er an die Arbeit und grämte sich nicht, daß er sein freies Leben in der Natur mit dem stillen Treiben des Gelehrten vertauscht hatte. Seine glücklichen Anlagen befähigten ihn eben, jede Situation zu beherrschen und überall fast instinctmäßig das herauszufinden, was gerade für seine Fortentwicklung von größtem Nutzen sein mußte. Wurde ihm der Aufenthalt in der Stube zu eng, dann schnell die Schneeschuhe angespannt und empor nach Bergeshöh oder im Sommer mit dem Boot hinaus in die See.

Er war genügsam wie Wenige und im Besitz einer Lebensweisheit, die bei einem Manne in seinen Jahren gewiß selten ist. In einem Briefe an seinen Vater im März 1885 schreibt er unter Anderem: „Soll es sein, so kann ich mich mit der einfachsten Lebensweise begnügen; zumal wenn es sich um meine Wissenschaft, die meine höchste Lust ist, handelt, kann ich auf all' das verzichten, was man Lebensbedürfnisse nennt . . . Wenige Bedürfnisse zu haben, ist ein besseres Capital, als viel zu verdienen. Die Fähigkeit zu entbehren allein schafft einen freien, unabhängigen Menschen, der leicht im Stande ist, dem vorgesteckten Ziele zuzustreben, und der ein reicheres, volleres Dasein führt als Derjenige, der so vielerlei bedarf!"

Mit welchem Eifer nun auch Nansen in seinem Berufe thätig war: immer stärker wurde doch seine Sehnsucht nach dem fernen Grönland, dessen Inneres noch kein menschlicher Fuß betreten hatte. Er erzählt selbst, daß er beim Lesen von der Rückkehr Nordenskjöld's bei der Zeile haften blieb, wo dieser sagt, seine beiden Lappländer hätten vielleicht auf ihren Schneeschuhen das eisbedeckte Plateau durchqueren können. Blitzartig leuchtete es ihm ein, daß er selbst dies Wagniß ausführen könne und müsse.

Viele Rücksichten hielten ihn aber davon zurück, sofort an die Ausführung des Planes zu gehen. Erst wollte er seine begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten vollenden, und dann war der alte Vater da, dem solch' abenteuerliche Fahrt nur Schrecken und Kummer einflößen konnte. Das Verhältniß zwischen den Beiden gestaltete sich nach dem Tode der Mutter immer inniger, und nichts spricht mehr dafür, daß sich hinter dem rauhen Aeußern des Polarfahrers ein warmes Gemüth birgt, als die Pietät, mit welcher der Vielbeschäftigte alle Briefe des Vaters ausführlich beantwortet, wohl wissend, daß diese Mittheilungen ein Ereigniß in dem einsamen Leben des Greises bilden.

In dem soeben erschienenen großen biographischen Werke „Fridtjof Nansen", von Brögger und Rolfsen, werden Auszüge aus dieser Correspondenz gegeben, die ebenso ehrenvoll für den Sohn wie für den Vater sind. Man lernt hier den Menschen Fridtjof Nansen kennen, der bald in Wehmuth der glücklichen Stunden im Elternhause gedenkt, bald voll kühner Zuversicht leuchtende Zukunftsbilder malt oder von seinen Studien und Erfolgen berichtet. Wir können uns nicht versagen, einen Brief wiederzugeben, der besser als alle Worte bekundet, wie innig Fridtjof Nansen an dem Heim seiner Kindheit hing.

„20. December 1883.

„Mein lieber alter Vater!

„Ja, so nähert sie sich denn, diese erste Weihnacht, die ich nicht zu Hause verleben soll; diese fröhliche, heitere Weihnachtszeit, welche der Kinderseele als der Höhepunkt aller Freude, aller Glückseligkeit erschien, der man immer gedenken

mußte, wenn in Worten oder Gedanken die Seligkeit nach dem Tode berührt wurde, und welche noch immer in der Seele des Jünglings in einem rosigen Lichte steht; das Bild ist nur ein wenig verändert, vielleicht mehr gereift.

„Die Gedanken fliegen auf ihren daunenweichen, wehmuthsvollen Fittigen leise zurück zu all jenen lichten, friedlichen Weihnachtserinnerungen, umgeben von dem eigenthümlichen, zauberhaften Schimmer, in welchem stets ein gutes und unsagbar liebes Heim ruht, in welchem so viele fröhliche Weihnachtsfeste verbracht wurden. Wie friedlich und feierlich waren sie, wie leise und still, wie rein und weiß schneiten sich die Weihnachten ein; die Schneeflocken kamen groß und leicht, senkten sich sacht hernieder und mischten den Ernst in die unbändige, jubelnde Freude der Kinderseele.

„Endlich kam der große Tag, der Weihnachtsabend; jetzt erreichte die Ungeduld ihren Höhepunkt. Man konnte keinen Augenblick ruhig am selben Fleck verharren, keine Secunde auf einem Stuhl still sitzen; man mußte durchaus etwas vorhaben, damit die Zeit verginge, die Gedanken abgelenkt würden. Bald guckte man durchs Schlüsselloch zu allen Seiten oder untersuchte die Düten mit Mandeln und Rosinen, ehe diese im Schlafzimmer anlangten, wo sich der Baum befand; bald fuhr man auf dem kleinen Schlitten den Hügel hinunter, oder wenn der Schnee fest lag, wurden schnell die Schneeschuhe hervorgeholt, und bis zum Dunkelwerden lief man herum. Wenn das Glück gut war, mußte Bruder Einar oder ein anderer der Erwachsenen noch schnell eine Besorgung in der Stadt machen, und dann war es herrlich, hinten auf den Kufen des Schlittens zu stehen und hin- und zurückzufahren; das Schellengeläute klang so hell, während die Sterne oben am dunkeln Himmel funkelten.

„Der Augenblick war gekommen — der Vater ging hinein, um die Lichter anzustecken, das Herz pochte ungestüm; Ida saß im Sessel in der Ecke und versuchte zu errathen, was sie wohl von Diesem und Jenem geschenkt kriegen würde: Andere lächelten, im Voraus irgend einer Ueberraschung gedenkend, die nur ihnen bekannt war; uns Kleinen wurde der Bescheid gegeben, wir würden ‚einen Stock mit langen Bändern darauf'[1]) erhalten — und dann öffneten sich plötzlich die Thüren, und all die Weihnachtslichter leuchteten uns blendend hell entgegen, — ach ja, das war ein Anblick; wir schluchzten fast vor lauter Freude, wurden plötzlich ganz stumm, um dann nach wenigen Minuten desto ausgelassener umherzutollen.

„Ach ja, ach ja, ich vergesse sie nimmer, diese Weihnachtstage, solange ich lebe."

In den Briefen des Vaters offenbaren sich die große Liebe und das völlige Vertrauen zu dem Sohne, auf den er die größten Hoffnungen setzt. Der sonst so haushälterische Mann macht ihm Geschenke wie ein Mikroskop zu 800 Kronen. Nichts ist ihm eben zu viel für diesen Liebling, dessen Ruhm er leider nicht mehr erleben sollte. Bereits im Jahre 1885 verlor Fridtjof Nansen seinen treuen Freund und Berather, und damit begann für ihn ein neuer Abschnitt im Leben.

Ganz auf sich gestellt, ging er vor Allem daran, seine wissenschaftliche Bildung zu vertiefen, und begab sich zu diesem Zwecke vorerst nach Neapel, um die berühmte zoologische Station des Professors Dohrn kennen zu lernen. Kurz vorher hatte er nämlich für seine Arbeit „Ueber die Myzostomen" die große goldene Medaille Frieles erhalten; er nahm sie in Kupfer und verwandte das Gold zu dieser Studienreise.

Der Aufenthalt in Neapel war nicht allein für den Zoologen von der größten Bedeutung; der Verkehr mit einer so genialen und energischen Persönlichkeit wie Dohrn mußte natürlich sehr anregend wirken, und auch der große Gelehrte scheint seinen jungen Collegen sehr ins Herz geschlossen zu haben. Nansen selbst spricht mit der größten Begeisterung von Dohrn und seinem Werke, der Station zu Neapel, „diesem Centralorgan für die Zoologie", wie er sie nennt.

---

[1]) Uebliche Antwort, wenn Kinder nach Geschenken fragen.

Die praktische Folge des Aufenthalts war die spätere Errichtung von zwei biologischen Stationen in Norwegen, von welchen die vornehmlich auf Nansen's Initiative errichtete bereits 1894 in Dröbak unweit der Hauptstadt eingeweiht wurde.

Nansen's Bedeutung als Histiolog und Biolog zu würdigen, geht über den Rahmen dieser Skizze hinaus. Es genügt, zu erwähnen, daß der berühmte Gelehrte Gustav Retzius in der bereits angeführten Biographie seinen wissenschaftlichen Arbeiten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und zum Schluß die Hoffnung ausspricht, Nansen möge bald die Muße finden, seine Thätigkeit auf diesem Gebiete fortzusetzen. Im Verein mit dem Professor an der Universität zu Christiana Guldberg begann er ein großes Werk „On the development and structure of the Whale" herauszugeben. Der erste Theil erschien 1894.

Bald nach Nansen's Rückkehr von Neapel begann er sich ernstlich mit dem Plane der Durchquerung Grönlands zu beschäftigen, und nach reiflicher Ueberlegung trat er mit seinem Vorhaben an die Oeffentlichkeit, fest entschlossen, Alles an die Erreichung seines Zieles zu setzen. Große Unterstützung wurde ihm nicht zu Theil. Die Meisten erklärten, das ganze Unternehmen sei ein Thorenwerk, das ihm Leben und Gut kosten würde. Nansen ließ sich aber nicht beirren. Sein väterliches Erbe in Verbindung mit einer kleinen Summe, die ihm ein dänischer Freund zur Verfügung stellte, mußte hinreichen, die nöthige Ausrüstung zu beschaffen.

Wenn aber die große Menge ungläubig lächelte, so fand der junge Forscher doch ohne Schwierigkeit Männer, die sich bereit erklärten, ihm zu folgen. Es waren Sverdrup, ein ebenso tüchtiger wie besonnener Seemann, und Dietrichson, ein Officier, dessen Kenntnisse und persönliche Eigenschaften ihn wohl befähigten, im Nothfall die Führung zu übernehmen. Außerdem gingen noch der Mechaniker Christensen und zwei Lappländer Ravna und Balto mit.

Nansen's Werk „Auf Schneeschuhen durch Grönland" ist aller Welt zugänglich, und wir haben an dieser Stelle Blätter aus dem Tagebuche Dietrichson's veröffentlichen dürfen, welche die kühne Wanderung in ihren Hauptzügen darstellen. Wir können daher unsere Leser einfach darauf verweisen[1]).

Als Nansen seine Nordpolfahrt 1893 antrat, und selbst die unerschrockensten Forscher das Gewagte des Unternehmens betonten, erklärte er selbst, daß seine Wanderung durch Grönland dies doch in weit höherem Grade gewesen. Die ganze Ausrüstung war jetzt eine andere, und als die Fußwanderung angetreten wurde, hatte Nansen im eigentlichsten Sinne des Wortes die Schiffe hinter sich verbrannt. Es galt, vorwärts zu kommen oder einen Schlaf im Eise zu thun, aus dem Keiner, den er befiel, jemals erwacht ist.

Bereits zu Anfang des Jahres 1890 hatte Nansen den Plan zu seiner Polarfahrt fertig, und man darf daher wohl annehmen, daß er sich schon lange mit diesem Gedanken getragen hat. Wir geben hier einen Auszug aus einem Vortrage, gehalten in der geographischen Gesellschaft zu Christiania, welcher solchen Beifall fand, daß dem Projecte sofort thatkräftige Unterstützung zu Theil wurde.

Nachdem Nansen eine kurze Uebersicht über die Polarforschung gegeben, fährt er fort: „Ich glaube, daß wenn wir auf die vorhandenen Kräfte der Natur Acht gäben und es versuchten, mit ihr statt gegen sie zu arbeiten, so würden wir die sicherste und leichteste Art, den Pol zu erreichen, finden. Unnütz ist es, wie die vorhergehenden Expeditionen es thaten, gegen den Strom zu arbeiten; wir müssen sehen, ob sich nicht ein Strom findet, mit welchem es sich arbeiten läßt. Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß ein solcher Strom existirt."

Nansen's Plan gründete sich nämlich auf die Voraussetzung, daß eine stetige und ziemlich starke Meeresströmung von der Behringsstraße und der ostsibirischen Nordküste in der Richtung des Nordpols führt. Von dort dreht sie sich wieder gegen Süd oder Südwest zwischen Spitzbergen und Grönland, bis sie, deren Ost-

[1]) „Quer durch Grönland", Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LX, S. 418 ff.

küste folgend, wieder um die Südspitze Grönlands biegt und in die Davisstraße mündet.

Als Nansen entgegengehalten wurde, diese Strömung führe vielleicht gar nicht nach dem Nordpol, gab er eine jetzt sehr beachtenswerthe Antwort. „Wir ziehen nicht aus, um den mathematischen Punkt zu suchen, welcher den nördlichen Endpunkt der Erde bildet; denn es hat nur geringen Werth, diesen Punkt zu erreichen. — — Wir ziehen aus, um die großen unbekannten Gefilde zu untersuchen, welche den Pol umgeben. Diese Untersuchungen werden denselben wissenschaftlichen Werth haben, ob die Fahrt über den Polpunkt selbst oder ein Stück davon entfernt geht, wenn es auch ganz curios sein müßte, auf dem Pol zu stehen und sich mit der Erde um ihre eigene Achse zu drehen oder die Schwingungen des Pendels einen Winkel von genau 15° in der Stunde beschreiben zu sehen."

Diese Worte, lange vor der Zeit gesprochen, wo daran gedacht werden konnte, die Ergebnisse der Expedition zu kritisiren, widerlegen am besten die allerdings nur vereinzelt auftretende Behauptung, das Ganze sei verfehlt, da Nansen sein eigentliches Ziel, den Nordpol, nicht erreicht habe.

Wie bekannt, gelang es Nansen, seine Landsleute dermaßen für seine Idee zu begeistern, daß das Storthing ihm die für norwegische Verhältnisse recht bedeutende Summe von 280 000 Kronen zur Verfügung stellte. Eine weitere Unterstützung von 100 000 Kronen wurde ihm von drei Mitbürgern zu Theil, und nun konnte sofort an die Ausrüstung geschritten werden.

Während der Vorbereitungen hielt sich Nansen größtentheils in Christiania auf, wo er sich bald nach der Rückkehr von Grönland mit Eva Sars, einer Tochter des berühmten Zoologen, vermählt hatte.

Auf einer am Fjord reizend belegenen Landzunge ließ er sich ein hübsches Häuschen bauen und verlebte hier an der Seite der geistvollen, lebensfrischen Gattin glückliche Tage. Zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm zu Theil, und er folgte gern der Aufforderung von verschiedenen geographischen Gesellschaften in Europa's Großstädten, Vorträge zu halten. Auf allen diesen Reisen konnte ihn die Gattin begleiten, welche, starken Geistes, es nie versuchte, seinen Entschluß wankend zu machen, sondern so ganz dem Glück und Stern des Gatten vertraute, daß sie während der langen Trennung keinen Augenblick an seiner Heimkehr zweifelte.

Sie hatte dem Schiffe, das ihn davon tragen sollte, den Namen „Fram" (Vorwärts) gegeben; als Nansen aber am 24. Juni 1893 sein Heim verließ, um seine Fahrt anzutreten, mag beiden das Herz doch recht schwer gewesen sein. Da galt es, sich des Namens zu entsinnen, den sie dem einzigen Töchterchen gegeben „Liv" (Leben), und auch des Wortes, das Björnson bei der Einweihung des Hauses gesprochen: „Godthab, gute Hoffnung, soll Nansen's Heim genannt werden!"

Indessen dieser in weiter Ferne seinem ungewissen Schicksal nachging, vertiefte sich Frau Nansen immer mehr in ihren Gesang und fand in der Ausübung dieser Kunst das beste Mittel, die Leere des Daseins auszufüllen. Sie ist der vergötterte Liebling ihrer Landsleute, die ihren seelenvollen Vortrag bewundern, hat aber alle Anträge fremder Impresarien, im Ausland aufzutreten, entschieden abgelehnt.

Nachdem sie die erste Nachricht von Nansen's Heimkehr erhalten hatte, war sie in wenigen Stunden bereit, ihm entgegenzueilen. In Hammerfest trafen sich die Beiden, und Frau Eva durfte Zeuge sein, wie ihr Gatte von Allen geehrt und gefeiert wurde. Jetzt war es schön, „vorwärts" zu eilen, als „Fram" sie beide nach langer Trennung zu dem Heim, das ihrer harrte, zurückführte. Die Hoffnung, daß der Abschied kein ewiger gewesen, hatte sich erfüllt, und auf Godthab erwartet Liv den Vater, dem sie jetzt ihr „Willkommen" zurufen kann.

M. Ottesen.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

[Nachdruck untersagt.]

Seit 1860, dem Jahre der ersten Wahl Abraham Lincoln's, hat keine Wahl eines ersten Beamten der Republik eine so tiefgehende Erregung unter allen Classen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten hervorgerufen wie die, deren erster und entscheidender Act am 3. November d. J. vor sich gehen wird.

Der Schlachtruf, unter dem die beiden großen politischen Parteien, die Republikaner und die Demokraten, ins Feld ziehen, ist hier „Gold", dort „Silber", d. h. auf der einen Seite die Forderung der Erhaltung des bestehenden Währungsverhältnisses und damit die Sicherheit für die Gläubiger, daß alle staatlichen und privaten Verbindlichkeiten in der Münze erfüllt werden sollen, in der sie eingegangen worden sind, in Gold oder vollwerthigen Silberdollars; auf der anderen die der Wiederaufnahme der unbeschränkten freien Ausprägung von Silber im Verhältniß von sechzehn Theilen Silber gleich einem Theile Gold und damit die Möglichkeit, wenn nicht Wahrscheinlichkeit oder selbst Gewißheit, daß die vorhandenen Verbindlichkeiten, die auf Zahlung in Gold oder Münze (coin) lauten, in minderwerthigen, d. h. durch Ueberausprägung vom Nennwerth auf den Marktwerth herabgedrückten Silberdollars eingelöst werden könnten.

Aber die Gefahren, mit welchen ein Sieg der Silberleute alle Gläubiger bedrohen würde, reichen kaum hin, um die in den Vereinigten Staaten herrschenden Besorgnisse zu erklären; es sind vielmehr die Angriffe gegen die Bundesregierung und das höchste Bundesgericht, zu denen sich Demokraten und Populisten vereinigt haben, welche im Falle eines Sieges dieser Parteien tief einschneidende Umwälzungen, im Falle einer Niederlage derselben den Ausbruch eines Kampfes zwischen den Interessen des Ackerbaues und der Industrie, zwischen Arm und Reich, zwischen dem mit dem Süden verbündeten Westen gegen den Norden und Osten befürchten lassen. Dies mag übertrieben sein, aber man darf nicht vergessen, daß, als Lincoln gewählt wurde, Niemand ernstlich an einen Kampf zwischen Süden und Norden glaubte, und daß noch nach der Constituirung der Südstaaten als unabhängiger Staatenbund die Bundesregierung annahm, mit leichter Mühe in drei Monaten ihre bedrohte Autorität wieder herstellen zu können.

Der Präsident und der Vicepräsident der Vereinigten Staaten gehen aus indirecten Wahlen hervor. In sämmtlichen 45 Staaten der Union werden von der wahlberechtigten Bevölkerung Wahlmänner erwählt, deren Anzahl der von dem Staate in den Congreß und den Senat zu sendenden Vertreter gleich kommt. New-York z. B. wählt 36, Maine 6, Nevada 3 Wahlmänner; für alle Staaten zusammen ergibt sich daher eine Zahl von 447, so daß die zur Wahl erforderliche absolute Majorität 224 beträgt. Die Wahl der Wahlmänner ist eine Listenwahl, d. h. jeder Wähler gibt seine Stimme für eine die Gesammtzahl der im Staate zu wählenden Wahlmänner seiner Partei enthaltende Liste ab, so daß sich schon

aus dem Ausfall der Wahlmännerwahl die der Präsidentenwahl mit Gewißheit voraussagen läßt. Erhält keiner der aufgestellten Präsidentschaftscandidaten die erforderliche absolute Majorität, so wählt der Congreß den Präsidenten aus den drei Candidaten, welche die meisten Stimmen haben, in der Weise, daß jeder in dieser Körperschaft vertretene Staat eine Stimme abgibt. Innerhalb der einzelnen Delegationen, wie im Congreß, entscheidet die absolute Majorität. Die Wahl des Vicepräsidenten findet vorkommenden Falls durch den Senat mit absoluter Stimmenmehrheit aus den beiden Candidaten statt, welche bei der Wahl durch die Wahlmänner die meisten Stimmen erhalten haben.

Bei diesem Wahlmodus spielt die Parteiorganisation die ausschlaggebende Rolle; es ist daher Sitte geworden, die Aufstellung des für die Wahlen maßgebenden Parteiprogramms und der Candidaten durch Parteiversammlungen im größten Stil vornehmen zu lassen, die aus Delegationen aller Staaten und Territorien bestehen. Gewöhnlich erfolgen die Beschlüsse dieser Versammlungen einstimmig, indem sich die Minoritäten der Majorität unterzuordnen pflegen. Für die bevorstehende Präsidentenwahl sind von solchen Versammlungen als Candidaten gewählt worden: in St. Louis von den Republikanern Mac Kinley und Hobart, in Chicago von den Demokraten Bryan und Sewall und von den Populisten ebenfalls in St. Louis Bryan und Watson. Entgegen dem fast zur Regel gewordenen Gebrauch haben sich die Minderheiten diesmal nicht den Beschlüssen der Mehrheiten gefügt, sondern sich von ihren Parteigenossen getrennt und sind entweder in das Lager der früheren Gegner übergegangen oder haben eigene Candidaten ernannt. So haben die abtrünnigen Republikaner, die Silbermänner (Silverites), in St. Louis die Candidaten der Silberdemokraten zu den ihrigen gemacht, während die „Gesundes Geld-", d. h. Golddemokraten in Indianapolis Palmer und Buckner aufgestellt haben.

Außer diesen Parteien haben noch zwei andere, an Stimmenzahl und Einfluß untergeordnete, besondere Candidaten ernannt. Die Prohibition-Partei, die das Verbot des Genusses alkoholischer Getränke auf ihre Fahne geschrieben hat und sich im Uebrigen für „gesundes Geld" ausspricht, in Baltimore Levering und Johnson und die socialistische Arbeit-Partei in New-York Matchett und Mac Guire.

Die Währungsfrage, um die sich diesmal anscheinend der Kampf der Parteien dreht, hat in den Vereinigten Staaten stets eine bedeutende Rolle gespielt. Die Besitzer der großen Silberbergwerke, die nach einer oberflächlichen Schätzung ein Capital von über zwei Milliarden Mark repräsentiren, haben es meistens verstanden, Congreß und Senat ihren Wünschen gefügig zu machen. Nachdem 1873 die Goldwährung thatsächlich in den Vereinigten Staaten eingeführt worden war, wurde die Regierung 1878 durch die Bland-Bill zur Ausprägung von Silberdollars, später 1890 durch die Sherman-Bill zu weit über das Bedürfniß des Landes an Silbergeld hinausgehenden regelmäßigen und dauernden Ankäufen von Silber gezwungen. Die Aufhebung dieses letzteren Gesetzes 1893 und der mißlungene Versuch des in seiner Majorität silberfreundlichen Senats, die freie, unbeschränkte Ausprägung von Silberdollars wieder durchzusetzen, haben zu der gegenwärtigen Krisis geführt, deren erstes Anzeichen das hauptsächlich von Silbersenatoren ausgehende, am 22. Januar d. J. in Washington veröffentlichte Programm einer amerikanisch-bimetallistischen Partei war. Dieser Erscheinung gegenüber und in der richtigen Erkenntniß, daß die Stimmung im Lande es nicht zuließe, die Mac Kinley'sche Schutzzollpolitik bei den bevorstehenden Wahlen zur Hauptfrage zu machen, entschloß sich die republikanische Partei auf ihrer Versammlung in St. Louis, trotzdem ihr Candidat Mac Kinley selbst ein Silbermann ist, aus der Aufrechterhaltung der Goldwährung bis zu einer internationalen bimetallistischen Verständigung und damit der Erfüllung aller öffentlichen und privaten Verbindlichkeiten in der Münze, in welcher sie eingegangen, den Hauptpunkt ihres Programms zu machen. Die Annahme dieses Satzes war für die Silberrepublikaner die Ver-

anlassung, unter Führung des Senators Teller aus der Partei auszutreten und sich als eine besondere „Silverite"-Partei zu constituiren.

Zum besseren Verständniß dieser Vorgänge muß auf die Rolle aufmerksam gemacht werden, die in den Vereinigten Staaten bei allen politischen Vorkommnissen und namentlich bei allen Wahlen der zünftige Politiker, der „Boss" oder „Macher" spielt. Ihm liegt die Organisation der Partei ob, die Leitung derselben, die Verhandlungen mit den anderen Parteien über den ihm und den Seinen nach dem Siege zufallenden Antheil an der Beute, d. h. den zu vergebenden Aemtern, und schließlich die Vertheilung derselben. Ueber die Unsittlichkeit und Verwerflichkeit eines solchen Verfahrens sind alle anständigen und verständigen Leute einig, aber es scheint, daß ebenso wenig wie bei einem Theater ein Regisseur so im Getriebe der inneren amerikanischen Politik der „Boss" entbehrt werden könne. Er ist schon oft todtgesagt, oft, wie namentlich auch bei den jetzigen Wahlen, durch Gefühlsausbrüche der Menge über den Haufen geworfen worden, aber er hat immer wieder Gelegenheit gefunden, sich selbst bei der Organisation des Sieges als unentbehrlich zu erweisen.

Für die in Chicago einberufene Versammlung der Demokraten waren die beiden alten Silbermänner Bland und Boies, namentlich der Erstere, schon längst von der öffentlichen Meinung und der Partei selbst als Präsidentschaftscandidaten bezeichnet worden; die Macher wollten aber die Wahl Teller's durchsetzen und zu dem Zweck Bland und Boies gegen einander und Bryan, damals noch ein „dark horse", wie der Amerikaner sagt, gegen beide ausspielen, bis die Verwirrung groß genug geworden, um ihren Candidaten vor- und durchbringen zu können. Die seitdem berühmt gewordene Phrase Bryan's: „Wir werden Denen, die die Goldwährung verlangen, antworten: Ihr sollt der Arbeit diese Dornenkrone nicht auf das Haupt drücken, Ihr sollt die Menschheit nicht an ein Kreuz von Gold schlagen," verschaffte ihm die Wahl als Präsidentschaftscandidat, allerdings erst im fünften Wahlgange, nachdem die anderen Candidaten zurückgetreten waren, und nur mit 500 Stimmen, während 162 Delegirte, die Mehrheit der Vertreter der Staaten Massachusets, Maine, New Hampshire, Vermont, Wisconsin und New-York sich der Abstimmung enthielten und an den weiteren Verhandlungen nicht Theil nahmen. Wenn die Macher aber auch in dieser Beziehung eine Niederlage erlitten, so hatten sie doch den Erfolg, daß sie die Mehrheit der Versammlung aus dem Demokratischen in das Populistische hinübergeleitet hatten, wie denn Bryan selbst sich nur aus Opportunitätszwecken Demokrat nennt, im Herzen aber Populist ist. Das in Chicago angenommene Programm enthält die Forderung der freien, unbeschränkten Silberausprägung nach dem Verhältniß von 1 : 16, ohne auf die Zustimmung irgend einer anderen Macht zu warten, und einen Protest gegen den Goldmonometallismus, der als ein Erfolg englischer Politik und als un- und antiamerikanisch bezeichnet wird. Ferner wurden gesetzliche Maßregeln zur Aufhebung des Rechts der Nationalbanken zur Ausgabe von Noten, gegen die Ausgabe zinstragender Papiere Seitens der Regierung und zur Verhinderung der Entwerthung irgend eines Zahlungsmittels durch Privatabkommen gefordert; ebenso, daß der Silberdollar neben Gold als gesetzliches Zahlungsmittel für alle öffentlichen und privaten Schulden gelten solle. Ferner ein Finanz-Zolltarif und Schutz für die amerikanische Arbeit. Der Kernpunkt des demokratischen Programms liegt aber trotz alledem in dem Vorstoß gegen die Bundesregierung. „Wir denunciren," heißt es da, „die willkürliche Einmischung der Bundesbehörden in locale Angelegenheiten als eine Verletzung der Constitution der Vereinigten Staaten und ein Verbrechen gegen freie Einrichtungen, und wir protestiren gegen eine Regierung durch gerichtliche Befehle (injunctions) als eine neue und höchst gefährliche Form der Unterdrückung, auf Grund welcher Bundesrichter in Mißachtung der Gesetze der Einzelstaaten und der Rechte der Bürger zugleich als Gesetzgeber, Richter und Executivbeamte auftreten." In der Einleitung zu diesem Programm nimmt die demokratische

Partei für sich das Verdienst in Anspruch, unentwegt an der Dualität der Regierung festgehalten zu haben, wie sie von den Gründern „dieser Republik aller Republiken" eingeführt worden sei; unter ihr habe das große Princip der localen Selbstverwaltung seinen besten Ausdruck in der Erhaltung der Rechte der Staaten und in der Beschränkung der Bundesregierung auf die Ausübung der ihr durch die Verfassung übertragenen Rechte gefunden.

Der Urheber dieser Angriffe ist unzweifelhaft der Gouverneur von Illinois, Altgeld, der bekanntlich bei dem Ausbruch der Unruhen in Chicago gegen die Pullman-Gesellschaft den Ausschreitungen des Pöbels freien Lauf ließ, bis die Bundesregierung militärisch einschritt. Gegen den höchsten Bundesgerichtshof, der dieses Vorgehen ausdrücklich als den Gesetzen entsprechend bezeichnete, wurden weitere Vorwürfe wegen seiner Entscheidung, daß das Einkommensteuergesetz unconstitutionell sei, gerichtet — eine Taktik, deren Bedeutung dadurch nicht unwesentlich gesteigert wird, daß Altgeld, wenn auch ein rabbiater Demagoge, selbst in den Reihen der Republikaner als ein sehr fähiger Mann gilt und in Illinois als eine wirkliche Macht angesehen werden muß. Als Curiosum mag hier bemerkt werden, daß dieser Führer der Silberdemokraten, der selbst ein reicher Mann, Land- und Häuserbesitzer ist, in alle seine Contracte die Bestimmung aufgenommen hat, daß die Zahlung der Miethe in Gold erfolgen müsse. Als die Thatsache zum großen Jubel seiner Gegner bekannt wurde, versuchte sein Privatsecretär ihn damit herauszureden, daß Altgeld von dieser Clausel nichts gewußt habe.

Die „Silverites" haben sich in ihrem Programm auf die Währungs- und die Finanzfrage beschränkt und sich über dieselben wie die Demokraten, nur noch viel schärfer, ausgesprochen.

In den Reihen der Populisten herrschte bei ihrer in St. Louis zusammengetretenen Versammlung von vornherein eine gewisse Spaltung. Während die „Macher" die Wahl Bryan's und Sewall's durchzusetzen suchten, verlangte der radicale Flügel der Partei, die hauptsächlich den Südstaaten angehörigen „Middle of the way-men", die Wahl eines ausgesprochenen Populisten zum Vicepräsidenten. Sie trugen den Sieg durch die Ernennung Watson's aus Georgia zum Vicepräsidenten davon, aber selbst dies vermochte keine vollständige Einigkeit herzustellen, denn die Wahl Bryan's zum Präsidentschaftscandidaten geschah nur mit 1042 gegen 321 Stimmen, während die Texas-Delegation, die ihre 103 Stimmen geschlossen gegen Bryan abgegeben hatte, erklärte, daß, falls Bryan sich nicht innerhalb dreißig Tagen unumwunden für das Programm der Partei ausspreche, sie beantragen würde, die Stimmen der Partei für den Gegencandidaten Bryan's, Oberst Norton, abzugeben.

Während der Abstimmung über die Wahl Bryan's lief ein Telegramm derselben an einen seiner „Bosses" ein, daß er nach der Ablehnung Sewall's eine auf ihn fallende Wahl nicht annehmen könne. Der Vorsitzende der Versammlung, Senator Allen, weigerte sich aber, davon Notiz zu nehmen, und erklärte auf die Anfrage eines Delegirten, daß das Präsidium kein Telegramm erhalten habe. Auch von Seiten Bryan's handelte es sich wohl nur darum, den Schein zu wahren, daß er seinen Mitcandidaten nicht im Stich gelassen habe.

Das Programm der Populisten deckt sich in der Währungs- und Finanzfrage mit dem der Demokraten, nur ist der Protest gegen die Ausgabe zinstragender Papiere Seitens der Regierung fortgelassen, während ausdrücklich betont wird, daß es der Regierung freistehen solle, sich bei Zahlung der von ihr eingegangenen Verpflichtungen jeder Art gesetzlicher Zahlungsmittel nach ihrem freien Willen zu bedienen. Der Angriff der Demokraten gegen die Bundesregierung und den höchsten Gerichtshof wird mit einer kurzen Phrase gegen die Regierung durch richterliche Befehle abgemacht, während eine steigende Einkommensteuer, die Verstaatlichung der Eisenbahnen und Telegraphenlinien, die Errichtung von Postsparkassen, die Einführung der directen Wahl für Präsidenten und Vicepräsidenten, der Initiative und

des Referendum, Beschränkung der Zahl der Beamten und ihrer Gehälter, die Schaffung freier Heimstätten für alle Bürger, die Enteignung des über das Bedürfniß hinaus im Besitz der Eisenbahn-Gesellschaften befindlichen Landes und aller auf demselben gelegenen Bergwerke, Fürsorge für die großen Wasserstraßen und Beschäftigung der Arbeitslosen gefordert werden.

Ueber die äußere Erscheinung der Populisten-Versammlung ist in Amerika selbst viel gespottet worden. Röcke und Westen sollen bei den Delegirten eine verhältnißmäßig geringe Rolle gespielt und Halstücher nur im Verhältniß von 1 : 16 vorhanden gewesen sein. Das weibliche Element hat sich als Rednerin, Bänkelsängerin und Fahnenträgerin weiblich vorgedrängt, dagegen hat die Versammlung einen Minoritätsantrag auf die Ertheilung des Stimmrechts an die Frauen ausdrücklich abgelehnt. Wichtiger ist die Thatsache, daß die Vorsitzenden eigentlich in keinem Augenblicke Herren der Versammlung waren, nnd daß die Ansichten nicht wenig aufeinanderplatzten. Es ist daher anzunehmen, daß, selbst wenn die Populisten bis zur Wahl in sich und mit den Silberdemokraten zusammenhalten sollten, das Einverständniß auch einen günstigen Ausfall der Wahl nicht lange überdauern dürfte.

Welche von den Parteien und Candidaten den Sieg davon tragen werden, ist schwer vorauszusagen; an chamerikanische Wahlen haben häufig große Ueberraschungen und Enttäuschungen gebracht. Daß fast die gesamte demokratische Presse, über 230 Zeitungen und darunter die bedeutendsten, namentlich auch alle New-Yorker Tagesblätter, sich von den Frei-Silber-Demokraten losgesagt haben und für die Goldwährung und treue Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen eintreten, würde unter anderen Umständen wohl ins Gewicht fallen, aber der Silberwahn hat so weite Kreise ergriffen und wird in so rücksichtsloser Weise von Demokraten, Populisten und Silveriten unter Hetzen gegen England im Besondern und das Ausland im Allgemeinen geschürt, daß sich dem gegenüber selbst die Macht der Presse als ohnmächtig erweisen könnte. Wenn die Golddemokraten, statt in Indianapolis besondere Candidaten aufzustellen, für Mac Kinley und Hobart eingetreten wären, so würden die Aussichten dieser Candidaten sich dadurch wesentlich gebessert haben; so kommen die sich auf die neuen Candidaten zersplitternden Stimmen nur der geschlossenen Silberpartei, d. h. Bryan, zu gut. Die persönliche Abneigung vieler der in Indianapolis versammelten Delegirten gegen Mac Kinley und dessen Zollpolitik, die sich auch in dem Programm der golddemokratischen Partei: „Goldwährung und keine hohen Schutzzölle" ausspricht, sowie die Annahme, daß eine einfache Anschlußerklärung an die Goldrepublikaner der Schwanengesang der alten demokratischen Partei sein würde, machen die dort gefaßten Beschlüsse verständlich, die, man könnte fast sagen leider, im Widerspruch zu dem von dem bedeutendsten demokratischen Organ New-Yorks, dem Dana'schen „Sun" ertheilten Rathe stehen, einfach für Mac Kinley zu stimmen, sich aller principiellen Erörterungen zu enthalten und sich damit freie Hand für die Zukunft zu wahren. Die Führer der demokratischen Partei in New-York, u. A. Senator Hill, haben sich noch nicht ausgesprochen; für sie ist die Entscheidung ein reines Handelsgeschäft geworden; sie werden bis zum letzten Augenblicke zögern und dann versuchen, die 36 Stimmen New-Yorks dem Candidaten zuzuwenden, der ihnen die weitestgehenden Versprechungen gemacht hat. Tammany-Hall hat sich zu den Silberdemokraten geschlagen.

Ueber die Aussichten der verschiedenen Candidaten sind in den Vereinigten Staaten selbstverständlich allerhand Berechnungen aufgestellt worden; republikanischerseits hofft man für Mac Kinley auf 245 Stimmen, d. h. eine Majorität von 21 Stimmen, während demokratische Berechnungen von vornherein 228 sichere Stimmen ohne die noch zweifelhaften für Bryan, d. h. 4 über die erforderliche Majorität, annehmen. Beide Mehrheiten sind so gering, daß ein Mißerfolg in einem Staate sie über den Haufen werfen würde.

Mit Ausnahme von Kansas hatten bei den Wahlen von 1888 und 1892 die Populisten in den ackerbauenden Staaten nur verschwindende Minoritäten. Des-

gleichen haben die letzten, am 1. September d. J. in Vermont, einem der ackerbauenden Staaten, abgehaltenen Staatswahlen (für Gouverneur u. s. w.) eine republikanische Mehrheit von 38 000 Stimmen ergeben; es ist also immerhin die Hoffnung vorhanden, daß der arbeitsame und ehrliche Farmer vor dem Bündniß mit den in letzter Linie alles Eigenthum bedrohenden Populisten und den demagogischen Machern der Silberpartei zurückschrecken und für Goldwährung mit allen ihren Consequenzen eintreten wird. Außerdem kommen alle Diejenigen stark in Betracht, die mit Einlagen bei Sparkassen und Versicherungsgesellschaften betheiligt sind. Nach amerikanischen, jedenfalls weit hinter den Thatsachen zurückbleibenden Berechnungen (denn sie lassen die Bau-, Vorschuß- und anderen Gesellschaften aus, die ihrem Charakter nach ebenfalls Sparkassen sind) betrugen 1895 die Sparkasseneinlagen über 7800 Millionen Mark (1700 Millionen mehr als 1890) und die Lebensversicherungen über 40 Milliarden Mark, d. h. den zehnfachen Betrag der französischen Kriegsentschädigung von 1871. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Leute, die für ihre Einlagen Gold gezahlt haben und Gold für dieselben zurückerwarten, für ein Programm und Candidaten stimmen werden, die ihnen nur entwerthetes Silber oder Papier in Aussicht stellen.

Wenn in dem am 3. November zur Entscheidung kommenden Wahlkampfe die Goldparteien siegen, so wird dies in erster Linie dem gesunden Sinne des Theiles der Bevölkerung, der von den wilden Hetzereien interessirter Demagogen unberührt geblieben ist, wie der Thatsache zuzuschreiben sein, daß die anständigen Leute wieder einmal thätig in die Wahlen eingegriffen haben. Die Erwählung des General Dix zum Gouverneur von New-York 1870 war ein solcher Sieg der anständigen Leute über die Corruption der Tammany-Partei, aber derartige Eingriffe der sonst dem Wahlgetriebe fernstehenden Classen sind zu selten und von zu kurzer Dauer, um durchgreifende Aenderungen und Besserungen herbeiführen zu können, deren die Vereinigten Staaten allerdings sehr bedürfen.

In den vorstehenden Auseinandersetzungen sind zwei Punkte unberührt geblieben, die Möglichkeit, daß bei der Präsidentenwahl durch die Wahlmänner keiner der aufgestellten Cadidaten die absolute Majorität erhalte, und die andere, daß ein silber-republikanisch-demokratisch-populistischer, resp. gold-republikanischer Präsident sich einem seiner Mehrheit nach der anderen Partei angehörenden Congresse und Senat gegenüber befinde. Beide Fälle sind sehr wohl denkbar, aber im Voraus absolut unberechenbar, da ein Theil der Congreß- und Staatswahlen unmittelbar vor und nach der Präsidentenwahl stattfindet, und bei denselben die sich widersprechendsten Verbindungen, wie z. B. auch zwischen Gold-Republikanern und Populisten, nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

Mit Bestimmtheit läßt sich nur das voraussagen, daß schon die Wahl Bryan's eine Panik und neben derselben die Wahl eines silber-demokratisch-populistischen Congresses und Senats einen finanziellen und industriellen Krach herbeiführen würden, wie ihn die Welt bisher kaum erlebt haben dürfte. In Deutschland haben wir, abgesehen von dem unvermeidlichen Rückschlage, unter dem auch unsere Industrie und Handel leiden würden, wenig Veranlassung, uns für das Schicksal der Vereinigten Staaten zu erwärmen; man hat dort längst die Dienste vergessen, die Deutschland auch in finanzieller Beziehung der Union während ihres Kampfes gegen die Südstaaten geleistet hat. Wohl aber ist es wünschenswerth, daß wir aus den praktischen Erfahrungen, die sich dort an einen Sieg der Silberparteien knüpfen würden, lernen mögen, ohne es am eigenen Vaterlande zu erproben, daß die alten Wahrheiten noch immer zu Recht bestehen, d. h. daß bei dem Vorhandensein verschiedenwerthiger Umlaufsmittel, die besseren aus dem Verkehr verschwinden und nur die schlechteren zurückbleiben, und daß schlechteres Geld immer höhere Preise *aller* Bedürfnisse und langsamer steigende Löhne, bei Zunahme der Agiotage, d. h. Noth und Elend der großen Masse des Volks im Gefolge haben muß.

Anfang September 1896. M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Der Besuch, den der Zar und seine hohe Gemahlin dem deutschen Kaiserpaare in Schlesien abgestattet, war eine neue Bestätigung der herzlichen Beziehungen, die zwischen den beiden Fürstenhäusern bestehen. Ebenso wurde durch die Besprechungen, die zwischen den leitenden deutschen und russischen Staatsmännern stattfanden, deren völlige Uebereinstimmung sowohl in Bezug auf die Gesammtlage als auch hinsichtlich aller gegenwärtig schwebenden Fragen festgestellt. Wie eifrig auch die französischen Blätter jetzt bereits im Hinblick auf den im October bevorstehenden Zarenbesuch den überschwänglichsten Erwartungen von einem französisch-russischen Zukunftsbündnisse Ausdruck verleihen, kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Auslandsreise des Kaisers Nicolaus II. in ihrer Gesammtheit als eine Friedensbürgschaft aufgefaßt werden muß. „Möge eine vertrauensvolle Freundschaft der Herrscherhäuser für immer das Wahrzeichen sein, unter welchem Deutschland mit Rußland sich in friedlicher, gemeinsamer Arbeit der Erfüllung ihrer Culturaufgaben widmen können."

In diesen ebenso knappen wie bezeichnenden Worten faßte der „Deutsche Reichsanzeiger" die Bedeutung des Zarenbesuches zusammen. Kaiser Wilhelm II. begrüßte dann in dem Trinkspruche, den er bei dem Festmahle in Breslau am 5. September auf das Wohl des Zaren und seiner hohen Gemahlin ausbrachte, diesen als Träger alter Traditionen und Hort des Friedens auf dem Boden, auf dem einst der Ahnherr des Kaisers von Rußland mit König Friedrich Wilhelm III. zusammengewesen ist. An die historische Ueberlieferung knüpfte der Zar auch seinerseits an, indem er in seiner Erwiderung versicherte, daß er von denselben „traditionellen Gefühlen" wie Kaiser Wilhelm beseelt sei. Die „vertrauensvolle Freundschaft" der beiden Herrscherhäuser, die auch für die Zukunft das Wahrzeichen bleiben soll, hat gerade in jüngster Zeit neue Bürgschaften erhalten, so daß in der That die gemeinsame Arbeit bei der Erfüllung der Culturaufgaben betont werden konnte. Es braucht nur an das Verhalten Deutschlands bei Gelegenheit des chinesisch-japanischen Krieges erinnert zu werden, als es sich der diplomatischen Action Rußlands in Tokio anschloß, und die beiden Mächte gemeinsam mit Frankreich die Japaner zu einem den festländischen Besitzstand China's nicht verletzenden Frieden mit diesem Lande bestimmten. Ohne eine solche versöhnliche Lösung wären sicherlich im fernen Osten Gegensätze entfesselt worden, die, abgesehen selbst von den wirthschaftlichen Folgen, auch auf die gesammte Politik der europäischen Mächte eine Rückwirkung ausgeübt hätten. Nicht minder hat der enge Anschluß Deutschlands an Rußland in der kretischen Angelegenheit den Beweis erbracht, daß beide Länder keineswegs entgegengesetzte Interessen haben, und daß auch Deutschlands Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn und Italien, ohne die geringste Einbuße zu erleiden, dieselbe Verhaltungslinie beobachten können.

Wie bedeutsam das Zusammengehen aller Großmächte, das europäische Concert, in der kretischen Angelegenheit und später aus Anlaß der Blutthaten in Konstantinopel gewesen ist, erhellte insbesondere aus dem allgemein gehegten Vertrauen, daß trotz aller Wirren auf Kreta und in der türkischen Hauptstadt die Zuversicht, der europäische Frieden würde keine Störung erleiden, vorherrschend blieb.

Hierzu trug an erster Stelle die klar vorgezeichnete Haltung der Mächte des Dreibundes, sowie Rußlands und Frankreichs bei. Gewann es eine Zeitlang den Anschein, als ob England, nachdem es gegenüber dem Vorschlage der Blockade Kreta's ablehnend geblieben war, auch fernerhin seine eigenen Wege gehen wollte, so konnte sich das Kabinet Salisbury doch sehr bald nicht verhehlen, daß durch die Verzögerung einer angemessenen Lösung nur die christliche Bevölkerung der Insel schwer geschädigt werden würde. Daß in Griechenland sich Bestrebungen im Sinne der Vereinigung Kreta's mit diesem Lande geltend machten, durfte für die europäischen Regierungen um so weniger in Betracht kommen, als die orientalische Frage in ihrer Gesammtheit sofort aufgerollt worden wäre, falls man mit der Vertheilung türkischen Gebietes begonnen hätte.

So muß es als ein glücklicher Ausgang der Wirren auf Kreta bezeichnet werden, daß in Folge des diplomatischen Eingreifens der Mächte der Sultan der Insel Zugeständnisse weitgehender Natur gemacht hat, die der Bevölkerung gewissermaßen die Autonomie sichern, so daß die Mohammedaner sich nunmehr zu Protesten veranlaßt fühlten. Waren die Beschwerden der christlichen Bevölkerung Kreta's um so mehr gerechtfertigt, als sie sich auf den mit der Pforte seiner Zeit versicherten Vertrag von Chaleppa stützten, so erwies sich das revolutionäre Vorgehen einer Anzahl Armenier in Konstantinopel von Anfang an als ein Putsch, zu dessen Unterdrückung mit Waffengewalt die türkische Regierung sicherlich berechtigt gewesen wäre. Die Ausrüstung mit Bomben ließ gleichfalls die Schaar Armenier, die in die Ottomanische Bank eindrangen, in der Beleuchtung aufrührerischer Verschwörer erscheinen. Die türkische Regierung lud aber eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, als sie es ruhig geschehen ließ, daß in den Straßen Konstantinopels Armenier, die mit dem von einer geringen Anzahl inscenirten Putsche gar nichts zu schaffen hatten, ermordet wurden. Mit Recht verlangten daher die Vertreter der Großmächte, daß solchem jeder Civilisation Hohn sprechenden Treiben Einhalt geboten und weiteren Ausschreitungen vorgebeugt würde, zumal triftige Gründe für die Annahme vorlagen, daß das Blutvergießen von Anfang an organisirt war, und diese Organisation den Polizeiorganen gar nicht verborgen bleiben konnte. Die türkische Regierung, die in der kretischen Angelegenheit das Entgegenkommen der Mächte und jedenfalls deren guten Willen kennen gelernt hat, den Zerfall des ottomanischen Staatengebildes zu verhüten, wird sich nicht der gebieterischen Pflicht entziehen können, nicht bloß für die dauernde Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung in Konstantinopel Sorge zu tragen, sondern auch einen Sicherheitsdienst zu schaffen, der in zuverlässigerer Weise als bisher den Schutz von Leben und Eigenthum der Nicht-Türken zu gewährleisten vermag.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß Rußland, dem früher insbesondere in den orientalischen Angelegenheiten selbstsüchtige Zwecke zugeschrieben zu werden pflegten, wie in der kretischen Frage, nicht minder aus Anlaß der Greuel in der türkischen Hauptstadt an seiner maßvollen, die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens anstrebenden Politik festgehalten hat. Mit Fug wird auch angenommen, daß durch das jähe Hinscheiden des Ministers des Auswärtigen, Fürsten Lobanow, ein Wechsel in dieser Politik keineswegs herbeigeführt werden wird. Der in Paris erscheinende „Nord", der sich selbst als Organ der „französisch-russischen Politik und Interessen" bezeichnet, erinnert daran, daß die innere oder auswärtige Politik Rußlands von keinem Beamten abhängt, wie hoch dieser auch gestellt sein möge, sondern ganz ausschließlich vom Zaren. Immerhin verbürgte die Persönlichkeit des Fürsten Lobanow, daß der Kaiser von Rußland bei seinen friedfertigen Bestrebungen in

ihm einen zuverlässigen Vermittler seiner Absichten und Pläne gefunden hatte. So vermochte der nunmehr hingeschiedene russische Staatsmann als Botschafter in Wien alle Spitzen umzubiegen, so daß die österreichisch-russischen Beziehungen nichts zu wünschen übrig ließen. Fürst Lobanow war es denn auch, den Kaiser Wilhelm II. zum Nachfolger des Grafen Paul Schuwalow auf dem Berliner Botschafterposten ernannt zu sehen wünschte, als dieser langjährige Vertreter des Zaren an Stelle des zum Generalfeldmarschall ernannten Generals Gurko den Posten des Generalgouverneurs von Warschau übernahm. Durch den Tod des früheren russischen Ministers des Auswärtigen von Giers wurde die Erfüllung des vom deutschen Kaiser gehegten Wunsches verhindert, Fürst Lobanow erhielt das Portefeuille des Auswärtigen, das er mit diplomatischem Geschicke und Tacte verwaltete, bis ihn in diesen Tagen bei der Rückkehr von Wien, wohin er den Zaren begleitet hatte, der Tod ereilte. Als eine bedauerliche Fügung durfte es bezeichnet werden, daß Graf Paul Schuwalow, der noch unter dem ersten Eindrucke der Trauerbotschaft vom Hinscheiden des Fürsten Lobanow als Candidat für dessen Nachfolgerschaft genannt wurde, gerade zu derselben Zeit von einem Schlaganfalle betroffen worden war. Erfreulicher Weise gestatteten die späteren Nachrichten die Hoffnung, daß Graf Schuwalow, der während seines Berliner Aufenthaltes zahlreiche Sympathien gewonnen hat, wieder genesen wird. Nur wird er sich wohl in höherem Maße Schonung auferlegen müssen, so daß er als Nachfolger des Fürsten Lobanow kaum noch in Betracht kommen kann. Die Wahl des Zaren wird aber unzweifelhaft auf eine Persönlichkeit fallen, die den friedlichen Absichten des Kaisers Nicolaus II. in vollem Maße entspricht.

Ueberraschend wie die Nachricht vom Tode des Fürsten Lobanow traf auch diejenige vom Hinscheiden des Sultans von Zanzibar ein. Die Nebenumstände, die sich an diesen Vorgang knüpfen, sind so charakteristisch, daß der der französischen Regierung nahe stehende „Temps“ ihnen innerhalb weniger Tage zwei Leitartikel widmen zu müssen glaubte. „Une succession disputée à Zanzibar“ lautet die Ueberschrift des ersten, der mit der sarkastischen Bemerkung beginnt, daß die Mortalität, die seit einiger Zeit in der Dynastie der Sultane von Zanzibar herrsche, etwas Erschreckendes habe, da in weniger als acht Jahren fünf Sultane der Reihe nach auf dem Throne gewesen wären. Der Versuch Saïd Khalid's, im Gegensatze zu dem englischen Protectorate den Besitz des Sultanats zu erlangen, das durch den Tod Hammeds ben Teraïn erledigt war, scheiterte zwar sehr bald, da Khalid durch die englischen Kanonen aus dem in Grund und Boden geschossenen Palaste vertrieben wurde; es gelang dem „Prätendenten“ jedoch, in das deutsche Consulat zu flüchten. Während nun früher hier und da die Behauptung aufgestellt wurde, daß Deutschland in Zanzibar auf alle Rechte verzichtet habe, zeigte sich jetzt, daß die abgeschlossenen Verträge der englischen Regierung durchaus nicht so weitgehende Befugnisse einräumen. Der deutsche Consul lehnte denn auch die Auslieferung Khalid's ab, da es sich nur um politische Vorgänge, nicht aber um ein Verbrechen oder Vergehen des gemeinen Rechts handelt. Von deutscher Seite konnte auch darauf hingewiesen werden, daß die englische Regierung in gleichem Falle genau ebenso verfahren sein würde. An den Machtverhältnissen auf Zanzibar wird allerdings durch diesen englisch-deutschen Zwischenfall nichts geändert; England war, auf das Protectorat gestützt, in der Lage, einen ihm genehmen Sultan zu ernennen. Andererseits liegt es der deutschen Regierung durchaus fern, auch nur im geringsten die von Khalid geltend gemachten Ansprüche zu unterstützen; vielmehr kam es lediglich auf die Wahrung des Asylrechts und der vertragsmäßig zustehenden Befugnisse in Zanzibar an. Wenn aber in englischen Blättern unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode des früheren Sultans die Umwandlung des Protectoratsverhältnisses in unbeschränkten Colonialbesitz verlangt wurde, so wird diese nicht bloß durch die bestehenden Verträge verhindert, sondern sie läge gar nicht im Interesse Englands. Der Grund, den der „Temps“ hierfür angibt,

ist freilich charakteristisch genug. „Augenblicklich," schreibt das Pariser Blatt, „wird die englische Hegemonie in der Form eines Protectorats durch das Foreign office und dessen Agenten verwirklicht. Dieser modus operandi hat große Vortheile, insbesondere als Uebergangsmaßregel, was z. B. die Einrichtung der Sklaverei betrifft, die unter einer eingeborenen Dynastie blüht, von einem unmittelbar englischen Régime jedoch nicht geduldet werden könnte."

Kann sich die englische Regierung nicht der Wahrnehmung verschließen, daß sie gerade in Afrika noch viele Schwierigkeiten überwinden muß, wobei insbesondere die Verhältnisse im Süden des nicht mehr die Bezeichnung „dunkel" verdienenden Erdtheils in Betracht kommen, so hat auch Spanien neuerdings noch mehr als bisher mit colonialen Sorgen zu kämpfen. Vergeblich waren allem Anscheine nach die Opfer an Gut und Blut, die für die Unterdrückung des Aufstandes auf Cuba gebracht worden. Trotz den unablässigen Verstärkungen der spanischen Expeditionstruppen, trotz des Wechsels im Generalcommando, das an Stelle des Marschalls Martinez Campos der durch seine rücksichtslose Entschlossenheit bekannte frühere Generalcapitän von Catalonien, General Weyler, übernahm, ist es keineswegs gelungen, auch nur in einer einzigen Provinz der großen Antille des Aufstandes Herr zu werden. Immer mehr verwickelte sich die Lage zu Ungunsten der Spanier durch die Unterstützung, die den Aufständischen von den Vereinigten Staaten von Amerika zu Theil wurde. Officiell konnten die Unionsregierung und deren diplomatische Vertreter allerdings ihre Neutralität versichern; auch wurde dann und wann mitgetheilt, daß ein Schiff mit Flibustiern oder Kriegscontrebande an Bord an der Abfahrt aus einem Hafen der Vereinigten Staaten verhindert worden wäre. Amerikanische Blätter betonen zugleich, daß nicht die Annexion Cuba's, sondern dessen Unabhängigkeit im Interesse der Union läge. Durch die Lostrennung der „Perle der Antillen" vom spanischen Mutterlande würde aber jedenfalls der spätere Anschluß der Insel an die Vereinigten Staaten kraft des „Gesetzes der Schwere" vorbereitet, während Spanien zugleich seine ohnehin gefährdete Großmachtstellung einbüßen müßte. Nimmt doch auch die aufständische Bewegung auf den Philippinen immer größeren Umfang an, so daß sich nicht mehr absehen läßt, wie der Bedarf an Expeditionstruppen gedeckt werden soll, nachdem auf Cuba noch weit mehr durch das gelbe Fieber und andere Krankheiten als durch die Aufständischen die spanischen Streitkräfte decimirt worden sind. Hierzu kommt die Erregtheit im Mutterlande, die bereits an verschiedenen Punkten in Versuchen, die Abfahrt neuer Truppen zu verhindern, zum Ausdrucke gelangt ist.

Das Gesammtbild erscheint um so düsterer, als auf der einen Seite die Anarchisten, auf der anderen Carlisten und Republikaner die bestehenden Einrichtungen gefährden, während zugleich die vor einiger Zeit von dem Marques de Cabriñana hinsichtlich der städtischen Verwaltung Madrids enthüllte Corruption, die sich auf noch viele andere Zweige der Administration in der Hauptstadt, sowie im Lande selbst erstreckt, den gegen das herrschende Régime gerichteten Bestrebungen Vorschub leistet. Anstatt mit fester Hand zuzugreifen, hat der leitende Staatsmann Canovas del Castillo sich damit begnügt, daß die durch die Enthüllungen des Marques de Cabriñana bloßgestellten Mitglieder des Cabinets aus diesem ausschieden, ohne jedoch die politische Schaubühne zu verlassen. Nicht minder trifft die conservative Regierung die Verantwortlichkeit dafür, daß versäumt worden ist, durch durchgreifende Reformen auf Cuba sowie auf den Philippinen der aufständischen Bewegung ein Paroli zu biegen. So muß auch in Spanien dem Ausfalle der (an anderer Stelle der „Deutschen Rundschau" von competenter Seite erörterten) Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika mit Besorgniß entgegengesehen werden, da es leicht geschehen könnte, daß dann die Unterstützung der cubanischen Aufständischen sich sogar offen hervorwagen darf.

Inzwischen regen sich jenseits der Pyrenäen die Carlisten und die Republikaner, von denen die Ersteren nach eingehenden Mittheilungen des „Temps" insbesondere

in den Provinzen Navarra, Alava, Biscaya und Guipuzcoa, sowie im Ebro-Thale ihre Agitation betreiben, deren Fäden in der Hauptstadt selbst zusammenlaufen. Das Pariser Blatt läßt sich zugleich melden, daß die Carlisten auf das Wohlwollen des Primas von Spanien, des Cardinal-Erzbischofs von Toledo, Mgr. Monescillo, zählen. Sollte jedoch Cuba für Spanien verloren gehen, so fehlt es jetzt bereits nicht an Anzeichen, daß die republikanische Bewegung sich in erhöhtem Maße geltend machen würde, zumal dann die zahlreichen unzufriedenen Elemente gegenüber der geschwächten Staatsgewalt, die sich weder auf eine starke Armee noch auf einen innerlich gesunden Beamtenstand zu stützen vermöchte, auf Erfolg rechnen könnten.

Mußte in Italien während des unglücklichen Verlaufes der abessinischen Expedition gleichfalls das Gefühl vorherrschen, daß die Colonialpolitik allzu große Opfer erheischte, so darf nunmehr trotz allen Ausstreuungen in Bezug auf angeblich kriegerische Absichten des Negus von Abessinien, Menelik, gehofft werden, daß die Colonie Eritrea gesichert ist, nachdem General Baldissera die Provinz Tigreh geräumt hat. Desgleichen ist entgegen früheren, mannigfach gehörten Behauptungen, nach denen die russische Regierung den Schoanern im Kampfe gegen die Italiener Vorschub leisten werde, inzwischen durch die Verlobung des Kronprinzen von Italien mit der Prinzessin Helene von Montenegro erhärtet worden, daß Kaiser Nicolaus II. von Rußland, dessen Sympathien für das montenegrinische Fürstenhaus bekannt sind, vielmehr eine durchaus wohlwollende Gesinnung für die Casa Savoia hegt. Der Zar selbst war es, der sich von Anfang an für die Verbindung des Prinzen von Neapel mit dem Pathenkinde des Kaisers von Rußland interessirte. Die Entscheidungen auf dem Gebiete der hohen Politik werden allerdings durch solche sentimentale Anwandlungen kaum beeinflußt werden. Ausgeschlossen erscheint jedoch, daß Nicolaus II., dessen Loyalität außer jedem Zweifel steht, die Pflichten der Neutralität gerade in einem Falle verletzen könnte, durch den das ihm nahe stehende montenegrinische Fürstenhaus mittelbar berührt würde.

In Folge der brasilianischen Vorgänge, bei denen italienische Staatsangehörige durch den Pöbel in Rio de Janeiro und an anderen Punkten der südamerikanischen Republik verfolgt und schwer beleidigt wurden, drohen allem Anscheine nach auch keine ernsthaften Verwicklungen. Allerdings hat sich die brasilianische Regierung sehr schwach erwiesen, indem sie in der nach Völkerrecht durchaus klaren Frage der Entschädigungen, die von Italien wegen der durch die früheren Unruhen veranlaßten Verluste seiner Staatsangehörigen geltend gemacht worden waren, im Parlamente den berechtigten Ansprüchen derselben nicht endgültige Anerkennung zu verschaffen vermochte. Allen Anschauungen von Civilisation mußte es aber zuwiderlaufen, als dieselbe Regierung es dann geschehen ließ, daß gegen die Italiener überdies noch blutige Ausschreitungen inscenirt wurden. Obgleich die Absendung eines besonderen diplomatischen Vertreters Italiens, dessen Vorstellungen eine Anzahl Kriegsschiffe in den Gewässern der südamerikanischen Republik den erforderlichen Nachdruck geben wird, keineswegs als Symptom kriegerischer Complicationen angesehen werden darf, muß doch der Erwartung Ausdruck verliehen werden, daß die brasilianische Regierung nicht bloß volle Genugthuung für die völkerrechtswidrigen Gewaltthätigkeiten gegen Ausländer gewähren, sondern auch ausreichende Bürgschaften für die Zukunft bieten werde.

Literarische Rundschau.

Haeckel's Phylogenie.

[Nachdruck untersagt.]

Systematische Phylogenie. Entwurf eines natürlichen Systems der Organismen auf Grund ihrer Stammesgeschichte. Von Ernst Haeckel. Erster Theil: Systematische Phylogenie der Protisten und Pflanzen. Dritter Theil: Systematische Phylogenie der Wirbelthiere. Berlin, G. Reimer. 1894 und 1895.

Das neue, umfassende Werk Haeckel's — recht eigentlich das Fundamentalwerk seines Lebensabends — gehört zu den Büchern, die gewissermaßen schon ihre Geschichte hatten, noch ehe sie geschrieben waren. Seit Jahrzehnten drängte in der Arbeit des Verfassers Alles darauf hin, und indem das Werk reifte, vollzog sich zugleich ein später Anschluß an das erste, das Haeckel's Namen hoch gebracht hat. Vor dreißig Jahren ist im gleichen Verlage das große Jugendwerk Haeckel's erschienen, die „Generelle Morphologie der Organismen", die erste Formenlehre der belebten Welt, die aufgebaut war auf der eben durch Darwin entscheidend reformirten Lehre von der allmäligen geschichtlichen Entwicklung der Thier- und Pflanzenarten auf der Erde. Das Buch ist heute längst vergriffen. Aber in antiquarischen Katalogen findet man es hin und wieder mit einer ungeheuerlichen Preisziffer vermerkt, die den Beweis liefert, wie gesucht es noch ist. Es theilt dieses Schicksal mit ein paar Werken aus anderen Literaturzweigen, die ebenfalls noch immer dringlich gebraucht werden, obwohl der Buchhandel sie uns hartnäckig verweigert: mit Vischer's Aesthetik und der ersten Bearbeitung von Keller's „Grünem Heinrich". Die „Generelle Morphologie" war ein stärkeres und weiter angelegtes Buch als eine gewöhnliche Naturgeschichte. Sie war das Manifest einer Weltanschauung, die als solche nicht eigentlich neu war, aber die doch gleichsam hier einen neuen Schwerpunkt gewonnen hatte, der eine ganz anders befestigte Position versprach. Bei Darwin selbst war das lange nicht in dem Maße zugespitzt, zumal nicht in seinem ersten Buche. Und in diesem Sinne ist es nicht ohne Weiteres richtig, wenn man in Haeckel, von seinem ersten Auftreten an, nur den Schüler und Vervollständiger Darwin's sieht. In dem Deutschen arbeitete noch eine unabhängige Geisteswelle sich empor, eine specifisch deutsche. Es ist kein Zufall, daß der Titel des Werkes gerade an das Wort „Morphologie" anknüpft. Heute ist es, Dank so reicher Bemühung um Goethe's naturwissenschaftliche Versuche und „Vorahnungen", wohl auch schon im weiteren Kreise bekannt, wie das Wörtchen „Morphologie" nach Weimar weist. Und wie immer man Goethe's einzelne Aussprüche deuten mag: im Ganzen ist doch kein Zweifel mehr, daß schon für ihn seine Morphologie der Organismen ebenfalls eine „generelle" war, daß er an eine Umformung des Lebendigen, an eine emporsteigende Entwicklungskette geglaubt hat. So durfte, obwohl augenblicklich angeregt durch Darwin, der deutsche Forscher über dreißig Jahre nach Goethe's Tode doch in seiner Art einen Faden weiter spinnen, der sicherlich aus dem Tiefsten echt deutscher Gedankenarbeit, nämlich aus der Gedanken-

arbeit Goethe's selbst, herauf kam. Im Engeren dann wieder war die entscheidendste Idee, die Haeckel selbständig schon in seinem ersten Werke an das Hypothesengebäude Darwin's anschloß, nur glückliche Ausgestaltung eines Gedankens, der gerade in der deutschen Naturphilosophie — wenn auch damals wirr und unbeholfen — schon einmal eine Rolle gespielt. Was dort wie traumhaft und in unklarem Prophetenton aufgetaucht war: der Parallelismus, der (wenigstens in zahlreichen Fällen) zwischen der Entwicklung des Einzelwesens im Ei und dem Emporgang seiner Ahnenstufen besteht, die seltsame „Wiederholung" der Stammesgeschichte in der Keimesgeschichte — das faßte Haeckel in prägnante Definitionen, die heute im weitesten Umfange sich das Bürgerrecht in der gesammten Fachforschung erworben haben. Damals (1866), als die „Generelle Morphologie" erschien, hatte man allerdings im Laienkreise wenig Verständniß gerade für diese großen Züge des Werkes. Es war das Entscheidende in ihm, daß hier Ideen, die nun bald ein Jahrhundert lang vage in deutschen Denkerköpfen gespukt hatten, zum ersten Male mit dem Fleisch und Blut wirklichen wissenschaftlichen Beweismaterials umkleidet wurden, und daß ihre allgemein verschwimmenden Schlagworte in unzweideutig scharfe Fachausdrücke umgemünzt wurden. Aber damit eben wurde auch das Buch dem größeren Leserkreis ein „Fachbuch". Im Fache selbst sollte es vom Tage seines Erscheinens an eine unabläßige Wühlarbeit beginnen, die unter hundert Kämpfen schließlich doch zu einem sehr sicheren Siege geführt hat. Draußen hätte es allein nie Lärm gemacht. Der Sinn des Verfassers aber, der seinen Stoff so groß, so als wahre Culturaufgabe weit über die Grenzen von Zoologie und Botanik hinaus gefaßt zu haben glaubte, ging auch auf eine große Wirkung. So sah sich Haeckel genöthigt, in einer Reihe folgender kleinerer Arbeiten nun doch seine große reformatorische Schöpfung in *populäre* Form zu gießen. Es entstanden die allbekannten Bücher: die „natürliche Schöpfungsgeschichte", die „Anthropogenie", die „gesammelten Vorträge" u. s. w. Nun flog Staub genug auf überall. Die Polemik zog sich bis an die auffälligsten Stellen unseres ganzen Culturlebens. Man weiß, wie Haeckel gefochten hat, wie er angefeindet worden ist unter allen denkbaren Feldzeichen — und man weiß, denke ich, ziemlich allgemein doch auch jetzt, zu dieser Stunde und nach dreißig Jahren solchen Kampfes, daß man in dem Manne, ob man nun ganz oder halb oder gar nicht mit ihm ging, doch eine Art Culturmacht hat anerkennen müssen und hinter dieser eine Persönlichkeit, über deren lauteres Streben zum Höchsten und Edelsten menschlicher Geistesbethätigung schlechterdings kein Zweifel ist. Bei alledem haben die populären Bücher Haeckel's aber doch eine gewisse Gefahr mit sich gebracht. Die erste Auflage der „Schöpfungsgeschichte" (1868) war noch relativ deutlich eine allgemein verständliche „Verdeutschung" der grundlegenden „Morphologie" selbst, und das exacte Beweismaterial für ihre mehr oder minder kühnen Neuerungen und Verallgemeinerungen konnte dort immerhin nachgelesen werden von dem, der es ernst mit der Sache nahm. In der Folge ging das nicht mehr an. Die „Generelle Morphologie", niemals neu aufgelegt, veraltete gerade im Einzelmaterial außerordentlich rasch — nach Art solcher Pionierarbeiten, die einem unberechenbaren Fortschritt die Bahn frei legen; Haeckel selbst, in seinen Specialforschungen, hat am allermeisten dazu beigetragen. Die populären Bücher dagegen erlebten Auflage um Auflage und wurden, entsprechend dem aus tausend Detailschriften der Fachgebiete dem Autor bekannten Fortgang, immer wieder ergänzt, bis sie sich selbst nicht mehr ähnlich sahen, und der Rückhalt, den Anfangs die „Morphologie" geboten, so gut wie vollständig illusorisch geworden war. In diesem Stadium, das jetzt auch wieder ungefähr zwanzig Jahre andauert, ist besonders der Haeckel'schen „Schöpfungsgeschichte" in steigendem Maße der Vorwurf gemacht worden, daß sie Hypothesen, die von fachmännischer Seite noch gar nicht übersichtlich und discussionsfähig dargelegt seien, bereits für die incompetente Masse popularisire und auf Treu' und Glauben wie echtes Forschungsmaterial weiter gebe. Die Art, wie die Vorwürfe angebracht wurden, war vielfach eine herzlich kleinliche,

und in den wenigsten Fällen sind sich die Tadler klar darüber gewesen, wie selten in den geschichtlichen Theilen unserer modernen Naturwissenschaft (z. B. in der Geologie) überhaupt bereits irgend etwas „fest" steht — so daß, wollte man sich auf diesen Begriff steifen, das ganze Populariſiren am Ende erst einem späteren Jahrhundert überlassen werden müßte. Aber so viel blieb doch richtig, daß in den systematischen Abschnitten und genealogischen Tabellen dieser Bücher ein gut Theil Behauptungen als solche einfach dastanden, für die eine genauere Begründung einstweilen nur in Haeckel's Kopf existirte. Es fehlte eben ein Buch aus seiner Feder, das sich zu den vielgelesenen schönen Volksbüchern verhielt wie etwa in Humboldt's alten, ewig mustergültigen „Ansichten der Natur" die Anmerkungen zum Text. Obwohl oft danach begehrt wurde, ließ diese Arbeit, die man sich gern unter dem Bilde einer neuen Auflage der „Generellen Morphologie" ausmalte, immer und immer wieder auf sich warten. Vor zwei Jahren erklang in Jena der laute Festesjubel zu Haeckel's sechzigstem Geburtstage, eine um so lebhaftere und liebenswürdigere Kundgebung, als wenig früher der Streit um seine Naturanschauung bei gegnerischer Seite wohl die denkbar gehässigste und undankbarste Form angenommen hatte. Als Haeckel hier in bescheidener Rede die Summe seines reichen Lebens zog, mag ihm selbst der Gedanke gekommen sein, daß es nun wirklich Zeit sei, auch jenes nothwendige Buch hervortreten zu lassen. Es wurde keine Neubearbeitung der „Morphologie" im Ganzen, sondern nur eine reife Ausführung ihres wichtigsten Capitels: des natürlichen Systems. Bis heute liegen zwei starke Bände vor, der erste und dritte; der zweite, „Die wirbellosen Thiere" (Haeckel's eigenstes Forschungsgebiet) fehlt noch. Der Umfang allein sagt schon, wie die Dinge sich seit 1866 geändert haben: die „Generelle Morphologie" ist heute aus einem Programm zu einer großen, blühenden Wissenschaft geworden, deren Resultat in knappster Fassung allein ein paar Bände füllt.

Es ist mir Bedürfniß gewesen, den Leser auf das Entscheidende hinzuweisen, was bei dem neuen Werke Haeckel's für nichtfachmännische Kreise in Frage kommt. Die Debatte über die Detaildinge des Buches gehört selbstverständlich nicht hierher. Aber wer fortan gegen Haeckel's System kämpfen will, der muß sich mit diesem Buche auseinandersetzen, das nunmehr wieder das eigentliche starke Rückgrat bildet zu den allverbreiteten populären Schöpfungen seiner Feder. Ich glaube, daß daneben allerdings auch die Zahl Derer immerhin nicht gering sein wird, die im Guten und zum Zweck wirklicher Aneignung über die „Schöpfungsgeschichte" hinaus greifen werden nach diesem zusammenfassenden Lebenswerk des Verfassers. Der Erfolg, den Haeckel's volksthümliche Schriften errungen — in gewissem Sinne, bei der Schwere des Stoffes (man denke nur an die Embryologie in der „Anthropogenie"), wohl der mächtigste Erfolg auf populär-naturwissenschaftlichem Gebiete seit Humboldt's „Kosmos" — kam zum Theil auf Rechnung seines schlicht klaren Stils. Dieser Stil verleugnet sich auch in keiner Zeile dieses Buches, und wenn ich von Fremdwörtern absehe, so möchte ich sagen, daß gerade darin Humboldt und Haeckel sich frappant ähneln, daß sie durch lange Schulung beide allmälig völlig verlernt haben, anders als gleichmäßig „gut", also auch für jeden ästhetisch Gebildeten „populär" zu schreiben. Ebenso wenig verleugnet sich die Höhe des Standpunktes. In das System der Organismen, das vor uns aufgezimmert wird, gehört ja nach Haeckel's Auffassung auch der Mensch. Das bedingt von selbst den unabläſſigen Ausblick auf das Höchste irdischer Entfaltung. Die letzten fünfzig Seiten des dritten Bandes geben dieser „Anthropogenie" in der ganzen Fülle ihrer Bedeutung beredten Ausdruck. Noch eins sei hervorgehoben: das Buch ist mit bewußter Absicht nahezu vollkommen ohne Polemik geschrieben. Es vermeidet geradezu, Namen zu nennen. Man fühlt, wie sehr es in jeder Faser dem Autor ein Rechnungsabschluß ist, bei dem er allein sein will. Es ist die Einsamkeit der vollkommenen Reife, die daraus spricht. Bücher, die solcher Reife entspringen, pflegen selber nicht allein zu sein.

Wilhelm Bölsche.

βλ. **Du Contrat social.** Par J. J. Rousseau. Édition comprenant avec le texte définitif les versions primitives de l'ouvrage etc., une introduction et des notes par Edmond Dreyfus-Brisac. Paris, Alcan, Éditeur. 1896.

Der Herausgeber, Chefredacteur einer internationalen Unterrichts-Zeitschrift, hat sich der verdienstlichen Mühe unterzogen, die Originalentwürfe des Socialcontracts mit zahlreichen Noten aus J. J. Rousseau's sonstigen Schriften und einschlägigen Citaten aus Plato, Aristoteles, Hobbes, Locke, Montesquieu u. s. w. zu versehen. Die Ausstattung des Werkes ist tadellos, die Bewunderung des Jüngers für den Propheten des Naturrechts ungemessen, obwohl auch er bekennen muß, daß die von ihm verkündeten Theorien keinen Anspruch auf Originalität besitzen. Dafür werden Rousseau's Kritiker „als lästige, giftsprühende Tintenklexer" zum Schweigen verurtheilt, da es sich nicht der Mühe lohne, „mit dem blinden Haß insolenter Aristarchen" zu streiten. Diese Aristarchen heißen bekanntlich Burke, Gentz, Stahl, Tocqueville, Maine, die Schöpfer der Constitution der Vereinigten Staaten, und die großen Staatsmänner des 19. Jahrhunders ohne Ausnahme, die auf Grund des historischen Rechtes ihre Nationalitäten wieder aufgerichtet haben. Die Taktik, welche sich der Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit so unbequemen Gegnern durch anonyme Impertinenzen entzieht, verdient in Bezug auf Vereinfachung der Schwierigkeiten unbedingtes Lob. Wohin wäre Herr Dreyfus-Brisac gerathen, wenn er den Staatsrechtslehrern und Politikern hätte Rede stehen wollen, die der Allmacht der Zahlen und dem Dogma der politischen Gleichberechtigung nichts Anderes als die Alternative entgegenzustellen vermögen, ob künftig die Welt durch ihre Intelligenz oder durch ihre Unwissenheit beherrscht werden solle? In der Praxis stehen die Dinge ja ungleich günstiger für den Verkünder des Socialcontractes, und insbesondere hat Frankreich nicht gezögert, zu wiederholten Malen seiner Führung sich anzuvertrauen. Das erste Mal 1793, wo der Convent aus allgemeiner, directer Wahl hervorging; das zweite Mal 1848, als der Sprung von einer Wählerschaft von 225 000 Wahlberechtigten zum allgemeinen Stimmrecht gewagt wurde; das dritte Mal nach dem Staatsstreich vom 2. December, unter dem corrigirenden Einfluß des Cäsarismus. Das vierte derartige Experiment steht bevor. Zu den Segnungen, die Frankreich seinen demokratischen Gebietern verdankt, gehört unter Anderem das Anwachsen der Staatsschuld von 12 Milliarden Francs im Jahre 1852 auf 32 Milliarden im Jahre 1892, wofür die Interessen — etwa 1250 Millionen — diejenigen der englischen Staatsschuld um das Doppelte übersteigen. Im Zeitraum von 1870—1894 sind vierunddreißig verschiedene Ministerien einander gefolgt; „J. J. Rousseau," ruft triumphirend Herr Dreyfus, „hat gesiegt: er wollte die Revolution zuerst und dann die Republik." Die Kosten für beide hat Frankreich gezahlt, und noch ist die Rechnung nicht entfernt beglichen.

αε. **Drei gemeinverständliche Vorträge nebst einem Anhange von Räthseln.** Von Dr. Friedrich Polle. Leipzig, B. G. Teubner. 1896.

Auf das zierlich ausgestattete Büchlein, das diesen Titel führt, möchten wir aufmerksam machen, weil wir überzeugt sind, daß es viele und dankbare Leser zu gewinnen verdient, denen es nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch Belehrung in anziehender Form über Vieles und Anregung nach vielen Richtungen hin gewähren wird. In dem ersten Vortrage behandelt der Verfasser die von ihm selbst bescheidentlich als ein Paradoxon bezeichnete Ansicht, daß der alte Hirtengott Pan den Griechen in symbolisch-plastischer Gestalt das Wesen des Witzes verkörpert habe; der zweite handelt „über Luftschlösserbaukunst" und der dritte „über Nichts". Insbesondere der dritte ist vortrefflich gelungen und erweist die seltene Gabe des Verfassers, philosophische Begriffe in schlichtester Darstellung zu entwickeln und den Leser, fast spielend und ihm selbst unbemerkt, sogar in schwierigere Probleme des Denkens einzuführen. In manchen seiner Eigenthümlichkeiten und Vorzüge erinnert er an den unvergeßlichen Gustav Theodor Fechner; wer dessen unter dem Namen Dr. Mises erschienene „Kleine Schriften" (Leipzig 1875) kennt und schätzt, wird die Verwandtschaft bald heraus erkennen, nicht zum Wenigsten in dem zuweilen durchscheinenden leisen und liebenswürdigen Humor des Vortrages. Auch darin zeigt Polle eine gewisse Aehnlichkeit mit Fechner, daß er die Räthselpoesie vortrefflich kennt und mit glücklicher Erfindung selbst zu üben versteht. Geistreich und formvollendet ist z. B. das Folgende (S. 39):

„Heiliger bin ich als Gott und weiser, gerechter und reiner,
Schon vor Erschaffung der Welt war ich und half mit dabei:
Und obwohl ich häßlicher bin als die Sünde, so bin ich,
Liebliche Leserin, doch schöner, vergieb mir, als Du!"

πβ. **Briefe von Fritz Reuter** an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841). Herausgegeben von Dr. Franz Engel. Erster und zweiter Band. Mit je sechs Facsimiles. Braunschweig, Westermann. 1896.

Diese von der Verlagsbuchhandlung sehr geschmackvoll ausgestattete Briefsammlung, die außer zahlreichen und meist recht ausführlichen Schreiben Fritz Reuter's auch einige Briefe des Vaters enthält, sollte schon vor mehr als zwanzig Jahren, bald nach des Dichters Tode, veröffentlicht werden. Reuter's Wittwe hat das verhindert, und wir wissen nicht, ob man nicht gut gethan hätte, den Willen der edlen Frau auch noch nach ihrem Tode zu achten. Denn der Inhalt dieser Briefe, obschon man sie nicht einmal vollständig wieder zu geben gewagt hat, erweckt selbst bei dem wärmsten

Verehrer des Dichters neben bedauerndem und verzeihendem Mitgefühl doch auch den Eindruck peinlicher Enttäuschung. Der tiefe und traurige Gegensatz zu dem eigenwilligen und dabei so liebevollen Vater, dessen steife Ehrenhaftigkeit von fernher an seinen niedersächsischen Vetter, den Hofschulzen Immermann's, erinnert, die unheilvolle Willensarmuth Fritz Reuter's, die ihn zwischen den besten Vorsätzen und den schlimmsten Verfehlungen haltlos immer hin- und herschwanken läßt, vor Allem aber jene häßliche Schwäche, die nicht genannt zu werden braucht, und die leider doch etwas mehr war als eine erst in der Festungszeit entstandene „Neurose" — alle diese Tiefpunkte in Reuter's Leben, die bisher in gnädig verhüllendem Halbdunkel lagen, sind jetzt in das unbarmherzig grelle Licht des Tages hervor gezogen. Glücklicherweise fehlt es der trüben Gegenwart dieser Briefe nicht ganz an Vorzeichen einer helleren Zukunft. Unschwer erkennt man an zahlreichen Stellen der Briefe, in der „Lust zu fabuliren", in der tiefen Empfindung und dem lebendigen und anschaulichen Ausdruck den künftigen Dichter und Humoristen, dessen „Frohnatur" und reiches Gemüth durch allen Jammer und durch alles Leid siegreich sich hindurch rettet. Wir kennen jetzt — fast zu gut! — den verbummelten Studenten, wie wir den großen Dichter bereits kannten; wer dem Andenken Fritz Reuter's dienen und ihn auf der wichtigsten Stufe seiner Entwicklung unserem Herzen näher bringen will, der zeige uns nun, wie er an Frauenhand aus dunkler Tiefe zu heller Höhe empor stieg.

y. **General Johann Adolf Freiherr von Thielmann.** Ein Charakterbild aus der Napoleonischen Zeit. Von Herman von Petersdorff. Mit einem Bildniß in Heliogravüre. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Der General von Thielmann (1765—1826) ist in der Kriegsgeschichte bekannt durch die Thätigkeit, die er als sächsischer Anführer bei Borodino, als preußischer bei Ligny und Wavre entwickelte, vor Allem aber dadurch, daß er im Mai 1813 als Befehlshaber der sächsischen Festung Torgau in dem Augenblick zurücktrat, als er sich außer Stande sah, ihre Besetzung durch die Franzosen zu verhindern. Sein Charakterbild von den Entstellungen zu reinigen, die u. A. durch Varnhagen's abschätziges Urtheil veranlaßt worden sind, war eine dankenswerthe Aufgabe, und gestützt auf die Aufschlüsse, die namentlich der Nachlaß des Generals darbot, hat sich der Marburger Historiker v. Petersdorff dieser Aufgabe mit Erfolg unterzogen. Man sieht nun klar, daß Thielmann 1813 mit den patriotischen Kreisen, vor Allem mit Stein, im Einverständniß war, daß er Torgau so lange den Franzosen verschließen zu können hoffte, bis sein schwacher König Friedrich August durch das Eingreifen Oesterreichs in den Krieg den Muth zum Anschluß an die Verbündeten finden und sich für die deutsche Sache entscheiden würde; daß aber in Folge der Schlacht von Großgörschen der König sich wieder auf die französische Seite warf: und nun zog Thielmann es vor, obwohl er zweiunddreißig Jahre lang in sächsischen Diensten gestanden hatte, diesen Dienst sofort zu verlassen, ungeachtet er mit seinem Amt auch seinen Unterhalt verlor: denn Napoleon's Absicht, „de confisquer ses biens", war schon deshalb nicht ausführbar, weil Thielmann nichts besaß, was eingezogen werden konnte. Erwägt man dies und die Mißgunst mancher Beurtheiler, so hat v. Petersdorff nicht so Unrecht, wenn er Thielmann „in gewissem Sinn einen Märtyrer des nationalen Gedankens" nennt. Wenn ferner Thielmann's Verhalten bei Ligny getadelt wurde, weil er Gneisenau statt zweier Brigaden nur eine zu Hülfe sandte, so ergibt sich aus unserem Werke, daß er seine Stellung bei Sombreffe nicht verloren gehen lassen wollte und vielleicht auch durch Clausewitz' Bedachtsamkeit sich lähmen ließ. Seinen strategischen Blick bewies er dadurch, daß er, ohne von Blücher Nachricht zu haben, annahm, der Feldmarschall werde auf Wavre zurückgehen, weil nur so die Verbindung mit Wellington herzustellen war, und selbst diese Richtung einschlug. Bezeichnend ist für ihn sein Ausspruch: „Das Gefühl, daß der Soldat nie vergessen muß, ein Bürger seines Vaterlandes zu sein, ist heute mir zur deutlichen Idee geworden".

δφ. **Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reiches und der Einzelstaaten** (zugleich statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Elfte Ausgabe. Mit 9 Porträts, einer Flaggen-, 5 Wappen- und 2 Ordenstafeln. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch. 1896.

Bereits vor zwei Jahren ist auf den damals erschienenen Jahrgang dieses sehr nützlichen Nachschlagewerkes an dieser Stelle hingewiesen worden. Jährlich fortschreitend, sich verbessernd, ergänzend, erweiternd, hat allein in diesen zwei Jahren eine Vergrößerung der Seitenzahl von 1234 auf 1290 Seiten stattgefunden. Die neue Volkszählung im Deutschen Reiche, welche am 2. December 1895 in ihrer fünfjährigen Wiederkehr stattgefunden, hat Stoff zur vielfältigen Erneuerung der Bevölkerungsziffern für Reich, Staaten, Städte u. s. w. gegeben. Was früher fehlte, ist jetzt hinzugekommen nämlich eine Statistik der „außerdeutschen Staaten" (Areal, Bevölkerung, Eisenbahnen, Post, Telegraphen, Schiffahrt, Einfuhr und Ausfuhr, Armee und Marine, Staatsform, Verfassung, Ministerium, diplomatische Vertretung u. s. w.). — Die nächste Analogie zu Kürschner's Staats-Handbuch bildet der Gothaische Genealogische Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch, welcher für das laufende Jahr den hundertunddreiunddreißigsten Jahrgang erreicht hat. Indessen gerade die bewährte Eigenart dieses älteren Jahrbuches läßt einen Raum übrig, der auf sehr geschickte und glückliche Art durch das neue Kürschner'sche Jahrbuch ausgefüllt wird. Dabei hat dieses sich derselben methodischen Hülfsmittel zu bedienen gewußt, durch welches jenes seine officielle Zuverlässigkeit erworben hat, indem es sich herkömmlich an die einzelnen Staatsbehörden als Quellen der Information und als Instanzen der Revision wendete. Also viel Glück fernerhin in das zweite Jahrzehnt dieser Laufbahn!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Septbr. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Behr. — Skizzen von Sophie Behr. Berlin, August Deubner. 1896.

Bergemann. — Adam Smith's pädagogische Theorien im Rahmen eines Systems der praktischen Philosophie. Von Dr. phil. Paul Bergemann. Erste Hälfte. Wiesbaden, Emil Behrend. 1896.

Birkhold. — Märchen und Erzählungen von Hedwig Birkhold. Mit einem Vorwort von Karl v. Perfall. Jena, Hermann Pohle.

Blum. — Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Bormann. — Edwin Bormann's humoristischer Hausschatz. Mit 400—500 Bildern und Vignetten. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch-deutsches und deutsch italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Bis zur neunten Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1896.

Collignon. — Geschichte der griechischen Plastik von Maxime Collignon. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer. Bis zur vierten Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1896.

Ego. — Schlußcapitel eines Hagestolzen von Ego. Berlin, August Deubner. 1896.

Ernst. — Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. Erster Band: Literatur. Hamburg, Konrad Kloß. 1896.

Faust. — Jugendquälerei. Im Namen der Unmündigen verfasst von Kuno Faust. Leipzig, August Schupp. 1896.

Francke. — Social forces in german litterature. A study in the history of civilization by Kuno Francke. New-York, Henry and Company. 1896.

Fumagalli. — Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica indicate, ordinate e annotate da Giuseppe Fumagalli. Seconda edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1896.

Germanicus. — Englands Heerwesen am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Germanicus. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Fünfzehntes Heft. Dresden, L. Ehlermann. 1896.

Gottschall. — Aretin und sein Haus. Roman von Rudolf v. Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Hilty. — Einige Gedanken über die Gründung christlich-socialer Vereine. Von Prof. Dr. Hilty. Bern, A. Siebert. 1896.

Hochsmann. — Johannes Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Johannes Hochsmann. Wien, Carl Graeser. 1896.

Huxley. — Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien von Thomas H. Huxley. Uebersetzt von Carl Vogt. Zweite Auflage. Bearbeitet von Fritz Braem. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1896.

Knackfuß. — Allgemeine Kunstgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuß. Dritte Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1896.

Lagerlöf. — Gösta Berling. Eine Sammlung Erzählungen aus dem alten Wermland von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeld. Zwei Theile. Leipzig, H. Haessel. 1896.

Landmann. — Der Souveränetätsbegriff bei den französischen Theoretikern von Jean Bodin bis auf Jean Jacques Rousseau. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Souveränetätsbegriffes. Von Dr. jur. Max Landmann. Leipzig, Veit & Co. 1896.

Lange. — Periodische Depressionszustände und ihre Pathogenesis auf dem Boden der harnsauren Diathese. Von Professor Carl Lange. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. 1896.

Lippmann. — Der Kupferstich von Friedrich Lippmann. Zweite Auflage. Berlin, W. Spemann. 1896.

Mantovani. — Psicologia fisiologica del Giuseppe Mantovani. Milano, Ulrico Hoepli. 1896.

Meinecke. — Tyrannisches und Kreolisches. Von Gustav Meinecke. Berlin, Deutscher Colonialverlag.

Metscher. — Causalnexus zwischen Leib und Seele und die daraus resultirenden psychologischen Phänomene von Dr. Heinrich Metscher. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfuss.

Meyer. — Oesterreich und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Von B. Christian Meyer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Müller. — Erlaubt die Kirche die eidliche Ableugnung einer wissentlichen Thatsache? Eine Vertheidigung der katholischen Kirche gegen Jesuiten und Ehrendomherren von Dr. Josef Müller. München, Pößenbacher'sche Buchdruckerei. 1896.

Nordau. — Entartung. Von Max Nordau. Zwei Bände. Dritte Auflage. Berlin, Carl Duncker. 1896.

Obert. — Sächsische Lebensbilder. Von Franz Obert. Wien, Carl Graeser. 1896.

Orzeszko. — Der Dorfhausirer. Eine Erzählung von Elise Orzeszko. Einzig berechtigte Uebersetzung von Malvine Blumberg. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Oswald. — Friedrich Theodor Vischer als Dichter. Von J. G. Oswald. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Riehl. — Westfälisches Bauernrecht (Erb- und Familienrecht) im Geltungsbereiche des Gesetzes, betreffend das eheliche Güterrecht in der Provinz Westfalen vom 16. April 1860. Dargestellt von J. Riehl. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1896.

Rouay. — Gedichte von Stefan Rouay. Leipzig, Alfred Janssen. 1894.

Routier. — Die spanische Wand. Roman von G. Routier. Autorisirte Uebertragung von Ludwig Wechsler. Leipzig, A. Schumann's Verlag. 1896.

Scartazzini. — Enciclopedia dantesca. Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri. Volume I. A—L. Milano, Ulrico Hoepli. 1896.

Schultz. — Kunstgeschichte von Alwin Schultz. Bis zur dreizehnten Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Sep.-Cto. 1896.

Schulz. — Kleine und große Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder für die deutschen Frauen. Von Carl Theodor Schulz. Dresden und Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.

Steck. — Johannes Wedde. Eine literaturische Studie von Albert Steck. Hamburg, Hermann Grüning. 1896.

******* — Ersatz und Heranbildung des deutschen Officiercorps. Von ***. Magdeburg, C. E. Klotz. 1896.

Stoll. — Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken. Von Adolf Stoll. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1896.

Tetzlaff. — Meine Orientreise. Lose Blätter aus dem Reisetagebuch. Von A. Tetzlaff. Prenzlau, P. Grabow.

Vollmöller. — Ueber Plan und Einrichtung des romanischen Jahresberichtes. Von Karl Vollmöller. Erlangen, Fr. Junge. 1896.

Wachler. — Tiberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst Wachler. Berlin, Hans Lüstenöder. 1896.

Walcker. — Die Frauenbewegung. Kritische Betrachtungen von Dr. Karl Walcker. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vormals R. Schultz & Co. 1896.

Weil. — Die goldene Villa. Roman von Julius Weil. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. 1897.

Weise. — Lebensfreude. Sonnige Geschichten von Lisa Weise. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1896.

Werner. — Aus dem Lande der Gegensätze. Englische Reisebriefe. Von Julius Werner. Dessau, Paul Baumann. 1896.

Wilhelmi. — Eine Sünderin. Drama in fünf Acten von Hedwig Henrich-Wilhelmi. Leipzig, Ernst Wiest Nachf.

Wilpert. — Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank für die Possenbühne des Schriftstellerlebens in einem Vorspiel und dreizehn Kampfspielen von Richard Wilpert. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Eine Mésalliance.

Novelle

von

Felicie Ewart.

[Nachdruck untersagt.]

Ich bin ein armes Lämpchen nur,
Ein dämmerndes, in Deinem Licht,
Du bist der helle Morgenstern,
Aufstrahlend im Azur!
Dschelaleddin Rumi.

Der dunkelblaue Himmel eines September-Nachmittags spannte sich über das tief ausgewaschene Bett eines Flusses, der seine goldig-braunen Wellen zwischen bemoosten Ufern unter dem Schatten von Tannen und Ahornbäumen bald träumerisch anzuhalten schien, so daß seine Oberfläche gleich dem eines Sees die Ufer widerspiegelte, bald sie munter kräuselnd über Steine und Felsstücke dahin rauschen ließ.

An dem rechten Ufer reichten die Bäume bis hart an das Wasser, sie senkten ihre Aeste tief herunter, und da, wo sie etwas Raum gelassen hatten, stand dichtes Riedgras, dessen schilfähnliche Halme von der Strömung leise hin und her bewegt wurden. Weiße Doldenblüthen nickten dazwischen, und einzelne blaue Vergißmeinnichtsterne verriethen den sumpfigen Untergrund.

An einer Stelle traten die Bäume weiter aus einander, sprang der Felsen wie ein Vorgebirge in das Flußbett hinein.

Aus moosigem Waldesdunkel den Bergvorsprung wie ein Band umschlingend, rauschte ein kleinerer Fluß noch stiller, noch geheimnißvoller heraus. Das Wasser war so klar, daß man die zarten Pflanzen des Grundes deutlich erkennen konnte; rechts und links nichts als Moos und Gesträuch, darüber die dunklen Tannen, und noch höher hinauf, auf der Zinne des Felsens, die feinen Profile einer halb verfallenen Burgruine.

Stille rings umher; nur der Ruf der Wasseramsel, wenn sie, mit den Flügelspitzen die Wellen berührend, hin und wieder flog, ertönte manchmal wie ein Jubellaut, und das Aufspringen der Forellen, die nach Insecten schnappten,

ward hörbar in dem Frieden des Waldes. Eigenthümliche rothe Libellen schwirrten über den sonnigen Stellen des Flusses, große Heuschrecken hingen an den Gräsern; da und dort ein üppiges Farrenkrautbüschel, das den Thau des Morgens noch nicht abgeschüttelt hatte in dem tiefen Schatten des Ufers.

Die Kinderphantasie malt solche Stätten, die Cultur hat nur wenige übrig gelassen, die mit dem Zauber des Märchens wirken.

Keine Straße zog sich neben dem Flusse dahin; keine Mühle klapperte, kein Floß ward sichtbar. Nur ein schmaler Fußweg begleitete ein paar seiner Windungen am linken Ufer und verlor sich bald im Dunkel des Waldes, da wo die Felsen hart an das Wasser heran tretend, auch diesen bescheidenen Streifen flachen Bodens verschlungen hatten.

Thalabwärts von der Mündungsstelle des Nebenflüßchens, da, wo die Böschung sanfter abfiel, weitete sich das Thal. Da standen mächtige Ahorne, die mit dem Gold ihres Laubwerkes Farbe und Glanz in das ernste Bild brachten. Jeder dieser Baumriesen schien gepflegt und gehütet von unsichtbaren Händen, welche auch den Pfad anmuthig geführt, die Wildniß verständnißvoll gelichtet hatten.

Man hatte nicht gepflanzt, man hatte geschont; die feine Gliederung des Terrains war nicht zu übersehen. künstlerisch begabte Augen mußten dies Reich ihr eigen nennen. Der moosige Felsblock, der den Weg sperrte und zum Ausweichen zwang, war ruhig an seinem Platz gelassen, die absterbenden Aeste eines uralten Baumes ragten epheubedeckt in die klare Luft. Es war noch immer die geheimnißvolle Welt des Waldes, aber die Menschenhand war unverkennbar, die hier waltete.

Da stand auch eine Bank an windgeschützter Stelle, und auf ihr ruhte eine Dame in nachlässiger Haltung. Sie war nicht mehr jung, weiße Fäden durchzogen ihren dunkel glänzenden Scheitel; aber ihr Auge blitzte, der schön geschnittene Mund lächelte, Leben und Geist sprühte aus ihrem Antlitz. Die Frau schien gewohnt, zu herrschen und zu siegen.

Mit dem Anstand einer Fürstin legte sie die Hand in die dargebotene Rechte ihres Begleiters. Der küßte sie in zurückgehaltener Erregung.

„Lassen Sie mich Ihnen danken," sagte er, „danken für die Vergangenheit, danken für die Zukunft; mein Leben hat durch Sie seinen Inhalt, seine Form erhalten. Sie haben einst dem unreifen Jüngling gegeben, was er nur bei der hochstehenden Frau zu finden vermag; dem Manne schmücken Sie das Dasein mit der lieblichen Mädchenblüthe, die ich morgen mein nennen werde. Das tiefe Glücksgefühl, das nur dem zu Theil wird, der am Ziele steht, ich schulde es Ihnen!"

„Sie übertreiben, mein Freund," antwortete die schöne Frau; „in unserer alten Freundschaft war Nehmen und Geben ziemlich gleich vertheilt. Wenn ich Ihnen einst führend und weisend zur Seite stand, so haben Sie mir diese Rolle längst abgenommen. In tausend Fällen, in denen eine einsame Frau des Rathes, der thatkräftigen Hülfe des Mannes bedarf, stets waren Sie bereit, und ich wußte mein Schicksal in treuen Händen geborgen."

„Was wäre ich ohne Sie — meine gerühmte Einsicht engherzige Beschränkung, meine Energie ohne Ziel," unterbrach er sie mit warmem Ton.

Sie schien seine Worte nicht zu beachten, sondern fuhr in ihrem Gedankengange fort.

„Und nun Magda! Haben Sie das Kind nicht mit mir für sich erzogen, haben wir uns nicht gemeinschaftlich an seiner Entwicklung gefreut, und weiß ich nicht, daß Sie auch in der Zukunft die Wolken verscheuchen werden, die wir bis jetzt von ihr fern gehalten haben? Sie hat Sie lieb, sie vertraut Ihnen ganz — wie mir. Machen Sie Magda glücklich, es ist so leicht! Sie wird Ihnen eine anmuthige Hausfrau sein, ihre heitere, anschmiegende Natur ist gerade tief genug, um Ihrer weit ausblickenden Energie auf halbem Wege folgen zu können, sie wird Sie nicht hindern, wenn Sie die Flügel heben wollen. — Und noch eins! Gönnen Sie ihr die Jugend, sie sei jung, heiter, schön und glücklich! Glauben Sie einer alten Frau, die das Leben kennt!"

Es entstand eine Pause, dann fragte die Frau in ruhigem Gesellschaftstone:

„Wann wollen Sie heimkehren von Ihrer Reise, Hermann?"

Auch er hatte die Bewegung gemeistert, die früher in seiner Stimme zitterte.

„Sie wissen, daß ich kein freier Mann mehr bin, seitdem mich meine Wähler ins Parlament geschickt haben. Ende October beginnen die Sitzungen, und ich muß mich auf eine angestrengte Campagne gefaßt machen. Ich fürchte, Magda wird viel allein sein und Heimweh haben nach ihrem Wald, ihrem Schloß, last not least nach der Mama!"

„Magda hat viel zu lernen in dem neuen Leben, in das sie eintritt," sagte die Mutter, „da schadet ein bißchen Sammlung nicht; aber lassen Sie uns nach den Kindern schauen. Es ist kühl, und Sie sind ernster geworden, als es einem Bräutigam ziemt."

Damit stand sie auf, nahm den Arm des Mannes und schritt langsam den ansteigenden Pfad hinauf. Seine hohe, männliche Gestalt beugte sich manchmal aufmerksam zu ihr nieder, während sie in jenen halben Sätzen plauderten, die zwischen sich sehr nahe stehenden Menschen so viel mehr enthalten als die bloßen Worte.

Der Weg führte durch den schon dunkelnden Wald in wohl gehaltenen Serpentinen aufwärts, um endlich, nachdem er den Rand der tiefen Schlucht erreicht hatte, einen Ausblick zu gewähren.

Vor den Augen der beiden lag die weite Hochebene im Abendsonnenglanz. Schier unabsehbar dehnten sich die Felder, leichte Bodenwellen zogen über die Fläche, die fern im Norden von blauen Hügelketten abgeschlossen war. Da droben standen auch Bauernhäuser, in ihr Nest von Obstbäumen gebettet, und auf breiten Feldwegen strebten schwere Ochsenwagen den Wirthschaftsgebäuden zu, die in bescheidener Entfernung vom Schlosse ein kleines Dörfchen für sich bildeten.

Und das Schloß! Wie stolz thronte es auf der Höhe, mit einem Fuß im blühenden Land, mit dem anderen in der Waldeinsamkeit ruhend.

Der Weg, den die beiden verfolgt hatten, führte jetzt zwischen Rasenplätzen zu einer großen Lindenallee, die fast bis an das weit geöffnete Schloßthor reichte. Einzelne Rufe klangen herüber: Play! please, fifteen, thirty all! Und schon konnte man zwischen den Linden einen großen Tennisplatz erblicken, auf welchem eifrig gespielt wurde. Frau van der Velde lächelte ihrem Begleiter zu.

„Sie sehen, Hermann, die Kinder spielen immer noch; es ist gut, daß wir endlich ein Ende machen, Magda übermüdet sich."

Baron Ternberg blickte aufmerksam nach den Spielenden und beschleunigte fast unmerklich seinen Schritt. Diese hatten sie kommen sehen und verdoppelten ihren Eifer. Scharf flogen die Bälle über das Netz, von lauten Zurufen begleitet, bis ein fröhlicher Siegesjubel das Ende der Partie anzeigte. Ein schlankes Mädchen im blaßblauen Kleid, das Raquet in der Hand, kam den beiden entgegen gelaufen.

Sie war die Miniaturausgabe der schönen Frau, die da so ruhig und sicher dahin schritt. Die feinen Züge waren dieselben, das dunkle Haar legte sich glatt an den mandelförmigen Kopf, die kleinen Ohren frei lassend; aber die Augen waren heller, ihr Ausdruck ein fragender, das Lächeln von unsäglichem Liebreiz.

Die Mutter zog ihre Hand vom Arme Baron Ternberg's, ihn seiner Braut überlassend, und weiter gehend, sagte sie mit freundlichem Kopfnicken: „Ich muß ins Haus, kommt bald nach."

Magda hatte der Mutter rasch die Hand geküßt, dann machte sie Miene, zu den Spielenden zurück zu kehren; aber Hermann faßte ihren Arm, strich ihr über das glühende Gesichtchen und sagte: „Wie heiß Du bist, Magda; das gibt einen Schnupfen für unsere Reise."

„O nein," lachte sie ihn an, „laß mich nur noch einmal spielen, es ist das letzte Mal für so lange. Bitte, komm und sieh zu, nur noch eine Partie! Ich muß noch ein set gewinnen!"

Den Bitten dieser Kinderaugen widerstand Niemand; bald war das Spiel abermals im Gange, und während Hermann unverwandt die biegsame Gestalt seiner Verlobten mit den Augen verfolgte, die mit Feuereifer die Bälle auffing und zurückschlug, dachte er immer wieder: „Sie ist ein Kind, aber ein süßes, entzückendes Kind."

Der Hochzeitstag ging zur Neige, und im Schloßhof stand der leichte, offene Wagen, der das junge Paar nach der nächsten Bahnstation bringen sollte. Im Hofe harrte die Dienerschaft, um das Fräulein noch einmal zu sehen, „die Frau Baronin," wie die höfliche, correcte Kammerjungfer sich sogleich selbst verbesserte.

Und da kamen sie auch schon die Treppe herunter, voran Magda, die an dem Arme der Mutter hing, dann Hermann mit einem ernsten, sinnenden Ausdruck im Antlitz. Die Hochzeitsgäste hatten offenbar in der Halle Abschied genommen, um das junge Paar die letzten Augenblicke mit der Mutter allein zu lassen.

Wie ein schöner Traum zog der lange Hochzeitstag an Hermann's innerem Auge vorüber, während er die Stufen hinunter schritt. Wie hatte die einzige Frau Alles zur feinsten, edelsten Harmonie gestaltet! Das trauliche Eckzimmer stand vor seinen Blicken, in dem er allein mit Mutter und Tochter das Frühstück eingenommen, die verhaltene Rührung und die formvollendete Sicherheit, mit der Frau van der Velde das neue Verhältniß zwischen den Dreien in seinen künftigen Umrissen zeichnete.

Dann hatte sie das Mädchen mit sich genommen, Hermann allein lassend, und als nach ein paar Stunden die Glocke in der Schloßcapelle ertönte und die Gäste zur Trauungsceremonie rief, war es da nicht wieder wie aus dem Märchen, die schöne Frau im dunklen, reichen Gewande zu sehen, die, allem Herkommen zum Trotz, selbst die Tochter zum Altar führte und dort ihre Hand in die des Staunenden legte.

Niemals war ihm Magda's Jugendzauber in so hellem Glanz erschienen wie in dem Brautschmuck, der ihrer Schönheit einen ungewohnten Reiz verlieh. Sie stand am Altar wie Melusine mit dem aufgelösten Haar unter dem Schleier und all' den Räthseln eines jungen Menschenherzens im Antlitz.

Dann kam ein fröhliches Mahl, und die Märchenprinzessin verwandelte sich in eine strahlend heitere Braut, die all' die Glückwünsche und Huldigungen, welche Freunde und Verwandte ihr darbrachten, mit kindlichem Entzücken aufnahm. Wie hatte der Saal widergeklungen von witzigen, geistvollen Worten, die bald die Mutter, bald das junge Paar feierten, wie schön hatte die Herbstsonne all' das Silber, die Blumen bestrahlt, und die Wirklichkeit zum schönsten Bilde vergoldet. Und da schritten sie nun zum Wagen, und in wenig Minuten war Magda sein — seine Frau!

Er schaute auf, sie lag schluchzend am Halse ihrer Mutter; all' der Sonnenschein war verschwunden, das erste Trennungsweh über sie herein gebrochen.

Frau van der Velde verlor die Ruhe keinen Augenblick, sie küßte das weinende Kind und half ihm in den Wagen, dann Hermann die Hand reichend, sagte sie: „Leben Sie wohl und seien Sie glücklich!"

Er sprang neben seine junge Frau und beugte sich nochmals zu der verehrten Mutter zurück.

„Denken Sie an Magda's Teint, sie vergißt es immer, den Schleier vorzunehmen."

Die Pferde zogen an, und Magda fuhr hinaus ins neue, fremde Leben.

Baron Ternberg war das einzige Kind seiner Eltern gewesen. Frühzeitig starben diese, und ließen ihn ziemlich mittellos in einer reich begüterten Familie zurück. Seine glänzende Begabung half ihm vorwärts. Schon auf der Universität zeichnete er sich durch Tiefe und Vielseitigkeit des Wissens aus, und als Erbe eines alten Namens standen ihm die besten Kreise offen. Seine Verwandten ließen es nicht an dem Schwergewicht ihrer moralischen Unterstützung fehlen, und die diplomatische Carrière, die er erwählte, brachte ihm reiche Erfahrungen über Land und Leute, die sein scharfer, objectiver Verstand

zu kühler Ueberlegenheit verarbeitete, in energisches Handeln umsetzte. Immer mehr entfernte er sich vom landläufigen Typus des Attachés; er trieb ernste, staatswissenschaftliche Studien, er vertiefte sich in national-ökonomische Probleme, er verstand es, die scheinbar oberflächliche Existenz, welche viele Andere nicht ungestraft zu führen vermögen, zu einer Schule des Geistes und Charakters zu machen, die ihn befähigte, allen Lagen des Lebens gerecht zu werden.

Als Jüngling hatte er die Bekanntschaft Frau van der Velde's gemacht, die damals in Paris für ihren schwer kranken Mann Rath und Hülfe bei einem berühmten Arzte suchte. Die Schwierigkeiten, die sich in einem fremden Lande der Frau entgegen stellten, gaben dem jungen Attaché reichlich Gelegenheit, seine Geschäftskenntnisse der Familie seiner Landsleute zur Verfügung zu stellen. Er half, wo er konnte, und war bald der Ansicht, daß er tausendmal mehr empfing, als er je zu geben im Stande wäre.

Die elementare Natur Frau van der Velde's übte einen unwiderstehlichen Reiz auf alle aus, die mit ihr in Berührung kamen. Schön, jung, geistvoll und unbefriedigt, durch Erziehung und Ueberzeugung in den strengsten Schranken von Sitte und Moral gehalten, glich sie einem Vulcan, dessen Ausbruch stündlich zu erwarten ist, zwischen dessen Aschenhüllen das Feuer in schmalen Streifen hervor züngelt, dann wieder verschwindet, um ganz unerwartet an einer anderen Stelle zum Vorschein zu kommen.

Hermann war den Frauen gegenüber stets zuwartend gewesen; seine Kritik war zu klar, seine Sinne waren zu kühl, seine intellectuellen Ansprüche zu hoch, seine bequeme Eigenliebe zu stark, um ihn an leichten Liebeleien Gefallen finden zu lassen. Hier war Alles, was er vom Weibe verlangte, und die Schranken einer correcten, streng gehüteten Ehe waren für ihn ein erwünschter Rahmen zum Bilde.

Innerhalb dieses Rahmens bewegten sich beide mit souveräner Freiheit.

Frau van der Velde gab ihm die letzte feinste Erziehung, die Frauen selten, und eigentlich nur die Mütter zu geben vermögen; ihr Einfluß auf den scheinbar so unabhängig auf sich gestellten Charakter war ein unbegrenzter.

Als dann Herr van der Velde starb, eine kleine Tochter zurück lassend, da schuf das Kind den neutralen Boden, der durch die Wittwenschaft verloren gegangen war, und Alles blieb beim Alten, unterstützt durch die langen Trennungen, die Hermann's Beruf mit sich brachte.

Die äußeren Verhältnisse Hermann's änderten sich aber mit einem Schlage. Zwei Todesfälle in seiner Familie machten ihn, den unbegüterten Edelmann, mit einem Male zum reichen Majoratsherrn eines großen Besitzes. Er gab seine Stellung als Gesandtschaftssecretär auf, übernahm seine Güter und vertiefte sich mit dem alten Ernst in das für ihn neue Feld der Landwirthschaft. Da er dabei die Politik nicht aus dem Auge verlor, so konnte es nicht fehlen, daß er bald von seinen Standesgenossen als der auserwählte, prädestinirte Vertreter ihrer Interessen im Parlamente galt. Er hatte immer das Glück gehabt, daß Begabung, Neigung und Wirkungskreis in günstiger Constellation zu einander standen; er candidirte und erhielt die nöthigen Stimmen, um seine Thätigkeit im öffentlichen Leben beginnen zu können.

Frau van der Velde war es, die alle diese Schicksalsphasen mit ihm durchlebte; er war ihr Gutsnachbar geworden, und in dem fast täglichen Verkehr besprach sie mit ihm seine Pläne. Ihr Ehrgeiz stachelte den Freund an, wenn seine künstlerisch genießende Natur die Oberhand über seine Energie gewinnen wollte; er sollte, er mußte die Stellung erringen, die sie für ihn träumte — ein hohes Staatsamt, wo Aller Augen auf ihm ruhten und äußerer Glanz dem inneren Werth erst die richtige Folie verleihen würde.

Sie selbst hatte sich seit Jahren fast ganz aus der Gesellschaft zurückgezogen. Zu stolz und zu verwöhnt, um mit einer zweiten Rolle zufrieden zu sein, zu klug, um nicht zu wissen, daß eine alleinstehende Frau nur mit großen Opfern aller Art die erste durchzuführen vermag, zog sie es vor, als Schloßfrau ihr Leben auszugestalten. In ihrem Reich empfing sie die Getreuen, die gern und oft die große Welt verließen, um in dem Erkerzimmer, mit dem Blick in die Baumwipfel, sich dem complicirten Zauber dieser reich begabten Natur hinzugeben.

In dem intensiven Verkehr, den das Landleben mit sich bringt, hatte sie es gelernt, den verschiedensten Gebieten mit Interesse nahe zu treten; es gab keine Huldigung, die sie annahm, außer jener höchsten, die der Einblick in die Lebensarbeit eines Mannes gewährt. Alle, die da kamen und gingen, holten Rath und Anregung von der schönen Frau, die, weit entfernt von aller Pedanterie, stets bemüht war, Anmuth und Heiterkeit um sich zu verbreiten.

Die Kunst des Malers zeigt sich auch in der Art, sein Modell zu stellen, so daß Beleuchtung und Draperie die edlen Linien hervorheben, die unschönen verschwinden lassen. Das scheinbar Zufällige ist die höchste Kunst; der Lichtstrahl auf dem Haar, das Helldunkel, in das Hals und Nacken gehüllt sind, feinste Berechnung. Frau van der Velde war eine große Künstlerin, trotzdem sie den Pinsel nie geführt hatte. Alles, was in ihr Leben eintrat, erhielt seinen wohl ausgewählten Platz; Alles, das Werthvollste wie das Unscheinbarste, diente einem Zweck. Sie war der Brennspiegel, in dem alle Strahlen zusammen fallen mußten, und der helle Glanz, der sie umgab, machte sie zur Sonne ihres kleinen Kreises.

Magda hatte nie ein größeres Glück gekannt, als im Schatten der Mutter still wachsen zu dürfen, ahnungslos, daß allmälig ihr Liebreiz mehr wurde als der bloße Hintergrund für die reife Schönheit. Die Mutter und Hermann waren ihre Welt; was schön, klug und gut war, das kam von ihnen.

In ihrer Einsamkeit, fast stets ohne den Verkehr mit gleichalteriger Jugend, sah sie zu den Beiden empor wie der Gläubige zu seinen Heiligen.

Längst waren Frau van der Velde und Hermann sich darüber klar, daß Magda seine Frau werden solle, und noch immer hatte sie nur den kindlichen Wunsch, den Anforderungen der Beiden zu genügen. Langsam ließ Hermann seinen väterlichen, erziehenden Ton ihr gegenüber fallen; aber es war schwer, den Uebergang zu finden. Sie war es ja so gewöhnt, als Kind gescholten und gelobt zu werden, und das Fremde, das sein verändertes Benehmen in ihren Verkehr hinein brachte, machte sie unsicher. Endlich war es die Mutter, welche das Eis brach und ihr Hermann's Wünsche mittheilte. Da kam die goldige,

unbefangene Heiterkeit mit einem Schlage wieder. Hermann's Frau! Wie gut doch Mama war, wie Alles im Leben schön und glücklich sich fügte! —

Das war's also, was Hermann plötzlich so nachsichtig gegen ihre kleinen Fehler machte, deshalb sprach er manchmal so ernsthaft mit ihr und bat, daß sie Abends nach dem Thee mit ihm und Mama zusammen bleiben durfte! Sie war also kein Kind mehr, sie stand im vollen Leben und vor der großen Entscheidung.

Und Frau van der Velde lächelte, als Hermann eines Tages kam und seine officielle Werbung vorbrachte. Sie legte Magda in seine Arme und lächelte, als diese sich halb verlegen, halb erstaunt ihm entwand und zu ihr flüchtete. In den Fauteuil zurück gelehnt, das Mädchen zu ihren Füßen, saß sie lange und besprach ausführlich mit Hermann der Kinder Zukunft.

Sie lag so klar und einfach, so glückverheißend vor Magda's junger Seele!

Ein halbes Jahr war vorüber gegangen. Baron Ternberg saß im Arbeitszimmer seiner Stadtwohnung; er trug einen Gesellschaftsanzug und schien mit Hülfe einer Cigarrette zu warten. Der behagliche Raum, mit Büchern und Schriften angefüllt, deutete auf eine vielseitige Thätigkeit des Besitzers hin. Aber im Augenblick war von Arbeit keine Rede; lässig lehnte er im Sessel, sah den Rauchwölkchen nach und strich manchmal über den dunkelblonden Vollbart.

Endlich gingen die Portièren aus einander, und Magda trat herein. Ein weicher, gelblich-weißer Seidenstoff umfloß die biegsame Gestalt, Hals und Arme freilassend. Die unruhigen, eckigen Bewegungen, die Frau van der Velde so schwere Sorgen verursacht hatten, waren verschwunden, eine träumerische Weichheit lag in ihrem Wesen.

Sie schritt lautlos über den dicken Teppich, der den Boden bedeckte, und legte die Hände zärtlich auf Ternberg's Schultern. Der ergriff die feinen Handgelenke und zog seine junge Frau näher an sich; dann rasch aufstehend, warf er einen prüfenden Blick auf sie, die mit mädchenhaftem Erröthen seine Augen über alle Details ihrer Toilette streifen fühlte.

„Bin ich Dir so recht?" fragte sie schüchtern.

„Du bist sehr schön, Magda," gab er zur Antwort, „und Deine Schneiderin hat sich ausgezeichnet. Meine kleine Frau wird sich hoffentlich so gut amüsiren, wie sie es verdient; schade, daß ich nicht mit Dir den Cotillon tanzen kann, und daß es sich nicht einmal schicken würde, wenn Du mir eine Schleife brächtest! Das muß ich Jüngeren überlassen."

„Du sprichst immer von Deinem Alter, Hermann," sagte sie mit lieblichem Lächeln; „ich finde Dich interessanter als unsere jungen Herren, die mich oft recht langweilen mit ihren Witzen und Complimenten, und ich würde viel lieber mit Dir tanzen als mit ihnen. Muß ich denn überhaupt tanzen? Laß mich doch still zuhören, wenn Du mit den Herren vom Club verhandelst, ich will Euch gewiß nicht stören."

„Lächerlich, Kind," gab er zurück — „was kümmert Dich das Alles. Ich will mein Stückchen Eden besitzen, fern von Allem, was mich auswärts in Anspruch nimmt, und in dem sollst Du Königin sein."

„Du verziehst mich — und doch — ich würde gerne mit Dir arbeiten, Dir helfen, wenn ich dürfte, dann wäre ich Dir näher und müßte nicht so viele Stunden im Tag allein oder mit gleichgültigen Menschen zubringen — Dich theilen mit so Vielen, wie heute Abend wieder. Bleiben wir daheim — schenk' mir den Abend!"

„Was fällt Dir ein, wir müssen zu Hohensteins. Ich habe mit Herrn von Feldreich zu sprechen und treffe ihn sicher dort."

„Aber, Hermann, wenn ich Dich sehr — sehr bitte," schmeichelte Magda und lehnte sich an ihn.

„Es geht nicht, Kind," wehrte er ab, „es thut Dir auch ganz gut, unter fremde Menschen zu gehen, Du bist so viel allein. Komm, komm, es ist Zeit; morgen Vormittag habe ich zwei Stunden zur Disposition, da machen wir einen Ritt, und Du beichtest mir, wer Dir heute Abend am meisten den Hof gemacht hat."

Er drückte an dem elektrischen Taster; „den Wagen!" befahl er dem eintretenden Diener, und freundlich, aber bestimmt zu Magda gewendet, sagte er: „Mach' Dich fertig, Kind, nur keine Unentschlossenheit, kein Zeitvergeuden."

Ein komischer Seufzer war Magda's ganze Antwort. „Dein Wille ist mein Gebot," klang es in ihrem Herzen; sie ginge durchs Feuer für ihn, sie thäte so gerne etwas Großes, Heroisches, er aber verlangt nur, sie solle sich unterhalten.

Als Magda eine Viertelstunde später an Ternberg's Arm durch die glänzenden Salons eines Gesandtschaftshôtels schritt, da war kaum Einer, der dem Paare nicht nachgeschaut hätte. Theilnehmend und bewundernd freuten sich die Wenigen, welche selbst auf der Höhe des Daseins standen, dieser Prachttypen der modernen Gesellschaft. Neidisch und boshaft lauteten die Bemerkungen Einzelner, denen Ternberg den Rang abgelaufen hatte. Die Zahl seiner wirklichen Freunde war eine kleine, und auch diese waren darin einig, daß Ternberg colossales Glück habe. Alles war nach Wunsch gegangen, und nun noch die reizende, junge Frau, die ihm bei der brillanten Carrière, die offenbar vor ihm lag, so nützlich werden konnte. Und er war vernünftig und correct, das mußte man ihm lassen; da stand schon Magda, umringt von jungen Tänzern, die um eine Tour baten, er aber legte das Gesicht nicht in gezwungene Ehemannsfalten, er wendete sich unbefangen den älteren Gästen zu und war bald tief in ein politisches Gespräch verwickelt, während Magda tanzte mit all' dem Eifer und Temperament ihrer siebzehn Jahre.

In einer längeren Pause suchten ihre Blicke Ternberg und fanden ihn endlich neben einem alten Herrn stehend, mit dem er sich angelegentlich zu unterhalten schien. Sie durchschritt den Tanzsaal und trat zu ihrem Mann; wie glücklich machte sie das Lächeln, mit dem er sie begrüßte, wie sicher und behaglich fühlte sie sich, als er sie dem alten Freunde, Baron Lilienau, vorgestellt hatte, und die Drei, sich etwas von der Gesellschaft isolirend, ein wirkliches Plauderstündchen hatten.

Der alte Baron war entzückt von dem kindlichen Liebreiz, der scheuen Liebe zu dem Gatten, die sich in jeder Bewegung, in jedem Worte Magda's aussprachen. Mit dem Freimuth des Alters und der Grazie des vollendeten Weltmannes legte er seine Bewunderung zu den Füßen der jungen Frau, die sich unbefangen und glücklich dem ungewohnten Reiz eines solchen Verkehrs überließ. Sie lachte und scherzte und blickte nur manchmal fragend zu Hermann hinüber. Für Magda war die große Welt noch immer eine schwer zu bewältigende Aufgabe; sie hätte am liebsten den Arm ihres Mannes nicht losgelassen, und sehnte sich oft nach Mama, die sie so leicht und sicher durch das Menschengewoge durchlootsen würde. Aber das durfte sie nicht zeigen. Hermann wollte ja eine Frau, die sich auch im Salon zu bewegen verstand, er war es von sich gewöhnt, seine Ansprüche hoch zu spannen, und sie mußte es lernen, ihnen gerecht zu werden.

Glücklich über das stumme und doch beredte Lob, das seine Augen ihr ertheilten, genoß sie den Rest des Abends. Angeregt und fröhlich gab sie endlich den Bitten der jungen Herren nach, die sie in dem kleinen Rauchsalon entdeckten und zurück in den Ballsaal holten.

Der Märzenschnee fiel in großen Flocken hernieder, die sogleich zerschmolzen und das Pflaster der Straßen dunkel färbten; der Wind blies kalt und unfreundlich, der Sonne zum Trotz, die immer wieder die Wolken zerriß und blaue Fleckchen des Firmamentes hervor lockte. Da war es behaglich, im durchwärmten Raum zu weilen, und man freute sich der Stille und Abgeschlossenheit seiner vier Wände.

Magda war allein und saß vor einem großen Packet Druckbogen, in denen sie eifrig las. Sie schien einen rothen Faden in all' den engen Zeilen zu verfolgen, die das Stenogramm der Parlamentssitzungen bildeten. Ein genauer Beobachter hätte ihn bald gefunden; es war der Name ihres Mannes. Eine sehr trockene, mühevolle Sitzung mußte das gewesen sein; Magda versuchte es umsonst, die Zahlenwerthe zu begreifen, die von dem einen Redner ins Treffen geführt wurden. Sie schienen so groß und wichtig; dann hatte Baron Ternberg gesprochen und den rhetorischen Bau umgeblasen wie ein Kartenhaus. Warum? verstand Magda wieder nicht, aber Hermann hatte sicher recht, die Zahlen beweisen gar nichts! Wer nur endlich erfahren könnte, um was es sich eigentlich handelte.

Frühere Combinationen — alte Fehler der Regierung — schlechte Parteidisciplin — ihr schwindelte der Kopf.

Diese Lectüre, das sah sie wohl ein, setzte eine Menge von Kenntnissen voraus, die ihr vollständig mangelten. Wenn Hermann in seltenen Stunden mit ihr von diesen Dingen sprach, da wurden die trockenen Worte lebendig; da fand er die Fäden in ihren Vorstellungen, an die sich anknüpfen ließ, und Magda meinte dann, das Verstehen sei gar nicht so schwer. Aber sich selbstständig zurecht finden — ihr großer Ehrgeiz — ihn überraschen mit den Früchten ihres Studiums, das war etwas Anderes.

Sie suchte den Sitzungsbericht in einer anderen Zeitung heraus. Da fanden sich ein paar eingeschaltete: „Hört! Hört!“ sogar ein „Bravo!“ war während Hermann's Rede gefallen, und nach dem Schluß hatten ihn viele Abgeordnete beglückwünscht. Es mußte also sehr gut gewesen sein. Vom Inhalt verstand Magda hier so wenig wie dort, und je mehr sie sich darüber klar wurde, desto trübseliger wurde ihre Stimmung.

Sie kam sich plötzlich so einsam und verlassen vor, die Sehnsucht nach Hause, die sie in dem neuen Leben trotz alles Glücks nie ganz verließ, wurde laut und übermächtig. Ein Klopfen an der Thür ließ sie empor fahren; der Diener brachte einen Brief.

Ungeduldig riß Magda das Couvert auseinander und überflog die Seiten. Es war ein Brief von ihrer Mutter, in welchem Frau van der Velde ihre baldige Ankunft in Aussicht stellte. Am Schlusse hieß es: „Ich will es so einrichten, daß ich noch ein paar stille Tage mit Euch, meinen lieben Kindern, verleben kann. Hermann soll mir bei einer Tasse Thee den Entwurf zu seiner großen Rede vorlesen, auf die er mich schon so neugierig gemacht hat. Wir wollen dann sehen, ob seine Argumente der häuslichen Kritik Stand halten, die öffentliche wird ihm nicht erspart bleiben.“

Magda ließ die Hände, die den Brief hielten, in den Schoß sinken; die freudige Erregung, welche die Nachricht von dem bevorstehenden Wiedersehen in ihr hervorgerufen hatte, verschwand. Sie verstand sich selbst nicht mehr. Natürlich wußte Mama von Hermann's Absichten, und er sprach mit ihr von tausend Dingen, die sie nicht begriff; das war immer so gewesen. Aber heute, inmitten ihrer Irrfahrten durch die dornigen Wege eines Reichstagsberichtes, wirkte diese alte, selbstverständliche Thatsache mit der Kraft einer neu errungenen, schmerzlichen Erkenntniß.

Sie sprang auf und trat zum Fenster. Die Dämmerung brach langsam ein — es hatte zu schneien aufgehört, und am westlichen Horizont lagen ein paar gelb-rothe Streifen; darüber thürmten sich hell glänzende, großballige Wolkenmassen am türkisblauen Himmel. Die feuchte Atmosphäre wob einen verklärenden Schimmer um die nüchternen Häuserreihen, die den freien Platz umsäumten; es lag ein Frühlingsahnen in dem Bilde, trotz des Schnees, der Tags über gefallen war.

Magda blickte hinaus, und ihre Augen wurden immer trüber. Durch einen Thränenschleier sah sie den Square vor sich liegen, aber in ihrer Phantasie breitete sich die weite Ebene aus mit dem dunklen Walde an der Grenze, und fern und unerreichbar stand dort ein wohlbekannter Thurm mit dem charakteristischen Pultdache.

Es fiel ihr ein, wie sie in früheren Jahren an solchen ersten Vorfrühlingstagen heim gekommen war, müde und durchgefroren, das Haar zerzaust vom scharfen Winde, in der Hand die paar Schneeglöckchen haltend, die an geschützter Stelle, unten am Flußufer, sich zuerst hervorgewagt hatten. Da war auch schon der Lockruf der Amseln erklungen, und der kurze Schrei der Bussarde fiel wie eine herbe Dissonanz in das Frühlingsbrausen der wieder erwachenden Natur.

Der Winter war zu Ende.

Wie sorglos war sie gewesen, wie selbstverständlich das Gefühl junger Kraft in den Gliedern, das Lachen auf den Lippen, der Frohsinn im Herzen! Das war der Wald, das war die Heimath.

Sie wollte nicht weiter grübeln; sie wußte, daß die Erinnerungen an all' die Kindereindrücke in ihr mächtig waren und das ungewohnte Stadtleben in jenen Stunden schwer auf ihr lastete, die nicht durch Hermann's Gegenwart verklärt waren. Das that nicht gut.

Sie zündete eine Lampe an, verscheuchte die entnervende Dämmerstunde, und begann zu lesen.

Hermann hatte ihr vor ein paar Tagen einige Bände von Turgenjew gebracht, und bald war sie im Banne seiner leidenschaftlichen Dichtung: „Eine erste Liebe."

Sie las und vergaß die Wirklichkeit um sich her; immer lebendiger standen die Gestalten vor ihr; die schwüle Atmosphäre, die von Sinaide ausging, berauschte sie wie ein feines, exotisches Gift, das sie nie gekannt hatte.

Sie besaß plötzlich das Verständniß für all' die widerstreitenden Empfindungen in der Brust des jungen Helden, der willenlos dem Zauber Sinaidens unterliegt, die, hoch über ihm stehend, so klug, so weltgewandt und sicher ist, und mit ihm spielt, wie das Kätzchen mit der Maus. Dann aber wendete sich ihre Sympathie Sinaiden selbst zu, deren Herz dem reifen Manne unterliegt, welcher rücksichtslos seinem Ziele zusteuert.

Magda kannte diese Stimmungen, die letzten Wochen hatten sie in ihr an die Oberfläche gebracht. Nicht blind und unbefangen mehr lebte sie an der Seite Ternberg's dahin; sie fing an, die eigene Seele zu ergründen, und wohin sie blickte, stand sein Bild. Sie war groß geworden an seinem Wort, sie hatte gehangen an jedem seiner Blicke. Was Liebe sei, hatte sie erst in der Ehe erfahren, und das große Mysterium hatte sie umfangen, lange ehe sie seine Tragweite erkannt. Still und unablässig arbeiteten die heimlichen Gewalten in ihrem Herzen, ein Schleier nach dem anderen fiel, das Leben mit seinem unendlichen Reichthum an Glück und Leid entrollte sich vor ihrem Auge; in seiner Hand lag das ihrige, sie gehörte ihm ganz.

Und was sie da vor sich hatte, das waren nicht kalte Buchstaben, todte Worte, das war das Klopfen ihres Herzens, der dunkle Drang ihrer Seele, der sie bestürmte und dem ein großer Dichter Ausdruck verliehen hatte.

Sie las mit glühenden Wangen bis zu dem vorletzten Capitel, in welchem Sinaide den rothen Striemen auf ihrem Arme küßt, den ihr die Reitpeitsche des zornigen Geliebten geschlagen hat.

Da warf sie das Buch weg und brach in ein stürmisches Weinen aus.

In der Abgeordnetenloge herrschte eine rege Bewegung. Die Herren kamen und gingen, plauderten eine Weile mit den Damen, flüsterten unter einander und verschwanden, um bald darauf an ihren Plätzen in der Arena wieder aufzutauchen.

Es war eine kurze Pause in den Verhandlungen eingetreten, und nach Ablauf derselben sollte Baron Ternberg seine Rede halten. Die politischen Verhältnisse hatten sich in den letzten Wochen so sehr zugespitzt, daß ein Wechsel der leitenden Persönlichkeiten unausbleiblich schien. Ternberg's Partei hoffte eines der Minister-Portefeuilles zu erringen, und Ternberg war ihr erster Candidat. Kein Wunder, daß seine engeren Parteigenossen mit Spannung der Rede entgegen sahen, in welcher er in großen Zügen seine Handelspolitik entwickeln wollte. Aber auch die ferner Stehenden, vor Allen die Gegner, hatten sich vollzählig eingefunden. Der scharfe, logische Verstand, der überall hervorleuchtete, die glänzende Form, welche Ternberg stets zur Verfügung stand, hatten ihm eine hervorragende Stellung unter den Rednern gesichert.

Auf den Galerien befanden sich zahlreiche elegante Frauen, aufgeregt lächelnd, das trügerische, glänzende, viel begehrte Phantom erwartend, welches die Menschen Erfolg getauft haben, und das, wie eine Wünschelruthe in der Hand des glücklichen Besitzers, ihm alle Herzen öffnet.

Magda saß an der Seite ihrer Mutter, ganz Auge, ganz Ohr. Es war das erste Mal, daß sie einer Parlamentssitzung beiwohnte, und sie genoß in vollen Zügen die Wichtigkeit des Augenblickes. Es schien ihr, als ob der ganze Apparat nur spiele, um für ihren Mann eine würdige Bühne zu schaffen; ihre Schüchternheit war vergessen, und es fiel ihr nicht einmal auf, daß sie nach und nach selbst Gegenstand des Interesses geworden war.

Frau van der Velde aber hatte kaum eine halbe Stunde in der Loge gesessen, und schon war diese zu einem Salon verwandelt, in welchem Mutter und Tochter das Centrum bildeten. Als hätte sie nie aufgehört, in der großen Welt zu leben, so beherrschte Frau van der Velde das Terrain; Persönliches und Sachliches mit Grazie durch einander mischend, gelang es ihr, jeden Einzelnen für sich einzunehmen, und immer wieder fand sie eine zärtliche Wendung, um die junge Frau in das Gespräch zu ziehen und schließlich Alles wie einen langen Kometenschweif an Ternberg's aufsteigenden Stern zu knüpfen.

Ein junger Vetter Hermann's, der kürzlich erst von einer fashionablen Weltreise heimgekehrt war und mit der Schwärmerei eines Jünglings zu dem reifen Manne empor blickte, stand hinter Magda's Stuhl und versuchte hin und wieder, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er hätte es unter allen Umständen für seine Pflicht gehalten, der Frau Ternberg's seine Ritterdienste zu widmen, aber Magda gegenüber waren diese theoretischen Ueberlegungen sehr bald vergessen. Sie waren rasch gute Kameraden geworden; die verwandtschaftlichen, intimen Formen hatten über die ersten Stunden leicht hinweg geholfen, und Eilhard von Frieben war nun ein täglicher Gast im Ternberg'schen Hause.

Heute aber hörte Magda nicht auf seine Scherze, sie schalt ihn innerlich und versuchte es, ihm den Ernst des Augenblickes klar zu machen; da ertönte die Präsidentenglocke, Ternberg betrat die Rednertribüne, und nachdem das Summen und Surren sich gelegt hatte, klang seine Stimme ruhig, fest und klar durch den Saal.

Magda's Blicke hefteten sich auf ihn, um sich nicht mehr abzuwenden. Ihr Herz klopfte, ihr Athem flog, eine heiße Röthe stieg in ihr auf, und sie hörte keine Sylbe von den einleitenden Worten, so sehr litt sie unter ihrer Aufregung. Niemals war es ihr so klar geworden, wie in dem Augenblick, daß sie den Mann liebte, mit all' den Fasern ihres jungen Herzens. Sie verstand nichts von seinen Argumenten, sie folgte kaum seiner scharfen Kritik der bestehenden Regierungspartei. In ihr klang es wie ein Jubelgesang: Er ist der Beste, der Klügste von Allen!

Frau van der Velde's Blick streifte die Tochter; sie las in den jugendlichen Zügen wie in einem aufgeschlagenen Buche. Magda erinnerte sie plötzlich an den längst verstorbenen Gatten; da war eine hingebende Begeisterung, eine Wärme, ein Aufgelöstsein im Empfinden, gegen das sie immer angekämpft hatte, weil es sie an den ungeliebten Todten mahnte. Aber es war nicht auszurotten gewesen und kam in der Ehe zum Durchbruch. Gut, daß Ternberg verständig genug war, um jeder Exaltation entgegen zu arbeiten, hoffentlich auch dann noch, wenn er selbst den Gegenstand derselben bildete; aber es war eine Complication, die man nicht übersehen durfte. Daß doch das Kind nie aufhörte, einem Sorgen zu machen!

Eine Leidenschaft kann der Mann neben sich nicht brauchen, der im Begriff ist, Minister zu werden; Ruhe und Behagen im Hause, keine Anforderungen an sein Gefühl, das ist's, was ihm noth thut.

Frau van der Velde schob die Gedanken gewaltsam von sich und richtete ihre Aufmerksamkeit auf das Publicum; sie bemühte sich, die Wirkung der Rede, deren jedes einzelne Wort sie so genau kannte, zu beobachten. Mit immer steigender Befriedigung verfolgte sie die Spannung des Hauses, die sich endlich in lauten Beifall auflöste. Ternberg hatte einen großen Erfolg errungen, sie sah es an hundert Zeichen. „Ich gratulire Dir, mein Kind," flüsterte sie Magda zu, die hoch aufathmend, sich zu ihr wendete.

Es wurde laut in den Corridoren, die Thüren öffneten sich, und Niemand hörte mehr auf die Schlußworte des Präsidenten und die wenigen geschäftlichen Mittheilungen, die er zu machen hatte. Auch die Damen standen auf, und von Eilhard escortirt, näherten sie sich dem Ausgang. Da kam Ternberg, sich durch die beglückwünschenden Hände durchwindend, so rasch als möglich ihnen entgegen; er sah froh und angeregt aus. Sein Blick fiel in Frau van der Velde's Augen.

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte er und zog ihren Arm durch den seinigen; „und Du, Magda, hab ich's gut gemacht? Eilhard, gib meiner Frau Deinen Arm, und nun kommt, Kinder, ich bin hungrig und müde, mich verlangt's nach Hause!"

Ein Schatten fiel auf Magda's strahlende Züge, und fast unwillkürlich zog sie den Schleier über ihr Gesicht, ehe sie mit Eilhard durch die Gruppen der Abgeordneten schritt, die grüßend und bewundernd der jungen Frau nachsahen.

Es kamen aufgeregte, mühevolle Wochen für Baron Ternberg, in denen er kaum Zeit fand, der kleinen Magda zu gedenken, die seiner daheim so ge-

duldig wartete und nur selten wagte, ihn um sein Thun zu befragen. Die Verhandlungen mit der Regierung und den Parteigenossen nahmen ihn sehr in Anspruch, und als ihm beim Abschluß derselben das Portefeuille des Handelsministers zufiel, da war der neue Wirkungskreis so groß, so verantwortungsvoll, daß Ternberg in ihm fast ganz aufging. Er stürzte sich mit allem Eifer in die Arbeit; seine kraftvolle Natur hatte endlich freie Bahn vor sich, und er schritt dahin, sicher und siegesbewußt, wie Einer, dem das Herrschen angeboren ist.

Die Idylle seiner jungen Ehe verblaßte vor den vielseitigen Anforderungen, die Stellung und Pflichten ihm aufbürdeten.

Wenn Magda ihn bat, sich zu schonen, ihr ein Stündchen zu gönnen, dann vertröstete er sie auf den Herbst und meinte, die Befriedigung, welche eine große Thätigkeit zu geben vermag, müßte sich auch auf sie erstrecken.

Er vergaß, wie ferne sie Allem stand, wie ferne er sie Allem hielt. Sie sollte seine Blume sein, nichts mehr. Er dachte nicht daran, daß er diese Blumenseele wach geküßt hatte, in einer müßigen Stunde, da ihm ihr Duft allein nicht mehr genügte. Nun war sie lebendig geworden und verlangte nach Licht.

Manchmal, wenn er, zwar müde aber vergnügt, zwischen zwei Sitzungen in ihr Boudoir kam, freute er sich an dem Aufleuchten ihrer Augen bei seinem Eintreten und glaubte sie damit für die langen Stunden des Alleinseins vollkommen zu entschädigen; aber er mußte endlich doch bemerken, daß sie still und blaß wurde und ihre harmlose Fröhlichkeit sich in ein gedämpftes Halbdunkel von Empfindungen verwandelte, gegen das sie umsonst anzukämpfen schien.

Das Kind war zu viel allein, es brauchte Jugend und Bewegung. Er gewöhnte sich nach und nach daran, Eilhard zum täglichen Begleiter seiner Frau zu machen; er war's, der ihn bat, mit Magda des Morgens zu reiten, er sorgte für Concert und Theaterlogen, er schickte „die Kinder", wie er sie nannte, in die Kunst-Ausstellungen und freute sich, wenn Magda ihm, angeregt von allem Neuen und Schönen erzählte, was sie unter der kundigen Führung Eilhard's gesehen hatte.

Unbefangen nahm Magda das täglich wachsende Interesse Eilhard's als einen Ausfluß seiner guten Beziehungen zu Ternberg dankbar hin und that, was sie konnte, um ihn für das Opfer an Zeit, das er ihr brachte, zu entschädigen. Sie wurde wieder heiter und elastisch; Ternberg freute sich seiner klugen Fürsorge und arbeitete um so intensiver, je besser er sie geborgen wähnte. Frau van der Velde, welche diese Phase in der jungen Ehe aus der Ferne genau beobachtete, war zufrieden, und schrieb lange politische Briefe an ihren Schwiegersohn, die als kleines Postscriptum hin und wieder ein warmes Wort der Anerkennung für seinen Tact und seine Klugheit hatten. Magda aber las sein Lob aus der Mutter Mund mit glücklichem Lächeln und bewundernder Dankbarkeit für so viel Theilnahme, so feines Eingehen auf ihre geheimsten Gedanken.

Eines Tages aber kam Eilhard früher als sonst in Magda's Boudoir und ließ ihr kaum Zeit, Hut und Handschuhe zu holen.

„Meine Kisten sind da," rief er eifrig, „sie sind eben im ethnographischen Museum abgeladen worden, und ich habe Auftrag gegeben, mit dem Auspacken zu warten, bis ich wieder komme. Sie müssen sogleich mit mir, um den Reiz auch des kleinsten Stückchen Orients kennen zu lernen; Sie sollen mir beim Ordnen helfen."

Er drängte zum Aufbruch, sie bestiegen einen Wagen, und während sie die Straßen entlang rollten, erfuhr Magda, daß Eilhard die Früchte seiner Reisen ausstellen und dadurch sich selbst gleichsam einen Beweis seiner wohl angewendeten Zeit zu geben beabsichtigte. Die Direction des Museums hatte ihm einen Raum zur Verfügung überlassen; da sollte nun ausgepackt, geordnet und katologisirt, schließlich künstlerisch aufgebaut werden, und dabei brauchte er dringend Magda's Geschmack, ihre geschickten Hände.

„Ich will Ihnen ein Privatissimum über Völkerkunde und Geographie Asiens lesen," schloß er lachend seine Auseinandersetzungen, „zum Dank dafür, daß Sie mir ein paar Morgenstunden opfern, denn jetzt heißt es fleißig sein; die goldenen Tage des Nichtsthuns sind für mich zu Ende."

„Wenn Sie mich nur brauchen können," meinte Magda, „Sie wissen, ich habe sehr viel freie Zeit und freue mich auf das Kramen in all' den fremdartigen Dingen."

So schritten sie die breite Stiege des Museums hinauf und gelangten über lange Gänge durch allerlei Bureaustuben in einen Raum, in dem viele Kisten herum standen. Gemüthlich war's da vorläufig nicht. Einige Arbeiter waren beschäftigt, die Stricke und Deckel loszulösen; überall Staub, Lärm, Unordnung. Eilhard ging von einem zum andern, und seine Ungeduld schwer bemeisternd, zwang er sich endlich zu systematischer Arbeit. Magda mußte auf einem Ballen Platz nehmen, er gab ihr sein Notizbuch in die Hand und bat sie, die Inhaltsangaben der einzelnen Stücke vorzulesen. So gelang es ihm nach und nach, diejenigen ausfindig zu machen, welche werthlosere Gegenstände enthielten und die zuerst ausgepackt werden sollten.

Als die jungen Leute nach ein paar Stunden das Museum verließen, blickten sie mit Stolz auf einen Tisch voll Waffen, Vogelbälgen und Thierhäuten, die sie mit eigenen Händen aus den Tiefen der Kisten hervorgeholt hatten.

Von Tag zu Tag lichtete sich das Chaos, und immer neue Schätze kamen zum Vorschein. Teppiche, Geschirr, Schmuck, Stoffe und Stickereien — was der Orient an Hausindustrie hervorbringt, Eilhard hatte es mit feinem Geschmack gesammelt, mit reichen Mitteln angekauft. Und fast jedes Stück hatte seine kleine Geschichte. Magda mußte Eilhard's Reiseroute auf großen Specialkarten studiren, um seinen lebhaften Erzählungen folgen zu können; sie lernte es nach und nach, die verschiedenen Teppicharten von einander zu unterscheiden, sie hatte ihre Lieblinge unter den dunkelhäutigen Menschen, deren Photographien Eilhard aus seinen Mappen hervorsuchte, um mit ihrer Hülfe die Beziehung zwischen den todten Gegenständen und dem wirklichen Leben darzulegen. Sie nähte den alten Silberschmuck, den Eilhard in Persien eingehandelt, auf rothe

Sammtstreifen, während er sie auf die primitive und doch so sinnreiche Technik der Halsketten und Armbänder aufmerksam machte, und freute sich mit der Anordnung einer Vitrine, die sie ganz allein aufzustellen unternommen hatte. Aber auch trockene Arbeit blieb ihnen nicht erspart. Namen und Nummern mußten geschrieben, Irrthümer, die sich in der Bezeichnung der Thierbälge eingeschlichen hatten, sollten möglichst beseitigt, das Dilettantenhafte, Unfertige, was solcher Reiseausbeute meistens anhaftet, verwischt werden.

Es war ein genußreiches Wiedererwecken all' der schönen Eindrücke, die Eilhard in den zwei Jahren seiner Wanderung durch Kleinasien, Persien und Indien gewonnen hatte, und täglich wurden die Bilder für Magda farbiger und lebendiger, je mehr sie von seinen Reisetagebüchern las, die er noch durch Erzählungen ergänzte. Manchmal führte er sie auch in die anderen Räume des Museums und erklärte ihr an den dort ausgestellten Gegenständen dasjenige, wozu sein eigenes Material nicht ausreichte — aber am schönsten war es doch, wenn sie in ihrem Privat-Museum, wie Magda es mit Stolz nannte, herum hantirten und sich nicht genug thun konnten im Anordnen und Aufstellen ihrer Schätze.

Endlich befriedigte der Anblick auch ihre hoch gespannten Anforderungen, die Sammlung wurde den Fachleuten und dem großen Publicum zugänglich gemacht. Mit ganz anderem Interesse als sonst griff Magda am Frühstückstisch nach den Zeitungen, und als sie endlich eines Morgens einen langen, sehr schmeichelhaften Bericht über die Ausstellung des weitgereisten, kunstsinnigen Herrn von Frieben in den Spalten fand, da empfand sie eine große Genugthuung, eine herzliche Freude.

„Hermann, sieh nur," sagte sie, zu dem Gatten gewendet, „Eilhard kann zufrieden sein mit seinem Erfolg; nun mußt auch Du uns die Freude machen, die Sachen anzusehen. Du vertröstest uns von Tag zu Tag, und wir warten auf Dein Lob, wie die Kinder auf ihr Schulzeugniß."

„Laß gut sein, Magda, ich habe andere Dinge im Kopf; gerade jetzt viel Aerger und Verdruß, — was weißt Du davon."

„Sag doch, was Dich drückt," bat Magda, von ihrem Stuhle aufspringend und an Hermann's Seite tretend, „laß mich Theil haben an Deinen Gedanken und Sorgen, schieb mich nicht von Dir. Ich bin ja kein Kind mehr, ich kann auch reinen Mund halten."

Sie schmeichelte, sie bat mit jedem Wort, mit jedem Blick ihrer Augen. „Es wäre viel zu lang, Dir das auseinander zu setzen," sagte er ungeduldig, „zu lang und zu langweilig. Sei froh, daß es Dich nichts angeht, und erzähle mir lieber, was Du heute vorhast. Ich bin den ganzen Tag beschäftigt und werde kaum vor Abend frei sein; dann hole ich Dich zu einer Spazierfahrt ins Grüne." Er stand auf und nahm seine Zeitungen zusammen. „Richtig, eben fällt mir's ein, Mama schreibt in ihrem letzten Brief, sie fürchtet, Du dächtest zu wenig daran, welche Anforderungen ein offener Wagen an die Toilette stellt — nun — nun, Du brauchst deshalb nicht roth zu werden; also mach' Dich schön und erwarte mich gegen sieben Uhr." Er strich flüchtig über ihren Scheitel und verschwand in seinem Arbeitszimmer.

Magda stand ein paar Augenblicke nachdenklich, dann trat sie an ihren Schreibtisch und schrieb hastig ein Billet an Eilhard:

„Bitte, holen Sie mich heute nicht ins Museum, wie wir verabredet hatten, ich bin nicht wohl, soll Nachmittag zu meiner Schneiderin und Abends mit Hermann ausfahren. Lauter wichtige Dinge, wie Sie sehen, und mein Kopf ist recht dumm und unbrauchbar. Ich gratulire Ihnen herzlichst zu dem günstigen Zeitungsbericht. Die Ihrige, Magda."

Sie schickte das Billet sogleich weg, schloß sich in ihr Zimmer und gab Befehl, Niemanden vorzulassen. Wie konnte nur Hermann, der sonst so gütig war, ihr so wehe thun; was war ihr die ganze Ausstellung werth, wenn er Sorgen hatte, und wenn er die Arbeit von Wochen keines Blickes würdigte?

Am späten Nachmittag brachte der Diener einen Strauß duftender Rosen in ihr Gemach. Eilhard war da gewesen, nach ihrem Befinden zu fragen. An den Blumen hing ein Kärtchen, auf dem standen zwei Worte: „Meiner Mitarbeiterin!" Magda nahm die Blumen und ordnete sie sorgfältig in einer Schale: die Karte aber legte sie als Lesezeichen in ihr Buch. Dann rückte sie die Chaiselongue zum Fenster, ließ sich aus Hermann's Zimmer die letzten Zeitungen bringen und versuchte zum zwanzigsten Male, in den politischen Berichten die Ursache seiner Verstimmung zu finden. Unmöglich — ganz unverständlich! Seufzend gab sie es endlich auf und begann eine sehr sorgfältige Toilette zu machen; so weit es an ihr lag, sollte Hermann keinen Grund zur Unzufriedenheit haben.

Der Sommer war schon weit vorgeschritten, und Magda, die niemals die heiße Jahreszeit in der Stadt verlebt hatte, sehnte sich nach Wald und Feld. Wohl hatte Ternberg davon gesprochen, sie nach Fichtenau zur Mutter voraus zu schicken, aber sie wollte nichts davon hören, und so wenig er auch Tags über mit ihr zusammen war, so sehr hätte er sie des Abends vermißt, wo ihre Gegenwart ihm immer noch wie ein frischer Blumenstrauß das Leben schmückte. Darum gab er ihren Bitten nach, und sie hielt tapfer aus, zufrieden, ihm seinen Thee brauen zu dürfen, glücklich, wenn der Wagen sie manchmal weit weg aus den staubigen Straßen entführte, und fern von den Geschäften er Lust und Stimmung fand, sich mit ihr zu beschäftigen.

Auch Eilhard sah sie weniger als in den vergangenen Wochen. Seine Ausstellung hatte ihm viel neue Beziehungen gebracht, er sollte nach Jahre langer Abwesenheit von der Heimath in derselben wieder festen Fuß fassen und konnte zu keinem Entschluß kommen. Manchmal sprach er mit ihr von seiner Zukunft, ohne mit sich selbst im Reinen zu sein, wie er diese gestalten sollte.

Um so mehr erstaunte Magda, als er eines Tages bei ihr eintrat und mit komischer Feierlichkeit um eine Privat-Audienz bat. Sie lächelte und wies ihm ihren bequemsten indischen Fauteuil an; dann nahm sie ihm gegenüber Platz und wartete auf seine Mittheilung. Sie trug ein Morgenkleid aus dünnem, weißen Stoff, das, wie ein antikes Faltengewand von den Schultern herab fallend, die Gestalt nur errathen ließ; weite Aermel zeigten bei jeder Bewegung die schlanken, bloßen Arme; der kleine Kopf mit dem

feinen Profil glich einer antiken Camee, und über dem ganzen Wesen lag der Zauber des mädchenhaft gebliebenen Weibes.

„Ich komme, um Ihnen eine Frage vorzulegen, die über meine nächste Zukunft entscheiden soll," begann Eilhard, sie ernsthaft anblickend.

„Sie gehen doch nicht fort?" fragte Magda.

„Nur wenn Sie mich fortschicken," war die Antwort. „Nein, es handelt sich um Folgendes. Hermann, der Prachtmensch, hat meinen Beruf entdeckt; ich habe das in den achtundzwanzig Jahren meines Lebens noch nicht zu Stande gebracht. Hören Sie und staunen Sie! Er meint, ich sei dazu geboren, ein nützliches Mitglied seines Handelsministeriums zu werden. Meine Reisen, meine Sprachkenntnisse, meine Beziehungen zu so vielen Menschen in jenen fernen Ländern prädestiniren mich, bei den Zollverträgen, die neuerlich abgeschlossen werden sollen, brauchbar zu sein. Ein Mann ohne Arbeit sei ein Unding — zugegeben — immer reisen könne ich auch nicht — die Verhältnisse lägen gerade jetzt besonders günstig — er prophezeit mir einen Gesandtschaftsposten binnen weniger Jahre in einem feenhaften Palast mit Nargileh und Bajaderen — kurz, er vergoldet den Käfig und behängt ihn mit Blumen. Aber ein Käfig bleibt es doch, und ehe ich mich einfangen lasse, sollen Sie mir sagen, Magda, wie Sie darüber denken. Trauen Sie mir den Ernst, die Ausdauer zu, an der Seite Ternberg's zu arbeiten? Ich weiß, sein Maßstab ist ein hoher; unsere alte Freundschaft soll nicht an dem neuen Subalternverhältnisse scheitern, und ich zweifle an meinen Fähigkeiten, ihn zufrieden zu stellen. Andererseits habe ich das Bummeln etwas satt, bin reisemüde, fühle mich unter Ihrem Dach sehr wohl; mein alter Hermann als Chef, Sie als guter Genius, wenn's einmal stark wetterleuchtet — kurz, ich weiß nicht, wohin die Wagschale neigt. Geben Sie guten Rath, lassen Sie mich nicht umsonst bei edlen Frauen anfragen. Dies ist übrigens die längste Rede, die ich in meinem ganzen Leben je gehalten habe!"

„Aber Eilhard, das wäre ja eigentlich eine ideale Stellung für Sie," meinte Magda nach einigem Nachdenken, „und auch Hermann könnte mit so einem Mitarbeiter zufrieden sein. Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie verwundert die Herren vom Fach über Ihre Kenntnisse waren? Für so etwas haben wir Frauen ein feines Gefühl, und arbeiten können Sie auch; ich dächte, wir hätten uns das gegenseitig bewiesen."

„Mich schreckt die trockene Bureauarbeit; ein Actenmensch, eine Nummer im großen Status des Beamtenkörpers — kein Individuum mehr, nirgends die Ellenbogen frei —. Wie werde ich mich nach dem Rücken meines Pferdes sehnen, nach den langen Ritten unter dem Sternenhimmel. Mir graut vor dem täglichen Einerlei des Beamtenlebens!" rief Eilhard, immer wärmer werdend.

„Und doch," meinte Magda sinnend, „befriedigt dies Leben Hermann. Er sprach vor langer Zeit mit Mama ausführlich über den Segen der Berufspflichten, der Continuität in der Arbeit, — wie Jeder einmal in Reih und Glied gestanden haben müsse, um den richtigen Maßstab zu finden für sich und die Anderen. Ich habe damals sehnlich gewünscht, mein Sandkorn Arbeit

dem großen Ganzen widmen zu dürfen, aber von uns Frauen verlangt man ja nichts Ernsthaftes."

„Da haben Sie Unrecht, Magda, ich verlange viel von Ihnen, einen guten Rath, ein ernstes Wort zur rechten Stunde! Was soll ich thun?"

„Nehmen Sie die Arbeit auf sich," sagte Magda und sah ihm voll in die Augen, „Sie haben schon so viel für sich genossen, leben Sie einmal ein paar Jahre einer Idee, einem Beruf. Wenn Hermann Sie an seine Seite ruft, wird das Leben für Sie nicht enge und einförmig werden!"

Eilhard zögerte einen Augenblick, dann hielt er Magda die Hand hin.

„Sie haben Recht, man muß auch manchmal ein Gewissen haben, und das meinige wirft mir schon lange ein sträfliches Sybaritenthum vor. So mag's denn sein, von heute an nichts als ein gewissenhafter, fleißiger Arbeiter!"

„Mir aber," fiel Magda ein, „sollen Sie Lehrer und Führer werden, wie Sie es in den letzten Wochen im Museum gewesen sind; vielleicht gelingt es Ihnen, mich etwas zu orientiren, es mir zu ermöglichen, Hermann's Gedankengang zu folgen — ich bin gar so unwissend, so unbehülflich, mich in fremden Gebieten zurecht zu finden."

„Davon habe ich wenig bemerkt," sagte Eilhard kurz; „in zwei Monaten haben Sie so viel Anthropologisches aufgelesen, daß ich mich täglich darüber verwunderte, und mein Verdienst war dabei ein sehr geringes."

„Vielleicht ist das Positive für mich leichter zugänglich, als die politische Wissenschaft — wappnen Sie sich mit Geduld, Sie werden sie für mich brauchen können."

Das sollte scherzhaft klingen, war aber so schüchtern und verzagt vorgebracht, daß Eilhard schwieg und nicht mehr den richtigen Ton fand, um Magda aus ihrem Nachdenken zu reißen. So nahm er seinen Hut und überließ sie ihrem Sinnen.

„Ein sonderbarer Heiliger, dieser mein kluger, welterfahrener Vetter," dachte er, während er die Treppe hinabstieg. „Besitzt die jüngste, entzückendste Frau der Welt, die ihn anbetet, nichts sehnlicher wünscht, als die Weisheit von seinen Lippen saugen zu dürfen, und überläßt Unsereinem das unaussprechliche Vergnügen, ihr ein Stückchen Welt nach dem anderen zu zeigen. Er scheint keine Ahnung zu haben, was er damit aus der Hand gibt!"

Endlich schlug die Stunde auch für Baron Ternberg's Urlaub. Es war immer einsamer in der Stadt geworden, sogar Eilhard hatte einen Ausflug unternommen, wie er scherzend sagte, zum letzten Mal als freier Mann, und Magda konnte den Tag kaum erwarten, an dem sie die heißen Stadtmauern verlassen durfte.

Das junge Paar sollte zuerst zu Frau van der Velde nach Fichtenau gehen, um ein paar Tage der vollsten Ruhe zu genießen; dann erst wollten sie nach dem eigenen Heim übersiedeln. Magda freute sich wie ein Kind auf den Besuch daheim, und als sie endlich angekommen war, den rauschenden Fluß, die blauen Hügelketten sah, da kam ein wonniges Gefühl von Ruhe über sie, und ihr war, als verschwände das letzte Jahr aus ihrem Leben, mit allem Glück und aller Aufregung, die es gebracht hatte.

Sie streifte wieder allein im Thalgrund herum, sie stieg die moosigen Wege zur Ruine hinan, und wenn sie, heimkehrend, den breiten Strohhut am Arm, die Lindenallee zum Schloß durchschritt, dann grüßten die Dorfleute mit freundlichem Lächeln und Nicken und meinten immer wieder, das Fräulein habe sich gar nicht verändert; sie sei immer noch lieb und jung wie damals, als sie beim Erntefest hoch oben auf dem schwerbeladenen Kornwagen heimwärts fuhr, oder zu Weihnachten als guter Geist den armen Schulkindern beschеert hatte.

Dringende Geschäfte aber riefen Ternberg bald auf sein Schloß; denn für ihn bedeutete das Landleben noch lange kein Ausruhen. Er hatte offenbar viel Arbeit aus der Stadt mitgebracht, und ehe sich's Magda versah, saß er wieder vor einem mit Büchern und Acten schwer beladenen Schreibtisch und verbat sich nach dem Frühstück jede Störung bis zum Abend.

Das war eine große Enttäuschung für sie, und um ihre Verstimmung nicht zu zeigen, ergriff sie dankbar den Antrag ihrer Mutter, sie jeden Morgen nach Fichtenau abzuholen. Es war zum ersten Mal seit ihrer Verheirathung, daß sie ungestört mit Frau van der Velde zusammen war.

Diese hatte mit fester Hand Magda's Anlehnungsversuche abgewehrt; das Kind sollte und mußte Wurzel fassen in Ternberg's Haus, und dazu war es vor Allem nöthig, sich selbst unnahbar zu machen, mehr noch als in den kaum vergangenen Jahren, da Magda jeden Riß im Kleid, jeden Verstoß gegen die feinen Formen mit einem strengen Verweis büßen mußte, und ein strafender Blick aus den stolzen, dunklen Augen der Mutter ihr als das Schrecklichste erschien, was ihre Kinderphantasie ersinnen konnte.

Im letzten Jahr hatte sie jedes vertrauliche Gespräch mit der Tochter vermieden und wunderte sich nun selbst, wie vollkommen es ihr gelungen war, Magda's inneres Leben in die tiefsten Herzensfalten zu bannen.

Als sie sich zum ersten Mal allein beim Nachtisch gegenüber saßen, fragte Frau van der Velde eingehend nach dem Stadtleben. „Erzähle, mein Kind, wir haben uns so lange nicht gesehen, und ich möchte gern wissen, wie sich meine Tochter in dem Glanz der neuen Stellung zurecht findet."

„Immer noch nicht, Mama," meinte Magda, „Du hättest das viel besser gemacht als Deine unbedeutende Tochter."

Frau van der Velde erhob den Kopf und sah Magda scharf an — aber nein, da war kein Hintergedanke, nur das alte, bewundernde Aufblicken zur Mutter.

„Vielleicht lerne ich es mit der Zeit, ich habe ja so vortreffliche Vorbilder an Dir und Hermann," fuhr Magda fort, „und älter wird man auch, etwas klüger und geschickter."

„Hermann hat Dein Lob in allen Tonarten gesungen," sagte Frau van der Velde lächelnd.

„Wirklich, Mama? —" das war die alte Magda mit ihrem impulsiven Erröthen; aber gleich darauf lenkte sie vorsichtig von dem Thema ab und berichtete von Eilhard's Eintritt ins Ministerium und seiner schönen Reiseausbeute.

Frau van der Velde war mit ihren Erziehungsresultaten zufrieden, Magda hatte sich an die Verhältnisse gewöhnt, der kleine Elan ihres Herzens dem Gatten gegenüber, der die Mutter im Frühjahr so sehr erschreckt hatte, war auf das richtige Maß zurückgeführt worden, und der leichte Taumel, welchen eine glänzende Lebensstellung Anfangs hervorzurufen pflegt, hatte das Seinige gethan, um unerfüllbare, kindische Wünsche zum Schweigen zu bringen. Fortan konnte man Magda ruhig gewähren lassen, das Terrain war abgesteckt, auf dem sie sich bewegte, und da würde sie nicht zu Schaden kommen.

Die Anerkennung, die sie ihrer Tochter heimlich zollte, äußerte sich in allerhand kleinen, gesellschaftlichen Rücksichten, und nie war das Verhältniß zwischen ihnen liebevoller erschienen als in jenen Tagen, in welchen Magda in ihrem alten Zimmer manchmal bittere Thränen vergoß über die Entfremdung, die sie nur zu deutlich fühlte.

Im Uebrigen lebte sie tagsüber ihr stilles Mädchenleben, mit Ungeduld die Stunde erwartend, die Hermann nach Fichtenau bringen sollte. Wenn er dann kam, war er empfänglich für ihre Aufmerksamkeiten, erfreut über das Zusammensein mit den beiden Frauen. Von den kleinen Erlebnissen des Tages beginnend, erzählte er immer weiter ausholend von Allem, was in den letzten Monaten sich um ihn herum abgespielt hatte, und Magda erfuhr erst nach und nach, was ihn damals beschäftigt und aufgeregt. Die Menschen, die in der Stadt ihren Umgang bildeten, traten in neuer Beleuchtung vor sie hin, und zu ihrem Staunen verwandelten sie sich häufig in bloße Marionetten, die von geschickter Hand hin und her geschoben, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan hatten, achtlos zur Seite geworfen wurden.

Aber nicht nur Abgethanes berichtete Hermann, Magda verstand, daß er tief in neue Pläne versunken war, Fäden nach allen Richtungen ausgesponnen hatte.

Frau van der Velde war eine gute Hörerin; ihr Interesse, ihr Verständniß kamen Hermann auf halbem Weg entgegen. Oft reichten ein paar Andeutungen hin, um ihr eine lange Kette von Ereignissen verständlich zu machen, und man sah, mit welch' fortgesetzter Theilnahme sie dem politischen Getriebe aus der Ferne gefolgt war.

Fragte Hermann dann um ihre Meinung, so sprach sie bestimmt und klar, manchmal mit überraschender Schärfe ihr Urtheil, und Magda wünschte im Stillen nur einmal so viel Muth ihrem Manne gegenüber aufbringen zu können. Vielleicht wenn er sie gefragt hätte, aber das fiel ihm nie ein, trotzdem er zärtlich und gütig gegen sie war, wie in den Flitterwochen.

Abends fuhren sie dann heim im offenen Wagen, der würzige Duft der zweiten Heumahd lag in der Luft, die Sterne funkelten, die Stille der Nacht ward höchstens durch das Bellen eines Hundes unterbrochen.

Diese Fahrten entschädigten Magda für die stillen Tage. Sie wäre am liebsten weit, weit fortgefahren, allein mit Hermann, ohne zu fragen wohin. Die wohlbekannten Bäume des Parks sahen so phantastisch aus, ein silbergrauer Nebel lag auf den Stoppelfeldern, man sah fast die Wölbung der Erde auf der weiten Hochebene. In den Bergschluchten hingen weiße Wolkenfetzen, und hin und wieder warfen die kleinen Wäldchen, die als vorgeschobene Posten

der Thaleinschnitte bis an die Straße reichten, fast schwarze Schatten auf ihr weißes Band.

Es waren schöne Mondnächte, die auf ungetrübte Spätsommertage folgten und die junge Frau mit glücklichen Träumen umschmeichelten.

An einem Nachmittag kam Baron Ternberg unerwartet früh nach Fichtenau, mit einem Gast im Wagen. Es war Eilhard, der seine Gebirgstour beendet hatte und für den Rest seiner Ferien bei dem Vetter eingefallen war. Im behaglichen Geplauder kamen die Herren durch den Schloßhof, und nur ein sehr scharfes Ohr hätte in der Begrüßung zwischen Eilhard und Magda die leise Verstimmung der letzteren herausgehört.

Konnte sie ihren Mann niemals für sich allein haben, mußte sie ihn immer mit Anderen theilen, auch wenn es die Nächsten waren. Es verdroß sie. Sie hatte sich so sehr darauf gefreut das lange Jahr hindurch, auf die paar stillen Tage hier draußen, und auch diese würden vorüber gehen, ohne daß er für sie Zeit gefunden hätte.

Hermann aber schien keine Ahnung von ihrem heimlichen Verdruß zu haben. „Von heute an," erklärte er, „brauche ich meine Hausfrau wieder. Eilhard soll nicht in eine Junggesellenwirthschaft gerathen sein. Hoffentlich wirst Du, Magda, Dich entschließen können, die Lasten des Hausstandes abermals auf Deine Schultern zu laden. Glücklicher Weise bin ich mit dem größten Theil meiner Arbeit zu Ende und kann mir daher den Luxus einer Frau und eines Gastes gestatten."

Es lag viel gutmüthiger Spott und ironische Zärtlichkeit in den Worten, und doch auch genug Wärme im Tone seiner Stimme, um Magda ins Gleichgewicht zu bringen. Niemals vielleicht war Hermann Frau van der Velde in günstigerem Lichte erschienen, als da er spät Abends vergnügt und gesprächig zum Aufbruch mahnte, und Eilhard die Zügel des leichten Wagens überließ, während er selbst an der Seite seiner Frau Platz nahm.

Frau van der Velde stand am offenen Thor und sah ihnen nach, dann wendete sie sich langsam und mit befriedigtem Lächeln der Schloßstiege zu. Hermann war ihr der Alte geblieben, und ihre Tochter war eine glückliche, beneidete Frau.

Eilhard's Anwesenheit brachte neues Leben in das stille, große Haus Ternberg's. Magda hatte sich mit seiner Anwesenheit bald ausgesöhnt, als sie einsah, wie Vieles ihr durch ihn geboten wurde und wie im intimen Zusammenleben seine besten Eigenschaften zu Tage traten. Es war unmöglich, liebenswürdiger zu sein und sich dabei selbst wohler zu fühlen, als Eilhard es that.

Ein kühner Reiter, ein hirschgerechter Jäger, ein wirklicher Naturschwärmer mit dem Hintergrund des künstlerisch geschulten Intellects, entwickelte er so viel harmlosen Humor, so viel behagliches Genießen in diesem Schloßleben à trois, daß auch Hermann in das Dolce far niente hineingezogen wurde und mehr Zeit, als er behauptete verantworten zu können, mit den großen Kindern verbrachte.

Eilhard hatte den Ehrgeiz, die herrliche Umgebung des Schlosses gründlich kennen zu lernen, und entwarf dazu täglich einen neuen Plan. Da er stets mit einem fertigen Project hervortrat und alle Vorbereitungen auf sich nahm, war auch Hermann gewöhnlich zu bewegen, weite Ritte mit zu unternehmen, die ihm, wie er seufzend erklärte, die besten Arbeitsstunden raubten

Was immer aber geschah, Eilhard wußte es so einzurichten, daß Magda's Wünsche die maßgebenden waren. Stets dachte er daran, sie nicht zu übermüden, und umgab sie mit tausend kleinen Beweisen seiner Sorgfalt, die sie täglich von Neuem überraschten. Es war eine glückliche Zeit für Magda, und sie genoß die schönen Tage.

Sie war wie eine Blume, die lange im Schatten gestanden hat, und auf welche Sonne und Luft nun von allen Seiten eindringen. Ihre Seele gehörte Hermann, aber ohne daß sie es wußte, schmückte Eilhard ihr Leben mit dem Flittergold junger, zurückgehaltener Leidenschaft; und das flimmerte und glänzte geheimnißvoll und vielverheißend, wie der goldene Stern an der Spitze des Christbaumes. Die Lichter an dem Baume entzündeten sich nach und nach, und immer deutlicher sah Magda, was an Schätzen daran hing, wie reich und schwer beladen die Aeste waren. Sie ahnte nicht, daß es ein Anderer als Hermann war, der für sie den letzten, schönsten Schmuck zu geben sich bemühte.

Eilhard verstand, was in ihr vorging, und hielt sie nur um so höher; sie war ihm die Verkörperung eines schönen Traumes, und ein gesteigertes Glücksgefühl erfüllte sein Wesen, ein heimlicher Stolz, daß er so vornehm und tactvoll neben der jungen Frau einher schreiten konnte und seine Augen nicht vor Ternberg's Freundesblick zu senken brauchte.

Und so sollte es bleiben, das schwur er sich zu, das reine Bild durfte keine Trübung erfahren. Ihm war die Erkenntniß noch nicht geworden, daß Niemand dem Augenblick Dauer zu geben vermag. Eine Minute gebiert die nächste, unaufhaltsam erfüllt sich in Jahren, wozu der Keim in längst entschwundenen Secunden ahnungslos gelegt wurde!

An einem herrlichen Morgen bewog Eilhard seine Freunde, eine große Tagespartie zu unternehmen. Auch Frau van der Velde schloß sich den Reitern an; sie hatten den thauigen Wald durchritten, in einem einsamen Forsthaus zu Mittag gegessen, Siesta unter dem Schatten der Buchen gehalten, und kein Mißton war in dem Quartett laut geworden. Frau van der Velde, die der lange Ritt ermüdet hatte, erklärte, in dem nachgeschickten Wagen zurückfahren zu wollen, und Ternberg bot ihr seine Begleitung an.

„Ihr Jungen könnt auf der Straße heimreiten," meinte er, „es ist etwas weiter, aber es bleibt länger hell, und wenn, wie ich fürchte, Regen einfällt, könnt Ihr die Pferde tüchtig laufen lassen und seid immer noch im Vortheil gegen die holprigen Waldwege. Seht zu, daß Ihr nicht in die Nacht hinein kommt!"

Magda und Eilhard warteten, bis der Wagen außer Sicht war, sie schickten auch den Reitknecht mit den anderen Pferden weg, und dann erst dachten sie selbst an den Heimweg. Die junge Försterin nöthigte der gnädigen

Baronin noch eine Tasse frisch gebrauten Caffees auf, dann hob Eilhard sie in den Sattel, und langsam ging's durch den schon dämmernden Wald.

Der Tag war so schön gewesen, er sollte noch ein Weilchen dauern, und sie erhofften sich einen Sonnenuntergang, wenn sie die Hochebene erreichten, zu der der schmale Weg ziemlich steil hinaufführte. Aber als die letzten, vereinzelten Bäume einen freien Ausblick erlaubten, war Alles grau und düster. Ein scharfer Wind blies aus Norden und trieb die Regenwolken vor sich her.

Sie ritten einsilbig neben einander und überholten nach einer Viertelstunde auf der einsamen Straße ein armseliges Menschenpaar. Der Mann mit weißem Haar und verwittertem Antlitz schob ein Scheerenschleiferrad mühsam vor sich her; die Frau, deren Füße in alten, ausgetretenen Männerstiefeln steckten, trug mehrere bunte Regenschirme zusammen gebunden auf der Schulter und hatte sich mit einem Strick um ihren Leib vor das Rad gespannt, auf diese Weise dem Manne die Last erleichternd.

Die Leute sahen müde aus; sie hoben die Füße langsam und mechanisch wie Menschen, die schon einen weiten Weg zurückgelegt und noch eine große Strecke vor sich haben. Der Mann nahm seine Mütze ab, und die Frau nickte Magda freundlich zu, aber sie blieben nicht bettelnd stehen, sie zogen ruhig ihres Weges. Magda hielt ihr Pferd an: „Habt Ihr noch weit zu gehen heute Abend?" fragte sie.

Der Mann schien nicht zu hören, aber die Frau antwortete ganz verständig mit genauer Zeit- und Wegangabe. Magda nahm ein Silberstück aus ihrer Tasche und reichte es der Frau hin; dann ohne ihren Dank abzuwarten, setzte sie ihr Pferd in Trab und war bald aus dem Bereich der lauten Segenswünsche der Alten.

„Die armen, alten Leute," sagte Magda nach einer langen Pause. „Man schämt sich seines Wohlstandes, wenn man das Elend neben sich sieht. Die Leute haben wohl nie einen guten Tag erlebt."

„Glauben Sie das nicht," erwiderte Eilhard; „auch für sie hat es glückliche Stunden gegeben, Merksteine im Leben, die man nie vergißt."

„Meinen Sie wirklich," fragte Magda; „ich glaube, in solche Existenzen fällt kein Sonnenstrahl."

„Sie übersehen eine Wahrheit, die sich mir immer zwingender aufdrängt, daß nämlich das Verhältniß zwischen Glück und Unglück in allen Schichten der Gesellschaft so ziemlich dasselbe bleibt. Es geht in großen Geschichtsperioden auch nicht anders. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen neulich über die Greuel des dreißigjährigen Krieges vorlas? Und scheint es nicht, als ob unsere heutige Kriegsführung dagegen ein Fortschritt, eine Verminderung des Elends wäre? Doch hat sich die Summe des Unglücks für die Gesammtheit in Kriegszeiten kaum vermindert. Der moderne Krieg ist kürzer, aber blutiger — raffinirter in seinen Mitteln, gewissenhafter in ihrer Handhabung; Licht und Schatten sind heute anders vertheilt."

„Aber," wandte Magda ein, „diese Gesetze können doch im Leben des Individuums keine Anwendung finden? Hat nicht Jeder die Pflicht, auszu-

gleichen, wo er kann, die Gegensätze zu mildern, die Zufall und Schuld geschaffen haben, liegt nicht das wenigstens in seiner Macht?"

„Ich glaube nicht," sagte Eilhard ernsthaft. „Sehen Sie mich nicht so strenge an, als wäre ich ein Unmensch! Ich denke so: Glück ist die Uebereinstimmung der äußeren Verhältnisse mit den inneren Bedürfnissen des Menschen. Die findet sich nirgends. Wir begehren stets das, was wir nicht besitzen, unterschätzen das Gewohnte, und diese Grundeigenschaften finden Sie in allen Gesellschaftsclassen wieder. Ebenso ist allen Menschen die Eigenschaft gemein, Freude am Wechsel, Ueberdruß am Einerlei zu empfinden. Nehmen Sie dazu Tod, Krankheit, Schmerz und Langeweile, so werden Sie zugeben müssen, daß wir alle unser Kreuz zu tragen haben. Bei Jedem sieht's anders aus. Ich bin nun einmal so beschaffen, daß mich das Unglück im Arbeitskittel nicht mehr und nicht weniger rührt, als das Elend im Palast, zudem leide ich, wie Sie nur zu gut wissen, an einer Neigung zu Hero-worship! — Wenn Sie dem armen Weibe einen Silbergulden geben, so haben Sie Recht, Ihrem Gefühl zu folgen, aber Sie haben sein Schicksal dadurch nicht nennenswerth verbessert; und so geht es mit den meisten Humanitätsbestrebungen unseres Jahrhunderts. Es regnet übrigens, vorwärts also, sonst werden Sie mir naß!"

Eilhard trieb die Pferde an; es war hohe Zeit, denn schon peitschte der Wind den Regen über die Felder; die Tropfen fielen immer dichter, und da es keinen Anschein hatte, besser zu werden, so beredete Eilhard seine Begleiterin, beim nächsten Dorfwirthshaus anzuhalten und das Aergste abzuwarten.

Sie stiegen ab, ließen die Pferde zudecken, unter das schützende Dach führen, und betraten selbst die armselige, von einer rauchenden Petroleumlampe erleuchtete Stube. Ein paar Tische, mit rothgeblümten Tüchern bedeckt, ein paar harte Stühle bildeten die Einrichtung; ein zuvorkommender Wirth trat ihnen entgegen, der sein Bestes anbot. Es war wenig genug.

Eilhard bestellte der Form halber einen Trunk Wein, dann ging er in den Hof und kam bald mit seinem Wettermantel zurück, der unter dem Sattel festgeschnallt und trocken geblieben war.

„Erlauben Sie einem alten Reisenden, für Sie zu sorgen," sagte er einfach; „erst ziehen Sie Ihre nasse Jacke aus" — Magda gehorchte — „und nun, verzeihen Sie" — er streifte mit der Hand über ihre Schultern und Arme — „Sie sind kaum feucht geworden, da kann ich Sie unbesorgt einwickeln. So — jetzt noch einen Schluck von diesem sauren Landwein und Geduld, bis der Himmel wieder gelindere Saiten aufzieht."

So saßen sie eine Weile, während Eilhard mit dem Wirthe plauderte. Da ging die Thüre auf, und die Scheerenschleifersleute kamen herein. Der Regen hatte ihnen übel mitgespielt; naß und kothbespritzt sahen sie noch armseliger aus, als vorhin auf der Straße. Bescheiden setzten sie sich in den äußersten Winkel, weit weg von der vornehmen Herrschaft, und die Frau bestellte ein Glas Bier. Dann packten sie ein Stück harten Brotes aus der Tasche, tunkten die einzelnen Bissen ein, um sie aufzuweichen, und verzehrten sie mit sichtbarem Behagen.

Magda nahm den Korb mit Weißbrot, der unberührt vor ihr stand, die Flasche Wein und ihr Glas und trug Alles den Leuten hin, ihnen freundlich zusprechend. Als sie auf ihren Platz zurückkehrte, sah Eilhard sie fragend an.

„Wollen wir den beiden ein tüchtiges Abendmahl bestellen? Wir selbst sind schlechte Kostgänger für den Wirth, und mir scheint, die dort haben lange nichts Warmes genossen."

„Können Sie das vor Ihren Principien verantworten," neckte ihn Magda mit glücklichem Lächeln.

„Ich habe keine Grundsätze, wo es sich darum handelt, Ihnen eine Freude zu machen," gab er zur Antwort.

Bald saßen die alten Leute vor einer dampfenden Schüssel und ließen sich's gut schmecken. Die Frau hatte in allem Elend noch einen Rest von einstiger Erziehung bewahrt; sie schnitt das Fleisch und spießte es mit der Gabel, während der taube Mann die Stücke aufs Brot legte und dazu von dem trüben Bier andächtig trank.

Als sie gesättigt waren und den Rest sorgfältig in ihr Bündel verpackt hatten, kam die Alte zu dem Tisch, an welchem Magda und Eilhard noch immer saßen. Sie hielt der jungen Frau die schwielige, abgearbeitete Hand hin und dankte mit feuchten Augen und einem rührenden Lächeln des zahnlosen Mundes.

Der Regen hatte unterdessen nachgelassen, und Magda bat Eilhard, aufzubrechen. Vor der Thür gab er dem Wirth noch Geld für das Nachtlager der armen Leute, glückselig über Magda's befriedigtes Lächeln, und als er sie vor dem hell erleuchteten Schloßportal vom Pferde hob, da sagte sie leise: „Ich danke Ihnen, Eilhard, für alle Ihre Güte, Sie haben mir einen großen Dienst damit erwiesen, und Sie sind der Einzige, der ernsthafte Dinge mit mir ernsthaft bespricht."

Herr von Frieben sollte in seine neue Stellung noch vor Ternberg's Ankunft in der Stadt einrücken; so rüstete er denn zum Aufbruch und nahm Abschied wie ein Kind von all' den Freuden des Landlebens. Nach einer anstrengenden Morgenpirsch kam ein schier endloses Frühstück an einer mit allen Erzeugnissen des Gutes schwer beladenen Tafel. Nirgends mundete die Butter köstlicher, waren die Eier so schmackhaft, das Obst so tadellos wie an Magda's Theetisch; nirgends durfte man sich so bequem in den tiefen braunen Lederfauteuil hinein legen und die feinen Cigarretten dampfen, die Ternberg besonders liebte.

War man dann ausgeruht, dann schlug die Stunde für Magda's Promenade, und so sollte der letzte Tag noch eine Recapitulation aller der Genüsse bringen, in denen Eilhard in den vergangenen Wochen geschwelgt hatte.

Aber das schöne Herbstwetter schien zu Ende, und statt zu fallen, und dem blauen Himmel den gebührenden Platz zu räumen, bannte der Morgennebel, der sich nach und nach in Regen verwandelte, die Schloßbewohner in ihre vier Mauern.

Eilhard hatte Magda öfters von italienischen Volksliedern vorgeschwärmt und war nie dazu gekommen, ihr einige vorzusingen. Heute aber war ein Tag, den man nicht besser verwenden konnte, und er schlug ihr vor, in die Bibliothek zu gehen, um zu musiciren. Sie war damit einverstanden.

In dem großen Gemach brannte ein lustiges Holzfeuer, da war es heimlich und behaglich. Eilhard schlug den Flügel auf und präludirte; Magda setzte sich in einen niederen Sessel und zog nachlässig eine kleine Handarbeit durch die Finger. Bald aber sank die Arbeit auf ihren Schoß, und sie hörte träumerisch zu.

Es liegt eine eigenthümliche Macht im italienischen Volksliede; die Leidenschaften einer hoch cultivirten, begabten Rasse spiegeln sich darin wider und sprechen zu unserm Herzen, tausend Saiten unserer Seele aufregend.

Eilhard hatte eine schöne, wohlgeschulte Baritonstimme; mehr noch als das, er war musikalisch im besten Sinne. Von einer Melodie zur andern hinüber gleitend, sang er bald halblaut eine übermüthige Strophe, dann wieder mit dem ganzen Metall seiner jugendlichen Stimme die getragenen Töne eines melancholischen Liebesliedes.

Was er auch sang, er sang es für Magda, und die leidenschaftlichen Worte lösten nach und nach die strenge Zucht, in der er seine Empfindungen gehalten hatte. Es überkam ihn ein momentanes Vergessen der schmalen Grenze, die ihn von dem verbotenen Garten des Paradieses trennte.

Magda stand plötzlich auf; sie trat ans Fenster und schüttelte sich aus dem lethargischen Zustand, in welchen sie diese Musik versetzt hatte. Noch ein Accord, und das Spiel Eilhard's verstummte. Im Kamin prasselten die Scheite, und draußen fiel ein feiner Regen einförmig hernieder, zwischen den beiden aber entstand ein langes Stillschweigen.

„Warum singen Sie nicht weiter," fragte endlich Magda, ohne den Kopf nach Eilhard zu wenden. „Singen Sie noch ein Lied, aber ein fröhliches, die traurigen passen zu gut zu dem melancholischen Wetter."

„Ein lustiges Lied, Magda? Gern, aber nur wenn Sie sich wieder setzen, ich muß mein Publicum sehen können," bat Eilhard.

Sie zögerte. Er fing wieder an, leise zu präludiren; es war wie eine Bitte, die immer dringender wurde, bis Magda endlich von unsichtbaren Händen gezogen an den Flügel trat und Eilhard gegenüber stehen blieb.

Da hob er die Augen zu ihr auf, und ein Blick voll heißer Liebe traf sie eine Secunde lang; dann seine eigene Aufregung gewaltsam bemeisternd, sang er mit dem ganzen übermüthigen Zauber seines Wesens das Schumann'sche Lied „Der Hidalgo". Er war's, der mit Zither und mit Klinge den Abenteuern nachzog, er sang am Balcon, sein Blut floß im Kampf um die Rose, die ihm zugefallen war und die kein Gegner ihm entreißen sollte.

Wie ein Hymnus der Jugendthorheit, des Jugendglückes klang das schöne Lied zu Magda hinüber, und als er schloß, hatte er seine ganze Fassung wieder gewonnen.

„Ich reise heute Abend, theure Schloßfrau," sagte er mit gänzlich verändertem Tone, „und lege meinen Dank zu Ihren Füßen. Sie haben den un-

bedeutenden Vetter in der Sonne Ihrer Huld geduldet, und er zieht beglückt von dannen. Gönnen Sie dem fahrenden Ritter noch ein Zeichen Ihrer Gnade!"

Mit diesen Worten nahm er ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Der spanische Hidalgo hätte nicht mehr Anstand und Grazie in diese Huldigung legen können. Magda blieb stumm, es war ihr unmöglich, auf den scherzhaften Ton einzugehen. Vor einer halben Stunde noch hätte sie ihm ein herzlich bedauerndes Wort über seine Abreise gesagt, jetzt schnürte es ihr die Kehle zu. Was hatte er nur gesungen? Was war zwischen ihnen vorgegangen? Es war kein Wort gefallen, und doch schien es Magda, als sei mit einem Schlage Alles verändert. Es war ihr unmöglich, den alten Ton wieder zu finden. Einen gleichgültigen Vorwand hervor stammelnd, verließ sie die Bibliothek und lief in ihr Zimmer, wie von heimlichen Feinden gejagt.

Der Tag verging unruhiger als sonst, da Eilhard's Abreise und die unvermeidlichen Vorbereitungen den gleichmäßigen Gang des Hauswesens unterbrachen. Magda fiel eine schwere Last vom Herzen, als der Wagen aus dem Schloßhof rollte, der die beiden Herren zur Bahnstation brachte, bis wohin Hermann seinem Gast das Geleite gab.

In ihr junges Leben war eine Aufregung gekommen, die sie nicht bemeistern konnte. Sie machte sich bittere Vorwürfe über ihr Benehmen und konnte doch den Punkt nicht finden, wo ihre Selbstkritik anzusetzen hatte. Warum auch hatte sie um das letzte Lied gebeten? Hätte sie geschwiegen und Eilhard nicht eingestanden, daß sie Stimmungen ebenso zugänglich sei, wie ein unreifer Backfisch! Sie hatte sich schon zu sehr daran gewöhnt, sich ihm gegenüber gehen zu lassen, das war der große Fehler. Man mußte sich beherrschen, immer, überall, wie Mama das that. Sollte sie Mama um Rath fragen? — Nein — nein, das wäre ein Unrecht gegen Eilhard, der immer so gut gegen sie gewesen.

In solchen Grübeleien verging der Nachmittag. Es hatte zu regnen aufgehört, und zwischen dem einförmigen Grau des Himmels drängten sich am Abendhorizonte ein paar hellere Streifen hervor. Magda beschloß, noch einen weiten Gang ins Freie zu unternehmen, und ohne Ueberlegung, ob die Wege nach dem Wettersturz auch practicabel, die Abendstunde nicht zu vorgerückt sei, rief sie ihren Hund und verließ das Haus.

Sie wanderte Anfangs ziemlich planlos auf den nassen Wiesenwegen; die kleine Scene in der Bibliothek beschäftigte sie unaufhörlich. Jedes Wort, das sie beide gesprochen, wurde geprüft, und das Resultat war stets dasselbe, sie konnte kein Unrecht darin finden. Aber die bange Stimmung wich nicht von ihr, eine kindische Angst vor der Zukunft beschlich sie, und aus all' dem Chaos der Gefühle ragte nur ein fester Punkt hervor, Hermann, dem sie ihre Sorge anvertrauen wollte. Niemand war mehr dazu berufen, Richter ihrer Handlungen zu sein; wenn er sie freisprach, wollte sie den Zwischenfall vergessen, und Alles, Eilhard's etwas sonderbares Benehmen, ihre eigene Empfindlichkeit auf Rechnung jener Musik setzen, die ihre Nerven in Aufregung gebracht hatte.

Sie beschloß, die Wiesen zu überschreiten, um die Landstraße zu gewinnen, auf welcher Ternberg, von der Bahn kommend, sie treffen mußte. Dadurch ersparte sie den nassen Heimweg im Dunklen und fand hoffentlich auf der Rückfahrt den Muth, Hermann ihre Beichte abzulegen.

So schritt sie denn tapfer aus; leichtsinnig vom gebahnten Pfad abweichend, gerieth sie immer tiefer in die sumpfigen Wiesen, die nach dem heftigen Regen gänzlich aufgeweicht waren. Bei jedem Schritt bildete sich ein kleiner Tümpel, und bald waren Schuhe und Strümpfe gänzlich durchnäßt, und auch ihre Röcke hatten eine bedenkliche Schwere angenommen. Aber sie kam ihrem Ziel immer näher, und als sie in der Ferne einen Wagen heran rollen sah, trennte sie nur noch ein Wassergraben von der ersehnten Straße. Ein kühner Sprung, sie war drüben und wartete heiß und müde auf die Ankunft des Gefährtes.

Als sie winkte, erkannte sie der Kutscher und hielt an; Ternberg sprang heraus, erstaunt und ärgerlich, sie hier allein zu finden.

„Was machst Du für Kindereien, Magda," schalt er, „bei diesem Wetter, so weit vom Hause! Nun steig ein, daß wir heimkommen."

Sie getraute sich nicht zu sagen, wie naß sie war, sie hatte sich doch etwas zu viel zugemuthet, das merkte sie an der Kälte und Müdigkeit, die plötzlich über sie kamen, als sie in ihrer Wagenecke lehnte. Ternberg breitete eine Decke über ihre Knie, und die Freude, sie wohl geborgen zu wissen, vielleicht auch der Gedanke, daß sie ihm entgegen gekommen war und er dafür nur Tadel gehabt hatte, stimmte ihn gütig und weich.

„Es ist hübsch von Dir, mir hier aufzulauern," sagte er, „wenn es auch rechter Unsinn war; aber bitte, sei künftighin etwas weniger kühn in Deinen Abend-Expeditionen."

Sein freundliches Wort gab ihr den Muth zurück; ihr Entschluß, auf dem einsamen Weg gereift, stand fest. Hermann sollte erfahren, was sie diesen Morgen beunruhigt hatte, wenn es auch schwer war, die rechten Worte zu finden. Es schien fast, als wüßte er, womit sich ihre Gedanken beschäftigten, denn er legte im Dunkel des Wagens seinen Arm um sie und zog sie zärtlich an sich. „Kleine Magda," sagte er spöttisch, „was wirst Du nun mit mir allein anfangen? Dich langweilen?"

„Aber Hermann," protestirte sie, und eine verrätherische Gluth stieg in ihr auf, „bitte, sage das nicht; Du weißt doch — nein, Du weißt nicht — ich möchte Dir etwas sagen, aber Du mußt Geduld mit mir haben."

„Was hast Du, Kind?" fragte er nachlässig, „was willst Du von mir?"

Magda rang nach Worten; wie erzählt man das Unsagbare? Es ist ein Nichts, es ist eine Welt, die sie bekümmert. Endlich stammelte sie: „Eilhard hat mir heute vorgesungen, und — und —"

Eine Pause, in der Hermann die junge Frau fragend ansieht.

„Ach so" — sagte er gedehnt; „er hat Dich angesungen, meinst Du, und Du hältst es für Deine Pflicht, mir als Deinem Herrn und Gebieter das mitzutheilen. Laß gut sein, Kind, das wird Dir noch öfters geschehen, junge Frauen

dürfen dergleichen nicht zu hoch anschlagen. So ein Springinsfeld hält es für seine Schuldigkeit, jeder hübschen Frau, mit der er unter einem Dache lebt, die Cour zu machen; das muß man nicht schwer nehmen. Vergiß nicht, Magda, daß Du meine Frau bist, und als solche mußt Du mit dergleichen Kindereien fertig werden. Was Thränen, Schluchzen, sei ruhig, ich weiß, wie unschuldig Du bist und wie correct Eilhard, laß die Lappalie uns nicht die Stimmung verderben!"

Er küßte sie und trocknete ihre heißen Wangen; eine Kinderkrankheit, eine unvermeidliche — sie wird vorübergehen — nur sie nicht ernst nehmen, ihr keine Bedeutung beilegen, dann ist es ein Schritt vorwärts in der Entwicklung zum fertigen Weibe, die bei Magda so merkwürdig langsam vor sich geht.

Während er die immer noch Weinende in seinem Arm hielt, flogen seine Gedanken zu Frau van der Velde. Er nahm sich vor, mit ihr über den kleinen Vorfall zu sprechen, sie um Rath zu fragen. Durch Eilhard's Stellung in seinem Bureau war ein täglicher Verkehr für die nächste Zeit gegeben; das was gerade das beste Mittel, dieser Ueberreiztheit die Spitze abzubrechen. Wenn Eilhard zu arbeiten hatte, dann würden seine Gedanken naturgemäß auf andere Bahnen gelenkt werden; und Magda's war er ganz sicher; sie war nur zu weich, zu kindlich; — er sah bis auf den Grund ihrer Seele.

Ein großes Mitleid stieg plötzlich in ihm auf, eine leise Beschämung, wie sie jede feinfühlige Natur da empfindet, wo sie mehr empfängt als sie gibt. In jungen Tagen hatte ihm manchmal die Frage vorgeschwebt, ob denn ein Weib im Stande wäre, ihm das Leben auszufüllen. Damals hatte er den Gedanken bekämpfen müssen, jetzt hatte der keine Macht mehr über ihn. —

Ruhig fing er an, mit Magda über die bevorstehende Uebersiedlung zu plaudern, fragte nach ihren Wünschen im Haus, und allmälig gelang es ihm, das kleine Herz zu beruhigen und in die gewohnten Bahnen wieder einzulenken. Als der Wagen vor dem Schlosse hielt und ihnen freundlicher Lichterglanz entgegen strahlte, da half er ihr aussteigen und führte sie ritterlich die Treppe hinauf. Die regelmäßigen Züge Magda's hatten ihre Weichheit wieder gewonnen, ihr Mund lächelte, und heiter verfloß der Rest des Abends.

Magda stand am nächsten Morgen mit heißem Kopf und zerschlagenen Gliedern auf; sie hatte eine unruhige, schlechte Nacht gehabt und meinte, ein tüchtiger Schnupfen sei im Anzug. Aber sie nahm sich tapfer zusammen, um die Folgen ihrer gestrigen Abendwanderung nicht merken zu lassen. Mühsam hielt sie sich die paar Tage aufrecht, die sie noch auf dem Lande zubrachten, hatte für die Fragen der Mutter und Hermann's nur abwehrende Antworten und brachte es mit dem Aufgebot ihrer jungen Kraft fertig, auch noch die Reise nach der Stadt durchzuführen. Dann aber war es mit dem Widerstand zu Ende. Ein heftiges Fieber warf sie aufs Krankenlager, und viele Tage lang kämpfte ihre ungebrochene Gesundheit mit den Dämonen.

Es war ein böser Contrast zwischen den Wochen, die sie nun in der Stadt zu verleben hatte, und den letzten ihres Landaufenthaltes. Zum ersten

Male, so lange sie sich erinnern konnte, war sie durch längere Zeit ans Bett gefesselt, und dabei fast immer allein, der sorgsamen Pflege ihrer Kammerfrau überlassen, die zwar alle Vorschriften des Arztes gewissenhaft befolgte, ihrem einsamen Herzen aber keinen Trost geben konnte.

Hermann war von dem Strome der Ereignisse gefaßt und mitgerissen worden; nur für kurze Viertelstunden kam er in das Krankenzimmer. Ihm, dem einsam Aufgewachsenen, fehlte die Gabe, durch eigne kleine Hülfeleistungen seine Theilnahme und Liebe zu zeigen.

Er saß meistens ziemlich schweigsam an Magda's Bett und erhob sich bald wieder mit einem kleinen Gefühl der Erleichterung, wenn ihm vorkam, daß sein Besuch lange genug gedauert habe. Magda, still und hülflos daliegend, war ihm ein neuer, unerfreulicher Anblick; glücklicher Weise durfte man dem Ausspruche des Arztes Glauben schenken, daß bei richtiger Schonung keine Folgen dieser gründlichen Erkältung zurück bleiben würden.

Frau van der Velde hatte auf die Nachricht von Magda's Erkrankung sogleich geschrieben und zu kommen angeboten, „wenn Gefahr da sei." Diese Sorge konnte man von ihr nehmen, und Ternberg bat sie umgehend, ihr Haus doch jetzt nicht aufzulösen, das, wie er wohl wußte, im Herbst der Sammelplatz ihrer Intimsten war. So lange die Kinder in ihrer Nähe weilten, hatte sich Frau van der Velde von allen gastfreundlichen Verpflichtungen frei zu machen gewußt, die aber nun vor Einbruch des Winters um so dringender ihre Rechte forderten.

So war denn Magda ziemlich auf sich allein angewiesen, und die lange Reconvalescenz mit all' der Schwäche an Körper und Geist war eine harte Prüfung. Fast täglich kam ein Gruß von Eilhard, ein Strauß Blumen, eine Photographie, ein paar schöne Früchte, hin und wieder ein Buch oder eine Mappe mit Bildern. Und immer war die kleine Gabe von so herzlichen Worten begleitet, daß Magda sich des Werthes der stets hülfsbereiten Freundeshand wohl bewußt ward. Sie konnte nicht anders, sie mußte diese Beweise seiner Theilnahme dankbar empfinden, und das Mißtrauen, das einen Tag lang gegen ihn aufgetaucht war, verschwand aus ihrer Seele und machte der alten, vertrauensvollen Stimmung Platz, welche wir den Wenigen gegenüber haben, auf deren Zuneigung wir sicher rechnen können.

Als sie wohler wurde, fing sie an fleißig zu lesen, die Lücken auszufüllen, die jedes Gespräch mit Hermann sie schmerzlich empfinden ließ. Aber es ging Alles so schwer, so mühselig. Wie war doch das Leben so ganz anders, als sie sich's geträumt hatte.

Nach und nach versuchte sie es, ihre kleinen Hausfrauenpflichten wieder aufzunehmen; der Arzt erlaubte ihr freilich nicht, frühe aufzustehen, und Abends war Ternberg meistens außer Hause. Nach dem Diner hatte er fast täglich noch eine Besprechung, dann irgend eine officielle Soirée, so daß es für Magda unmöglich wurde, ihn zu erwarten. Ihre Kräfte reichten nicht aus für einen langen Tag.

Sie sah wohl, daß ihn Vieles beschäftigte und in Anspruch nahm, sie kam sich täglich kleiner und armseliger vor in dem Getriebe von Politik

und weit ausgreifenden Plänen, und ihr Herz schnürte sich zusammen in Wehmuth.

Ohne zu fragen, beobachtete sie an Ternberg's Stimmung, an den kleinen Anzeichen seiner wechselnden Laune den Fortgang seiner Arbeit; ihr bangte vor der Entscheidung, die, wenn sie nicht nach seinem Sinne ausfallen, ihn empfindlich treffen, ihm ein Leid zufügen würde, das sie nicht mit ihm tragen durfte.

Als er aber eines Morgens in ihr Zimmer kam, da sah sie, daß die Würfel gefallen waren. Er schien befriedigt, gehoben und angeregt wie lange nicht; er hielt ein Telegramm-Blankett in der Hand.

„Schreib selbst noch einen Gruß an Mama," sagte er, „es wird sie freuen." Magda nahm das Blatt und las: „Alles gut, Brief folgt." — Sie ergriff die Feder und setzte noch ein paar Worte mit zitternder Hand unter seine Depesche.

„Willst Du mir nicht endlich sagen," fragte sie, mühsam die Thränen bekämpfend, „was Dich in den letzten Wochen so sehr beschäftigt hat?"

„Hast Du etwas davon bemerkt, Kleine?" sagte er gut gelaunt. „Nun, ein neuer Handelsvertrag mit Japan, der mich Mühe und Verdruß genug gekostet hat. Die Details ersparst Du mir wohl, ich habe sie gründlich satt. Wir haben gestern den Entwurf des Vertrages festgestellt, und Eilhard soll noch heute damit als Privatcourier und Bevollmächtigter abreisen, um die letzten Formalitäten mit unseren Contrahenten zu erledigen. Ich vergaß, Dir davon zu erzählen; wir haben bereits Abschied von einander genommen, und er bat mich, Dir für heute Nachmittag seinen Besuch anzukündigen. Er möchte Dich gerne sehen, ehe er auszieht, seine diplomatischen Sporen zu verdienen. Ich habe ihm gesagt, er dürfe es heute schon wagen, bei Dir einzudringen."

„Wie Du meinst, ich bin jedenfalls zu Hause."

„Natürlich, denn ich hoffe, der Arzt läßt Dich noch eine gute Weile nicht aus den Augen. Unvorsichtige Kinder muß man doppelt hüten. Leb' wohl, für mich ist's höchste Zeit." — Und fort war er.

Es dämmerte schon, und Magda lag abgespannt und matt auf ihrem Sopha. Der lange, lange Tag, wenn man nicht frisch genug ist, eine Arbeit zu beginnen oder auszugehen! Sie hatte den Arzt bei seinem heutigen Besuch flehentlich gebeten, sie endlich frei zu sprechen; er wollte nichts davon hören.

„Am liebsten schickte ich Sie für ein paar Wochen nach dem Süden," meinte er, „aber allein kann man so junge Frauen nicht in die Welt fahren lassen, und der Herr Gemahl hat schwerlich Zeit, Sie zu begleiten."

Magda erröthete bei den harmlosen Worten; so wußte sogar schon der Fremde, daß Ternberg für seine Frau keine Stunde übrig hatte; ihre überreizte Empfindlichkeit bezog jede Aeußerung auf diesen wunden Punkt in ihrem Inneren.

Da klopfte es an der Thür.

„Darf ich kommen?" fragte Eilhard's Stimme.

Magda erhob sich; da stand er auch schon neben ihr, und die klugen, warmen Augen blickten besorgt auf sie.

„Sie haben uns rechte Angst gemacht," sagte er, „und nun, wo es Ihnen besser geht, muß ich fort und kann nicht einmal mein bescheidenes Scherflein beitragen, Ihnen die Reconvalescenz zu erleichtern."

„Das haben Sie weiß Gott schon gethan," rief Magda herzlich, „Ihre Blumen, Ihre Bücher haben mir manchen langen Tag vorgehalten, und ich danke Ihnen dafür. Nun setzen Sie sich aber und erzählen Sie mir, wie's in der Welt aussieht."

Sie drückte am elektrischen Taster und befahl dem eintretenden Diener, die Lampe und das Theezeug zu bringen. Geräuschlos vollzog er ihre Anordnungen; bald saßen die beiden an einem kleinen, behaglichen Tischchen, und Magda goß für den Gast und sich selbst den dampfenden Thee in die Schalen.

Eilhard beobachtete sie schweigend; was für eine Veränderung war mit dem blühenden, jungen Geschöpf in den paar Wochen vorgegangen! Sie sah blaß und abgemagert aus, um den Kindermund lag ein fremder, harter Zug, und manchmal zuckte es durch das Gesicht wie von verhaltenem Weinen. Seine Vermuthung, daß hier von Hermann's und Frau van der Velde's Seite eine schwere Vernachlässigung geschehen war, wurde zur Gewißheit, und ein heißer Groll stieg in ihm auf, Jenem gegenüber, der achtlos zur Seite schob, was Eilhard am liebsten kniend an seine Lippen gedrückt hätte.

Das Gespräch wollte nicht recht vorwärts, so sehr sich auch Eilhard bemühte, die junge Frau zu erheitern. Er schilderte ihr seine bevorstehende Reiseroute und meinte, in vier Monaten sei er zurück und sie dann hoffentlich wieder die Alte.

„Die Alte nie wieder," sagte Magda melancholisch — „ich glaubte früher, ich könne überhaupt nie krank werden, jetzt meine ich, ich werde nie wieder gesund — so recht gesund, ohne an die Gesundheit denken zu müssen," fügte sie mit schwachem Lächeln hinzu.

„Das findet sich Alles wieder," beschwichtigte Eilhard — „nur tapfer ausgehalten. Ich habe Sie aber schon sträflich lange in Anspruch genommen für einen ersten Krankenbesuch, in zwei Stunden geht mein Zug — geben Sie mir Ihren Reisesegen."

Er war aufgestanden und an ihr Sopha getreten. Da verließ sie plötzlich die mühsam bewahrte Haltung, und den Kopf in die Kissen gedrückt, brach sie in ein heftiges Weinen aus.

„Magda," rief er bestürzt, „was ist Ihnen? Wie kann ich Sie in dem Jammer allein lassen; was ist geschehen, was soll ich thun?"

„Nichts, nichts, es ist schon wieder gut, nur die dummen Nerven wollen noch nicht pariren," sagte sie leise. „Gehen Sie, Eilhard, und kommen Sie gesund wieder."

Sie reichte ihm beide Hände, als er aber die kalten, zitternden Finger in den seinen hielt, da riß der Damm, den Selbstbeherrschung und Vernunft mühsam zusammen gehalten hatten.

„Magda," flüsterte er, „ich gäbe mein halbes Leben darum, wenn ich zwei Jahre früher aus Indien heim gekommen wäre." Er beugte sich tief auf ihre Hände, die er leidenschaftlich küßte. „Magda, wenn ich Sie heute, jetzt, mit

mir nehmen dürfte — ich bin ein Narr — verzeihen Sie — vergessen Sie — ich bin am Ende meiner Kraft!"

Sie war todtenblaß geworden und starrte ihn mit großen, erstaunten Augen an.

„Auch das noch," murmelte sie, wie zu sich selbst redend. „Ich bin Hermann's Frau," sagte sie dann kaum hörbar, „und Sie waren bis heute sein Freund. Gehen Sie, wir haben beide genug zu tragen, vergessen Sie mich, ich habe, so lange ich denken kann, nur Hermann geliebt."

„Magda," bat er, „Magda, schicken Sie mich so nicht fort; ich habe mein Herz mit beiden Händen gehalten, nie sollte ein Wort über meine Lippen kommen, das Ihre Ruhe stören könnte. Seien Sie gerecht, verachten Sie den nicht, der nach hartem Kampfe endlich unterlegen ist."

Der Ton tiefster Wahrheit, der aus seinen Worten klang, erschütterte sie. Ja, Eilhard liebte sie, genau wie sie selbst Hermann liebte — hoffnungslos!

Sie trat einen Schritt näher zu ihm.

„Leben Sie wohl," sagte sie, ihm noch einmal voll in die Augen sehend, „und vergessen Sie mich, ich bitte Sie flehentlich!"

So stand er vor ihr, Schmerz und Liebe in seinen edlen, männlichen Zügen. Dann warf er einen langen Abschiedsblick auf die Räume, die er nie wieder betreten würde. Auf dem Tischchen, neben dem sie gesessen hatte, lag ein Miniaturband Goethe'scher Gedichte, den Magda sehr liebte und der sie überall hin begleitete. Er nahm das Buch und steckte es wortlos in seine Brusttasche; sie fand keine Silbe der Abwehr für diesen Raub.

Im nächsten Augenblick war Magda allein.

Sie blieb eine Weile wie geistesabwesend stehen, dann läutete sie: „Ich lasse den Baron bitten, zu mir zu kommen!" befahl sie mit harter Stimme.

Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde verging, und Niemand kam; Magda ging immer ungeduldiger hin und her, sie läutete abermals. Der eintretende Diener sah sie erstaunt an. „Bitten Sie den Baron, sogleich zu mir zu kommen," wiederholte sie.

Ein paar Minuten später stand Hermann auf der Schwelle.

„Das muß ich sagen, Kind, Du wirst anspruchsvoll. Bist Du krank, daß Du mich in der Weise rufen läßt? Was soll das?"

Magda rang nach Worten. „Das heißt, daß ich die Einsamkeit heute, jetzt, nicht länger ertragen kann; Hermann," sagte sie, seinen Arm fassend, „hilf mir. Eilhard liebt mich, er hat es mir soeben gestanden, wie soll ich das überwinden!"

Er sah, wie ihre Glieder zitterten, wie mühsam sie sprach, wie die Leidenschaft sein junges Weib durchrüttelte.

„Und Du?" fragte er, sie scharf anblickend.

„Ich? Kannst Du an mir zweifeln? Weißt Du nicht, daß ich seit Wochen darbe nach einem Wort der Liebe von Dir? Ich habe Eilhard unglücklich gemacht und finde selbst nicht den Weg zu Deinem Herzen!"

„Du bist krank und aufgeregt, Magda," gab er zurück, absichtlich die eigene Bewegung bemeisternd. „Du hast Dir Eilhard gegenüber keinen Vorwurf zu machen, das weiß ich am besten. Und was ihn betrifft — Du lieber Gott, dergleichen passirt alle Tage. Ein paar Monate gehen ins Land, und Alles ist vergessen. Ich habe Dich schon einmal gebeten, diese Dinge nicht schwer zu nehmen. Meine Frau muß hoch über solchen Thorheiten stehen."

„Dann hilf ihr dazu, allein kann sie's nicht. Du hast mich stets von Dir gewiesen, wenn ich Theil nehmen wollte an Deinem Leben; für Dich und Mama bin ich nichts als ein unreifes, kindisches Ding, ohne Gedanken, ohne tieferes Gefühl. Hermann, ich bin so namenlos einsam, daß mir vor dem Leben graut."

Sie warf sich in einen Sessel, preßte die Hände vors Gesicht und schluchzte leidenschaftlich.

„Ich hasse alle Scenen, Magda, Du hast keinen Grund, Dich zu beklagen. Lerne einsehen, daß ein Mann vor Allem seinem Beruf zu leben hat; die Frau steht in zweiter Linie. Uebrigens bist Du heute nicht in der Verfassung, ein vernünftiges Gespräch zu führen. Schlaf Deinen Kummer aus, ich bin überzeugt, Eilhard wird eine ganz ruhige Nacht im Coupé verbringen, und wenn er heim kommt, will ich ihm den Standpunkt klar machen."

„Ich werde Eilhard nie wieder sehen," rief Magda, „er wird unser Haus nie wieder betreten."

„Das wollen wir abwarten, mein Kind; Du wirst mir gestatten, diese Dinge etwas kühler und kritischer zu betrachten als Deine jugendliche Unerfahrenheit es zu thun im Stande ist."

„Hermann, spotte nicht da, wo es sich für mich um so Vieles handelt," bat sie leise. „Ich habe niemals geklagt, obwohl ich seit Langem weiß, wie wenig ich Dir bin; aber heute, wo mir so weh', so elend zu Muthe ist, stoß mich nicht von Dir — o, hättest Du mich niemals zu Deiner Frau gemacht, wenn ich Dir zu gering, zu unbedeutend war."

Hermann zuckte ungeduldig die Achseln. „Phrasen, überspannte Romanphrasen! Eine Ehe ist keine Liebeskomödie, sondern ein ernsthaftes, ruhiges Zusammenleben zweier Menschen. Was würde Mama sagen, wenn sie diese Declamationen von Dir hören müßte — aber ich will mich nicht unnöthig ereifern. Geh' zu Bett und laß mich hoffen, daß wir nie wieder eine so unerquickliche Viertelstunde mit einander verleben."

Magda hatte Hermann's Worte schweigend hingenommen. Sie legte den Kopf auf die Tischplatte, und er sah, wie der zarte Körper von convulsivischem Schluchzen geschüttelt wurde. Armes Kind, dachte er, und es zog ihn mit Gewalt zu der Weinenden, sie in seine Arme zu schließen, ihr Alles zu versprechen, worum sie in so rührenden Tönen gebeten hatte. Aber das ging nicht an.

Ternberg kannte sich selbst zu genau, er wußte, daß er seinen Weg weiter gehen mußte, allein und unbekümmert, ob Magda mit ihm Schritt halten konnte. Das vermochte nur Eine, Frau van der Velde. Auch sie würde ihm sagen: „Sei stark, sei wahr gegen Dich selbst. Magda ist weich und schmieg-

sam, sie wird sich abfinden mit den Forderungen des Lebens, sie wird mit Wenigem zufrieden sein!"

So unterdrückte er die weiche Regung, die in ihm aufstieg; die harte Lehre durfte nicht abgeschwächt werden, zu ihrem, zu seinem Besten war es nothwendig, diesem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch ein Ende zu machen.

„Sei vernünftig, Magda," mahnte er nochmals, „wenn wir die alten, guten Freunde bleiben sollen, darfst Du mir mit derlei überspanntem Zeug nicht wieder kommen."

Sie antwortete nicht, sie sah nicht, wie er stehen blieb und wartete, immer glaubend, das Kind würde an seinen Hals fliegen, um sich da auszuweinen; dann hätte er, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, das bißchen Zärtlichkeit spenden können, wonach sie sich sehnte, wonach sie darbte. Aber sie rührte sich nicht, sie schluchzte, als ob sie jedes Bewußtsein von seiner Gegenwart verloren hätte.

Da überwog der Aerger über ihren kindischen Trotz in seiner Seele, und ohne ein weiteres Wort ging er.

Nach einer langen Weile richtete sie sich endlich in die Höhe; wo war sie — war das ihr Zimmer — war es heute, daß Eilhard vor ihr gestanden hatte?

Sie hatte jeden Maßstab verloren, es kam ihr vor, als ob Jahre seit diesem Morgen vergangen wären. Nun war es klar in ihrem Leben, und ihr schauderte. Vor ihr stand die liebeleere Zukunft an der Seite eines Mannes, den sie anbetete, und der ihr soeben mit kühlen Worten die Kluft gezeigt hatte, die zwischen ihnen gähnte. Warum hatte er sie geheirathet, warum sie aus ihrem Jugendtraum geweckt, um sie grausam am Wege stehen zu lassen, frierend und einsam mit ihrem sehnsüchtigen Herzen, nachdem sie das Glück seiner Liebe mehr geahnt als genossen hatte.

Ihr ganzes vergangenes Leben zog an ihr vorüber; wohin sie blickte, Mama und Hermann, das war sein Inhalt. Und heute? Sie hatten sie beide aufgegeben, sie durfte es nicht wagen, sich ihnen an die Seite zu stellen, sie war zu wenig klug, zu wenig geschickt, um einen Platz neben Hermann zu behaupten; und während er mit Frau van der Velde auf den Höhen der Menschheit wandelte, sollte sie zu ihren Füßen sich bescheiden und ihr Leid stumm tragen.

Nein, nein, das konnte sie nicht.

„Ein Ende, ein Ende," murmelte sie, „Frieden vor all' den Gedanken, die meine Seele vergiften."

Die schwere Hoffnungslosigkeit einer jungen Seele lastete auf ihr, die niemals durch langen Schmerz hindurch gegangen, es nicht gelernt hat, die Vergänglichkeit auch solchen Leids an sich selbst zu erfahren. Der ganze Inhalt eines Frauenschicksals hatte sich für sie in wenige Wochen zusammen gedrängt. Aus dem Dämmerleben ihrer Flitterwochen ragten die dunklen Schatten herüber, ihre heimlich vergossenen Mädchenthränen, ihre schüchternen Versuche, an Hermann's Seele empor zu wachsen. Dann die volle Erkenntniß ihrer eigenen

Liebe zu ihm, gereift durch Eilhard's Leidenschaft, die sie wie mit Treibhauswärme umgeben hatte; der tiefe Schmerz, den Freund verloren zu haben, in dessen Leben sie getreten war, nur um ihm ein schweres Leid zuzufügen, und das Alles nichts gegen das Eine, Unerreichbare: Hermann's Liebe, die sie niemals besitzen würde.

Da gab es nur einen Ausweg.

Ihr Blick fiel auf ein kostbares, emaillirtes Büchschen, das sie einst unter Eilhard's Schätzen entdeckt und für sich erbeten hatte. Sein Inhalt, bestimmt, in kleinen Pfeifen verraucht, selige Träume zu bringen, schaffte ihr die Ruhe und befreite Hermann von einer Frau, die seiner nicht würdig war.

Aber still und geräuschlos sollte es geschehen, Niemand dürfte eine Ahnung haben von dem, was vorgegangen war.

Und plötzlich kam eine steinerne Ruhe über sie; sie war so weit — so weit von Allen, die sie einst gekannt und geliebt hatte, weit draußen in Einsamkeit und Finsterniß. Nur vorwärts — keinen Blick zurück auf Alles, was sie hinaus getrieben hatte aus der Gemeinschaft der Menschen. Sie nahm das Fläschchen, ging in ihr Schlafzimmer und befahl, sie am nächsten Morgen nicht zu wecken. „Ich habe heftige Zahnschmerzen und will Morphium nehmen, um schlafen zu können," sagte sie mit abgewendetem Antlitz zu der Kammerfrau. „Wenn der Baron aber heute noch nach mir fragen sollte, dann klopfen Sie an meine Thüre. Gute Nacht!"

Zwei Tage waren vergangen.

Baron Ternberg und Frau van der Velde hatten an dem offenen Grabe gestanden und zugesehen, wie Blumen und Schollen auf den Sarg fielen, der Magda's junge Glieder barg. Frau van der Velde war trotz ihrer tadellosen Haltung bis in die Tiefen ihres Wesens erschüttert, und die hohe Gestalt hing hülflos an dem Arme ihres Schwiegersohnes.

Der führte sie endlich schweigend durch die Gruppen der Trauergäste, die stumm grüßend zur Seite wichen, im Banne jener räthselhaften Scheu, die jedes große Unglück um sich verbreitet.

Baron Ternberg schritt mit Frau van der Velde durch die lange Allee, welche, den Hauptweg verlassend, einsam und unbegangen zur Pforte des Friedhofes führte.

Die letzten Tage hatten ihre unauslöschlichen Spuren in ihn eingegraben; mit der kühlsten Ruhe und Besonnenheit war er allen Anforderungen nachgekommen, die dieser plötzliche Todesfall ihm aufbürdete. Aber wer ihn so in sich versunken dahin wandeln sah, der mußte wohl ahnen, daß diese Selbstbeherrschung nur mühsam bewahrt wurde. So schritten sie dahin, das welke, raschelnde Laub zu ihren Füßen gab den einzigen, hörbaren Laut inmitten der Stille der Gräber.

Endlich brach Frau van der Velde das Schweigen, und mit leidenschaftlichen Worten klagte sie über den Verlust ihrer Tochter, die Alles mit sich genommen hatte, was auch ihrem Leben in den letzten Jahren Reiz und Interesse verliehen hatte.

„Es lag ein Fluch auf dem Kinde, bei all' dem Liebreiz, den es besaß," sagte sie mit herber Bitterkeit; „derselbe Fluch, der meinen Mann verfolgt hat und der mich heute zum zweiten Male trifft. Seine impulsive Art des Fühlens und Denkens hat einst Herrn van der Velde um seine Stellung gebracht, und einmal aus der Bahn gerissen, fand er den Weg nie mehr zurück und verzehrte sich in aufreibenden Grübeleien. Und Magda war ihm darin nur zu ähnlich. Mich verfolgt der Gedanke, daß nicht der grausame Zufall ihr Schicksal besiegelte, nicht Unwissenheit sie dazu trieb, das Medicament in tödtlicher Dosis zu nehmen."

Sie schwieg und starrte düster zu Boden.

Ternberg war bei ihren letzten Worten sehr blaß geworden und blieb stehen. Frau van der Velde fühlte den Arm zittern, auf dem ihre Hand lag.

„Was könnte Magda zu dem Schritt getrieben haben, den Ihre überreizte Phantasie Ihnen vorspiegelt?" fragte er mit Anstrengung, jedes Wort hervor stoßend.

„Ein Nichts, eine plötzliche Aufwallung" war die Antwort; „in Magda lag viel unverbrauchter Zündstoff aufgespeichert, den ich mich immer bemüht habe unschädlich zu machen. Sie war unreif und leidenschaftlich, in einem Augenblick der Erregung zu Allem fähig. O, daß ich das erleben muß!" rief Frau van der Velde mit ausbrechenden Thränen.

„Weinen Sie über den Schlag, den wir erlitten haben, er ist herb genug" — sagte er — „aber klagen Sie nicht an. Der Schuldige in dieser Tragödie, wenn Sie Recht haben sollten mit Ihrem entsetzlichen Verdacht —" er brach ab, denn er hatte die Gewalt über seine Stimme verloren.

Die stürmische Scene, die er mit Magda erlebt, stand vor seinem Auge; er sah das Beben ihrer Schultern, er hörte die von Thränen halb erstickten Worte. Und das Alles hatte er leichtfertig als kindisches Gebahren auffassen, darüber hinweg zur Tagesordnung gehen können? Dazu seine gerühmte Menschenkenntniß, um der Nächsten gegenüber so blind zu sein. Ein namenloser Schmerz durchzuckte ihn, und aus allem Weh heraus ein brennender Vorwurf gegen sich selbst, gegen Frau van der Velde. Es wurde ihm plötzlich klar, daß alle jene Eigenschaften, die Frau van der Velde als den Erbfluch ihres Kindes bezeichnete, sein Glück, sein Entzücken gewesen waren.

Magda's hingebungsvolle Liebe hatte ihn erfreut wie ein Bergquell den müden Wanderer, der Flug ihrer Phantasie ihn ergötzt in heiteren Stunden, und doch hatten er und Frau van der Velde in schweigendem Uebereinkommen die Eigenart der jungen Seele mißachtet, stets so gehandelt, wie es ihnen am vortheilhaftesten, am passendsten erschien, ganz unbekümmert um die Rechte der Dritten, welche sich ihm ganz zu eigen gegeben und nur eine armselige Abschlagszahlung für die Schätze ihres Lebens empfangen hatte.

Der Zweifel, die Angst, die sich von Secunde zu Secunde zur entsetzlichen Gewißheit steigerten, daß Magda freiwillig aus dem Leben gegangen war, trieben ihn vorwärts. Sein Leid erschien ihm so unsäglich, daß er keines Menschen Nähe ertragen konnte.

Frau van der Velde mochte noch tadeln, mit dem Schicksal noch hadern, ihn zermalmte es. Er wollte Klarheit um jeden Preis; er mußte die Größe seines Verlustes ermessen, die Schwere seiner Verantwortung kennen lernen.

Immer hastiger wurden seine Schritte, je näher sie dem Thore des Friedhofes kamen, und er fand kein Wort des Trostes für die schluchzende Frau neben ihm; es litt ihn nicht länger in ihrer Nähe, er mußte allein sein mit den wühlenden Gedanken in seiner Brust. Wie eine momentane Erlösung erschien es ihm, als er endlich Frau van der Velde in ihren Wagen gehoben und sich mit einem stummen Händedruck von ihr verabschiedet hatte.

Dann warf er sich in sein Coupé, zog die Vorhänge vors Fenster und überließ sich seinem trostlosen Brüten.

So kam er in sein verödetes Haus. Er schritt geraden Wegs nach Magda's Zimmer, demselben, in welchem sie ihre letzte Unterredung gehabt hatten. Alles unverändert — die Blumen am Fenster, der kleine Schreibtisch mit den Lieblingsbüchern und all' den zierlichen Nippes aus ihrer Mädchenzeit. Ueber demselben hing ein Miniaturbild von Frau van der Velde, umgeben von einem verwelkten Myrthenkranz. Es war Magda's Brautkranz gewesen.

Hermann sah dies Alles an, als ob er es nie früher gesehen hätte — die leblosen Dinge waren plötzlich so beredt geworden. Sie erzählten von der jungen, schönen Frau, die da gehaust hatte, von ihrem Ringen nach Wissen und Klarheit, von ihrer Liebe, von ihrem stillen Zauber. —

Am Schreibtische steckte der Schlüssel, er drehte ihn halb mechanisch im Schloß und zog die Lade heraus.

Ein kleines Notizbuch lag darinnen, kurze Aufzeichnungen aus den letzten Monaten enthaltend; ein dünnes Päckchen Briefe, die paar flüchtigen Karten, die er in der kurzen Brautzeit, meistens nur mit einem Scherzwort, an sie gesandt. Sie aber hatte jedes dieser Blätter gehütet wie einen kostbaren Besitz.

Plötzlich fiel sein Auge auf einen verschlossenen Brief, der seinen Namen trug. Sein Herz schien still zu stehen.

So hatte die Mutter doch recht gehabt mit ihrer entsetzlichen Ahnung, und die Qualen, die er seit jenem Augenblick litt, sie würden nie mehr ein Ende nehmen, das ganze, lange Leben hindurch.

Er saß und starrte den Brief an und fand nicht den Muth, ihn aufzubrechen. Er hatte an ihrem Sarge gestanden und mit männlichem Gleichmuth auf die Todte geblickt, die da vor ihm lag; damals war er noch er selbst gewesen. Aber jetzt gebrochen, zerknirscht, verurtheilt durch sie, durch sich selbst!

Ein verlorener Mann.

Endlich raffte er sich auf und löste das Couvert. Da standen in Magda's klarer, einfacher Schrift die kurzen Abschiedsworte:

„Ich gehe von Dir, Hermann, und sage Dir ein letztes Lebewohl. Ich habe es nicht verstanden, den Abgrund zu überbrücken, der uns trennt; ich bin zu schwach, zu hülflos, zu armselig, um mich zu Dir empor zu schwingen. Dich trifft keine Schuld, Du hast das Kind an Deine Seite gestellt, und von ihm nie mehr verlangt, als Deine Mußestunden auszufüllen. Aus dem Kinde

aber ist eine Frau emporgewachsen, und weder Du noch Mama haben die Wandlung verstanden, die sich vor Eueren Augen vollzog.

„Ich habe Dich geliebt, Hermann, mit aller Kraft meiner Seele, soweit meine Gedanken zurück reichen, und darum kann ich's nicht ertragen, daß ich Deinem Leben nichts sein soll, als der letzte Schmuck, da Du doch den ganzen Inhalt des meinigen bildest.

„Eine Mésalliance ist ein hartes Ding — unsere Ehe ist eine Mésalliance gewesen von allem Anfang; ich bin zu stolz, sie fort zu führen da, wo man mir ihre Consequenzen so schonungslos dargelegt hat. Verzeih' mir, Hermann, aber ich kann nicht weiter. Grüße Mama und gedenkt meiner mit Nachsicht.

„Ihr habt mir viel Schönes im Leben gegeben, das Eine, das Beste hätte ich mir nur selbst erringen können. Ich vermag's nicht, darum leb' wohl.

Deine Magda."

Seine heißen Thränen fielen auf das Blatt, und seine Lippen berührten die Stelle, auf der ihre Hände geruht hatten. Das Eine, das Beste! hatte Magda geschrieben. Er hatte den Schatz ahnungslos besessen und nun für immer verloren, durch eigene Schuld.

Er stand auf der Höhe des Daseins, aber allein und Niemand mehr auf der weiten Erde, den man Freund nennen konnte. Magda hatte alle Liebe, alle Wärme mit sich fort genommen.

So saß er lange, lange.

Dann nahm er ein Briefblatt aus Magda's Mappe und schrieb:

„Verehrte Frau, Sie haben Recht gehabt, und ich sende Ihnen Magda's letzten Gruß. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen den Inhalt ihres Abschiedsbriefes mittheile, er ist ein schmerzliches Vermächtniß aus ihren Händen und soll in meiner Seele begraben bleiben.

„Der heutige Tag hat mich zum Bettler gemacht. Auch unsere Wege scheiden sich, und obwohl ich Ihnen fast ein Leben lang in treuester Freundschaft verbunden war, werden wir uns nie wieder sehen. Zwischen uns steht der Schatten einer Todten.

„Sie wollten mir das Leben leicht und schön gestalten — aber das Leben ist hart und grausam, und die Last, die man von sich weist, fällt mit doppelter Schwere auf schwächere Schultern und drückt sie zu Boden. Ich habe meine Bürde abgeschüttelt und damit Magda's Herz zerschmettert. Hermann."

Er schloß und adressirte den Brief, dann, ohne einen Augenblick zu zögern, beschrieb er ein zweites Blatt und erbat sich darin vom Minister-Präsidenten seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Familienverhältnisse hätten ihn zu diesem Schritte gezwungen.

Draußen ging der kurze Herbsttag zu Ende; es dunkelte im Zimmer, immer tiefer wurden die Schatten und sie umhüllten zuletzt den einsamen Mann, der mit dem Glücke seines Lebens abgeschlossen hatte.

Das Pferdebürla.

[Nachdruck untersagt.]

Wenn man in einer Zeitschrift schreibt, die, wie die „Deutsche Rundschau", eine weltweite Verbreitung hat, so erhält man Briefe von allen Ecken und Enden der Erde. Manche davon sind nicht mehr als Gezwitscher in den Bäumen; man hört zu und geht weiter. Andere enthalten hier und da etwas Nützliches, und dafür ist man dankbar, freilich oft nur im Stillen, denn Tag und Nacht zusammen haben doch nur vierundzwanzig Stunden. Interessant ist es, zu sehen, wie gründlich man oft mißverstanden wird. Während der eine Ungenannte den Schreiber der Freidenkerei und Ketzerei beschuldigt, klagt ein Anderer, und meistens ein Genannter, über orthodoxe Engherzigkeit, Heuchelei und Blindheit, die dann meistens dem armen Oxford angerechnet wird, das im Ausland wenigstens noch immer im Geruch hochkirchlicher Glaubensstrenge steht.

Nun, mit alledem sind solche Briefe nützlich, denn sie geben uns eine Idee von dem Publikum, mit dem man zu thun hat, das man gern beeinflussen möchte, das aber meistens seine eigenen Wege geht, wie es ihm eben am bequemsten ist. Oft kommen uns solche Urtheile aus den höchsten, zuweilen auch aus den tiefsten Kreisen, und es ist schwer, zu sagen, welche von beiden am lehrreichsten sind. Die Probleme der Menschheit in all ihrer Einfachheit sind ja doch dieselben für uns alle, nur daß sie von verschiedenen Gesichtspunkten angesehen und mit verschiedenen wissenschaftlichen oder praktischen Absichten behandelt werden. Männer vom Fach verstehen sich leicht; sie haben ihre eigene Terminologie; aber die Männer, die nicht vom Fach sind, gehen oft mehr gerade auf die Frage los, sehen mehr auf den Grund und lassen sich nicht mit Autoritäten oder hergebrachten Formeln abfinden. Diese Herren sind oft schwer zu beschwichtigen. Mit Fechtern, die ihren Schläger nach den Regeln der Schule führen, kann man schon auskommen; man weiß, was man schon zu erwarten hat, und wie eine Quart oder Terz zu pariren ist. Aber mit einem Gegner, der mit dem Schläger frisch hinein haut, ist es oft schwer, fertig zu werden, und man erhält eine Schramme, wo man es am wenigsten erwartet oder verdient hat. So ungefähr ging es mir mit einem unbekannten Gegner, der mir vom Thale des Mississippi aus schrieb. Er hatte dort in

seiner ländlichen Einsamkeit die „Deutsche Rundschau" zu Gesicht bekommen und meinen Aufsatz über Celsus gelesen[1]). Ich weiß nichts von ihm, außer was er selbst schreibt, aber der Mann interessirte mich. Er sagt in seiner derben Weise doch so ziemlich dasselbe, was Andere in gelehrte Phrasen hüllen, und seine Zweifel und Bedenken kommen offenbar aus dem Herzen sowohl als aus dem Kopfe. Die Fragen der Menschheit haben ihm Noth, wahre Herzensnoth gemacht, und nachdem er Alles, so gut er konnte, ehrlich durchgedacht hat, stehen ihm seine Ueberzeugungen felsenfest, und gelten ihm Alle, die anders denken, nicht nur als Thoren, sondern leider auch als Heuchler. Das ist das Schlimmste bei diesen einsamen Denkern, daß sie es gar nicht fassen können, wie man, ohne unehrlich zu sein, anderer Meinung sein könne, als sie selbst. Sie selbst sind ehrlich gegen sich gewesen, daran können sie nicht zweifeln, und folglich können sie nicht begreifen, wie Andere, die anderer Meinung sind, ebenfalls ehrlich sein und auf geradem Wege zu ihrer Ueberzeugung gelangen konnten. Oft ist es ihnen selbst sehr schwer geworden, mit ihrem alten, von Kindheit auf gehegten Glauben zu brechen, und sie können es nur als Feigheit und Schwachheit betrachten, wenn Andere, wie sie meinen, dies Opfer nicht gebracht haben oder bringen wollen. Doch lassen wir das nach Amerika übersiedelte Pferdebürla selbst sprechen. Ich gebe seinen Brief genau, wie ich ihn empfangen, ohne irgend welche Aenderung. Mir scheint es, der Mann spricht nicht nur für sich, sondern für Viele, die denken so wie er, nur das Talent und die Gelegenheit nicht haben, sich klar und deutlich auszusprechen. Ich entschloß mich also, ihm zu antworten, und als ich einmal angefangen, lief mir die Feder davon, und mein Brief wuchs unversehens zu einem größeren Umfange, als ich beabsichtigt hatte. Ob er den Brief erhalten, weiß ich nicht; jedenfalls muß er an seine Adresse abgegeben worden sein, da er mir nicht zurückgeschickt worden ist. Da ich nun aber seit Februar nichts wieder von ihm gehört, und er in seinem Briefe von einem Brustkatarrh spricht, „der ihn hoffentlich in nicht langer Zeit einem fröhlichen Ende zuführen werde", so darf ich wohl nicht länger auf eine Antwort warten und übergebe die Correspondenz der Oeffentlichkeit, in der Hoffnung, daß es noch andere Pferdebürle in der Welt gibt, denen dieselbe genehm sein könnte.

Pittsburgh Pa., U. St., 26. Februar 1896.

Lieber Collega Max Müller!

Der Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" über Celsus hat mir sehr gefallen. Was macht's, daß ich Ihnen unbekannt bin? Ich liebe Sie, und diese Thatsache gibt mir ein Recht, Ihnen 'mal zu schreiben. Was seufzen Sie denn über das verlorene Original? Nach jenem Celsus strecke ich nicht den kleinen Finger aus: hin ist hin, wie die verlorenen Theile von Tacitus' Annalen. Höchstwahrscheinlich sind beide Verluste dem christlichen Fanatismus

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXIV, S. 79 ff.: „Die wahre Geschichte des Celsus", von F. Max Müller. Die Redaction.

zuzuschreiben. Tacitus haßte die Juden und die von ihnen stammende christliche Secte. Nun aber, Väterchen Max, haben wir nicht viel größere moderne Celsusse und Tacitusse, z. B. David Hume und Schopenhauer? Man sollte meinen, nachdem diese Heroen geschrieben, wäre das positive Christenthum eine Unmöglichkeit, und doch ist das Beharrungsvermögen des Irrthums so stark, daß es noch mehrere Jahrhunderte nehmen dürfte, ehe das Ende der christlichen Aera erreicht ist. Hat es wohl je in der Weltgeschichte etwas Beschämenderes für den Charakter des Menschengeistes gegeben, als diese trotzalledem und alledem fortdauernde Lug- und Truggeschichte und Phantasterei der christlichen Religion? Und gibt es angesichts unserer Erkenntnisse und der Natur und der Stellung des Menschen in derselben etwas so Unerträgliches, ja Hassenswerthes, als die Einimpfung des Irrthums ins zarte Bewußtsein der Schuljugend? Ich schaudere im Innersten zusammen bei dem Gedanken, daß in hunderttausend von Kirchen und Schulen täglich, ja stündlich dieser handwerksmäßige Ruin des Höchsten, was es gibt, das Bewußtsein des menschlichen Gehirns, in allem Ernst betrieben wird. Max, bist Du vielleicht *auch* noch ein Gottesfabler? Die englische Atmosphäre mag Dir zur Entschuldigung dienen. Nun, ich könnte keinem Hunde einen Streich versetzen; bin aber voller Mordgier gegen die jüdische Gottesidee, das Seelengespenst und die Unsterblichkeitsphantasterei. — Die Sachen liegen so einfach und klar vor uns: wir sind die am höchsten stehenden Wesen der planetarischen Thierwelt und ein und desselben Wesens mit derselben. Nach unserem Tode sind wir wieder so gut aufgehoben wie vor unserer Geburt. Die Natur redet so deutlich, daß die ewigen Zustände vor und nach unserer Geburt identisch sind.

„Du frägst mich, was dies Gaukelspiel besage?
Nimm diese Antwort auf die Frage:
Als Wechselspiel dem ew'gen Meer entsprungen,
Wird's wieder von demselben Meer verschlungen."

(Omar Khayyam, Bodenstedt.)

Nun aber ist nichts in der Welt so falsch als der Satz, daß Lügen jemals was Gutes stiften könnten. Nichts in der Welt ist uns so heilsam als die Wahrheit, und die Wahrheit ist unter allen Umständen liebenswürdig, schön, hochheilig. Vor der Wahrheit der Natur laßt uns knieen: sie kann sich nicht irren. Die Unterscheidung von Gut und Böse muß endlich fallen, die böse Erbschaft vom Judenstamm. Max, auf stillen Feldern, in einem schlesischen Gebirgsdörfchen, habe ich einst Purzelböcke geschlagen vor der Freude an der Erkenntniß, daß diese Unterscheidung falsch ist und daß das Gute mit dem Bösen eine Identität bildet. Max, Du wirst doch nicht etwa böse auf mich? Ich bin kein verschulter Mensch! Nie habe ich eine höhere Schule besucht, was mich sehr freut hintennach, da eine deutsche Wörterbildung doch nur verbildend wirken kann. Das moderne Leben ist für Jedermann mit offenem Sinn eine wahre Hochschule. Max, alle deutschen Gelehrten, oder bitte, die Mehrzahl derselben, sind immer noch im Wahn befangen, als sei der Geist ein „prius". Mit Nichten, Max! Der Geist ist ein development, ein sich entwickelndes Phänomen. Man sollte es für unmöglich halten, daß ein denkender Mensch, der je ein

Kind beobachtet hat, anderer Meinung sein könnte; warum denn Gespenster hinter der Materie suchen? Der Geist ist eine Function lebendiger Organismen, welche auch eine Gans, ein Huhn besitzt. Aber nun, Max, warum sich nicht mit den Grenzen unserer Erkenntniß, durch Erfahrung bedingt, gemüthlich zufrieden geben und das infame Fabuliren und tyrannische Lügen aufgeben? Die einzige Liebe, die ich mit fünfzig Lebensjahren noch im Busen hege, ist die unstillbare, holde Sehnsucht nach jener Wahrheit, die uns das Schicksal versagt hat.

Max, ein ganz Freier bist Du immer noch nicht, das ersah ich daraus, daß Dir der religiöse Congreß in Chicago gar sehr imponirt hat[1]). Ich war dabei, als alle die bunt gekleideten Götzendiener vom Cardinal Gibbons zum stupiden Shintopfaffen und zur häßlichen Baptistenpredigerin herab auf der Plattform beisammen saßen. Es war recht bunt und ergötzlich anzusehen Sie Alle schwatzten Unsinn durch einander und dünkten sich sehr weise. Nur eine einzige Auslassung interessirte mich: ein buddhistischer gelber Mönch frug, was man von englischen Missionären halten sollte, die bei Hungersnöthen Brot unter die Armen vertheilen, aber nur unter der Bedingung, daß sie den christlichen Aberglauben dafür annehmen (gleichviel ob aufrichtig oder nicht). Die sogenannten „ethischen Culturgesellschaften" hatten beim Comité für diese zahlreichen religiösen Congresse keine Zulassung gefunden. Max, es war ein Jammer, alles Gesalbader von Ableserei anzuhören. Niemand hatte memorirt. Dicere de scripto ist eine Schande für gelehrte Leute. Nur der Cardinal Gibbons hielt eine kurze, aber farblose und fade, freie Ansprache, die mit der Heuchelei schloß, was Großes es sei, sich von dieser Welt unbefleckt zu erhalten. Verfluchte Heuchler, ihr selbst seid ja diese Welt, zwar immerhin recht jämmerlich inkarnirt, aber ihr selbst seid diese „befleckte Welt". — Warum denn die stupide Unterscheidung von Gut und Böse noch länger festhalten, wenn wir uns sagen müssen, daß das Böse zur Constitution der Dinge nothwendig zugehört, und die Welt gar nicht möglich wäre, ohne zu sein, wie sie ist. Wir müssen so sein, wie wir sind, oder wir wären gar nicht. O schöne Sehnsucht nach den Urgründen! Unsere Unwissenheit ist gleich dem Bösen — willkommen. Laß uns, o Max, das Böse und die Unwissenheit herzlich umarmen, denn wären wir elende Tugendkrüppel allein und wüßten wir Alles, so hielten wir's gar nicht aus im Leben. So aber genießen wir frisch-fröhlichen Kampf und tragen holde Sehnsucht im Busen.

Max, wie geht Dir's persönlich? Hast Familie? Wie ist Dein Gesundheitszustand? Wie alt? In welchem Verhältniß stehst Du zur englischen Gelehrtenkaste? Kennst Du den einzigen deutschen Mann und Geisteshelden, Emil Dühring in Berlin? Die Kenntniß der Schriften des Dr. Dühring halte ich für die größte Gunst des Schicksals, das mir zu Theil geworden. Die Juden und Staatsprofessoren halten seinen Ruhm unterm Scheffel. Ach, könnten nicht solche unabhängige Männer wie Du, geehrter Max Müller,

---

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXII, S. 409 ff.: „Das Religions-Parlament in Chicago", von F. Max Müller. Die Redaction.

etwas thun, um diesen Heroen der studirenden Jugend näher zu rücken? Dühring ist der einzige Schriftsteller der Gegenwart, der fast ohne Abzug genießbar ist. Was soll man von unserer zeitgenössischen deutschen Gelehrtenkaste sagen, die feige genug ist, die größte Capacität, welche unser Jahrhundert erzeugt hat, so lange zu unterschlagen. Wäre ich gestellt wie Sie, wie wollte ich mein „quos ego" nach Deutschland hinüber schreien. Bitte, Herr Landsmann, mir auf diesen Erguß hin doch einige Zeilen Antwort zu gewähren, damit ich eigentlich zu wissen bekomme, wer und was Sie sind. — Ich bin ein schlesisches Pferdebürla (zum Unterschied von den Kühbürla's, die mit frommen Muh-Muhs ihren Acker bestellen). Statt hohe Schulen zu besuchen, hütete ich die Kühe, pflügte, ackerte, erntete, half dreschen im Winter. Beim Kuhhüten blies ich Flöte in den Thälern des Sudetengebirges, und da der alte Schulmeister des Dörfchens sehr mit den Händen zitterte, so bat ich ihn, mich doch probiren zu lassen, ob ich nicht die Orgel für ihn spielen könnte. „J, Du Lümmel, kannschst ja besser spiele wie ich." Pumps, bekam ich ein Kopfstück vom Schulmeister. Dann übernahm mein ältester Bruder das Bauerngut von 75 Morgen — ganz umsonst, und wir anderen Buben konnten — gehen. Wir kratzten das Reisegeld nach Amerika zusammen, und so kam ich vor circa dreißig Jahren nach Malericam, wo es mir — Gott sei Dank, hätt' ich bald gesagt — immer ziemlich schlecht gegangen ist. Gut und schlecht gehen ist bei mir auch identisch. Nur keinen Unterschied, denn angesichts des schnellen Vorübergehens des Lebens lohnt sich's nicht, an Unterschiede überhaupt ernstlich zu denken. Ans Heirathen konnte ich nie denken, erstens weil die Weiber hier zu Land „mehrschtendeels" ganz zuchtlose „Völker" sind, nicht kochen können und viel zu viel Geld für den Haushalt verbrauchen. Ueberdies habe ich nicht mehr lange zu leben, da ich einen mir sehr treu ergebenen Brustkatarrh, verging upon a perfect asthma, besitze, der mich hoffentlich in nicht langer Zeit einem fröhlichen Ende entgegenführt. — Vielleicht werden Sie nun denken: was für ein trostloser Mensch, der an mich geschrieben hat. Ei der Tausend: Ich hab' mich allzeit der Sonne erfreut und Hunderte von traulichen Stunden vor meinem Wintergesellschafter, einem eisernen Oefchen, allein gesessen. Die letzten drei Abende hab' ich bei einem Talglicht Ihren Gelsus-Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" wiederholt durchgelesen. — In Bezug auf Ihre Begeisterung für das religiöse Plapperment in Chicago möchte ich noch bemerken, daß Sie ganz im Recht gewesen wären, wenn Sie die toto-Ausstellung in Chicago als das größte Ereigniß der letzten zehn Jahre hingestellt hätten. Ich kam 1892 im September durch Chicago, besuchte den projectirten Expositionsplatz und fand eine reine Wildniß daselbst, kaum ein einzelnes Gebäude halb fertig — und — o Wunder der Wunder! Was amerikanischer Unternehmungsgeist und Organisationsgenie innerhalb des einzigen dazwischen liegenden Winters zu Stande brachte. Man konnte sich gar nicht vom Staunen erholen, was 10 000 Arbeiter unter Yankeepeitschen in einem halben Jahre fertig bringen können. There was money in the business, und dafür leistet Jonathan wahre Wunderwerke. Aehnliches ist nie in der Welt geleistet worden. Der Amerikaner ist durchaus großartig zu-

geschnitten, und trotzdem wir hier politisch arg verludert sind, hege ich doch die besten Hoffnungen für die Zukunft eines Landes, das in solchen Händen ist.

Mit tausend freundlichen Grüßen

Das nach Amerika übersiedelte
schlesische Pferdebürla.

Ich erwiderte meinem unbekannten Freunde und Briefsteller, wie folgt:

Mein guter Freund!

Sie sind eine ehrliche Haut, ich bin es auch, glaube ich, aber unsere Ansichten gehen doch sehr weit von einander. Ich bin ein alter Professor, bin jetzt 72 Jahre alt oder, wie man mir oft sagt, 72 Jahre jung. Ich habe auch mit nichts angefangen und habe gearbeitet, nicht bis ich reich, aber bis ich unabhängig wurde. Hier im reichen England und im reichen Oxford gelte ich als ein armer Mann, bin aber ganz zufrieden und nenne das reich sein. Ich bin seit 37 Jahren verheirathet, habe einen Sohn als Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel und eine glücklich verheirathete Tochter mit vier Enkeln. Nun wissen Sie Alles, was Sie zu wissen wünschten. Von meinem Unglück, dem Verlust zweier Töchter, muß ich schweigen.

Zeit meines Lebens habe ich mich mit der Vergangenheit beschäftigt, bin ein Sprachforscher und also auch ein Geschichtsforscher gewesen, habe namentlich die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Religionen der Menschheit durchstudirt und zu diesem Zwecke alte Sprachen, namentlich orientalische Sprachen, lernen müssen. Wenn man sein Leben einem solchen Fache widmet, so gewinnt man Interesse und Liebe zu der alten Menschheit und für ihren Seelentrost. So wie Sie wahrscheinlich Liebe und Interesse für Ihre Fohlen, Stuten und Hengste gewonnen haben, habe ich Interesse für die alten und neuen Religionen gewonnen. Und wie Sie wahrscheinlich Ihre Pferde nicht sogleich todtschlagen oder wegwerfen, weil sie Fehler haben, scheuen, ausschlagen, sich bäumen ꝛc., so schlage auch ich nicht gleich alle Religionen todt, am wenigsten mein eigenes Reitpferd, weil sie einige Fehler haben, mich zuweilen im Stich lassen, sich unvernünftig gebärden, ja mit der Nase in der Luft auf den Hinterfüßen tanzen, sondern ich suche sie zu verstehen. Wenn man erst etwas verstehen kann, so kann man auch Vieles verzeihen. Nun, daß viele Religionen, auch unsere eigene, ihre Fehler und Schwächen haben, ganz so wie Ihre Pferde, das weiß ich vielleicht besser als Sie. Aber haben Sie sich wohl einmal gefragt, was aus der Menschheit geworden wäre ohne alle Religion, ohne die Ueberzeugung, daß es jenseits unseres Horizontes, d. h. unserer Grenze, auch noch etwas geben müsse? Sie werden sagen: woher wissen wir das? Nun, kann es denn eine Grenze geben ohne etwas Unbegrenztes dahinter? Ist das nicht so richtig als irgend ein Lehrsatz der Geometrie? Wenn es nicht so wäre, wie erklärten wir es wohl, daß die Menschheit *nie* ohne einen Glauben an ein Jenseitiges, nie ohne Religion gewesen, in den höchsten sowie in den tiefsten Schichten?

Dieser Horizont, diese Grenze bezieht sich nun nicht nur auf den Raum — da gibt sie wohl jeder zu, selbst wenn die Grenze jenseits der Nebelsterne verlegt würde — sie bezieht sich ebenso auf die Zeit. Sagen Sie: die Welt ist viel älter, als wir glauben — gut, sage ich, aber wäre sie Millionen Jahre alt, so hätte es doch eine Zeit gegeben, ehe sie ein Jahr alt war. Auch das wird wohl Niemand bestreiten. Aber wenn wir zu den Grenzen unserer Sinne und unseres Verstandes kommen, dann bäumt sich das Pferd, dann meinen wir, nichts könne über unsern Verstand gehen. Nun fangen wir mit unseren fünf Sinnen an. Sie scheinen unsere Flügel zu sein; bei Lichte besehen sind sie aber unsere Fesseln, unsere Gefängnißwände. Alle unsere Sinne haben ihren Horizont und ihre Grenze. Unsere Augen reichen kaum auf eine Meile, dann hört es auf. Die Bewegung des Sekundenzeigers können wir noch beobachten, die des Minutenzeigers entgeht uns. Warum denn? Wir mögen wissen, daß eine Kanonenkugel durch unser Gesichtsfeld fliegt, aber fixiren können wir sie nicht. Warum denn nicht? Unsere Fühlhörner sind eben sehr schwach und reichen nur über einen sehr beschränkten Raum. Und wie es im Großen ist, so ist es auch im Kleinen. Wir sehen ein Nadelöhr, aber die Infusorien und die Bakterien, die doch sicher da sind und uns so viel zu schaffen machen, die können wir nicht sehen. Mit Ferngläsern und Vergrößerungsgläsern können wir das Feld unserer Wahrnehmung um etwas ausdehen, aber die Beschränktheit und Schwachheit unserer sinnlichen Eindrücke bleibt nichtsdestoweniger ein nicht wegzuleugnendes Factum. Wir leben in einem Gefängnisse, in einer Höhle, wie schon Plato sagte, und dennoch nehmen wir unsere Eindrücke so, wie sie sind, und bilden aus ihnen allgemeine Begriffe und Worte und mit diesen Begriffsworten bauen wir das stattliche Gebäude oder diesen Thurm von Babel auf, den wir dann die menschliche Wissenschaft nennen.

Ja, sagen dann gewisse Philosophen, unsere Sinne mögen beschränkt und unzuverlässig sein, aber unser Verstand und nun gar unsere Vernunft, die sind doch unbeschränkt und erkennen nichts an, was über sie geht. Nun, was thut denn dieser hochweise Verstand? Hat uns Hobbes nicht schon lange gelehrt, daß der Verstand addirt und subtrahirt — und voilà tout. Er nimmt die Sinneseindrücke, faßt sie zusammen, betastet sie, begreift sie und bezeichnet oder nennt sie nach irgend einem Merkmal, und wenn der Mensch erst Worte hat, dann geht das Addiren und Subtrahiren, aber leider auch das Untereinanderwerfen und Schwatzen erst recht los, bis wir endlich jene Philosophie und jene Religion zuwege bringen, die Ihren Zorn und gar Ihre Mordgier in so hohem Grade gereizt haben. Trotzdem steht es ganz fest, daß wir so wenig über den Horizont unserer Sinne hinausspringen können, als wir aus unserer Haut springen können. Nun kennen Sie aber ja den alten Spruch von Locke, obgleich er viel älter als Locke ist, daß nichts in unserem Intellect ist, was nicht erst in unseren Sinnen war. Und deshalb, soweit wir auch unser Wissen durch Addiren und Subtrahiren ausdehnen, überall fühlen wir zu Ende unseren Horizont, unsere Begrenztheit, unsere Unwissenheit, wie es bei der Begrenztheit unserer Sinne gar nicht anders sein kann. Immer erhalten wir die alte Antwort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“

Sie sagen aber, daß wir gar kein Recht haben, von einem Geist zu sprechen. Das mag sein, aber Alles hängt davon ab, was wir unter Geist verstehen. Gehört nicht selbst dazu, daß wir sehen und hören, Geist, d. h. ein Empfänger? Das Auge kann doch nicht sehen, so wenig als eine Camera obscura sieht. Das wahre Sehen und Hören und Fühlen ist nicht durch die Sinneswerkzeuge wahrnehmbar, sondern durch den Empfänger, denn ohne ihn könnten die Sinnesorgane gar nicht Widerstand leisten, gar nicht empfangen, gar nicht wahrnehmen. Dieser Unbekannte nun, der jenseits der Sinne liegt, der Empfänger muß doch da sein. Namen nennen ihn nicht; das ist ganz wahr. Vielleicht wäre es besser gewesen, ihn x oder den Unbekannten zu nennen, aber wenn wir nur wissen, was wir meinen, warum nicht ihn Geist oder Spiritus, d. h. Hauch nennen? Sie nennen ihn Seelengespenst. Nun gut, aber ohne ein solches Seelengespenst kommen wir eben nicht aus, es sei denn, daß Sie sich selbst für einen bloßen photographischen Apparat halten, und ich glaube nicht, daß Sie das thun.

Sie können freilich noch immer sagen, und ich hoffe, Sie thun es, daß der Geist ein development, ein sich entwickelndes Phänomen sei! Was hat das Wort „Entwicklung" für Denkschaden in jüngster Zeit angerichtet! Darwin selbst hat ja viel Schönes und Wahres ans Tageslicht gebracht. Er hat nachgewiesen, wie viele der sogenannten Species nicht unabhängige Schöpfungen sind, sondern sich aus anderen Species entwickelt haben. Das heißt also, er hat die alte falsche Nomenclatur der Naturgeschichte corrigirt und eine richtigere Classification eingeführt. Er hat die Arbeit des Weltenschöpfers sehr vereinfacht. Das Verdienst wird ihm Niemand abstreiten, und es ist ein großes Verdienst. Und die Herren, die nun gar glaubten, daß jede Species ihren eigenen Schöpfungsakt verlangte und vom Schöpfer apart fertig gemacht werden mußte (wie es namentlich in England hergebrachte Meinung war und oft noch ist), können sich nicht genug bei Darwin bedanken, daß er ihnen eine einfachere und würdigere Idee von der Entstehung der Erde mit ihrer Pflanzen- und Thierwelt beigebracht hat.

Aber nun kommt der Herr Herbert Spencer und erzählt uns: We have to deal with man as a product of evolution, with Society as a product of evolution, and with moral phenomena as products of evolution! Das klingt prächtig, aber Jedermann weiß, daß Evolution oder Entwicklung weder etwas Neues noch etwas sehr Nützliches ist. Früher nannte man das Geschichte, zuweilen auch genetische oder pragmatische Geschichte. Anstatt aber wie jetzt von Entwicklung mit unbemerkbaren Uebergängen zu sprechen, suchten fleißige und ehrliche Geschichtsforscher früher die bemerkbaren Uebergänge zu bemerken, und die Männer und die Ereignisse kennen zu lernen, die einen entschiedenen Fortschritt in der Geschichte der Gesellschaft oder in der Geschichte der Moral klar markirten. Dazu gehörte sorgsame Arbeit, aber das Resultat war auch etwas ganz Anderes als jetzt, wo sich Alles entwickelt, und zwar nach unbemerkbaren Graden. In der Naturgeschichte ist das anders; da kann man schon von Evolution oder Wachsthum sprechen, weil eben Niemand das Gras wachsen sieht oder hört, auch noch Niemand den Uebergang vom Reptil zum Vogel beobachtet hat. Hier muß man schon unbemerkbare Uebergänge zugeben. Nur muß man auch hier

nicht über die Thatsachen hinausgehen, und wenn ein Mann wie Virchow uns versichert, daß die Mittelstufen zwischen dem Menschen und irgend welchem Thiere bis dato noch nicht gefunden sind, so wird es wohl dabei sein Bewenden haben. Ich gehe aber noch weiter. Selbst angenommen, sage ich, daß es einen unmerkbaren Uebergang vom Pithecanthropos zum Menschen gäbe, was seinen Schenkel, seinen Schädel, sein Gehirn, seinen ganzen Körper betrifft — hätten wir damit einen Uebergang vom Thiere zum Menschen gefunden? Leider nicht, denn der Mensch ist Mensch, nicht weil er keinen Schwanz hat, sondern weil er spricht, und sprechen bedeutet nicht nur mittheilen, — das kann auch das Thier, vielleicht besser als der Mensch — sondern es bedeutet denken, und denken, nicht nur wie das Thier denkt, sondern begrifflich denken. Und dieses kleine Ding, der Begriff, ist eben der Uebergang, den noch nie ein Thier fertig gebracht hat. Sowie der Affe es thäte, wäre er ipso facto ein Mensch trotz seines kleinen Gehirns, trotz seines langen Schwanzes.

Begriffe stellen sich nun nicht von selbst ein (sonst würden wir sie wohl auch bei Thieren finden), sondern sie sind Machwerk, theils von unseren Vorfahren gemacht und von uns mit unserer Sprache ererbt, theils von begabteren Menschen selbst jetzt noch von Zeit zu Zeit fertig gebracht. Dieses Machen setzt nun doch wohl einen Macher voraus, und wenn wir nun diesen Macher, dieses unsichtbare, jenseitige, unsichtbare, aber doch sehr wirksame x, Geist nennen, haben wir uns damit wirklich schuldig gemacht, wie Sie sagen, ein Seelengespenst heraufbeschworen zu haben? Nennen Sie es Gespenst, wenn Sie wollen, aber selbst als Gespenst hat es ein Recht zu existiren. Nun aber weiter. Das Seelengespenst werden Sie so leicht nicht los.

Und wenn wir nun mit unseren Sinnen eine Welt wahrnehmen, wie sie uns gegeben ist, ob wir wollen oder nicht, und wenn wir in dieser objectiven Welt, in diesem Jenseits, welches wir Natur nennen, überall Zweckmäßigkeit erkennen, müssen wir dann nicht auch für das, was in der Natur sich als zweckmäßig oder vernünftig manifestirt, einen Namen haben? Sollen wir es bloß x nennen, oder können wir das Wort, welches das in uns zweckmäßig Wirkende bezeichnete, auch auf dieses Unbekannte übertragen und von einem Weltgeist sprechen, ohne den die Natur nicht das wäre, was sie doch ist? Die Natur ist nicht verrückt oder incohärent. Wenn das Kind geboren ist, hat die Mutter Milch und wozu? Doch wohl, um das Kind zu ernähren. Das Kind hat die Lippen und Muskeln doch wohl zum Saugen. Wenn die Frucht am Baume reif ist, so fällt sie zur Erde, voll von Samenkörnern. Die Schale bricht, der Samen fällt auf die Erde, der Himmel regnet, der Regen befruchtet den Samen, die Sonne scheint und läßt ihn wachsen, und wenn der Baum gewachsen ist und wieder Blüthen und Frucht trägt, so ist die Frucht dem Menschen zuträglich, ist Nahrung, nicht Gift für ihn. Ist das alles ohne Zweck, ohne Vernunft? Auch der Mensch braucht Regen und Sonnenschein, er braucht aber auch Wärme und Dunkelheit, und dies alles wird ihm gegeben, so daß er leben und denken und arbeiten kann. Was wäre der Mensch ohne die Dunkelheit? ohne die Ruhe der Nacht? Wahrscheinlich verrückt. Was wäre er ohne Sonnenschein? Wahrscheinlich eine Esquimaux oder ein Murmelthier. Wie merkwürdig

aber ist es, daß, so wie der Baum sich immer wieder erneut, so auch der Mensch. Der Sohn ist verschieden vom Vater, und doch, wie gleich! Wo ist denn nun die Form, die das ewig sich gleich Bleibende im Menschen bewahrt und doch jedem einzelnen Menschen Freiheit und Individualität läßt? Woher sodann die Zweckmäßigkeit in der ganzen Natur? Das ist eine alte Frage und hat viele Antworten erhalten, weise und thörichte. Leider vergißt die Menschheit so oft, was schon erreicht worden ist, und fängt dann immer wieder von vorn an. Darwin war ein fleißiger, fein beobachtender und wunderbar bescheidener Mann. Aber er war kein Philosoph. Er meinte, daß Alles, was in der Natur zweckmäßig erscheint, aus dem Survival of the fittest komme. Das ist ja aber keine Antwort. Man fragt: warum bleibt das Zweckmäßige übrig? Und was ist die Antwort? Weil nur das Zweckmäßige übrig bleibt! Kommen wir nun zur Natural Selection, nun, wer ist dann der Wähler und wählt? Das sind nichts als Phrasen, die alle längst bekannt, also längst abgemacht sind und doch immer wieder aufgewärmt werden. Wenn wir in der Natur Zweckmäßigkeit oder Vernunft erkennen, so haben wir ein Recht, zu schließen, daß der Grund davon in der ewigen Vernunft, in dem Ewig-Vernünftigen liegt. Hinter allen Dingen liegt der Gedanke oder die Idee. Gibt es vernünftige Gedanken in der Natur, so muß es auch einen vernünftigen Denker geben. Hinter allen Bäumen, Eichen, Birken, Tannen liegt der Gedanke, die Idee, die Form, das Wort, der Logos von Baum. Einen Baum kann man nie sehen; man sieht nur eine Eiche, eine Birke, eine Tanne, nie einen Baum. Aber der Gedanke oder die Idee des Baumes tritt uns in allen Bäumen verwirklicht und vervielfältigt entgegen. Dasselbe gilt von allen Dingen. Niemand hat je ein Thier, einen Menschen, einen Hund gesehen, sondern nur einen Bernhardiner, ein Windspiel, einen Dachshund, streng genommen selbst das nicht. Was ist denn nun das Bleibende, immer Wiederkehrende in den Hunden, das, wodurch sie sich alle gleich sind, die unsichtbare Form, in der sie alle gegossen sind? Das ist der Gedanke, die Idee, der Logos von Hund. Gibt es denn nun einen Gedanken ohne einen Denker? Sind die Gedanken in der Natur, die Millionen von Dingen, welche unser Wissen ausmachen, aus der Luft gefallen? Haben sie sich selbst gemacht, oder hat sie die Natur gemacht? Wer ist denn die Natur? Mann, Weib, Ding? Wenn die Natur wählen könnte, so könnte sie auch denken und machen. Aber kann sie das? Nein, Natur ist ein Wort, ganz nützlich zu gewissen Zwecken, aber ganz leer, ganz ungreifbar, ganz unbegreiflich. Wenn wir Gedanken, Vernunft, Zweck in der Natur erkennen, so hilft es Alles nichts, wir müssen einen Denker in, über, hinter der Natur annehmen und müssen doch auch einen Namen für ihn haben. Also der jenseitige Denker aller Dinge, aller Ideen, aller Worte, der nie sichtbar, nie begreifbar sein kann, eben weil er jenseitig ist, dessen Gedanken aber allen Geschöpfen, ja der ganzen Schöpfung zu Grunde liegen, der uns also, wenn nur recht verstanden, in allen Dingen handgreiflich entgegentritt, in der einzigen sinnlichen Weise, in der er uns sinnlichen Wesen entgegentreten kann, warum sollten wir ihn nicht Geist oder Gott nennen oder wie die Juden Jehovah, die Mohammedaner Allah, die Brahmanen Brahman? Entweder oder.

Entweder wirkt Vernunft in der Natur, oder Natur ist ohne Vernunft, ein Chaos, ein Wirrwar. Weder survival of the fittest noch natural selection könnte Ordnung in diesen Wirrwar bringen, es sei denn, daß man meine, daß, wenn man nur die Typen in einer Druckerei tüchtig zusammenschüttele, daraus jemals Goethe's „Faust" entstehen würde. Will man durchaus an natural selection oder survival of the fittest festhalten, nun gut, so verlege man nur die Wahl in einen Geist, der wählen kann, und überlasse die fitness oder Zweckmäßigkeit dem Urtheile eines Urhebers, der wirklich urtheilen und denken kann.

Ich hoffe, das ist Ihnen so weit klar; aber was für uns klar ist, würde nicht auch für Kinder klar sein und ebensowenig für die Menschheit in ihrer Kindheit, vor fünftausend oder fünfzigtausend Jahren. Ich habe nun hauptsächlich herauszufinden gesucht, wie diese alten, noch ungebildeten Menschen dazu kamen, an etwas Jenseitiges, Unsichtbares, Uebermenschliches, Ueberirdisches zu glauben. Man kann aus ihrer Sprache und aus den ältesten Denkmälern ihrer Religion sehen, daß sie frühzeitig bemerkten, daß etwas in der Welt *geschehe*. Die Welt war nicht dunkel und ruhig und todt. Die Sonne ging auf, der Mensch erwachte und sagte zu sich und dem Sonnenlicht: Woher? Er sagte: Halt, wer da? So ein Ding wie die Sonne geht doch nicht von allein auf. Es steckt da etwas dahinter. Nun, zuerst hielt man wohl die Sonne selbst für einen Arbeiter; sie vollbrachte ja die größte Arbeit auf Erden, gab Licht, Wärme, Leben, Gedeihen, Früchte. Es war also ganz natürlich, daß man der Sonne große Ehre erwies, sich bei ihr bedankte, ja, sie um Licht, Wärme und Gedeihen bat. So ward die Sonne zu einem Gott, d. h. zu einem *Deva* (deus), was ursprünglich nichts weiter bedeutete als *Licht*. Nun bemerkte aber schon ein alter Inka in Peru, daß die Sonne nicht frei sei, also kein Wesen sein könne, bei dem man sich bedanken, das man um etwas bitten könne. Es sei, sagte er, wie ein Lastthier, das jeden Tag seinen bestimmten Gang gehen müsse. Obgleich Sonnendienst die Religion seines Landes war, obgleich er selbst als Sonnenkind verehrt wurde, sagte er sich von der alten Landesreligion los und wurde, was man jetzt oft Atheist nennt, d. h. er sehnte sich nach einem *wahreren* Gott. Was sagen Sie zu diesem Inka? Auch in anderen Ländern geschah dasselbe, und anstatt fortzufahren, die Sonne, den Mond, die Morgenröthe, den Sturmwind oder den Himmel zu verehren, verehrte man das, was dahinter stecken mußte, was man Himmelsvater, Jupiter und alle möglichen Namen nannte. Diese Namen sollten nicht mehr das sichtbare Ding, sondern Den bezeichnen, der das Ding gedacht und gemacht hatte, den Denker und Lenker der Welt. Das ist der Grundgedanke, aus dem alle Religionen entstanden sind; jedes Volk hat sich seine eigene Religion, seine eigene Sprache in tausendjähriger Arbeit geschaffen; später hat man Religionen für die ganze Menschheit gemacht, und daran arbeiten wir noch immer, selbst das, was Sie das Plapperment von Chicago nennen. Obgleich wir alle zu irgend einer Religion geboren und erzogen wurden, so haben wir alle das Recht, ja die Pflicht, wie sie der alte Inka hatte, jeden Artikel unserer angestammten Religion zu prüfen, ihn zu behalten oder weg zu thun, nach unserem eigenen Gutdünken oder Wahrheits-

sinn. Nur der Grundartikel muß bleiben: es gibt einen Denker und Lenker der Welt. Von Pontius Pilatus, von Joseph und Maria kann Jeder halten, was er will, aber das höchste Gebot bleibt für Alle: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst!

Sie sehen also, ich bin auch ein Gottes-Fabler. Und was haben Sie dagegen einzuwenden? Sie meinen, daß Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel sei, als gut sein, und sind offenbar sehr stolz auf Ihre Entdeckung, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gebe. Nun, wenn Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel ist, als gut sein, so ist doch wohl Gott nicht lieben und seinen Nächsten nicht lieben, so viel als nicht gut oder schlecht sein. Es gibt also einen sehr klaren Unterschied zwischen gut und schlecht. Und doch sagen Sie, Sie hätten einen Purzelbaum geschlagen, als Sie die Entdeckung machten, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gäbe. Es ist nun ganz wahr, daß der Unterschied zwischen gut und bös oft vom Längen- und Breitengrad der bewohnten Erde abhängt, und noch mehr von der Absicht des Handelnden. Dies ist eine sehr alte Erkenntniß. Die alten indischen Philosophen gingen noch weiter und sagten von einem Mörder und dem, den er gemordet: „Er mordet nicht, und der Andere ist nicht gemordet." Das geht noch weiter als Ihr Purzelbock. Jedenfalls stimmen wir aber ganz überein, daß Alles, was aus Liebe zu Gott und unserem Nächsten geschieht, gut, Alles, was aus Selbstsucht geschieht, schlecht ist. Der alte Philosoph in Indien muß noch mehr Purzelböcke geschlagen haben, als Sie, was er aber dabei im Sinne hatte, geht uns hier nichts an. Es war aber nicht so schlimm, als es klingt, und ich glaube, daß auch was Sie sagen, daß es keinen wirklichen Unterschied zwischen gut und bös gebe, nicht so schlimm ist, als es klingt.

Wir sind also jetzt so weit gekommen, daß wir einen Geist in uns, in unserer Innenwelt, und einen Geist außer uns, in der Außenwelt, annehmen müssen. Wie wir diesen Geist nennen, ob das Ich, die Seele in uns, und das Nicht-Ich, die Weltseele, den Gott außer uns, bleibt sich im Grunde ganz gleich. Die Brahmanen scheinen mir hier den besten Ausdruck gefunden zu haben. Sie nennen den Urgrund der Seele, des Ichs, das Selbst, und sie nennen den Urgrund des Nicht-Ichs, der Weltseele, des Gottes, das Höchste Selbst. Sie gehen noch weiter und halten die beiden Selbst im tiefsten Grunde für dasselbe Selbst, doch davon ein anderes Mal. Heute bin ich ganz zufrieden, wenn Sie mir zugeben, daß weder unser Geist bloß Dampf noch die Welt eine bloße Dampfmaschine ist, sondern daß, damit die Maschine arbeitet, damit das Auge sieht, das Ohr hört, der Geist denkt, addirt und subtrahirt, wir einen Seher, Hörer, Denker, Rechner brauchen. Weiter will ich Sie heute nicht quälen, aber Sie sehen, daß, ohne daß wir einen Finger breit von dem geraden Wege der Vernunft, d. h. von dem richtigen, ehrlichen Addiren und Subtrahiren, abgewichen sind, wir schließlich auf das Seelengespenst und auf die Gottesidee gekommen sind, die Sie mit solcher Mordgier betrachteten. Ich habe Ihnen nur mit wenigen Strichen die historische Marschroute des menschlichen Erkennens vorgezeichnet. Es bleibt da noch Vieles auszufüllen übrig, und das müssen wir an der Hand der Geschichte thun, indem wir die heiligen

Bücher der Menschheit und die Werke der leitenden Philosophen im Orient und Occident fleißig studiren. Wir lernen dann erkennen, wie die Geschichte der Menschheit die beste Philosophie ist, und wie nicht nur im Christenthum und Judenthum, sondern in allen Religionen der Welt Gott manchmal und in mancherlei Weise durch die Propheten geredet hat und noch immer redet.

Nur noch ein paar Worte über einen anderen Purzelbock. Sie sagen, der Geist sei kein prius, sondern ein development aus der Materie. Da haben Sie wieder ganz Recht, wenn Sie die Sachen embryologisch oder psychologisch auffassen. Ein Kind fängt an mit Tiefschlaf, dann folgt Traumschlaf und endlich Erwachen, Sammeln, Nennen, Addiren, Subtrahiren. Was erwacht denn nun im Kinde? Ist es ein Knochen, oder ist es gar der weiche Brei, den wir Gehirn nennen? Kann das weiße Mus in unserm Schädel nennen, addiren? Ich frage nochmals: kann das Auge sehen, das Ohr hören? Versuchen Sie es auf der Anatomie, oder versuchen Sie es selbst im Schlafe. Ohne Subject gibt es in der ganzen Welt kein Object, ohne Verstand keinen Gegenstand, ohne Geist keine Materie. Sie meinen, Materie komme zuerst und dann erst, was wir Geist nennen. Wo ist denn die Materie? Wo haben Sie je Materie gesehen? Sie sehen Eichenholz, Fichtenholz, Schiefer und Granit, Materie nie. Materie ist die Schöpfung des Geistes, nicht umgekehrt. Unsere ganze Welt ist ja Gedanke, nicht Holz und Stein. Wir lernen die Gedanken denken oder nachdenken, die der unsichtbare und doch überall sichtbare Denker der Welt gedacht hat. Was wir sehen, hören, schmecken und fühlen, ist alles in uns, nicht außer uns. Der Zucker ist nicht süß, wir sind süß. Der Himmel ist nicht blau angestrichen, wir sind blau. Nichts ist groß oder klein, schwer oder leicht, außer für uns. Der Mensch ist das Maß für Alles, wie schon ein alter griechischer Philosoph sagte; der Mensch hat auch die Materie ermessen, erfunden und genannt. Und wie hat er das gemacht? Er nannte Alles, woraus er etwas macht, Materie; materia bedeutet zuerst nichts als Bauholz, woraus der Mensch sein Haus machte. Hier haben Sie die ganze Weisheit von Materie. Es ist Bauholz, Eichen-, Tannen-, Buchenholz, was Sie wollen. Abstrahiren Sie alles Einzelne, verallgemeinern Sie, soweit Sie wollen, stets bleibt das Holz, die Hyle, und aus diesem Holze soll das Denken oder gar der Denker entstanden sein. Glauben Sie denn wirklich, daß es eine Außenwelt gibt, so wie wir sie sehen, hören oder fühlen? Wo haben wir denn den Baum, außer in unserer Vorstellung? Und woraus bestehen die Vorstellungen, wenn nicht aus unseren Sinneswahrnehmungen, und diese Wahrnehmungen, unvollkommen wie sie sind, existieren doch nur in uns, für uns, durch uns. Das Wahrgenommene selbst ist und bleibt für uns jenseitig, transcendent, Ding an sich — alles Andere ist unser Werk, und wenn Sie es Materie oder die materielle Welt nennen wollen, nun gut, so ist es wenigstens nicht das prius des Geistes, sondern das posterius, das vom Geist geforderte, aber ewig Unerreichbare. Selbst der Materialist vom Fach schreibt der Materie inertia zu. Die Atome, wenn er Atome annimmt, stehen still, wenn sie nicht einen Anstoß erhalten. Wo kommt denn dieser Anstoß her? Jedenfalls von Etwas, was außer den Atomen oder der Materie ist, so daß man wenigstens nie sagen

kann, daß es in der Welt nichts außer Materie gebe. Wenn man nun den Atomen Bewegung zuschreibt oder, wie andere Philosophen thun, auch Wahrnehmung, so ist das eben nichts mehr oder weniger, als ihnen Geist zuzuschreiben, Geist, der sich aber doch, wenn Sie Recht haben, erst aus der Materie selbst entwickeln soll. Wenn man etwas in die Atome hineinwickelt, so kann man auch etwas aus ihnen herauswickeln; damit gibt man aber das Experiment, Geist aus der Materie sich entwickeln zu lassen, von vorn herein auf. Gib einem Atom die Samenkraft einer Eichel, und es wird sich zum Eichbaum entwickeln. Gib einem Atom die Anlage zur Sinneswahrnehmung, und es kann ein Thier, möglicherweise ein Mensch werden. Aber was man uns versprochen hat, war die Entwicklung von Gefühl und Wahrnehmung aus todten Atomen von Hydrogen, Oxygen, Nitrogen, Carbon ꝛc. Selbst wenn man das Leben aus den Wirkungen dieser Atome erklären könnte, was ja möglich ist, obgleich selbst Haeckel und Tyndall es leugnen, so blieben Gefühl, Wahrnehmung, Verstand, alle Functionen des Geistes damit doch ganz unerklärt. J. S. Mill ist doch kein Idealist, und er gehört gewiß zu Ihren Heroen. Nun, Mill erklärt, daß nichts außer Geist Geist hervorbringen könne. Selbst Tyndall in seiner Rede als Präsident der Britsh Association in Belfast sagt mit klaren Worten, daß die Continuität der molekularen Processe und die Phänomene des Bewußtseins die Klippe bilden, an der der Materialismus unvermeidlich zersplittern muß.

Ueberlegen Sie sich dies alles bei ihrem eisernen Oefchen oder noch besser bei einem schönen Sonnenaufgang im Frühling, und Sie werden eine herrlichere Offenbarung vor Augen sehen, als alle Offenbarungen der Alten Welt.

Ihr aufrichtig ergebener

Oxford. F. Max Müller.

Blumen im Hochgebirge.

Von
Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

VIII.

Um die Insecten bei ihrer Arbeit im Hochgebirge zu belauschen, muß man dem Rathe folgen, den Konrad Christian Sprengel einst gab, ruhiges, sonniges Wetter für den Ausflug wählen und zu günstiger Tageszeit aufbrechen. Der Nadelholzwald, in den man zunächst aufsteigt, ist auf Windbestäubung eingerichtet. Der trockene Blüthenstaub wird durch jeden Windhauch davongetragen und gelangt so an seinen Bestimmungsort. Auch auf der Matte hören die windblüthigen Gewächse nicht auf. Vor Allem gehören ja alle Gräser und Seggen zu denselben und entbehren demgemäß augenfälliger Blüthen. Doch die Herrschaft oberhalb der Waldregion führt die bunte Schar der auf Insecten harrenden Gewächse.

Um zum Nectar zu gelangen, müssen die Insecten den Blüthenstaub in der einen Blüthe, die Narben in der anderen streifen. So werden sie nothwendig, wenn auch unbewußt, zu den Vermittlern der Bestäubung. Die Mannigfaltigkeit der Einrichtungen, welche diese Uebertragung des Pollens sichern, ist über die Maßen groß[1]). Wir dürfen uns in dieser verlockenden Fülle nicht verlieren, wollen vielmehr nur solche Pflanzen betrachten, die uns reichen Lohn versprechen. Ist die Anregung erst gegeben, so blickt wohl Mancher fortan genauer eine Pflanze an, die ihn bisher nur durch ihre Schönheit fesselte, versucht es vielleicht auch, einige Gebirgspflanzen in seinem Garten zu erziehen und ihnen zur Blüthezeit etwas von ihren Geheimnissen abzulauschen.

So manches Mitglied eines Alpenclubs schmückt sich mit Edelweiß, dem Symbol seines Vereines, ohne zu ahnen, daß der silbergraue Stern, den diese Pflanze entfaltet, nicht eine einfache Blüthe, sondern ein ganzer, in Blätter gefaßter Blüthenstand ist. Die rundlichen Köpfchen im Innern des Sterns

[1]) Vergl. den bereits citirten Aufsatz, Deutsche Rundschau 1893, Bd. LXXVII, S. 123 ff.

werden von männlichen und weiblichen Blüthen gebildet. Eine größere Zahl solcher Köpfchen zeigt sich zum flachen Ebenstrauß vereinigt. Ihn umgeben die weißbehaarten Stengelblätter, welche die Pflanze erst zum Rang einer alpinen Schönheit erheben. Große Edelweißsterne, die den Stolz des Aelplers bilden, gehen aus der Vereinigung besonders zahlreicher Blüthenköpfchen zum Ebenstrauß hervor. Die einzelnen Blüthen, ja selbst die einzelnen Blüthenköpfchen des Edelweißes würde ein Insect aus der Ferne nicht bemerken; durch deren Vereinigung und Einfassung in die seidig glänzende Blattrosette wird erst ein Gesammteindruck von seltener Wirkungskraft erreicht. So eilen kleine Schmetterlinge, Fliegen und Blasenfüße von allen Seiten heran, um den Nectar aus dem silbernen Stern zu schlürfen. Nur in den männlichen Blüthen wird die süße Flüssigkeit ausgeschieden, und diesen Blüthen gilt daher der erste Besuch. Die Staubblätter bilden da eine Röhre, in welche der Blüthenstaub entleert wird. Ein stäbchenförmiger Griffel schließt die Röhre von unten. Er ist mit Haaren besetzt und wirkt gleich einer Fegestange, wenn er weiter wachsend in die Staubblattröhre sich drängt. Er stößt den Blüthenstaub aus derselben hinaus, dem Insect entgegen, das auf der Blüthe sich niederläßt. Weiter über die Blüthen streifend, überträgt dieses mit seinem Leib den Blüthenstaub auf die Narben der weiblichen Blüthen. In der männlichen Blüthe hat der reducirte Griffel nur noch die Aufgabe, den Pollen vorzustoßen, er entwickelt sich auch nicht weiter. Die Insecten sorgen dafür, daß das Edelweiß von der Alp nicht verschwinde. Es fruchtet reichlich nach ihrem Besuch, und aus den Samen, die der Wind über die Berge streut, entwickeln sich neue silberne Sterne.

Fast in allen Farben treten uns die Steinbrecharten (Saxifragen) der Alpen entgegen. Nur das Blau fehlt in ihrem Blüthenkleide. Sie reichen bis zur Schneegrenze hinauf, drängen sich an die Gletscher und schmücken die Moränen. Die einzelnen Blüthen sind meist nicht groß, doch unterstützen sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung. Sie bergen je zehn Staubblätter, die, zunächst nach außen gerichtet, einzeln gegen die Mitte der Blüthe sich neigen. Erst in dieser Lage öffnet sich ihr Staubfach, um seinen Pollen zu entlassen. Ist dieses aber geschehen, so kehrt das Staubblatt zurück in seine ursprüngliche Stellung; es folgt ihm ein anderes und so alle der Reihe nach. Erst nachdem sie diese Bewegung vollzogen, entfalten sich die Narben an dem Stempel. Sie befinden sich jetzt genau an der nämlichen Stelle, an welcher zuvor der Blüthenstaub entleert wurde, daher sie das Insect mit demselben Körpertheil berühren muß, wie zuvor die Staubblätter. Der Honig der Blüthen ist von Weitem sichtbar und daher auch den Fliegen zugänglich, denen zum Auffinden von verborgenem Nectar die Begabung fehlt. So besorgen denn auch Fliegen hier ganz vorwiegend die Bestäubung.

Der blaue Eisenhut (Aconitum Napellus), der überall in den Wäldern und um die Sennhütten wächst, verdankt die Auffälligkeit seiner Blüthen vor Allem den Kronenblättern. Denn die Kelchblätter, die in anderen Fällen grün zu bleiben pflegen, sind an diesen Blüthen blau gefärbt und an der Anlockung der Insecten somit betheiligt. Sie bilden den Helm und die unteren Flügel

an den Blüthen; nur die seitlichen Flügel gehören der Blumenkrone an. Zwei andere Blätter der Blumenkrone haben sich in langgestielte Nectarien verwandelt. Merkwürdig sind sie gestaltet, gleich kleinen Tauben, so daß wir als Kinder uns Taubengespanne aus diesen Blüthen darstellten. Wir brauchten nur den Stiel und Helm der Blüthe zu entfernen, und das Gespann stand fertig da. Es glich nicht ganz dem Taubengespann der Venus in der Farnesina, doch die Phantasie half nach, das Bild zu ergänzen. Um bis zum Nectar zu gelangen, muß das Insect ziemlich tief in die Blüthe eindringen; dazu reicht der Verstand der Fliegen nicht aus; das vermögen nur die intelligenten Hummeln. Ihnen fällt daher fast ausschließlich die Bestäubung dieser Pflanzen zu Beim Einwandern in die jüngeren Blüthen streift die Hummel die Staubfächer; in älteren Blüthen trifft sie an gleicher Stelle die Narben. So werden nicht nur die Bestäubungen sicher vollzogen, sondern auch, wie in so vielen anderen Fällen, Blüthen von verschiedenem Alter mit einander gekreuzt.

Vor dem Curhaus in Mürren stand Alpenmohn (Papaver alpinum) in den Beeten. Einige Rasen waren mit weißen, andere mit citronengelben Blüthen geschmückt. Die Knospen der Mohnblüthe sind in grüne Kelchblätter gehüllt. Ein grüner Kelch fehlt aber der offenen Blüthe, denn er wird wie eine Kappe beim Entfalten derselben abgestreift. Die Blüthenknospen nicken, während die offenen Blüthen aufrecht stehen. Versucht man es, eine Knospe emporzurichten, so gelingt das ebensowenig als das bleibende Abwärtskrümmen einer offenen Blüthe. Merkwürdig genug lehrten die Versuche, daß es ausreicht, durch einen Stich in die Knospe den Fruchtknoten zu zerstören, damit sich der Blüthenstiel aufwärts richte. Entfernt man hingegen alle anderen Theile der Blüthe, läßt aber den Fruchtknoten unversehrt, so behält der Blüthenstiel seine Krümmung. Der Fruchtknoten übt somit, je nach dem Zustand seiner Reife, einen bestimmten Reiz auf den Blüthenstiel aus, der über dessen Verhalten, richtenden Kräften gegenüber, entscheidet. In den Blüthen des Alpenmohns ist kein Nectar vorhanden. Was veranlaßt dann aber die kleinen Zweiflügler, diese Blüthen zu besuchen? Es ist der Blüthenstaub, den sie begierig verzehren. Damit wäre den Pflanzen freilich nicht gedient, hafteten nicht ansehliche Pollenreste am Körper der Insecten, hinreichend, um die Bestäubung zu vollziehen. Der Pollen wird hier eben in großen Massen erzeugt, um zum Theil geopfert werden zu können; er dient an Stelle des Nectars als Lockmittel für Insecten.

Daß eine Blüthe zuerst ihre Staubbeutel, dann ihre Narben entfaltet, ist eine so häufige Erscheinung, daß sie uns immer wieder entgegentritt. Wir finden sie bei den Alpenrosen, die von Hummeln eifrig besucht werden; sie fällt uns bei der Prachtnelke (Dianthus superbus) auf, jener anmuthigen Pflanze, die aus den tieferen Regionen bis zu bedeutender Höhe in den Alpen aufsteigt. Die großen Blüthen dieser Prachtnelken sind so fein zerschlitzt, daß sie Federn gleichen. Durch bläulich-rosenrothe Färbung und zarten Duft locken sie gelbe Schwalbenschwänze (Papilio Machaon) aus weiter Ferne an. Es ist ein reizvoller Anblick, diesen schmucken Falter sich der nicht minder schönen Pflanze nähern zu sehen. Er senkt seinen langen Rüssel in ihre duftende

Krone hinein und mag dann all' das Glück genießen, das einem Schmetterling hienieden zu Theil werden kann.

Die lieblichen Weidenröschen (Epilobium angustifolium) werden von Hummeln viel umworben. Kaum eine Pflanze trägt ihre Bestäubungsvorrichtungen so zur Schau, als es diese Epilobien thun. In den oberen Blüthen der Aehre sind die Staubblätter vorgestreckt und müssen von dem anfliegenden Insect berührt werden; in den unteren Blüthen ragt der Griffel vor und hält dem Insect seine beiden Narben entgegen. Wie die Prachtnelke, so versteht es auch das schmalblättrige Weidenröschen, die Berge zu erklimmen; man trifft es selbst über der Baumgrenze an. Dann treten aber andere, alpine Epilobien an seine Stelle, um mit ihren rosenfarbigen Blüthen das Geröll der Wildbäche und die Moränen der Gletscher zu beleben.

Auch der schöne, purpurrothe Klee der Alpen (Trifolium alpinum) setzt ohne Insectenhülfe Samen nicht an. Er gleicht dem gewöhnlichen Rothklee (Trifolium prateum) der Ebene in diesem Verhalten. Die großen Blüthen des Alpenklees sind in zierliche Köpfchen vereinigt, die an Schönheit unseren Rothklee weit überragen. Der Nectar in den Blüthen des Alpenklees ist so gut und so tief verborgen, daß nur Hummeln und langrüsselige Falter ihn zu erreichen vermögen. Daß der Rothklee in England ganz steril bleibt, wenn man ihn vor Insecten abschließt, hat Charles Darwin durch besondere Versuche erwiesen. Von hundert Blüthenköpfen dieser Pflanze, die er mit einem Netze bedeckte, erntete er auch nicht ein einziges Samenkorn, während hundert unbedeckte Blütenköpfchen, von Hummeln besucht, 2720 Samenkörner ergaben. Daher auch der englische Forscher in seinem berühmt gewordenen Werke „Ueber das Entstehen der Arten durch natürliche Zuchtwahl" die Beziehungen des Rothklees zu den Hummeln als besonderes lehrreiches Beispiel der Wechselwirkung unter den lebenden Wesen anführt. Wo Hummeln durch Mäuse zerstört werden, muß die Fruchtbarkeit des Rothklees abnehmen. Auf die Verminderung der Mäuse wirkt andererseits die Häufigkeit der Katzen ein. Die Nähe eines Dorfes, das viel Katzen birgt, kann somit die Samenbildung des Rothklees befördern. — Daß übrigens nicht alle Kleearten ohne Insectenbesuch unfruchtbar bleiben, das zeigten Versuche mit Ackerklee (Trifolium arvense). Denn jene Kleeart bildete zahlreiche Samen auch dann, wenn sie durch Netze von den Insecten abgeschlossen wurde. Die Blüthen des Ackerklees vermögen bei ausbleibendem Insectenbesuch sich selbst zu bestäuben, eine Fähigkeit, die auch manch' anderer Pflanze in gleichem Maße zukommt.

An dem Alpenklee kann man nicht selten den Parnassius Apollo überraschen, jenen großen alpinen Falter, der unstreitig zu den schönsten Tagesschmetterlingen Europa's gehört. Seine Flügel sind wie mit Mehl bestreut; gegen die Ränder werden sie glashell, so wie Gletschereis. Schwarze Punkte zieren die Vorderflügel, während die Hinterflügel je eine carminrothe Stelle tragen, die in ihrer schwarzen Umrahmung einem purpurnen Auge gleicht. Dieser Apollo ist eine hohe Zierde der Alpenwiesen, ein Schmetterling, dessen Erscheinen man stets mit Freuden begrüßt. Er fliegt im Juli und August, während seine Raupe im Mai und Juni auf Nahrung geht. Letztere lebt auf

der weißen Fetthenne (Sedum Telephium). Man muß sie nur zur heißesten Tageszeit suchen, da sie sich sonst unter die Blätter verbirgt. Sie verzehrt mit Vorliebe solche Blätter, welche die Sonne geröthet hat. Zu richtiger Stunde findet man sie leicht, denn sie ist groß und sammetschwarz gefärbt, zeigt außerdem rothgelbe Flecke und zwei stahlbaue Wärzchen auf jedem Ringe.

Die zierlichen Pinguicula-Arten der Alpen bieten nicht allein durch ihre Bestäubungseinrichtungen ein hohes Interesse. Die langgestielten Blüthen dieser Fettkräuter entspringen einer grundständigen Blattrosette, die von fleischigen, länglich-eiförmigen Blättern gebildet wird. Die Ränder jedes Blattes sind etwas emporgehoben, wodurch eine mittlere Rinne entsteht, die mit klebrigem Schleim überzogen ist. An diesem bleiben kleine Thiere haften, und wenn dies zu nahe vom Blattrande geschah, so rollt sich dieser ein, um das Thierchen nach der Mittelrinne zu schaffen. Auf jeden Thierfang folgt die Ausscheidung einer Flüssigkeit, welche Ameisensäure und auch ein peptonisirendes Ferment enthält. In dieser Flüssigkeit werden die Thiere bis auf ihre Skeletttheile verdaut und die so gewonnenen Nährstoffe von den Blättern aufgesogen. Denn die Fettkräuter gehören zu den fleischverdauenden Gewächsen, jenen Pflanzen, deren Entdeckung seiner Zeit nicht geringes Aufsehen erregte. Die von den Pinguiculablättern ausgesonderten Substanzen wirken ganz ähnlich wie Lab ein, und es läßt sich daher durch Zusatz solcher Blätter eine Art Süßmilchkäse aus der Milch bereiten. Die Lappländer stellen durch Aufgießen frisch gemolkener, noch lauer Milch auf Fettkrautblätter ihre sehr beliebte Dickmilch her, die sie Tate oder Taetmioelk nennen. Man braucht nur geringe Mengen davon in frische Milch zu gießen, damit auch diese sich in Dickmilch verwandle. Die Fettkräuter wachsen nur an feuchten und kühlen Orten, an Ufern der Bäche, auf schwarzem Torfboden und Moorgrund. Das gemeine Fettkraut (Pinguicula vulgaris), das aus den tieferen Regionen in die Berge aufsteigt, hat eine veilchenblaue Blüthe; das Alpenfettkraut (Pinguicula alpina) ist weiß mit gelbgeflecktem Schlunde. In dem langen Sporn der Blüthen des gemeinen Fettkrautes findet die Biene etwas Honig vor. Der Sporn des Alpenfettkrautes ist honiglos, doch führt er saftige Drüsen, die von den Fliegen ausgesogen werden. Die Insecten müssen in die zweilippige Blüthe hineinkriechen, um bis zum Sporn zu gelangen; dann ziehen sie sich zurück und streifen dabei mit ihrem Rücken die Staubgefäße. In der nachfolgenden Blüthe, die sie besuchen, berühren sie zunächst die Narbenlappen, die nur an ihrer Vorderseite empfängnißfähig sind, und die somit nur von den eindringenden, nicht von den rückschreitenden Insecten bestäubt werden können. Die Blüthe des Alpenfettkrautes ist in ihrem Innern mit starren Haaren besetzt, welche die eingedrungene Fliege allseitig umfangen. Nicht immer gelingt es ihr, sich wieder zu befreien; oft bleibt sie in der Blüthe stecken und muß dort verhungern. Und immer neue Fliegen schwärmen an das scheinbar so unschuldige Pflänzchen heran; sie ahnen nicht die Gefahren, die ihnen dort drohen.

Die herrlichen Enziane der Alpen sind im Bau ihrer Blüthe verhältnißmäßig einfach. Bienen, Hummeln und Falter besuchen diese Pflanzen. Um

zum Nectar zu gelangen, streifen sie mit ihrem Körper zunächst die Narben und hierauf die Staubfächer. So beladen sie sich in der einen Blüthe mit Pollen für die nächste. Bei dem gelben Enzian (Gentiana lutea), jener stolzen Enzianart, die hoch aus den Alpenwiesen herausragt und in reichen Wirteln ihre gelben Blüthen trägt, ist der Nectar so zugänglich, daß ihn alle möglichen Insecten sich holen können. Denn die Kronblätter sind hier nicht zu einer Röhre verwachsen, sondern von einander getrennt, die Blüthen dadurch ganz offen. — Bei dem stengellosen blauen Enzian (Gentiana acaulis) ist trotz bedeutender Weite der Blumenröhre der Nectar schon schwerer zu erlangen; es kann dieses nur durch besondere Oeffnungen geschehen, die sich zwischen den Staubblättern befinden. Eine entsprechende Einrichtung weist der wirtelblüthige, große, punctirte Enzian (Gentiana punctata) auf, dessen hellgelbe Blumenkrone mit schwarzpurpurnen Flecken verziert ist, denselben Bau auch die schlanke blaue Gentiana asclepiadea und noch manche andere. Bei den kleinen, leuchtenden, blauen Arten des Hochgebirges (Gentiana bavarica, verna, pumila, nivalis) erschwert die scheibenförmige Narbe so sehr den Zugang zum Nectar, daß ihn nur langrüsselige Falter zu erlangen vermögen.

Die Wurzeln der Enzianarten enthalten einen Bitterstoff, der besonders reichlich in den Wurzeln der großstöckigen Arten (Gentiana lutea, purpurea, punctata, pannonica) vertreten ist und diese wirksam gegen die Angriffe der Thiere schützt. Sie bleiben von Feldmäusen verschont auch dort, wo alle benachbarten Pflanzen von denselben leiden. Der Mensch geht hingegen diesen Wurzeln nach, um ihren Bitterstoff sich anzueignen. Er macht aus demselben einen Schnaps, der dem Gemsjäger besonders mundet. Auch in der Medicin findet der bittere Enzianstoff gegen Verdauungsstörungen Verwendung und bildet einen wesentlichen Bestandtheil des Hofmann'schen Magenelixirs und anderer magenstärkender Tropfen.

Alle die tiefblauen, hellblauen oder auch weißen Glockenblumen (Campanula-Arten), die die Alpenwiesen zieren, stimmen in ihrer Bestäubungseinrichtung überein. Diese jedoch ist so eigenartig, daß es sich wiederum verlohnt, sie zu betrachten. Im Innern der Blüthenglocke schließen die Staubfäden mit ihren Staubbeuteln um den cylindrischen Griffel zusammen. Sie entleeren ihren Pollen zwischen die langen Haare, mit denen die Oberfläche des Griffels besetzt ist. Dann schrumpfen sie zusammen und ziehen sich nach der Tiefe der Blumenkrone. Der Griffel gleicht jetzt einer Cylinderbürste; seine Haare sind mit Blüthenstaub dicht beladen. Im Hochgebirge werden die Campanulen vornehmlich von den Hummeln besucht, die, da die Glocken abwärts hängen, innerhalb derselben in die Höhe kriechen müssen, um zu dem Nectar zu gelangen, der aus einer gelben, fleischigen Scheibe am Grunde des Griffels abgesondert wird. Dabei streifen sie mit ihrem Rücken die Cylinderbürste und nehmen einen Theil des Pollens auf ihrem Haarkleid mit. Die Haare des Griffels beginnen sich bald einzustülpen wie Handschuhfinger, so gelangen nach und nach alle zwischen ihnen befindlichen Pollenkörner an die Oberfläche der Cylinderbürste und können von den Hummeln abgestreift werden. Die drei Narbenäste des Griffels, die bis dahin fest zusammenschlossen, legen sich jetzt

auseinander, und nun können sie von den pollenbeladenen Hummeln bestäubt werden. Doch wenn schlechte Witterung anhält, und der Insectenbesuch unterbleibt, hilft sich die Blüthe durch Selbstbestäubung. Sie krümmt dann ihre Narbenlappen immer stärker um, so daß sie schließlich den am Griffel haftenden Blüthenstaub erreichen. Doch sind nur einzelne Arten der Selbstbestäubung fähig; die meisten setzen ohne Insectenhülfe keinen Samen an.

Wir nehmen auch noch einige Orchideen zur Hand. Eigentlich gehören dieselben nicht zu den auffälligen Erscheinungen der alpinen Pflanzenwelt. Ja, besonders schöne Arten fehlen sogar im Hochgebirge. Einer größeren Beliebtheit erfreut sich eigentlich nur die Nigritella, weil sie so dunkel gefärbt ist und so köstlich duftet. Sie ist auch ein Liebling der Schmetterlinge. Verschiedene kleine Falter fliegen an den duftenden Blüthenstand heran, um aus dem Sporn der einzelnen kleinen Blüthen den Honig aufzusaugen. An ihrem Rüssel bleiben die Staubkölbchen haften, kleine keulenförmige Gebilde, zu welchen der Blüthenstaub verklebt ist. Nur ein einziges medianes Staubblatt ist vorhanden, das zwei Staubkölbchen birgt. Jedes derselben läuft in einen kurzen Stiel aus, der mit einer Haftscheibe endet. Diese kleine Scheibe bleibt am Falterrüssel kleben, sobald er sie berührt. Daher der Falter am Rüssel die beiden Staubkölbchen aus der Blüthe hervorzieht. Dasselbe läßt sich mit einer Borste ausführen, die man in die Blüthe versenkt. Leichter noch als hier gelingt der Versuch mit großblumigen Arten. Steckt man einen feingespitzten Bleistift in die frisch geöffnete Blüthe unseres gemeinen Knabenkrautes (Orchis Morio) hinein, so werden freilich die Staubkölbchen auf der Oberseite desselben haften, während die aus den Nigritellablüthen hervorgezogene Borste sie auf ihrer Unterseite zeigt. Bei Nigritella unterbleibt eben eine Drehung der Blüthe, die bei anderen Orchideen die ursprünglich unteren Theile nach oben kehrt. — Der Falter, der die Staubkölbchen aus der Nigritellablüthe hervorgeholt hat, führt, wenn er seinen Rüssel in eine andere Blüthe steckt, auch die Staubkölbchen dort ein und stößt sie gegen die Narben. An diesen bleibt nun ein Theil des Pollens haften, aus dem die Staubkölbchen bestehen, so daß zahlreiche Blüthen mit einem einzigen Paar solcher Kölbchen bestäubt werden können.

VIII.

Schon vor Zeiten ist den Forschern die Aehnlichkeit aufgefallen, die zwischen der alpinen und der arktischen Flora besteht. Thatsächlich weisen die klimatischen Verhältnisse in beiden Gebieten gewisse Uebereinstimmungen auf, die sich auch im Bilde ihrer Vegetation widerspiegeln. Die mit zunehmender Höhe erfolgende Aenderung des Klimas vollzieht sich nordwärts auch in der Ebene, und wie wir in den Alpen endlich zu ewigem Schnee gelangen, ebenso treten uns im hohen Norden unbegrenzte Schnee- und Eismassen entgegen. Doch vollziehen sich in der Ebene die Veränderungen nur äußerst langsam, so daß man weite Strecken zurücklegen muß, bevor man ihrer gewahr wird. — Zur Zeit, wo die arktische Flora von langem Winterschlaf erwacht, herrscht

bereits ununterbrochener Tag in den nordischen Breiten. Wie die starke Insolation im Hochgebirge, so wirkt dort die anhaltende Belichtung. Schon die längeren Tage Norwegens veranlassen es, daß dort die Blüthen mancher Pflanze dunklere und kräftigere Färbung als im mittleren Deutschland erlangen. Der Director des botanischen Gartens zu Christiania, Schübeler, konnte durch Aussaat von Samen gleichen Ursprungs an verschiedenen Orten Norwegens direct feststellen, daß je nach dem Breitegrade die Intensität der Blumenfärbung sich ändere. Manche der in Alten, unter 70 Grad nördlicher Breite, erzogenen Blüthen fand er um so viel stärker als diejenigen von Christiania gefärbt, daß ihn das selbst in Erstaunen versetzte. Handelte es sich doch nur um einen Unterschied von 10 Breitegraden. Wie übereinstimmend manche klimatische Verhältnisse im Hochgebirge und in den arktischen Gegenden auf die Pflanzenwelt einwirken, das zeigen der gedrungene Stamm, die kleinen Blätter, der rasenförmige Wuchs der nordischen Gewächse. Selbst in der Zunahme des Aromas finden sich Uebereinstimmungen. Das Kraut der arktischen Pflanzen wird wohlriechender; ihre Früchte verbreiten einen stärkeren Duft. Das fällt bei den Erdbeeren wie bei den Himbeeren auf, und nicht umsonst wird der nordische Kümmel so geschätzt. In eine schwierige Lage wurde aber die südliche Nachtviole (Hesperis tristis) versetzt, als man sie in Alten cultivirte. Denn die grünlich-gelben, dunkelroth geaderten Blüthen dieser Pflanze beginnen erst mit anbrechender Nacht zu duften. Sie hauchen alsdann einen lieblichen Wohlgeruch aus, ähnlich demjenigen der Hyazinthe, und locken dadurch Nachtschmetterlinge aus der Ferne. Nun ging aber in Alten zur Blüthezeit dieser Nachtviole die Sonne nicht unter; sie wartete auf die Nacht und verblühte, ohne zu duften.

Wegen der Ungunst des rauhen Klimas nimmt die Zahl der ein- und zweijährigen Gewächse im hohen Norden ganz wie im Hochgebirge ab; die Stauden gelangen zur Herrschaft. Hier wie dort bilden sie dicht gedrängte Blüthen; weiter jedoch erstreckt sich die Uebereinstimmung nicht; sie reicht nur so weit, als die übereinstimmenden Einflüsse des Klimas reichen. Der verdiente dänische Botaniker Warming hat neuerdings mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die gepriesene Schönheit der hochnordischen Blumen nicht überall eine eingehende Kritik bestehe. In Grönland herrschen die weißblüthigen Pflanzen der Artenzahl nach vor; weniger häufig sind dort die gelblich-weißen und auch die gelben Blüthen; dann erst folgen die rothen; am schwächsten sind die blauen vertreten. Die an Windbestäubung angepaßten Gewächse nehmen in Grönland auf Kosten der insectenblüthigen zu, und es schien Warming sogar, als wenn dort auch die Weiden, welche in den Alpen insectenblüthig sind, durch Vermittlung des Windes bestäubt würden. Die insectenblüthigen Gewächse zeigen auf Grönland vielfach die Neigung, sich selbst zu bestäuben. Da wirklich Insectenarmuth auf Grönland herrscht, so könnte sie diese Erscheinung veranlaßt haben. Doch kommen sicher auch noch andere Factoren hinzu, vor Allem die Ungunst des Wetters. Denn die schlechte Witterung wird im arktischen Norden ein häufiges Schließen der Blumenkronen ver-

anlassen, dadurch Selbstbestäubung begünstigen und zu deren erblicher Züchtung beitragen.

Eine namhafte Zahl arktischer Pflanzen kommt auch den Alpen zu. Die Erklärung dieser Uebereinstimmung bildet eines der anregendsten Probleme der Pflanzengeographie. Stammen jene Pflanzen, welche auf den Gipfeln des Hochgebirges, gleichsam wie auf Inseln, jetzt wohnen, aus dem arktischen Gebiet, oder sind sie umgekehrt einst aus alpiner Höhe nach dem arktischen Norden gelangt?

Andererseits fehlen zahlreiche Alpenpflanzen im arktischen Norden. Ja, gerade manche besonders charakteristischen Vertreter derselben sind dort nicht vorhanden. Man sucht dort vergeblich nach Edelweiß und Edelraute, nach der wohlriechenden Daphne und nach Alpenrosen; nicht einmal Legföhren sind zu finden. Um die Ursache solcher Verschiedenheit ebenso wie diejenige der Uebereinstimmungen aufzuklären, müssen wir uns mit unserer Einbildungskraft in weit entlegene Zeiten versetzen und mit Hülfe von Pflanzenresten, die in den Schichten unserer Erde lagern, lang entschwundene Bilder wieder zu beleben suchen.

Dann gelangen wir zu der Vorstellung, daß während jener Periode unserer Erdentwicklung, welche die Geologie als Tertiärzeit bezeichnet, eine starke Einwanderung von Gewächsen aus dem arktischen Amerika stattgefunden hat [1]). Diese Einwanderung mußte über Ländercomplexe erfolgen, die später verschwunden sind, und unter Bedingungen sich vollziehen, die von den jetzigen ganz verschieden waren. Denn in der Tertiärzeit herrschte, wie sich aus den Vegetationsbildern jener Periode ergibt, eine weit größere Wärme als jetzt auf unserer Erde, und Europa erfreute sich eines fast tropischen Klimas. Die arktisch-amerikanischen Pflanzen, die damals nach Europa gelangten, trugen somit durchaus nicht jene Merkmale an sich, die wir heute mit der Vorstellung hochnordischer Gewächse verbinden. — Gegen Ende der Tertiärzeit stellte sich eine merkliche Abkühlung auf unserem Erdball ein. In Folge von Veränderungen, die sich in der Vertheilung von Land und Meer langsam vollzogen, hörte die Einwanderung amerikanischer Pflanzen auf, während ein breiter Strom neuer Gewächse von Osten her, aus Asien, heranzog. Doch die Mehrzahl dieser Pflanzen ging für Europa wieder verloren, als in der auf die Tertiärzeit folgenden Erdperiode, der Quartärzeit, die wir als noch fortdauernd betrachten, die Temperatur auf unserer Erde bedeutend sank. Nur eine Minderzahl der vorhandenen Pflanzen vermochte sich den neuen Bedingungen anzupassen und bildete autochthone Arten. Der Zuzug neuer Pflanzen von Asien her hielt auch unter den veränderten Bedingungen an, und sie sind es, welche, mit den alten Bestandtheilen und einer Anzahl nordafrikanischer Pflanzen vereint, den Charakter unserer jetzigen europäischen Flora bestimmen. Die boreale europäische Flora verdankt fast ausschließlich Asien

[1]) Vergl. O. Heer, Die Urwelt der Schweiz, und August Schulz, Grundzüge der Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt Mitteleuropa's.

ihren Ursprung, während im südlichen Europa die aus älteren Pflanzen hervorgegangenen Bestände vorherrschen.

Zu Beginn der Tertiärzeit war Europa mit immergrünem Wald bedeckt. Feigenbäume, Seifenbäume und Myrthen gediehen üppig in der Schweiz, und Palmen wiegten dort ihre Kronen. In der mittleren Tertiärzeit, dem Miocen, war die Schweizer Flora, wie Oswald Heer das erschloß, weit artenreicher als jetzt. Außer Holzgewächsen konnte sie schon viele Kräuter aufweisen, und es fehlte auch nicht an Insecten, um die Blumen der letzteren zu bestäuben. Ja, es waren sogar die Schmetterlingsblüthler (Papilionaceen), die auf Insectenbestäubung eingerichtet sind, besonders zahlreich in jener Flora vertreten. Das Klima jener Miocenzeit muß in der Schweiz ein subtropisches gewesen sein; dafür zeugen die Pflanzenreste aus jener Periode: Baumfarne, Fiederpalmen, Cassien, echte Akazien, Zimmt- und Lorbeer-, Kampher- und Ebenholzbäume, Magnolien und Eukalypten. — Zur gleichen Zeit wuchsen in Nordgrönland immergrüne Magnolien, echte Kastanienbäume (Castanea Ungeri), Diospyros und Sassafras, außerdem Nadelhölzer, wie sie jetzt in Japan und in Kalifornien leben, Eichen und Pappeln, Platanen und der Weinstock. In Nordgrönland mußte also damals ein Klima herrschen, wie jetzt am Genfersee.

Während sich die letzten Ablagerungen der Molasse zur Miocenzeit in der Schweiz vollzogen, änderte sich bereits der Charakter der europäischen Flora, und nach Beginn der Quartärzeit, als die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten bei Zürich entstanden, war bereits das Morgenroth der neuen Zeit angebrochen.

Am Ende der Tertiärzeit, im Pliocen, vollzog sich die letzte Hebung in der Schweiz, die wichtigste von allen, jene Hebung, der die Schweiz ihre gewaltigen Gebirgsmassen verdankt. Sie ist somit, nach geologischer Schätzung, recht modernen Ursprungs, diese großartige Alpenwelt, die wir mit solcher Bewunderung heute betrachten.

Die Ablagerung der Schieferkohle in der Schweiz erfolgte erst nach dieser großen Hebung; sie fällt in eine Periode, die wir zwischen die Eiszeiten verlegen. Zwingende Gründe führen dahin, mindestens vier solcher Eiszeiten anzunehmen. Während jeder Eiszeit sank auf unserer Erde die Temperatur bedeutend, um in der Zwischenzeit wieder zu steigen und eine Höhe zu erreichen, wie sie für unser jetziges Klima annähernd gilt. Es wechselten solchermaßen naßkalte Perioden mit trockenwarmen ab, in welchen der größte Theil von Europa ein continentales Klima besaß. Während der naßkalten Zeiten wurde die Schweiz von mächtigen Gletschern überzogen, die in nördlicher Richtung bis nach Mitteleuropa reichten; gleichzeitig dehnte sich über den Norden von Europa ein unermeßliches Eismeer aus. Stieg dann die Temperatur von Neuem, so schmolzen die Eismassen auch wieder ab; sie zogen sich zurück nach dem Norden und in die hohen Berge. Dieser wiederholte Wechsel des Klimas mußte von eingreifendem Einfluß auf den Charakter unserer europäischen Flora sein.

Die Hebung der Alpen vollzog sich ganz allmälig, nach unseren Begriffen in unendlich langer Zeit. Denn sie müssen uns fast unbegrenzt erscheinen

diese geologischen Perioden, wenn wir sie mit der menschlichen Zeitrechnung vergleichen. Während jener langsamen Hebung, welche sich zur Pliocenzeit vollzog, gelangten mit dem aufsteigenden Boden auch die Pflanzen in die Höhe, welche zu jener Zeit das Schweizer Tiefland bewohnten. Viele derselben paßten sich dem Höhenklima an und bildeten also die ursprünglich autochthonen Arten der Alpen. Als hierauf die Eiszeit folgte, gewannen die Gletscher an Ausdehnung. Sie verschmolzen zu einer fast zusammenhängenden Eismasse, die sich weit in die ebenen Gebiete erstreckte. Die Gletscher der Pyrenäen vergrößerten sich bedeutend; die Karpathen, die Tatra, der Apennin bedeckten sich mit Eis. Von Norden her reichten die Gletscher bis in die norddeutsche und die russische Ebene. Das über alle Stellen des Gebirges sich ausbreitende Eis bedrohte die Alpenpflanzen. Der größte Theil derselben wurde zerstört; nur einem Theil gelang es, sich in die tieferen Regionen zurückzuziehen. Es flüchteten sich die Hochgebirgspflanzen der Schweiz auf die südlichen Abhänge der Alpen und den nördlichen Apennin. Auch den mitteleuropäischen Pflanzen stand schließlich nur ein schmaler Länderstreifen, zwischen dem nördlichen und dem südlichen Eis, zur Verfügung, und dort harrten solche Gewächse nur aus, welche dem naßkalten Klima zu widerstehen oder den neuen Bedingungen desselben sich anzupassen vermochten. Die Flora verarmte über die Maßen; es herrschten in ihr solche Pflanzen vor, die von Norden her, vor dem Eise weichend, eingewandert waren. In den wärmeren Zwischenzeiten schlossen sich diese Pflanzen den zurückweichenden Eismassen, sowohl in nördlicher als in südlicher Richtung an; so haben auch manche arktische Gewächse, den südlichen Eismeeren folgend, den Weg nach dem Hochgebirge eingeschlagen. Sie gelangten in die Alpen, in die Pyrenäen und östlicher auch in die höheren Regionen der anderen europäischen Gebirge, wo sie sich mit den autochthonen Arten vermischten, die von verschiedenen Richtungen her den Rückzug angetreten hatten. So läßt sich die Zusammensetzung der heutigen Flora der europäischen Hochgebirge allein begreifen: sie besteht aus autochthonen Gewächsen, denen boreale zugesellt sind. Daher auch eine größere Zahl von Pflanzenarten den Alpen und den arktischen Gebieten gemeinsam zukommt. — Nordwärts scheinen vor den Gletschern nur wenige autochthone Alpenpflanzen gewichen zu sein; das naßkalte Klima der nordischen Ebene sagte ihnen nicht zu. Demgemäß es auch nur wenige arktische Arten gibt, von denen man annehmen darf, daß sie südlichen Hochgebirgen entstammen. Während jeder wärmeren Zwischenzeit wanderten von Südost und Südwest empfindlichere Gewächse nach Mitteleuropa wieder ein, um von Neuem während der Eiszeit verdrängt zu werden; immer neue Mischungen fanden statt, immer neue Einflüsse machten sich geltend, um ausschlaggebend zu werden für den Charakter der heutigen europäischen Flora. — Von allen Eiszeiten, die unseren Erdtheil heimgesucht haben, ist, den hinterlassenen Spuren nach, die zweite die schlimmste gewesen. Dann stellten sich Witterungsverhältnisse ein, die annähernd den jetzigen glichen. Gewächse, die mäßige Wärme verlangen, drangen nach Mitteleuropa vor. Es folgte die dritte, verhältnißmäßig schwache und schließlich, wie es scheint, eine vierte, noch schwächere Kälteperiode. Die Zerstörungen und Ver-

schiebungen, welche die Pflanzen durch diese starken klimatischen Aenderungen erfuhren, haben sich bis auf den heutigen Tag nicht völlig ausgeglichen, und das Studium der Verbreitungsbezirke der einzelnen Pflanzen lehrt, daß sie durchaus nicht an allen Standorten sich befinden, an welchen man sie, den Bodenverhältnissen und dem Klima nach, erwarten könnte. Vielfach fehlt eine Pflanze an Orten, die ihr in jeder Beziehung zusagen müßten, während sie an anderen, nicht so günstigen Stellen vertreten ist. Es konnten eben nicht alle jene Pflanzenarten, die seit der letzten Eiszeit in unsere Breiten zurückwanderten, sämmtliche ihnen zusagenden Standorte schon erreichen. Berge, Flußläufe, ausgedehnte Wälder hemmten ihre Wanderung Oft fand die eine Art den Raum schon von einer anderen, ihr ähnlichen besetzt und konnte dann nur langsam vorwärts dringen.

Die nach dem Hochgebirge zurückwandernden Pflanzen bildeten auch wohl im Tieflande Ansiedelungen an Orten, die ihrer Weiterentwicklung besonders günstig und an welchen sie dem Mitbewerb anderer Gewächse nicht ausgesetzt waren. Solche Bedingungen boten ihnen die Moore und die Heiden. An dem nördlichen Fuße der Alpen, auch weiter noch in der Ebene treten uns daher in Mooren und Heiden oft ganz erstaunliche Fundorte alpiner Pflanzen entgegen. Dort schlugen, auf naßkaltem Boden, die in die Alpen zurückwandernden Gewächse ihre Wohnstätten auf, ohne durch Bäume und Sträucher, auch wiesenbildende Gräser belästigt oder gar vernichtet zu werden. Es stellen somit die alpinen Enziane und Primeln, die Glockenheiden und Krähenbeeren, die orangerothen Habichtskräuter und Wohlverlei (Arnica montana), Steinbrecharten und Wollgräser, die wir an solchen Orten sammeln, Reliquien aus der Gletscherzeit vor, die mit naturhistorischer Andacht betrachtet zu werden verdienen.

Welche Ursachen zu Anfang der Quartärzeit ein Sinken der Temperatur auf unserem Erdball veranlaßt und die wiederholten Eiszeiten bedingt haben, ist noch nicht entschieden. Man suchte die klimatischen Vorgänge aus den Aenderungen zu erklären, die sich zu jener Zeit in der Vertheilung von Land und Wasser auf unserem Erdball vollzogen, oder auch aus den periodischen Schwankungen der Erdachse, durch welche die Lage der Pole zur Sonne verändert wird; dann erwog man die Möglichkeit einer Beeinflussung unseres Klimas durch die Temperaturen des Weltraumes, in welchem sich unser Sonnensystem bewegen soll; endlich zog man auch die wechselnde Größe der Sonnenflecke in Betracht. So erschöpfte man sich in Conjecturen, ohne zu einer allgemein anerkannten Lösung des Problems zu gelangen. Neuerdings hat der schwedische Astronom Arrhenius darauf hingewiesen, daß Schwankungen im Kohlensäuregehalt unserer Atmosphäre sehr wohl die Eiszeiten veranlaßt haben könnten.

Die beiden Gase, aus denen unsere Atmosphäre besteht, der Sauerstoff wie der Stickstoff, sind sehr diatherman. Sie lassen die Wärmestrahlen der Sonne hindurch, ohne sie merklich zu absorbiren. Der Wasserdampf, den die Luft in Lösung führt, vermag schon etwas mehr Wärme festzuhalten; in weit höherem Maße kommt diese Eigenschaft aber der Kohlensäure zu. Je reicher an Kohlen-

säure die Luft in einer Erdperiode war, ein um so wärmeres Klima mußte alsdann herrschen. Daß der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre nicht stets derselbe blieb, ist aber sehr wahrscheinlich. Besonders reich an Kohlensäure muß die Luft zur Steinkohlenzeit gewesen sein; sonst hätten ihr die Pflanzen jene ungeheure Kohlenstoffmengen nicht entziehen können, die heute als Steinkohlen in der Erde lagern. Jetzt führt unsere Atmosphäre nur drei bis vier Volumtheile Kohlensäure auf zehntausend Volumtheile Luft, und doch ist festgestellt, daß auch diese so geringe Menge in merklicher Weise die Wärmeabsorbtion beeinflußt. Sie ist mit bestimmend für unser Klima. Dies im Besonderen hat Arrhenius erkannt. Er stellte fest, daß eine Abnahme der Kohlensäure in unserer Atmosphäre um sechzig Procent eine Erniedrigung der mittleren Jahrestemperatur um 4 bis 5 Grad zur Folge hätte. Das würde für unseren Erdtheil eine neue Eiszeit bedingen: die Gletscher unserer Hochgebirge müßten dann unaufhaltsam sich wieder in das Thal hinabbewegen und von Norden her unermeßliche Eismassen gegen den Süden vorrücken. Dagegen brauchte die Kohlensäure der Luft nur auf das Dreifache anzuwachsen, und wir wären wieder in die Eocenzeit versetzt. Statt der drei bis vier Liter Kohlensäure in zehntausend Litern unserer Luft würden somit neun bis zwölf Liter genügen, damit die mittlere Jahrestemperatur unserer Breiten um acht bis neun Grad sich erhöhte, und an Stelle der Nadelhölzer schlanke Palmen in unseren Wäldern sich wiegten! — Soweit unsere wissenschaftlichen Untersuchungen reichen, hat sich der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre freilich nicht verändert. Doch was ist die kurze Zeit unserer Erfahrung im Verhältniß zu den geologischen Zeiträumen! — Die Pflanzen der Jetztzeit müssen sich mit den geringen Kohlensäuremengen begnügen, die ihnen unsere Atmosphäre bietet; sie würden aber größere Quantitäten nicht verschmähen, wenn sie solche zur Verfügung hätten. Denn ihre Fähigkeit, die Kohlensäure zu zerlegen, reicht über das gebotene Maß hinaus. Unter günstigen Beleuchtungsverhältnissen vermögen unsere Pflanzen in der Zeiteinheit weit mehr Kohlensäure zu verarbeiten, wenn ihnen dieselbe geboten wird. Es ist, als wären die Pflanzen an höhere Leistungen angepaßt. Das stützt eben auch die Annahme, daß auf unserem Erdball einst Zeiten herrschten, die reicher an Kohlensäure waren.

IX.

Wie die fossilen Befunde lehren, wechselte unsere Erde fortdauernd ihr vegetabilisches Kleid. Bis in die Tertiärzeit hinein war es nur eintönig grün; dann kam der bunte Schmuck in dasselbe. Das geschah zur Tertiärzeit, während jener Periode, in welcher auch die Insectenwelt eine starke Entwicklung erreichte. Da konnten erst Wechselbeziehungen zwischen Insecten und Pflanzen sich ausbilden, jener Bund zu Stande kommen, dem die Pflanzenwelt ihre Blumenpracht verdankt. Die Gewächse, die uns umgeben, scheinen sich nicht zu verändern, doch unser Urtheil über ihre Beständigkeit erstreckt sich nur über den kurzen Zeitraum unserer Geschichte. Thatsächlich schreitet die Veränderung der Arten unmerklich, aber stetig in endlosen Bahnen fort. Die Pflanzenwelt der Jetztzeit bildet nur ein Moment in der Entwicklung des vegetabilischen

Lebens auf unserem Erdball, einen Augenblick, den wir gerne festhalten möchten, da die Pflanzen unsere Freunde sind, uns durch Freud' und Leid im Leben begleiten, uns die Wiege zuerst, dann die Hochzeitstafel, endlich den Sarg auch schmücken. Zu den leuchtendsten Sternen unserer Erde gehören aber die Alpenblumen, so daß wir gerne bei ihnen mit Sinn und Herz verweilen.

Die Cultur von Alpenpflanzen kann eine der lohnendsten Aufgaben für den Gartenliebhaber bilden. Sie wird leicht von Erfolg gekrönt und gewährt, außer ästhetischem Genuß, mannigfache Anregung und Belehrung. Bei einiger Sorgfalt gelingt es, die meisten typischen Arten zu cultiviren, und ein kleiner Raum genügt, um das charakteristische Bild der Hochgebirgsflora in den Garten hinein zu zaubern. Unter den pflanzengeographischen Anlagen unserer botanischen Gärten spielt demgemäß das Alpinum die wichtigste und dankbarste Rolle. Manche hoch alpine Pflanze büßt freilich bei der Cultur im Tiefland an ihrem Aeußern etwas ein. Doch bleiben ihr der Reize immer noch genug, um sie zu einer der schönsten Zierden des Gartens zu gestalten. Und wie manche liebe Erinnerung erwecken in uns Alpenpflanzen, die wir im Anblick der Jungfrau oder des Monte Rosa einst pflückten, wenn wir sie in unserer Heimath blühen sehen. Jede Knospe, die sich öffnet, zaubert diese Bilder von Neuem in unserer Seele hervor.

Blühende Gewächse in den Alpen aus dem Boden zu heben und sie in seinen Garten zu verpflanzen, hat wirklich keinen Zweck; solche Gewächse gehen fast immer zu Grunde. Alpenpflanzen aus Samen selbst zu erziehen, erfordert Zeit und Geduld und gelingt nicht ganz ohne Mühe. Doch all' das Gewünschte kann man sich jetzt leicht vom Gärtner beschaffen und so in sein „Alpinum" etwas von der farbenprächtigen Mosaik der Alpen hineinzaubern. Wenn der Juni dann kommt, und unsere Alpenanlage übersäet ist mit Blumen, gelingt es uns auch wohl, einen Alpenstrauß zu binden, der reicher zusammengesetzt ist, als jeder derartige Strauß im Gebirge. Denn wo ließen sich im Hochgebirge so viele seltene Pflanzenarten gleichzeitig erlangen?

Da zahlreiche Gärtnereien die Culturen von Alpenpflanzen im Großen betreiben, so sind solche Gewächse jetzt für ein Geringes zu erlangen. Die Handelsgärtnerei von Fröbel in Zürich versendet die aus Samen gezogenen Pflanzen mit Ballen, und man kann fast sicher sein, daß diese Pflanzen im Alpinum weiter wachsen. Eine vorzügliche Quelle für ebensolche Sendungen ist auch der botanisch-alpine Garten von F. Sündemann in Lindau am Bodensee. Samen sowie fertige Pflanzen kann man endlich auch von H. Correvon, aus dem alpinen Garten in Genf, beziehen. Eine kleine Anleitung zur Cultur von Alpenpflanzen hatte schon früher A. Kerner veröffentlicht, neuerdings H. Correvon. Ein umfangreiches Werk über denselben Gegenstand stammt von Max Kolb in München. Für die Bestimmung der Alpenpflanzen ist H. Correvon's anziehende kleine farbige Taschenflora zu empfehlen. Die Abbildnungen, die sie enthält, wurden auch in einer deutschen Ausgabe von M. Fünfstück verwerthet. Ohne Abbildungen ist Wünsche's kleines Buch „Die Alpenpflanzen"; die Bestimmungen nach demselben lassen sich trotzdem leicht vornehmen.

X.

So herrlich die Bilder sind, die das Berner Oberland bietet, seine Flora gehört nicht zu den reichsten der Schweiz[1]). Die schneebedeckte Kette der Berner Alpen hat die Pflanzenwanderung nach diesen Gegenden aufgehalten. Die reiche Flora des südlichen Westens und des Südens staute sich an jener hohen Mauer, sie konnte dieselbe nicht überschreiten. Die Berge über Mürren, über Wengen, über Grindelwald werden auch zur günstigen Jahreszeit nur eine mäßige Ausbeute an seltenen Alpenpflanzen ergeben, während die Walliser Berge sie in Ueberfülle bieten. Wer hat die Paßhöhe der Gemmi je überschritten, ohne zu empfinden, daß er eine ganz neue Welt betritt? Nur wenige Orte gibt es, wo der Gegensatz der Eindrücke gleich groß ist. Aus dem kühlen, feuchten Berner Oberland mit seiner üppigen Vegetation und seinem ernsten, nordischen Gepräge wird man hier, wie mit einem Zauberschlag, in ein trockenes, südlich heiteres, sonnendurchglühtes Land versetzt. Nicht nur ist es die mächtige Kette der Walliser Alpen, die sich plötzlich auf der Gemmi vor dem entzückten Blicke des Wanderers entrollt, nicht nur steigen die Mitschäbelhörner, Monte Rosa, Matterhorn, Dent blanche vor seinem geblendeten Auge in den Himmel, auch das Thal unter ihm in gähnender Tiefe zeigt sich von einem Schmelz der Farben übergossen, wie man sie im Norden niemals schaut. Es ist, als wäre ein Stück Spanien in die Schweizer Alpen versetzt worden. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß sie einst Albrecht von Haller schon auffiel. Kann es aber auch eigenartigere Bedingungen geben, als diejenigen sind, in welchen dieses Thal sich befindet? Es bildet eine tiefe Furche zwischen den beiden gewaltigsten Bergketten der Schweiz und wird von Gipfeln beherrscht, die über dreitausend Meter emporsteigen. Die Wolken folgen diesen Bergketten und entladen an denselben meist ihre Niederschläge; das Thal bleibt trocken in dauerndem Sonnenschein. Das verschafft ihm ein eigenartiges Klima und bestimmt den Charakter seiner Vegetation. Die Trockenheit im Sommer wird groß; man müßte daher das Thal im Mai schon besuchen, um es in seiner Blüthenpracht zu sehen. Denn bald werden die Blumen selten, und der Boden färbt sich in silbergrauem Ton. Selbst dem Lauf der Rhone folgt auf weiten Strecken ein olivengrauer Saum. Es ist das der Sanddorn (Hippophaë rhamnoïdes), aus dessen dornigem Buschwerk freilich rothgelbe Beeren in Menge hervorleuchten. An den Abhängen wiegen sich, weißen Federbüschen gleichend, schlanke Pfriemengräser (Stipa pennata und capillata), fein begrannte Steppenbewohner, die jeder Windhauch bewegt. Um Leuk ist der Sadebaum (Juniperus sabina) häufig, eine südliche Wacholderart, die wir in Gärten oft cultiviren. Ueberall begegnen wir Pflanzen mit eingeschränkter Laubentwicklung, Pflanzen trockner Himmelstriche, so verschieden von jenen, die wir eben erst nördlich von der Gemmi, im Kanderthal geschaut. Dort prangten die Gewächse in üppigem Blattschmuck, hier müssen sie ihre transpirirenden Blattflächen verringern, um sich vor übermäßiger Verdunstung zu schützen. Die ganze Flora weist auf

[1]) Nach den grundlegenden Arbeiten von H. Christ, besonders seinem Werke „Das Pflanzenleben der Schweiz".

andere Himmelsstriche hin; sie ist sehr ähnlich derjenigen des Thales von Aosta; sie zeigt mediterranen Charakter.

Ueber allen diesen eigenartigen Pflanzen flattert in gebrochenen Bahnen hastig hin und her ein bunter Schmetterling, der seidig im Sonnenschein glänzt. Seine Vorderflügel sind sammetartig-schwarzgrün, sie werden durch hellgelbe Bänder in schräger Richtung gestreift; auf seinen rothen Hinterflügeln schimmern tiefschwarze Flecke. Man zählt diesen Schmetterling zu den Bärenspinnern und hat ihn, weil Roth und Gelb besonders an seinem Körper auffällt, als „Spanische Fahne" bezeichnet. So gehört er denn wirklich in diese Gegend! Mehr aber noch gilt dies von den feurigen Weinen, die im Geschmack oft fast den spanischen gleichen. Freilich trägt der Weinstock nur um Sion in reicher Fülle auch Johannisberger Trauben. Sie wurden vor mehreren Decennien dorthin verpflanzt. Daher in dem blumigen „Mont d'or Johannisberger", der so goldig in den Bechern schimmert, die rheinische Blume mit der Eigenart des Yvorne sich paart. Der Weinbau im Walliser Thal ist mit unendlicher Mühe verbunden. Muß doch das nöthige Wasser in tollkühnen Aquäducten vom Rande der Gletscher abwärts geleitet werden.

In den Bergen jenseits des Thales entfaltet sich erst die ganze Pracht der Walliser Alpenflora. Einer der berühmtesten Fundorte alpiner Gewächse ist Zermatt. Das zu den Gletschern des Saasgrats ansteigende Hochthal der Täschalp hält Christ, einer der vorzüglichsten Kenner der Alpenflora, für den prachtvollsten hochalpinen Garten der Schweiz. Fast nicht minder reich sind die Gehänge, die vom Schwarzen See und dem Matterhorn gegen Zermatt abfallen. Mit seltenen Pflanzen reich beladen, kehrt man auch vom Gornergrat zurück. Auf Riffelalp, im schattenspenden Arvenwalde, kann man dann seine Schätze ausbreiten und an ihrer Pracht sich laben. Und so oft man die Augen erhebt, spiegelt sich das Matterhorn in demselben. Seine himmelstürmende Pyramide wird von zerrissenen Arven in einen phantastischen Rahmen gefaßt. So wandern unaufhaltsam Sinn und Gedanken von den Zwergen der Pflanzenwelt zu diesem Riesen der Berge hin, um dann wieder zu den farbenprächtigen Blumen zurückzukehren. Was die Natur dort mit hehrer Macht vollbrachte, das hat sie hier in lieblicher Arbeit geschaffen: für den Einsichtsvollen gleich große Wunder.

Den Aesten der Arve sind Zapfen aufgereiht. Hier am steilen Abhang locken sie den Wanderer ganz aus der Nähe. Man braucht die Hand nur auszustrecken, um sie zu fassen. Eiförmig, von grünlich-violetter Färbung, sehen sie jetzt besonders stattlich aus, haben aber noch nicht jenen Reifezustand erreicht, auf welchem ihre Samen eßbar werden. Denn die „Zirbelnüsse" reifen erst im Herbst. Dann aber haben die Zapfen ihre schöne Färbung schon eingebüßt und bergen ihre länglichen, wie Mandeln schmeckenden Samen in den Achseln brauner Schuppen.

Steigt man abwärts von Riffelalp, so gelangt man in hellen Lärchenwald. Denn im Wallis bilden vornehmlich Lärchen, höher hinauf Arven den Waldgürtel, über welchem die Alpenflora beginnt.

Die Gegend von Zermatt war von altersher berühmt durch ihre Pflanzen. Es haben sie, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Sammler erschlossen, welche Albrecht von Haller aussandte, um das Walliser Land zu erforschen. Sie lieferten die Pflanzen zu jenem Werke, das Haller im Jahre 1768 als „Historia stirpium indigenarum Helvetiae inchoata" erscheinen ließ. Unter diesen Sammlern war auch jener Abraham Thomas, der später so begeisterte Schilderungen von dem St. Niclausthal entwarf. Seine Familie besteht, wie Christ angibt, in Devens, über Bex, noch heute fort. Sie ist ihren früheren Neigungen treu geblieben und gibt Herbarien heraus, für welche es bei Bex an Pflanzen nicht fehlt. Denn auch die Gegend um die Dent de Morcles gilt in botanischer Beziehung für eine der reichsten in der Schweiz. Das Thal bei Bex erfreut sich hingegen noch nicht des eigentlichen Walliser Klimas. Dieses stellt sich erst jenseits Martigny ein, dort, wo das Rhonethal unter rechtem Winkel plötzlich nach Nordost sich wendet. Da tritt man in die Walliser Welt fast ebenso unvermittelt ein, wie beim Uebergang der Gemmi. Bis Martigny begleitet den Wanderer ein düsteres Alpenthal, mit Wäldern, welche fast bis zur Rhone abwärts reichen; dann auf einmal stellen sich helle, heitere Farben und ein anderer Himmel ein.

Ganz unendliche Schätze an Alpenpflanzen birgt auch das Engadin. In diesem so mächtig entwickelten Hochlande treffen die Floren der westlichen Schweiz mit denjenigen der östlichen Alpen von Tirol und von Bayern zusammen. Während das Oberengadin floristisch noch zur Schweiz gehört, steht das Unterengadin bereits unter der Herrschaft der östlichen Flora. Keine Erhebung in der Schweiz gleicht an Ausdehnung derjenigen des rhätischen Alpenlandes, auf dessen südlichem Rand das Engadin sich befindet. Von dieser Massenerhebung waren auch die Thalsohlen nicht ausgeschlossen, und das hat dem rhätischen Hochland ein eigenes Klima verschafft. Denn ein so großes Hochland muß im Sommer weit stärker als einzelne Berggipfel sich erwärmen und kühlt sich im Winter durch Strahlung in den weiten Himmelsraum auch bedeutender ab. Das prägt seinem Klima einen continentalen Charakter auf und bestimmt die Witterungsverhältnisse, die im Engadin herrschen, während die westliche Schweiz noch ganz unter dem Einfluß der vom Atlantischen Ocean wehenden Winde steht. In trefflicher Weise sind diese Verhältnisse in Christ's „Pflanzenleben der Schweiz" behandelt; aus ihnen ergibt sich, warum im Engadin der Himmel verhältnißmäßig häufig in wolkenlosem Glanze strahlt. Der Werth für mittlere Bewölkung ist im Engadin sogar kleiner als in Genf und Basel, ungeachtet das Hochland des Engadin's bei 1600 bis 1800 Meter liegt, also gerade in jener Zone sich befindet, in der sonst die Wolken lagern. Wird die Bewölkung am Rigiculm mit derjenigen des Engadin's verglichen, so fällt der Vergleich sehr zum Nachtheil des Rigi aus.

Diese besonderen klimatischen Verhältnisse haben es bedingt, daß im Engadin die Baumgrenze bedeutend emporrückte, und daß man am Abhang der Thäler in 2300 Meter Höhe noch im Waldschatten wandern kann. Südalpine Gewächse zieren den Boden unter den Bäumen. Ueberall drängt sich die Alpenrose in den Wald hinein, und von ihrem leuchtenden Blüthenschmuck

heben sich wirkungsvoll die dunklen Arven und die hellen Lärchen ab. An den Bäumen des Waldes rankt nicht selten eine der schönsten Pflanzen der Alpen, die Alpenrebe (Atragene alpina), empor. Ihre großen blauen Blüthen hat sie schon im Mai entfaltet. Sie ist damit dann ganz übersäet und gleicht aus der Ferne den blauen Clematisarten, die wir an den Lauben unserer Gärten ziehen.

Zwischen Maloja und Samaden reichen die hochalpinen Gewächse bis an jene Seeen hinab, zu welchen der junge Inn hier anschwillt. Arven und Lärchen, oft innig vereint, spiegeln sich in den grünen Fluthen. Hoch oben über dem Thale wölbt sich ein azurner Himmel. Hin und wieder zieht freilich der „Maloja-Wurm", eine lange silbergraue Wolke aus Italien, über die Paßhöhe. Sie windet sich abwärts ins Thal, böse Witterung verheißend. Bei Sonnenuntergang erglüht sie in purpurnen Farben. Sie gleicht dann einem feurigen Lindwurm, aus dem Geschlecht jener Ungeheuer, die, nach Scheuchzer's Bericht, einst in den Schweizer Bergen hausten.

XI.

Der Himmel über Mürren ist schon seit längerer Zeit ohne Wolken. Ein Sonnenstrahl fällt schräg in mein Zimmer ein und beleuchtet grell die Gegenstände. Ich betrachte die phantastischen Schatten, die sich an den Wänden zeichnen. Sie bewegen sich dort, verändern ihre Gestalt, scheinen zu wachsen und zu leben; dann erblassen sie und ersterben. Die Sonne muß hinter dem Schilthorn verschwunden sein. Da ist es Zeit, hinaus ins Freie zu eilen, um die hohen Berge noch im Glanze des scheidenden Tages zu sehen. Die dunklen Felsmassen des schwarzen Mönchs decken hier die Jungfrau, doch auf dem Wege, der zur Grütschalp führt, wird bald die Aussicht frei. Da steigen sie jetzt auf vor meinen Augen: Eiger, Mönch und Jungfrau, der Stolz des Berner Landes, in unverhüllter Schönheit. Im reinen Licht der Höhen glänzen ihre Gletscher und Firnen wie enthoben der übrigen Welt. Der Schnee nimmt in der Abendsonne goldige Töne an. Er leuchtet hell über den dunkelgrünen Tannen. Ein frischer, erquickender Wind zieht von den Bergen her. Die Luft ist so klar, daß der Blick im blauen Himmelsraum bis in die Unendlichkeit zu dringen scheint. Jetzt beginnen sich die gelbrothen Töne über die Firnfelder zu legen, tiefblaue Schatten steigen empor aus den Thälern. Bald wird es unten geheimnißvoll dunkel, während purpurnes Licht sich über die Gipfel ergießt. Das ist der Augenblick der höchsten Weihe, wo das Auge nicht mehr das alles zu fassen vermag, was die Seele gleichzeitig in sich aufnehmen möchte. Doch auch von den höchsten Gipfeln schwindet allmälig der rosige Schein. Schließlich erlöschen sie alle, die Riesen, und ein fahler Ton legt sich, wie ein Todtenschleier, über den ewigen Schnee.

Doch da kann es kommen, daß nach einiger Zeit die Berge von Neuem erglänzen. Ein rosiger Hauch legt sich von Neuem über den Schnee: er steigert sich in Purpur, der wie flüssiges Eisen jetzt in der Dunkelheit glüht. Langsam steigt diese Gluth empor zu den Gipfeln und schwindet im weiten

Raum. Das war „Nachglühen", von Vielen „Alpenglühen" genannt, ein Phänomen, das nur selten in seiner vollen Pracht geschaut wird. Auserwählte können die Alpen sogar zum dritten Mal aufleuchten sehen, noch intensiver, noch geheimnißvoller als zuvor.

Man hat das Nachglühen für einen Widerschein des westlichen Himmels erklärt. Ist die Sonne vier bis fünf Grad unter den Horizont gesunken, so nimmt der Himmel im Westen purpurne Farben an. In das stimmungsvolle Licht des Abends wird dann die Landschaft getaucht. Grell beleuchtete Wolken steigern oft die Eindrücke. Dieses Abendglühen soll in besonders günstigen Fällen ein Nachglühen der Alpen bedingen. Das ist die herrschende Ansicht. Doch hat man vor Kurzem versucht, auch noch andere Ursachen dieser Erscheinung aufzudecken. — An sehr heißen Tagen, wenn mit steigender Höhe die Wärme rasch abnimmt, sollen die Lichtstrahlen der sinkenden Sonne nach oben abgelenkt werden und von den Bergesgipfeln schwinden, während die Sonne selbst noch über dem Horizont steht. Eine rasche Abkühlung der Luft um jene Zeit könne unter Umständen die Ablenkung aufheben und die Sonnenstrahlen auf die Berge zurückführen. Wohl denkbar, daß neben dem Nachglühen der Alpen durch Abendroth auch solches durch Ablenkung der Lichtstrahlen möglich sei. Das würde begreiflich machen, warum in manchen Fällen das Nachglühen auf einzelne Bergesgruppen beschränkt bleibt.

Am späten Abend eile ich nochmals ins Freie. Die Sterne funkeln am Himmel, und der Schnee der Berge scheint ein geheimnißvolles Licht in die Nacht auszusenden. Es ist das jene Erscheinung, die, als Phosphorescenz bekannt, nach sonnenreichen Tagen sich hin und wieder einstellt. Die Schneemasse strahlt das am Tage aufgenommene Licht in den Weltenraum zurück. Es ist ein Licht, welches an das Leuchten des Phosphors in dunkler Nacht erinnert, ein Licht, unsicher und mild, das über dem Abgrund zu schweben scheint. Wäre nicht das geisterhafte Leuchten dort oben, man könnte denken, eine unendlich weite Ebene dehne sich unter dem gewölbten Himmel aus. So war es einst. Vor endlosen Zeiten, als die Steinkohle entstand, breitete sich an Stelle der Schweiz eine flache Insel aus, auf deren sumpfigem Boden eine üppige Pflanzenwelt gedieh[1]). Es waren Pflanzen, strotzend von Fülle, doch einförmig in ihrer Gestalt und traurig, da ihnen der Blüthenschmuck fehlte. Nur wenige Arten bildeten den dichten Wald, der aus Baumfarnen, riesigen Calamiten, Lepidodendren und Sigillarien bestand. Es glichen diese Pflanzen unseren jetzigen Baumfarnen, auch unseren Schachtelhalmen und Verlappgewächsen, wenn wir uns diese zu Bäumen vergrößert denken. Lautlose Stille herrschte in diesem Walde, denn es fehlten die Vögel, um ihn durch ihren Gesang zu erheitern, die Säugethiere, um ihn durch ihre Stimme zu beleben. Nur große Kakerlaken und Termiten, Gespensterheuschrecken und Käfer, Spinnen und Scorpione trieben sich in dem Dickicht umher, krochen empor an den Stämmen. Dazu eine schwüle, drückende Luft, eine tropische Hitze, ein bewölkter Himmel, dem Regen in ungeheuren Mengen entströmte.

[1]) O. Heer, Die Urwelt der Schweiz.

Dann gab es auch Zeiten, wo der größte Theil der Schweiz tief unter Wasser lag, und Meeresfluthen dort rauschten, wo jetzt hohe Berge sich erheben. Nur kleine Inseln und Korallenriffe stiegen empor aus diesem Meere, in welches die mächtigen Schichten abgelagert wurden, welche der Juraformation angehören. Doch eine große Insel bezeichnete bereits die Stelle, an welcher heute die aus krystallinischen Schiefern bestehende Kette der Centralalpen sich erhebt. Erst jenseits derselben, wo heute die lombardische Ebene sich dehnt, begann wieder das weite Meer. — Die Ausdehnung des Landes nahm während der Kreidezeit zu, doch hielt die Hebung nicht gleichmäßig an, wechselte vielmehr mit Senkungen ab, so zur Zeit, als die Molasse der Schweiz abgelagert wurde. Zu Ende der Tertiärzeit zog das Meer sich endgültig zurück aus allen Theilen der Schweiz, und es erfolgte jene große Hebung, welcher das himmelhohe Gebirge der Jetztzeit entstammt.

Gewaltige Kräfte sind es, die das Aussehen unserer Erdoberfläche verändern. Der einst feuerflüssige Ball kühlt sich allmälig ab und zieht sich dabei zusammen. Da müssen sich Falten an seiner Oberfläche bilden, und diese erscheinen als Gebirge. So hat es sich auch bei der Entstehung der Alpen nicht sowohl um eine Erhebung gehandelt, als vielmehr um die Versenkung anschließender Gebiete. Nur die vulcanischen Gebirge haben den Ausbrüchen von Gestein aus dem Erdinnern ihre Bildung zu verdanken. So wie die vulcanische Thätigkeit auf unserer Erde dauert auch deren allmälige Schrumpfung in unmerklicher Weise fort und veranlaßt immer neue Aenderungen an der Oberfläche. Alte Falten gleichen sich aus, neue entstehen. Und das Wasser sammelt sich stets an den tiefsten Stellen an und bedingt einen langsamen Wechsel in der Vertheilung der Länder und Meere.

Als gegen Ende der Tertiärzeit die letzte Hebung in der Schweiz erfolgte, müssen die Gipfel der Alpen bis zu ungeheueren Höhen aufgestiegen sein. Denn aus dem Verlauf der Schichten ist der Schluß zu ziehen, daß von den höchsten Bergen der Alpen nur noch die untere Hälfte fortbesteht. Der innere Bau des Gotthard's verlangt, daß ihm ein gleich hoher Berg aufgesetzt werde, um ihn zu ergänzen; seine ursprüngliche Höhe hätte demgemäß gegen 6000 Meter betragen. Wird aber der Montblanc ähnlich vervollständigt, so steigt er auf 8—10 000 Meter an. Das wären Höhen, wie sie die Cordilleren nicht erreichen, und wie sie nur der Himalaya aufzuweisen hat.

Die Spuren der Menschen sind in der Schweiz bis auf jene Periode zu verfolgen, welche die erste Eiszeit von der zweiten trennte, und in welcher die Schieferkohle dort entstand. Gegen große Höhlenbären und Höhlenhyänen, gegen Nashorn und Urelephanten hatte sich jener Mensch zu wehren, während ihm nur scharfe Feuersteine als Waffen dienten. Urochsen, Hirsche und Rehe durchstreiften sein Jagdrevier; auch Eichhörnchen belebten schon das Geäst der Tannen. Das Klima der Schweiz glich zu jener Zeit annähernd dem jetzigen; doch wie verschieden war die Landschaft, welche den Menschen damals umgab! Vor ihm stiegen die Berge auf zu unermeßlicher Höhe, diejenige Gestalt fast noch zeigend, wie sie die letzte Faltung gebar. Die Massen waren gewaltig, doch das Bild sicher nicht so schön, wie zu jetziger Zeit. Denn statt

schroffer Felsenmassen trennten gewölbte Bergketten die Thäler, und nur abgerundete Kuppen ragten über dieselben empor.

Doch bald machte die Natur auch an dieser Schöpfung ihren zerstörenden Einfluß geltend. Durch Wasser gelöst und unterspült, durch Frost zersprengt und zerbröckelt, stürzten immer neue Steinmassen hinab in die Tiefe, wurden auf Gletschern davongetragen, in Bächen und Flüssen weiter befördert. Es schwanden von den Gebirgssätteln die Schichtengewölbe, die inneren Gesteinsmassen wurden entblößt, die Ränder der abgetragenen Schichten starrten wie halb zerstörte Mauern hervor, schartig zernagt, in phantastischer Form. Es bildeten sich spitze Gipfel, schroffe Abhänge, scharfe Grate, tief eingeschnittene Schluchten. Im Laufe der Zeiten, die seit dem Erscheinen des Menschen auf unserem Erdtheil verflossen sind, gelangte wohl die Hälfte der Hochalpen bereits in die Tiefen und wanderte in das Meer. Das, was wir heute so bewundern, ist eine Weltruine, so malerisch, so voller Ueberraschungen, wie es eben nur Ruinen sind. Romantische Schönheit verdanken die Alpen erst jenem Zerstörungswerk, das ihnen ihre heutige Gestalt gab — einem Zerstörungswerk, das immer noch unaufhaltsam weiter schreitet. Denn auch heute gibt jede Schutthalde, jeder Bergsturz in den Alpen Zeugniß von dem Walten jener Kräfte, die selbst den härtesten Felsen zu sprengen, den höchsten Berg abzutragen vermögen. Immer noch stürzen Felsblöcke herab auf den Gletscher und werden von ihm abwärts getragen; es schneidet der Gletscher mit seinen Rändern tief ins Gestein, schleift den Boden ab, an dem er niedergleitet, und der trübe Bach, der ihm entströmt, führt die zermalmten Trümmer zu Thale. So werden Winterfröste, Regen und Stürme weiter an den Alpen nagen, das Gestein zerbröckeln, schroffe Zinken und Grate brechen, Wildbäche und Ströme mit Trümmern speisen. Die Alpen sind einem endlichen Untergange geweiht.

Dieser Gedanke stimmte mich zur Trauer, und im Dunkel der Nacht wähnte ich mich versetzt in eine weite, mit Steinen übersäete Ebene, in einen unermeßlichen Friedhof, die Begräbnißstätte der Alpen. Da begann, von Osten her, der Himmel schwach zu leuchten, und bald traten auf schimmerndem Grund Eiger, Mönch und Jungfrau mit verklärtem Umriß hervor. Dann stieg der Mond am Himmel empor, hoch über die Berge, und goß sein mildes Licht über die weiten Firnfelder aus. Er verwandelte die Gletscher in funkelnde Krystalle, die Wasserfälle in sprudelnde Silberfäden. Da durfte auch mir „dieser Stunde schönes Gut“ durch Trübsinn nicht verkümmert werden; ich gedachte nicht mehr der Zerstörung, pries vielmehr die schaffenden Mächte, die dieses ihr Werk so phantastisch-schön gestaltet haben.

Heinrich von Treitschke.

Von
Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Der heiße Sommer des Jahres 1866, der die Geschicke Deutschlands zur Reife brachte, hob auch Treitschke's politische Wirksamkeit auf ihren Höhepunkt. Wie fühlte er sich glücklich in Berlin, unter den schwarz-weißen Fahnen, in dem Siegesjubel, der ihn tosend rings umbrauste! Wie frohlockte er, daß die unverwüstliche Tüchtigkeit Preußens so überwältigend zu Tage trete, daß Europa endlich einmal doch erfahre, „was unser Preußen ist"! In dem Getümmel des Krieges, dessen schöpferische Triebkraft er so oft gefeiert hat, schwoll ihm die Brust von glühendem Drange, thatkräftig jetzt in den so lang ersehnten Entscheidungskampf eingreifen zu können. Wohl empfand er unmuthig den tiefen Unterschied zwischen That und Wort in so ernster Zeit und beneidete „jeden tapferen Dragoner, der einen Croaten in die Pfanne haue und dadurch für den Augenblick Größeres für die deutsche Sache thue, als der feinste politische Kopf mit der gewandtesten Feder", aber er wußte auch, daß mit den Kämpfen in Böhmen die deutsche Revolution erst recht beginne, und sah auch seiner eigenen Arbeit ein weites Feld sich öffnen. Unverzüglich, mit dem Vorsatz, eine Zeit lang ausschließlich der Politik zu leben, ging er an sein Werk. Während der Vater in Dresden um die Zukunft Sachsens sorgend bangte, während der Bruder an einer bei Problus im Kampfe gegen Preußen erhaltenen Wunde darniederlag, saß Treitschke in Berlin in der Redaction der „Preußischen Jahrbücher" und schrieb mit fliegender Feder eine Reihe von Schriften, um an seinem Theile für Preußen die volle Frucht des Sieges zu sichern.

Diese Flugschriften[1]) zeigen Treitschke's Vorzug: sein klares Verständniß für das Wesentliche im Staatsleben — und seine Schwäche — wenn es eine

[1]) Politische Correspondenz, 10. Juli. Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten, 30. Juli. Politische Correspondenz, 10. August.

ist: die lodernde Leidenschaft. Wenig kümmerte ihn die Frage nach der föderalistischen Gestaltung Deutschlands, nach der Form der künftigen Verfassung; der Entwurf, den Bismarck am 11. Juni als Grundlage für die Bundesreform aufgestellt hatte, schien ihm ein „wahrhaft staatsmännisches Werk" und wenigstens zunächst völlig ausreichend; denn an den dauernden Bestand eines darnach geordneten deutschen oder norddeutschen Bundes glaubte er freilich keineswegs. Was ihn allein beschäftigte und nach seiner Ansicht vom Wesen des Staates allein beschäftigen konnte, war auch hier die Machtfrage. Dem preußischen König und dem preußischen Staate die Macht zu stärken, schien ihm die dringendste und wichtigste Aufgabe. Folgerichtig verlangte er zunächst „kurz und gut den Fahneneid aller deutschen Truppen an den deutschen Bund und seinen Oberfeldherrn, den König von Preußen", dann aber mit wachsender Entschiedenheit die Einverleibung Hannovers, Kurhessens und Sachsens in Preußen, worin er einen Akt historischer Nothwendigkeit erblickte und zugleich die Vollstreckung des Gottesgerichtes durch den großen nationalen Krieg. Es störte ihn nicht, daß, indem er noch schrieb, die Friedenspräliminarien von Nikolsburg das Fortbestehen des Königreichs Sachsen zu verbürgen schienen; nur mit um so lauterer Stimme, mit um so größerer Heftigkeit forderte er die Beseitigung gerade der sächsischen Dynastie. In drängenden Briefen bestürmte er Gustav Freytag und beschwor ihn, um „seiner lieben Heimath" willen, in Sachsen eine Bewegung für die Annexion ins Leben zu rufen; er selbst dachte die öffentliche Meinung in Preußen zu einem Sturm gegen die Fortdauer der sächsischen Selbständigkeit aufzurufen. Es schwebte ihm dabei das Beispiel der Italiener vor, die sechs Jahre früher den Frieden von Zürich zerrissen und die Throne in den Kleinstaaten der Halbinsel umgestürzt hatten. Seiner vulcanischen, um nicht zu sagen revolutionären Natur wäre eine solche Volkserhebung eben recht gewesen: er fühlte sein Blut heißer wallen, wenn er die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit der meisten Deutschen in den Kleinstaaten bei der Neugestaltung ihrer Geschicke erblickte.

In dieser Stimmung entstand jene berufene Schrift über die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten, an deren mächtige Wirkung auch der, der diese Zeilen schreibt, damals ein Dreizehnjähriger, recht wohl noch sich erinnert. Was Treitschke von den „Freveln" der Welfen erzählte, war es sehr übertrieben? Wenn er die Beseitigung des hessischen Kurhauses verlangte, dessen Sünden gerade den „rothen Radicalismus groß ziehen", wenn er sie nach seinen ethischen Anschauungen verlangte, gerade als ein Gebot „conservativer und monarchischer Politik", wer möchte ihm heute widersprechen?

Aber die Angriffe gegen die Dynastie der Albertiner. Es ist wahr, sie sind von einer persönlich verletzenden Schärfe, und Treitschke selbst hat sie bei seiner letzten Rede durch Worte des Ruhmes für den kronprinzlichen Führer der Maas-Armee zurückgenommen. Allein, täusche ich mich nicht, so spricht aus den harten Worten Treitschke's gerade hier der gekränkte Stolz des Obersachsen, der seine liebe Heimath, einst das gesegnetste und mächtigste Land Norddeutschlands, unter einem unfähigen Regiment zur politischen Bedeutungslosigkeit hatte herabsinken sehen.

Die Schrift, die von der sächsischen Polizei verboten, durch Preußen wieder freigegeben wurde, drohte einen Augenblick Vater und Sohn völlig auseinander zu reißen. Der tapfere General, der als Adjutant dem sächsischen Königshause persönlich nahe gestanden hatte, erließ eine öffentliche Erklärung, in der er seinen tiefen Schmerz und seine Entrüstung über die Schrift des Sohnes kundgab. Aeußere Einflüsse mögen ihn dazu gedrängt haben, und der Sohn glaubte zu wissen, daß der König von Sachsen ihm seinen Beifall ausgesprochen habe. Treitschke selbst, wenn er auch gleichsam einen Trost darin fand, in dem Kampfe um Deutschlands Einheit persönlich mitzuleiden, empfand die Absage doch in einem Augenblicke besonders schmerzlich, wo er mit des Vaters Segen seine Braut heimzuführen dachte. Einige Briefe indessen [1]), deren männlicher Ernst Vater und Sohn gleichmäßig ehrt, stellten rasch die alten Beziehungen wieder her, die nun um so ungetrübter fortdauerten, da der Vater wie der sächsische Hof sich der neuen Ordnung der Dinge willig und ehrlich fügten. Der Bruch mit der alten Heimath freilich blieb unheilbar. Als Treitschke schon ein Jahr später in Dresden den Vater zu Grabe geleitete, fühlte er sich — er hat oft darüber geklagt — wie ein Verstoßener gemieden und ausgeschlossen.

Inzwischen hatte sich auch Treitschke's eigenes Schicksal entschieden. Der preußische Cultusminister — es war Herr von Mühler, in dessen Schuldregister wir dies Verdienst gern buchen wollen — bot ihm zuerst für den Fall des Abganges von K. W. Nitzsch dessen Professur in Königsberg an, wohin der Geschichtschreiber des „Ordensstaates Preußen" gern gegangen wäre. Da Nitzsch in Königsberg blieb, wurde die Berufung Treitschke's an die Universität Kiel angeregt, deren philosophische Facultät ihn für eine Professur der „Geschichte und Politik" in Vorschlag brachte. Freilich nicht ohne einigen Widerspruch. Der Eine tadelte, daß man einem Manne, der durch und durch Politiker sei, „auch" die Geschichte übertragen wolle; ein Anderer vermißte bei Treitschke sogar ein Streben „nach objectiver Wahrheit". Auch der Oberpräsident Scheel-Plessen, der sich der Sache sehr annahm, verschwieg doch nicht, daß Treitschke durch seine heftigen Ausfälle gegen die Schleswig-Holsteiner und seine leidenschaftliche Schreibweise „sein Ziel hier zu Lande durchweg verfehlt habe". Treitschke, der einen Augenblick geneigt gewesen war, einem Ruf des Großherzogs von Baden nach Heidelberg zu folgen, entschied sich doch schließlich für Kiel, weil es, wie er an Gutschmid schrieb, „im Süden heute gar zu scheußlich aussieht, und weil ich, um ein leidlicher Publicist zu bleiben, die Zustände des Nordens und die Revolution, die sich hier vollzieht, aus der Nähe betrachten muß". Die politischen Erschütterungen, das Zerwürfniß mit Vater und Heimath, das Uebermaß schriftstellerischer Arbeit, die Unsicherheit der eigenen Zukunft, alle die Aufregungen dieses Sommers hatten auch den Unermüdlichen endlich ermüdet. Er fühlte sich abgespannt wie nie und eilte, kaum daß die Berufung nach Kiel gesichert war, nach Freiburg, um an der

[1]) Sie sind in der eben erschienenen (nur bis 1866 reichenden) Biographie Treitschke's von Schiemann veröffentlicht.

Seite der geliebten Braut doch einmal einige Wochen „recht herzhaft glücklich" zu sein.

In Kiel, wo er im Frühjahr 1867 seine Braut heimführte, war er glücklich, als Preuße zu leben und zu lehren, stolz, der Nachfolger Dahlmann's zu heißen. War auch die Zahl der Studirenden gering, so strömten dafür Officiere und Beamte zahlreich in seine Vorlesungen, namentlich in ein öffentliches Colleg über die Geschichte der Jahre 1848—1850. Wären nur sonst die Zustände in Kiel erfreulicher gewesen! Aus der Behaglichkeit ihres langen Sonderlebens herausgerissen, fanden sich die Holsteiner nur widerstrebend und klagend in die feste und strenge Ordnung des preußischen Staates. Für die Schwierigkeiten eines solchen Uebergangs, der nachsichtiger Schonung wohl bedurfte, kannte Treitschke's derbe Staatsgesinnung kein Mitgefühl; das Selbstbewußtsein der Holsteiner, das kürzlich Theodor Fontane in diesen Blättern an einem ihrer besten Männer so treffend geschildert hat, reizte ihn noch besonders gegen die „Normalmenschen", wie er sie gern nannte, und er hielt es für seine besondere Pflicht, sie kräftig „aufzurütteln", um sie in das deutsche Leben hineinzuzwingen. Am liebsten verkehrte er, außer mit seinem alten Freunde Gutschmid, der schon vor ihm nach Kiel berufen war, bei Charlotte Hegewisch in ihrer Villa in Düsternbrook, wo er in einem Kreise, dem auch ein Sohn von Ernst Curtius angehörte, mit seiner Frau die Sommerabende zu verbringen pflegte.

So hatte Treitschke kaum recht angefangen, sich in Kiel einzuleben, als im Juli 1867 die badische Regierung ihn einlud, die durch Ludwig Häusser's Tod freigewordene Professur der Geschichte in Heidelberg zu übernehmen. Es bezeichnet doch die Stellung, die Treitschke als akademischer Lehrer bereits errungen hatte, wenn er dabei mit Heinrich von Sybel und Max Duncker zunächst genannt war. An der schönen oberrheinischen Hochschule Häusser's Nachfolger zu werden, war seit einem Jahre schon Treitschke's sehnlichster Wunsch gewesen. In Kiel zählten die Studirenden der philosophischen Facultät wenig mehr als dreißig; in Heidelberg durfte er hoffen, Hunderte von deutschen Jünglingen, namentlich gerade aus Süddeutschland, in die historische Welt einzuführen und für den deutschen Staat vorzubereiten. Dennoch, aus den sittlich ernsten Erwägungen, in die das schöne Schreiben an Jolly (vergl. Brief Nr. 21) uns einweiht, folgte er dem Rufe erst, als ihm von Berlin aus volle Freiheit gelassen war, ihn anzunehmen; er schied von Preußen mit den Worten: „Ich hoffe in Heidelberg der Sache Preußens und Deutschlands mehr nützen zu können als hier, und ich werde auch in Heidelberg die preußische Gesinnung nie verleugnen, die den besten Inhalt meines Lebens bildet." [1])

Den unruhigen Tagen in Berlin und Kiel folgten in Heidelberg sechs schöne Jahre häuslichen Glücks, reicher akademischer Thätigkeit und gesegneter wissenschaftlicher Arbeit. Bald nach der Uebersiedelung in das Neckarthal schenkte ihm die Gattin ein „schwarzköpfiges Töchterlein", das, wie er glück-

[1]) Schreiben an Cultusminister v. Mühler, 24. Juli 1867.

strahlend an G. Freytag schrieb, „die kraftvolle Stimme seines Vaters geerbt hat". Unter den Collegen an der Universität, die ihn freundlicher aufnahmen, als ein Jahr früher die Kieler, fand er einen alten Freund aus dem Leipziger „Kitzing", den Botaniker Hofmeister; ein anderer Freund wurde Wilhelm Wattenbach. Ein schwerer Verlust war ihm der Tod Mathy's, der Anfang 1868 starb, ohne das Ziel seiner Sehnsucht, den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund, erreicht zu haben. „Ich komme noch immer nicht darüber hinweg," schrieb Treitschke trauernd; „er war mir der liebste und verehrungswürdigste unter allen alten Herren, die ich jetzt kannte." In den „Preußischen Jahrbüchern" widmete er dem Freunde einen Nachruf, der ihn verherrlichte als den Mann, der in der politischen Verkümmerung des kleinstaatlichen Liberalismus staatsmännische Einsicht und echten Bürgermuth bewahrt habe. Der Erfolg der Vorlesungen Treitschke's, deren patriotisch-politischer Gedankengehalt in jener gährenden Zeit besonders anzog, war in Heidelberg wie überall ein gewaltiger: neben den großen Naturforschern zählte man Treitschke bald zu den ersten Lehrern der Hochschule.

Trotz einer angespannten akademischen Thätigkeit, über deren Last die Briefe aus Heidelberg oft klagen, konnte Treitschke damals doch eine zweite Sammlung historisch-politischer Aufsätze vollenden und im Januar 1870 veröffentlichen. Es sind die alten Probleme, die ihn beschäftigen, die Probleme, an deren Lösung die Zukunft Deutschlands geknüpft schien: die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker und die Möglichkeit der Freiheit in einer starken Monarchie. In Cavour — eine „Marmorstatue im Pantheon der Geschichte" nannte Italiens Geschichtsschreiber, Herrmann Reuchlin, dieses Werk Treitschke's — in Cavour stellt er der deutschen Phrasenseligkeit das Bild des genialen Realpolitikers entgegen, der von rechts und links die lebensfähigen Gedanken nimmt und durch Compromisse entschlossen vorwärtsschreitet; den Willenlosen und Phantastischen schildert er die Auferstehung eines großen Volkes, das die Einheit will und nichts als die Einheit. Wie für Deutschland erscheint ihm für Italien die Befreiung und Einigung als ein sittliches Gebot, und er findet in Cavour's Politik diesen ethischen Grundgedanken wieder. Deshalb spottet er der Engherzigen, welche die verschlagene Diplomatie des großen Grafen mit kleinlichem Tadel meistern wollen: ihm ist die Einigung Italiens eine schlechthin sittliche That und unantastbar die Seelengröße des Mannes, dem sie gelang. Er hegt keinen Zweifel an dem Recht der Revolution; vielmehr meint er, daß Cavour im Grunde doch der conservativen Sache gedient habe. Mit voller Zustimmung beurtheilt er auch die wirthschaftliche Politik Cavour's, der in der Entfesselung der Arbeitskräfte die Voraussetzung der politischen Freiheit erblickte: noch erschien ihm selbst das ungehemmte Spiel der socialen und wirthschaftlichen Kräfte ein unentbehrlicher Bestandtheil der politischen Freiheit; noch verdienten allein die „erprobten" Lehren der englischen Freihandelsschule Beachtung. Wenn in dem Aufsatz über Cavour, der durch seinen warmherzigen Ton in Italien immer besondere Anerkennung gefunden hat, das Erwachen eines Volkes nur den Hintergrund bildet, von dem sich die hohe und willensstarke Gestalt des Schöpfers der italienischen Einheit um so leuchtender abhebt, so ist in der

Abhandlung über die Republik der vereinigten Niederlande das Volk selbst der Held, jenes Volk von tapferen Streitern des Calvinismus, bei denen alle Kräfte der Seele aufgezehrt schienen von der einen: der Kraft des Willens. Treitschke will zeigen, daß der niederländische Staatenbund als der einzige in der Geschichte zum monarchischen Einheitsstaat wurde — also die Entwicklung nahm, die sich im Norddeutschen Bunde vollziehen sollte. Er legt dar, daß die Staatsform an sich das Aufblühen des niederländischen Volksthums weder gefördert noch gehemmt habe; daß aber von Anfang an die Macht der Oranier wie eine unfertige monarchische Gewalt in die von einem wüsten Interessenkampf zerrissene Republik einigend und schützend eingriff, daß endlich nur eine nationale Monarchie das „Durcheinander centrifugaler Gewalten" in stetiger Ordnung zusammenhalten konnte. Ein Wink für die deutschen Mittelstaaten ist es, wenn er nachweist, daß erst der holländische Einheitsstaat seinen einzelnen Gliedern den gebührenden Antheil an der Leitung des Staates gibt, und damit das Vorurtheil widerlegt, als ob allein der Bundesstaat zugleich die Kraft des Ganzen und die Freiheit der Theile verbürgen könne. In „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus" erörtert Treitschke die Frage, weshalb der Versuch einer freiheitlichen und parlamentarischen Regierungsform unter den Bourbonen und Orleans gescheitert und das Kaiserreich mit Napoleon III. wieder aufgelebt sei, und er findet die Antwort, die Hippolyte Taine erst Jahrzehnte nach ihm fand, die Antwort, daß das Haus Bonaparte wieder zur Herrschaft gelangte, weil der französische Staat napoleonisch blieb, oder, wie es ein Republikaner in der ersten historischen Zeitschrift Frankreichs mit gelassener Ergebung kürzlich aussprach: „l'état d'esprit bonapartiste est conforme à notre état social et politique"[1]). In dieser Arbeit Treitschke's zeigt sich übrigens der Einfluß des politischen Denkers, den er unter den Nichtdeutschen nächst Aristoteles und Macchiavell besonders verehrte, der Einfluß von Alexis von Tocqueville.

So die politischen Grundgedanken dieser Schriften, deren Inhalt und Form von den ersten Essays Treitschke's zu seinem späteren großen Geschichtswerke hinüberleiten. Vergessen wir aber nicht, zu bemerken, wie durch den anmuthigen Wechsel von Beweisführung, Schilderung und Erzählung jene politischen Erörterungen uns in einer farbigen Fülle geschichtlichen Lebens entgegentreten. Wie hinreißend erzählt Treitschke das Erwachen des italienischen Volkes, den Sturm der nationalen Erhebung, vor dem die Throne krachend zusammenbrechen, wie lebendig vergegenwärtigt er uns die Helden des risorgimento, Cavour selbst in seiner Mischung von romanischem und germanischem Wesen, in seinem mystischen Glauben an die Zukunft eines liberalen Katholicismus. Schöneres und Freieres ist selten geschrieben, als die Schilderung des Gegensatzes zwischen Holland und Spanien, zwischen dem Segen freier Arbeit und dem Fluche der Knechtschaft. Wie wird sein mitfühlendes Dichterherz dem großartigen poetischen Element im Bonapartismus gerecht, wenn er der Despotengestalt Napoleon's die menschlich rührenden Gestalten der Mutter und des Sohnes an die Seite stellt!

[1]) Revue historique, 54, 119 (1894).

Der letzte Aufsatz dieser Sammlung, „Das constitutionelle Königthum in Deutschland", ein historisches und politisches Seitenstück zu „Bundesstaat und Einheitsstaat", sucht aus jenen Betrachtungen über die Entwicklung in Italien, Holland und Frankreich die Folgerungen zu ziehen für die Entwicklung Deutschlands, für die Bedingungen parlamentarischer Freiheit auf dem Boden der starken preußischen Monarchie. In den historischen Theilen dieser für Treitschke's Werdegang höchst bemerkenswerthen Arbeit finden wir bereits die aus seinen Forschungen damals erwachsenden neuen Anschauungen über die deutsche Geschichte, deren reifere Ausgestaltung später so viel Bewunderung und so viel Tadel erregen sollte, die Ansichten von der Bedeutung des preußischen Königthums und der Bedeutungslosigkeit der süddeutschen Verfassungskämpfe; in den politischen Theilen finden wir das Programm eines conservativen Liberalen für die innere Entwicklung Deutschlands. Die preußische Monarchie, das versteht sich, in der Machtfülle ihrer Krone und der Schlagfertigkeit ihres Heeres, muß erhalten bleiben; die liberale Partei muß verzichten auf eine parlamentarische Regierung im englischen Sinne und ebenso auf das absolute Recht der Steuerverweigerung. Verlangt aber und erreicht muß werden: Fortbildung der Selbstverwaltung und Verwaltungsgerichtsbarkeit, Erweiterung der parlamentarischen Controle und Hebung der geistigen Interessen durch bessere Pflege des Unterrichts auf allen Stufen. Wie man sieht, bescheidene Wünsche eines Liberalen, den sociale Bewegungen noch nicht berühren, der vielmehr die monarchischen und militärischen Ueberlieferungen Preußens schonen will, um sie als Hebel für den deutschen Einheitsstaat zu benutzen.

Denn das war und blieb doch der felsenfest wurzelnde Gedanke, das Ziel, nach dem alle seine Arbeit als Lehrer wie als Schriftsteller, als Redner wie als Geschichtschreiber hindrängte: die Errichtung des deutschen Einheitsstaates. Er wußte es und hat es einmal ausgesprochen, daß „der Weg zur Einheit überall nur durch herbe Enttäuschungen führe", aber er empfand es doch bitter, wie wenig der Fortgang der Dinge den stolzen Anfängen von 1866 entsprach. Wohl sah er mit Befriedigung die Verwirklichung der liberalen Ideen, namentlich auf volkswirthschaftlichem Gebiete, wie er denn selbst die Aufhebung der Wuchergesetze mit Beifall begrüßte. Auch die Ausbildung der Institutionen des norddeutschen Bundes machte ihm wenig Sorge; er überließ es der „Nußknackerarbeit" der Professoren, über Staatenbund und Bundesstaat zu streiten, und beharrte dabei, in dem unfertigen Gebilde den werdenden deutschen Einheitsstaat zu erblicken. Aber hinter seinem ungestümen Drange nach vorwärts blieb eben diese Entwicklung zum Einheitsstaate weit zurück. Umsonst rief er immer in die Nation hinein, daß sie das Recht und die Pflicht habe, „verkommene politische Gewalten" zu beseitigen; kein Arm wollte sich erheben, um eine „der napoleonischen Königskronen" herunterzustoßen, und das „handfeste Jahrhundert", das schon so viele deutsche Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hatte, schien in dieser „löblichen Arbeit" plötzlich inne zu halten. Dafür glaubte er in den Kleinstaaten des Nordens und noch mehr des Südens einen unaufhaltsam fortschreitenden Zersetzungsproceß wahr-

zunehmen, dem doch nur wieder die Eroberung durch Preußen Einhalt zu thun vermöge. So hatte ihm auch Mathy, selbst ein Süddeutscher, geschrieben: „Bei Euch im Norden hilft das Wort, bei uns nur der Schlag."

Und der Schlag kam, aber nicht ein neuer Mainfeldzug: ein „gnadenreiches Geschick" sandte den französischen Krieg, in dessen Gluthen Nord und Süd zu einem Reiche rasch verschmolzen. Es waren Sonnentage für Treitschke's Vaterlandsliebe. Ihm ward zu Muthe, so schrieb er damals, „als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern". Noch heute sprechen die alten Heidelberger Studenten nur mit Schauern der Begeisterung von den Reden, mit denen er die Jugend der Universität in den heiligen Kampf hineinschickte; wie Sturmwind flogen seine Worte über Süddeutschland hin, allenthalben die häßlichen Flämmchen der Scheelsucht erstickend, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe entfachend. Nach den ersten Siegen, die auch sein einst bei Problus verwundeter einziger Bruder mit dem Leben bezahlte, erhob er als „Feldgeschrei der Nation" den Ruf: „Heraus mit dem alten Raube, heraus mit Elsaß und Lothringen." Eine wundervolle Abhandlung, seine Begründung der deutschen Forderungen[1]), ein herrliches Zeugniß für seine nie übertroffene Gabe, das Leben der deutschen Landschaft und das Leben der Geschichte zusammenzufassen und als Einheit anschaulich zu vergegenwärtigen! „Eine uralte Handelsstraße zieht mitten über die Ebene, durchbricht den Wasgau bei der Zaberner Stiege, den Schwarzwald bei dem Pforzheimer Thore, verbindet das Westreich, wie unsere Väter sagten, mit dem inneren Deutschland; wo sie den Rhein überschreitet, liegt Straßburg, das Köln des Oberrheins . . . Ein Prachtbild deutscher Landschaft! — so hat noch Jeder gedacht, der am frischen Morgen, wenn die Fetzen der Nebel noch an den Felskegeln hangen, auf die Wälle von Schlettstadt trat. Droben auf dem Gebirg der dunkle Tann, den das entwaldete wälsche Land kaum kennt: weiter niederwärts jene hellen Kästenwälder, die Niemand mehr missen mag, wer einmal heimisch ward am Rheine; am Abhang die Rebgärten und jene schwellende, duftige Ebene, die dem alten Goethe noch in der Erinnerung überschwängliche Worte des Preises für „sein herrliches Elsaß" entlockte." . . .

Der jubelnden Freude und den hochfliegenden Hoffnungen folgten auch diesmal Zweifel und Enttäuschung; seine idealen Wünsche scheiterten wieder wie 1866 an dem harten Fels der Wirklichkeit. Ihm war es nicht genug, Elsaß und Lothringen von Frankreich loszureißen; vergeblich forderte er auch ihre Vereinigung mit Preußen, das allein durch seine staatsbildende Kraft sie mit dem deutschen Leben versöhnen könne. Immer hatte er es für seine patriotische Pflicht gehalten, die auswärtige Politik des Norddeutschen Bundes kräftig zu unterstützen, und selbst bei den Abmachungen über Luxemburg, die er durchaus mißbilligte, mit lautem Tadel zurückgehalten. Aber zu dem Vertrage mit Bayern, der auch seinen bescheidensten Erwartungen nicht entsprach, vermochte er nicht zu schweigen, trotzdem im Auftrage Bismarck's sein alter

[1]) „Was wir von Frankreich fordern", 30. August 1870.

Freund Moritz Busch ihn über die Ursachen der Zugeständnisse an die Süddeutschen aufzuklären suchte. Das Veto der vierzehn Mittelstaatsstimmen, die jura singulorum, der Ausschuß für das Auswärtige, die Abschwächung der Bestimmungen über Execution, die mannigfachen Sonderrechte der Süddeutschen schienen ihm eine Auflockerung des Bundes, während eine Stärkung im Sinne der bisherigen Entwicklung unerläßlich gewesen wäre. Wie er aber immer gewöhnt war, hinter den Formen nach dem Wesen zu suchen, so bedachte er auch jetzt, daß solche Verfassungsparagraphen schließlich wenig bedeuten gegenüber einer realen Staatsmacht und dem vaterländischen Geiste einer aufstrebenden Nation. Mochten, wie er an Sybel schrieb (vergl. Briefe Nr. 24), die süddeutschen Kronen einen handfesten Lebensversicherungsvertrag geschlossen haben, an innerer sittlicher Kraft hatten sie nichts gewonnen: unerschütterlich fest stand ihm die Ueberzeugung, die er einmal aus dem Gange der deutschen Entwicklung geschöpft hatte, daß im deutschen Volke Kräfte der Zerstörung und der Einigung fortwirkten, welche zur Zersetzung der Kleinstaaten und zur Bildung des Einheitsstaates führen müßten. Er hielt es selbst nicht für unmöglich, daß einige kleine Dynastien freiwillig auf ihre werthlose Landeshoheit verzichten und einst in einem deutschen Oberhause als glänzendste Aristokratie der Welt sich versammeln würden [1]). Eine einige nationale Monarchie über einem mächtigen hohen Adel und selbständigen Provinzen: das schien ihm das Ziel der deutschen Entwicklung, das war das Programm, mit dem er selbst in das Deutsche Reich eintrat.

IV.

Mit der stolz emporsteigenden Entwicklung Deutschlands hatte Treitschke's eigener Werdegang gleichen Schritt gehalten. Die kühnen Träume seiner Jugend, für die er mit gläubigem Muthe gekämpft und gelitten, hatte er in raschen Schlägen greifbare Wirklichkeit werden sehen: ein König von Preußen trug die Krone des geeinten Deutschland, das auch die einst schmählich verlorene Westmark wieder umspannte. Das Schicksal, das ihn aus der Welt der politischen Thaten so grausam ausgeschlossen, hatte doch eine Fülle von Glück über ihn ausgegossen: er hatte tief schon eingegriffen in das politische Denken seines Volkes; Tausende deutscher Jünglinge lernten von ihm die Umwälzung Deutschlands als eine geschichtlich nothwendige und ethisch berechtigte verstehen und das Wesen eines Staates nicht in Verfassungsparagraphen, sondern in der lebendigen und sittlichen Kraft seines Volksthums erkennen. Durch eine Welt von Feinden hatte er sich fröhlich durchgeschlagen und immer Recht behalten: Niemand konnte ihm den Ruhm des ersten und bestgehaßten der deutschen Publicisten streitig machen; er ist mehr als Fichte, hieß es, mehr als Arndt, mehr als Gentz. An der Seite einer geliebten Gattin genoß er des schönsten häuslichen Glücks; zu der schwarzköpfigen Tochter gesellte sich ein Sohn, der, nach dem Gründer der deutschen Einheit Otto genannt, hoffnungsvoll aufwuchs; später noch eine zweite Tochter. Und

[1]) Vergl. „Parteien und Fractionen" (Preußische Jahrbücher, Anfang 1871).

endlich gingen ihm noch zwei Lieblingswünsche in Erfüllung: fast ganz ohne sein eigenes Zuthun wählte ihn ein rheinischer Wahlkreis, Kreuznach-Simmern, in den ersten wirklich deutschen Reichstag, und wenige Jahre später wurde er von Heidelberg, dessen Enge seinen hoch- und weitstrebenden Geist schließlich doch bedrückt hatte, an die erste Hochschule des neuen Deutschland, nach Berlin, berufen, wo ein reicherer und bedeutenderer Wirkungskreis sich ihm aufthat.

Aber, wie es einmal zu geschehen pflegt, eben indem seine Wünsche, politische wie persönliche, in unerhoffter Fülle sich verwirklicht hatten, trat auch schon der Rückschlag ein. Die Entwicklung Deutschlands, der er mit dem Scharfblick eines untrüglichen Sehers ihre Wege bisher gewiesen, schien in Bahnen abzulenken, die seinen Patriotismus ernstlich beunruhigen mußten.

Es war nicht die Entwicklung oder vielmehr der Stillstand in der Entwicklung der Formen des deutschen Reiches, der ihm Besorgniß erweckte. Er wußte, daß den Entscheidungstagen im Leben der Völker immer politisch müde Jahre zu folgen pflegen, und die Staatsformen waren ihm an sich stets minder wesentlich erschienen. Ueberdies, wenn er jetzt, nach zehn Jahren, seine Ansichten vom Bundesstaate (vergl. voriges Heft, S. 60) wieder prüfend erörterte, so glaubte er zu finden, daß er sich über das Wesen des Bundesstaates getäuscht habe; daß das neue Deutsche Reich doch nicht nur ein Bundesstaat sei, vielmehr thatsächlich bereits die nationale Monarchie, wenn auch mit bündischen Institutionen[1]). Mit dieser Erwägung tröstete er sich über die Langlebigkeit der kleinstaatlichen Fürsten, die er als Monarchen nach dem Urtheil strenger Wissenschaft nicht mehr anerkannte, und deren Beseitigung, so unitarisch er in seiner Theorie blieb, doch aus seinem Programm praktischer Politik als bedeutungslos bald verschwindet. Mit ernster und wachsender Sorge aber blickte er auf die Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände, auf alle jene Erscheinungen, die wir unter dem Begriff „sociale Frage" zusammenfassen, — wenn wir dies Wort gebrauchen dürfen, das allein schon Treitschke's Mißstimmung zu erwecken pflegte.

Ich zweifle, ob Treitschke es sich völlig eingestanden hat, aber anders war es doch nicht, daß gerade die Erfüllung seiner alten Forderungen jene Mißstände verursacht hatte, die jetzt so vielfach Beunruhigung hervorriefen. Wenn die segensreichen Folgen, die er von der vollzogenen Einigung für den deutschen Volkscharakter sich versprochen hatte, lange auf sich warten ließen, so zeigten sich um so rascher die nachtheiligen Folgen der Entfesselung aller wirthschaftlichen Kräfte, die er immer so laut gefordert und noch in seinem Cavour so vorbehaltlos gepriesen hatte. Er sah eine Umwälzung von Grund aus sich vollziehen, wie sie Deutschland seit der Reformation nicht erlebt hatte und eine Welt neuer Erscheinungen mit unheimlicher Schnelligkeit emporsteigen: mit dem wunderbaren Aufschwung des Verkehrs eine „fieberische Lust an Gewinn und Wagniß", eine zügellose Speculation, das Hervordrängen der materiellen Interessen, und als Folge von Allem das Aufwogen einer stärker

[1]) Genauer: „Der die Mehrheit der Nation unmittelbar beherrschende preußisch-deutsche Einheitsstaat mit den Nebenlanden, welche seiner Krone in föderativen Formen untergeordnet sind." Vergl. den Aufsatz „Bund und Reich" (1874), Deutsche Kämpfe, S. 556 ff.

und stärker anschwellenden socialistischen Bewegung. Treitschke sagte sich wohl, daß mit der politischen Wandlung auch die wirthschaftliche Entwicklung einer höheren Stufe zustrebe, die nie ohne sociale Wirren errungen wird. Am wenigsten war er blind gegen die vielfachen Uebelstände, an denen die Lage der Arbeiter in den Fabriken wie auf dem Lande krankte. Er hat zu den Ersten gehört, die den Besitzenden und den Gebildeten ihre socialen Pflichten in ernsten Worten mahnend vorhielten, und er hat schon 1872, in einem bemerkenswerthen Schreiben an Heinrich von Sybel (vergl. Brief Nr. 25), die Grundzüge eines socialen Reformprogramms gezeichnet, das unter Anderem eine Zehnstundenbill und die Einführung von Fabrikinspectoren verlangte. Wenn er gleichwohl im Jahre 1874, kaum nach Berlin übergesiedelt, nicht gegen den Socialismus allein, dessen materialistische und sinnliche Grundlagen er verachtete, sondern auch gegen die ihm persönlich und wissenschaftlich nahestehenden Kathedersocialisten einen leidenschaftlichen Feldzug eröffnete[1]), so möchte ich nicht eben viel Werth legen auf die dabei unterlaufenden theoretischen Meinungsverschiedenheiten über die Gliederung der Gesellschaft, deren aristokratischer Charakter ihm nothwendig und selbst heilsam erschien, über das eherne Lohngesetz, das die socialistische Theorie selbst längst hat fallen lassen, über den Arbeitsertrag und die gerechte Vertheilung der Güter; es mag auch sein, daß er, wie Schmoller meint, den Zusammenhang zwischen den von ihm verworfenen theoretischen Grundlagen des Manchesterthums und den gleichwohl festgehaltenen politisch-volkswirthschaftlichen Idealen des älteren Liberalismus verkannt hat. Der Hauptgrund seiner Abneigung gegen die socialistischen Anschauungen auch in ihren gemäßigten Abstufungen liegt doch in dem, was wir als die Wurzel seines Wesens erkannt zu haben glauben: in seiner Auffassung von der sittlichen Freiheit der Persönlichkeit und von den ethischen Aufgaben des Staates. Wie die historische Schule, wie vor Allem Schüz in seiner Abhandlung über das sittliche Moment in der Volkswirthschaft, sah Treitschke in der Volkswirthschaft einen Zweig der Staatswissenschaften, also eine ethische Wissenschaft, und in Staat und Gesellschaft Glieder einer ethischen Weltordnung. Damit vertrug es sich, es folgte selbst daraus, daß der Staat einzelne Schichten der Bevölkerung zur Erfüllung ihrer sittlichen Pflichten zwingen konnte, wie er auch allen Schichten ein gewisses Maß von Bildung aufnöthigt; aber ganz und gar widersprach diesen Anschauungen die Anbahnung einer Gesellschaftsordnung, welche die persönliche Freiheit des Einzelnen in ihren sittlichen Grundlagen gefährden mußte. Dazu kommt noch ein anderes, gleichfalls höchst persönliches Moment. Treitschke, der gleichgültig bisher gegen alle äußeren Einflüsse, gegen Leid und Krankheit, alle Zeit das reichste, innere Leben gelebt hatte, dessen sittliche Welt von der „Vertheilung der Güter" nur ganz oberflächlich berührt wurde, Treitschke hielt daran fest, daß gerade auch in engen und ärmlichen Verhältnissen aus der Welt des Gemüthes, aus Pflichttreue und Charakterwürde, aus der Kraft der Liebe und des Glaubens das wahre

[1]) Vergl. „Der Socialismus und seine Gönner" (1874). „Die gerechte Vertheilung der Güter" (1875). „Noch ein Wort zur Arbeiterfrage" (1877).

Glück des Lebens segenspendend aufblühen könne. So hat er in begeisterten Worten die schöpferische Kraft des Volkes und die „niederen Classen" als den „Jungbrunnen" der Gesellschaft gefeiert. Im Socialismus aber sah er nur die materielle Seite, nur Rohheit und Genußsucht, Neid und Begehrlichkeit, und als Ziel „ein wüstes Schlaraffenleben". Er, der doch selbst die idealsten Zwecke mit sehr realen Mitteln verfolgt hatte — die sittliche Veredelung des deutschen Charakters durch die Einheit und Größe des deutschen Staates — er wollte nicht einräumen, daß man auch für die von ihm selbst gepriesene Verinnerlichung des Lebens der niederen Classen zunächst deren materielle Hebung anstreben dürfe.

Diese Kraft des Idealismus, ohne Zweifel die stärkste Kraft seiner Seele, trug Treitschke hinweg über die trüben Stimmungen jener siebziger Jahre, deren Wirkungen er empfand, ohne daß er ihnen Einfluß auf sich gestattet hätte. Er klagte wohl, wie rasch die gehobene Feiertagsstimmung der Werktagsstimmung gewichen sei, und bedauerte, daß sein Programm, der Ausbau der Reichsverfassung auf dem festen Grunde der monarchischen Einheit, von den wirthschaftlichen Sorgen zurückgedrängt werde; aber wie er trotz aller bitteren Erfahrungen an seiner Ueberzeugung von dem Segen wirthschaftlicher Freiheit noch festhielt, so konnte nichts seinen zweifellosen Glauben an die Kraft und Gesundheit Deutschlands erschüttern. „Ich bin," schrieb er damals einem Freunde (1873), „unter Friedrich Wilhelm IV. an Deutschland nicht irre geworden und werde es wahrhaftig auch jetzt nicht werden trotz Gründern, Juden, Pfaffen, Aufkläricht, Heirathsgesuchen, Socialisten, Milliarden u. s. w. Eine gesunde Nation kann einen Puff vertragen. ‚Stil' haben wir freilich nicht, das weiß Phöbus Apollo, aber wann hat denn ein Volk Stil gehabt, nach einer solchen Revolution?"

Diese zukunftssichere Stimmung, diese Freude am Vaterlande beherrscht auch den ersten Band der deutschen Geschichte, an dessen Ausarbeitung Treitschke erst heranging (1875), nachdem er den zweiten Band zum größeren Theile bereits beendet hatte. Wir haben den Gedanken des Werkes in Treitschke entstehen sehen (vergl. oben S. 58 und 66), in jenen gährenden Tagen um 1860, wo mit dem rings aufsprossenden öffentlichen Leben Deutschlands auch der schöpferische Drang seines Inneren die Keime zu all' seinem späteren Schaffen hervortrieb. Gleich Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" (vergl. Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXV, S. 66) erwuchs auch Treitschke's „Deutsche Geschichte" wie eine politische Gelegenheitsschrift, aus dem Wunsche, die öffentliche Meinung aufzurütteln und zu belehren, aber auch aus dem mächtigen Verlangen des seiner Kraft bewußten Geistes, sich in einem großen und bleibenden Denkmal zu offenbaren: ein Werk also des Genius und einer politisch erregten Zeit. Durch lange Jahre mühseliger Forscherarbeit in Archiven und Bibliotheken, in Acten und Büchern, bei nie ermattendem Fleiße, ist das Werk langsam herangereift, bis aus der „Geschichte des deutschen Bundes", die er in drei Jahren zu beenden dachte, die „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" wurde, die nach mehr als dreißig Jahren — noch nicht vollendet war. Eine Geschichte des Bundes und der Kleinstaaten

zunächst sollte es werden, eine Geschichte der öffentlichen Meinung Deutschlands dann und der Wandlungen des deutschen Volksgeistes, denen er nachzuspüren dachte, so wie er es an Gustav Freytag's Arbeiten bewunderte. In geduldiger und gewissenhafter Arbeit, oft unter Klagen über die „scheußliche Beschäftigung" mit dem Jammer des Bundestages, der Kümmerlichkeit der Kleinstaaterei, über die „dünne Luft" der neueren Geschichte überhaupt, bemächtigte Treitschke sich des ungeheuren Stoffes, und vor seinem Künstlerauge, dem schauenden und bildenden, formte sich langsam die Riesenmasse der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert", wie seine wunderbare Gestaltungskraft sie uns dann vergegenwärtigt hat: die Geschichte eines Volksthums, das, ein Ganzes, tausendfältig doch auseinanderstrebt in eine unendliche Vielheit glänzender Theile, das seine lebendige und schöpferische Kraft bewährt in allen Zweigen menschlichen Schaffens, unter einer ewigen Wechselwirkung politischer und geistiger Kräfte, ein Volksthum, das in allen Offenbarungen immer doch ein und dasselbe ist, und das aus der Zersplitterung heraus unter Erfolgen und Irrungen, Siegen und Niederlagen ringt und kämpft nach der Verkörperung in einem Staate. Diese Entwicklung des deutschen Volksthums aber vollzieht sich in einer Welt der sittlichen Freiheit, in einer Welt des Wollens und des Handelns, in der die Männer der That die eigentlichen Helden sind und die großen Machtkämpfe der Geschichte entscheiden. Wer aber an die sittliche Freiheit der Wollenden und Handelnden glaubt wie Treitschke, wie könnte der zugleich die vor der Uebermacht der Ideen oft resignirende Objectivität eines Ranke zeigen? Treitschke's Subjectivität folgt aus seiner Weltanschauung, die Energie seiner Liebe und seines Hasses, die Rücksichtslosigkeit und Leidenschaft seines zuweilen irrenden, aber immer ehrlichen Urtheils aus seinen ethisch-politischen Ansichten. Man hat das Werk mit einem Epos verglichen; man könnte es ebenso eine Rede nennen. Das Schaffen an der deutschen Geschichte war doch schließlich nur ein Act in seinem politischen Kampfe; das Werk, wie es uns vorliegt, das größte Stück seiner politischen Arbeit, als deren Vollendung und Abschluß er planmäßig und frühzeitig eine systematische Darstellung der „Politik" in Aussicht nahm[1]).

Aber, so lautet der Einwurf, das Endziel der Geschichtswissenschaft ist doch die Ermittelung der objectiven Wahrheit, und auch wer nicht meint, daß sich die naturwissenschaftliche Methode auf die Geschichtswissenschaft einfach übertragen lasse, verlangt doch mit vollem Rechte umfassende empirische Forschung als Grundlage eines historischen Werkes. Der Einwurf, an sich richtig, trifft doch Treitschke nicht. Sein Standpunkt freilich für die Beurtheilung deutscher Vergangenheit liegt in seiner eigenen Zeit und konnte nirgends anders liegen; wie die Gegenwart immer ihr Licht hergibt, um das Dunkel vergangener Tage zu durchleuchten, so sah Treitschke die deutsche Ent-

[1]) Schon am 23. August 1866 schrieb er an Gutschmid: „Sobald der zweite Band meiner ‚Historisch-politischen Aufsätze' fertig ist, gehe ich an die ‚Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert', wofür ich seit Jahren in den Archiven sammle, und nach diesem Buche habe ich noch einen schwierigen Plan: Ein Werk über Politik, wozu im Grunde alle meine Studien nur Vorarbeiten sind."

wicklung in dem Lichte der vor seinen Augen vollendeten Einigung durch Preußen und beurtheilte deshalb die historische Bedeutung der früheren Momente je nach ihrer hemmenden oder fördernden Einwirkung auf diese Entwicklung. An der Feststellung aber der Thatsachen selbst, an der richtigen Erfassung der Personen und Ereignisse, die für die deutsche Geschichte maßgebend sind, hat Treitschke kritisch und methodisch gearbeitet, und seine Briefe zeigen, wie seine Ansichten voraussetzungslos sich bildeten, wie seine Urtheile über die Kleinstaaten, auch über Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., bei dem tieferen Eindringen in die Quellen sich wandelten. So schreibt er im Anschluß an die Entdeckungen über den Antheil König Wilhelm's von Württemberg an dem Rheinbundsprogramme des „Manuscriptes aus Süddeutschland": „Mein Urtheil über die Mittelstaatenpolitik war bisher viel zu gutmüthig. Es liegt über der gesammten Bundesgeschichte noch ein dicker Nebel Rotteck-Welcker'scher Phrasen. Diese Welt von fables convenues zu zerstören erfordert Zeit, und auch mein politischer Horizont muß inzwischen freier und weiter werden"; und als er die auswärtige und Handelspolitik Preußens unter Friedrich Wilhelm III. durchforscht: „Der alte König erscheint mir immer achtungswerther, je mehr ich die Quellen kennen lerne; wo er irrte, da hat es stets an muthigem und verständigem Rathe gefehlt. Sein Nachfolger aber verliert bei jeder schärferen Betrachtung" [1]).

Der Idealist Treitschke war nicht bloß ein strenger Empiriker; er kannte auch besser als ein Anderer sein ungestümes Blut und hat in strenger Selbstzucht mit sich gerungen, um des ruhigen historischen Stiles Meister zu werden. Wie bescheiden schreibt er im Jahre 1864 an Heinrich von Sybel: „Ich denke jetzt an die Darstellung der deutschen Geschichte zu gehen und hoffe mit der Zeit noch ein Historiker zu werden," und abermals, achtzehn Jahre später: „Mein Blut ist leider etwas zu heiß für einen Historiker, aber wie die Darstellung im zweiten Bande schon ruhiger ist als im ersten, so denke ich auch fernerhin an mir selbst zu arbeiten, fleißig im Thukydides zu lesen und allmälig mehr in den historischen Stil hinein zu kommen." Ob es ihm gelungen ist, seines heißen Blutes Herr zu werden? Ich denke nicht daran, zu bestreiten, daß das Ungestüm seines Temperamentes ihn oft zu ungerechten Urtheilen hingerissen hat. Treitschke liebte scharf umrissene Zeichnung, grelle Farben. Wer aber um der unleugbaren Uebertreibungen dieses schönste unserer Geschichtswerke kühl bei Seite schieben möchte, den darf ich vielleicht erinnern an das Wort eines Mannes, der auch etwas von Geschichte verstand, an das Wort Macaulay's: „Die besten Porträts sind vielleicht die, in denen sich eine leichte Beimischung von Carricatur findet, und wir sind nicht gewiß, ob nicht die besten Geschichtswerke die sind, in denen ein wenig von der Uebertreibung der erdichteten Thatsache einsichtsvoll angewendet ist." Doch, was Treitschke's Werk als nationales Geschichtswerk und als literarisches Kunstwerk bedeutet, ist hier erst kürzlich von dem feinsten Kenner mit nachempfindendem Verständniß

[1]) An G. Freytag, 1866; an H. von Sybel, 1872.

geistvoll gewürdigt geworden[1]); nur über den Inhalt mag es gestattet sein, noch eine Bemerkung zu machen.

Der erste Band, mit dem Treitschke die feste Grundlage einer nationalen Geschichtsüberlieferung zu schaffen dachte, hat von Anfang an fast ungetheilten Beifall gefunden. Die Ursache liegt eigentlich doch in einem Mangel des Bandes. In der einleitenden Darstellung der deutschen Geschichte vom westfälischen Frieden bis zu den Freiheitskriegen hin ist Treitschke von fremder Quellenforschung abhängig, namentlich von den Arbeiten Max Duncker's, dem der Band gewidmet ist, und dessen Ansichten über die preußische Geschichte von 1786—1813 Treitschke im Wesentlichen angenommen hat. Auch der Gedanke, der die gesammte Darstellung der preußischen Reformzeit so lebendig durchdringt, der Gedanke von der Versöhnung des preußischen Staates mit dem Reichthum deutscher Bildung, ist nicht Treitschke's Eigenthum; er findet sich bereits, in hübscher Durchführung, in Hermann Baumgarten's 1870 erschienener Schrift: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind." Erst von der Darstellung des Wiener Congresses ab steht Treitschke ganz auf eigenen Füßen; mit der Selbständigkeit der Forschung wächst im zweiten Theile die Selbständigkeit der Auffassung, gegen die dann freilich sofort lauter Widerspruch sich erhob. Und doch scheinen mir, bei manchen Mängeln der Forschung und folglich des Urtheils, Treitschke's Grundgedanken über die Entwicklung der deutschen Geschichte in unserem Jahrhundert unanfechtbar. Es ist vollkommen richtig, daß in den früher so verrufenen Jahren nach 1815 die preußische Krone und das preußische Beamtenthum den festen Grund gelegt haben für die wirthschaftliche und militärische Einheit Deutschlands, und es ist ebenso richtig, daß das constitutionelle Deutschland an den Karlsbader Beschlüssen und an anderen reactionären Mißgriffen Preußens und Oesterreichs mitschuldig war. Wenn man bisher die Richtigkeit der Grundzüge von Treitschke's Darstellung vielleicht noch anzweifeln konnte, so scheint mir das künftig unmöglich gegenüber dem Buche Alfred Stern's, der in seiner „Geschichte Europa's" (1894) die Ergebnisse Treitschke's sorgsam und streng nachgeprüft, manche Einzelheiten berichtigt, aber gerade einige der bestrittensten Urtheile Treitschke's, z. B. über den von den Schwaben eifrig, aber meines Erachtens nicht immer glücklich vertheidigten König Wilhelm von Württemberg bestätigt hat. Ebenso wenig scheint es mir begründet, wenn der „Deutschen Geschichte" noch neuerdings die Geringschätzung des Liberalismus und die Ueberschätzung der Regierung Friedrich Wilhelm's III. zum Vorwurf gemacht wird. Ich könnte erwidern, daß Treitschke es vielleicht gemacht hat wie der Gärtner, der schiefwachsende Bäumchen kräftig herüber biegt, um ein gerades und aufrechtes Wachsthum zu erzielen. Aber die Behauptung ist überhaupt nicht recht zutreffend. Was Treitschke wirklich bekämpft und geringschätzt, ist jener Liberalismus, der seine Forderungen aus undeutschen Theorien ableitete; den auf geschichtlicher Grundlage erwachsenen Liberalismus eines Dahlmann, die großen Gedanken eines Stein

[1]) Herman Grimm, „Heinrich von Treitschke's Deutsche Geschichte. Erinnerungen und Betrachtungen über nationale Geschichtschreibung". Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVI. S. 94 ff.

über den Segen der Selbstverwaltung gegenüber einer flachen und geistlosen Bureaukratie hat er, wie sich versteht, nicht bloß gebilligt, sondern getheilt. Allerdings aber sucht er, und wie ich meine, mit Recht, nachzuweisen, daß die deutsche Einheit nicht durch den Liberalismus, doch auch nicht ohne ihn möglich wurde, und daß bald die Kronen, bald die Opposition das deutsche Leben gefördert oder gehemmt haben.

Diese Angriffe gegen die „Deutsche Geschichte" wäre schwerlich so scharf geworden, wenn sich nicht zugleich in Treitschke's öffentlicher Haltung eine freilich mehr scheinbare als wirkliche Wandlung vollzogen hätte.

Wir haben gesehen, daß die Grundlage der Anschauungen Treitschke's der Gedanke der Freiheit bildete, der persönlichen und politischen Freiheit, die aber immer zugleich eine sittliche sein soll. In der deutschen Geschichte, wie sie seit der Reformation sich entwickelt hat, sah er einen erfolgreichen Kampf für die Freiheit des Glaubens, des Denkens, der Arbeit; etwa wie Michelet bekanntlich die ganze geschichtliche Entwicklung als einen Befreiungskampf aufgefaßt hat. Diese Anschauungen hatten ihn in die Reihen der liberalen Partei geführt, in der er die einzige geistig productive Partei des neunzehnten Jahrhunderts erblickte, deren Mängel und Schwächen aber seiner lebendigen Staatsgesinnung von vornherein fühlbar wurden. Es war doch nicht bloß die Haltung der liberalen Partei in den großen deutschen Machtfragen, was ihm mißfiel; nicht bloß die Bevorzugung der Verfassungsfragen gegenüber dem lebendigen Inhalt des Staates, die doctrinäre Rechthaberei: schon 1866 glaubte er hinter dem idealen Freiheitsstreben die Interessenpolitik des Mittelstandes zu erkennen[1]). Bei alledem blieb er ein Liberaler: nur daß er die Freiheit niemals fand in der alleinseligmachenden constitutionellen Doctrin, die er auf die romanischen Grundsätze der Volkssouveränetät und Staatsallmacht zurückführte, sondern in dem altgermanischen Gedanken der Gemeindefreiheit. Wenn er dann von der liberalen Partei, der er sich als Reichstagsabgeordneter angeschlossen hatte, immer weiter abrückte, wenn er von dem modernen Liberalismus überhaupt mehr und mehr sich abwandte, so liegt die Ursache in denselben Momenten, die seine Stellungnahme gegen die socialistische Bewegung veranlaßt hatten; er sah sein Ideal persönlicher Freiheit gefährdet durch die unaufhaltsam fortschreitende Umbildung der gesellschaftlichen Zustände im demokratischen Sinne. Er hatte einst — in der Festrede zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht — die „echte Demokratie" gefeiert und ihr „die Zukunft Europa's" versprochen. Die sociale und politische Entwicklung der Neuzeit, eine Folge des wirthschaftlichen Umschwunges und der Einführung des allgemeinen Stimmrechts, das er, wie Heinrich von Sybel, als „freiheitsmörderisch" bekämpfte, hatte nichts gemein mit jener echten Demokratie; jetzt schien sich vielmehr zu verwirklichen, was er scharfblickend schon 1861 gefürchtet hatte: daß in den modernen demokratischen Staaten die Freiheit weniger vom Staate als von der Gesellschaft, von der unwiderstehlich wirkenden Macht einer tyrannischen öffentlichen Meinung bedroht werde. Der tapfere Vorkämpfer

[1]) Vergl. die politische Correspondenz vom 10. August 1866, „Deutsche Kämpfe", S. 179.

für das Recht der Persönlichkeit mußte früher und tiefer als Andere das große Problem empfinden, das die erleuchteten Geister der Gegenwart beschäftigt: das Problem, wie in neuen Formen des gesellschaftlichen Lebens die persönliche Freiheit sich behaupten lasse, oder, noch mehr in Treitschke's Sinne gesprochen: wie sich innerhalb einer auf dem Gedanken der sittlichen Freiheit beruhenden Welt die socialen Bedürfnisse und Anforderungen erfüllen lassen.

Zu alledem kam noch ein wirklicher Wandel in Treitschke's wirthschaftlichen Anschauungen. Treitschke hatte es immer als den größten Fortschritt im politischen Denken des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, daß man die Formen des Staatslebens, auch die Gestaltung des repräsentativen Systems, nicht mehr dem Auslande oder einer abstracten Theorie des Naturrechts nachbilde, sondern auf dem Boden der geschichtlichen Ueberlieferung empirisch entwickle. War es nicht ein Widerspruch, wenn derselbe Denker, der in der Staatswissenschaft nur historisch bedingte, nur relative Wahrheiten anerkannte, in der Volkswirthschaft die Lehren der Freihandelsschule mit aller Hartnäckigkeit eines Doctrinärs zäh festgehalten hatte? Der Augenblick kam jetzt, wo Treitschke auch in der Volkswirthschaft nur historisch bedingte, nur relative Wahrheiten anerkannte.

Mehr und mehr beginnt man die Jahre 1879 und 1880 als einen Wendepunkt in unserer politisch-socialen wie in unserer geistig-literarischen Entwicklung anzusehen. Es sind die Jahre, in denen auch Treitschke nicht die Grundlage, aber die Richtung seiner Stellung änderte. Er hatte schon 1878, der einzige von allen Liberalen, für den ersten Entwurf eines Socialistengesetzes gestimmt[1]; er wurde 1879 einer der eifrigsten Vertheidiger der neuen, zugleich nationalen und realen Wirthschaftspolitik Bismarck's. Als er dann nach einem längeren Aufenthalte in Rom, wo seine Künstlerseele sich einmal recht ausleben konnte (vergl. Briefe Nr. 30—33), nach Deutschland zurückkehrte, glaubte er, selbst verwandelt, in eine verwandelte Welt zu treten. Wirthschaftliche Enttäuschungen und Erschütterungen, die Verwilderung der Massen, die plötzlich und unvorbereitet durch das allgemeine Stimmrecht zur Entscheidung über das Schicksal Deutschlands mit berufen waren, die Nachwirkung endlich der Greuelthaten vom Frühjahr 1878 hatten, wie ihm schien, das deutsche Volk in seinem Gewissen aufgerüttelt und mit einer Belebung des religiösen Gefühls zugleich eine tiefgreifende Umstimmung überhaupt hervorgerufen. Treitschke gehorchte nur dem Zwange seiner streitbaren Persönlichkeit, wenn er diesen Umschwung freudig begrüßte und sich zugleich in den Kampf stürzte da, wo er um eine brennende Frage am hitzigsten tobte. Ich meine Treitschke's Artikel „Zur Judenfrage", die, wenn ich nach dem Tone noch mehr als nach

[1] Er schrieb damals dem Freunde, dem er sein Mandat hauptsächlich verdankte: „So viel weiß ich schon heute, daß ich mit L . . . & Co. unter keinen Umständen wieder in einer Fraction zusammentreffen will. Seit 1864, seit den goldenen Tagen der Augustenburgerei, beschäftige ich mich damit, diese Mohren weiß zu waschen; zuweilen schien das zu gelingen, zuletzt brach doch immer wieder die Naturfarbe durch" (Juni 1878). Ueber Treitschke's parlamentarische Thätigkeit vergl. „Reden von Heinrich von Treitschke im deutschen Reichstage 1871—1884". Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, Hirzel. 1896.

dem Inhalte einzelner Nekrologe urtheilen darf, auf vielen Seiten heute weder vergessen noch verziehen sind. Ein geistvoller Schriftsteller, dessen Zeugniß hier wohl angerufen werden darf, Anton Bettelheim, hat kürzlich mit voller Unbefangenheit anerkannt, daß der „Antisemitismus" ebenso wohl das Kennzeichen der größten Verworfenheit wie des reinsten „Idealismus" sein könne. Treitschke blieb in der That nur sich selbst und seinen Idealen treu, wenn er die undeutsche und unduldsame Ueberhebung einzelner jüdischer Schriftsteller bekämpfte, die volle Einordnung der jüdischen Elemente in das deutsche Leben forderte und zugleich die Deutschen zu einem kräftigeren Festhalten ihrer nationalen Eigenart aufrief. Aber ein Sturm der Entrüstung erhob sich, der Niemanden mehr überraschte als Treitschke selbst. Er, der auf die Zustimmung aller jener Juden gerechnet hatte, die sich ohne Vorbehalt als Deutsche fühlten, der eben einem jüdischen Freunde, „einem guten Deutschen, einem der treuesten, liebevollsten und uneigennützigsten Menschen", einen rührenden Nachruf[1]) gewidmet hatte, fand sich in Zeitungen und Broschüren, in Reden und Aufsätzen in der heftigsten und ungerechtesten Weise angegriffen. Er lernte alle Gehässigkeiten einer aufgeregten öffentlichen Meinung kennen, und wenn die Mehrheit der Studenten ihm zujubelte, so sah er sich in dem Kreise der Collegen an der Universität wie ein Schuldiger gemieden.

Zu jener Zeit hatte ich das Glück, Treitschke, den ich bei Nitzsch kennen lernte, zuerst näher zu treten. Ich habe ihn, seine Werke und noch mehr den vornehmen und freien Adel seiner bezaubernden und gewaltigen Persönlichkeit vielleicht zu sehr bewundert, um hier ganz unbefangen über ihn sprechen zu können; zu viel Strahlen seines geistigen Lebens habe ich aufgenommen, zu lebendig fühle ich noch seine Gegenwart, als daß ich ihn und sein Wirken wie ein Stück Geschichte heute schon historisch und objectiv betrachten könnte. Als ich ihm damals meine Theilnahme an seinem Kampfe, der sich noch durch persönliche Zerwürfnisse verschärft hatte[2]), lebhaft bezeigte, bemerkte ich, was mich zuerst überraschte, wie tief den kampfgewohnten Helden die Angriffe der Gegner doch verwundeten und schmerzten. Er zeigte auch hierin die feine Empfindlichkeit einer Künstlerseele, nicht die derbe Haut, deren heute ein Mann der Oeffentlichkeit bedarf. In der gedrückten Stimmung dieser Tage, in der die alte Kampfesfreudigkeit nicht aufkommen wollte, trafen ihn dann noch die Schläge, die den letzten Theil seines Lebens verdüstert haben: er verlor seinen einzigen Sohn, „das liebe, fromme Kind", dessen Stimme er nie vernommen hatte, an dem er mit unendlicher Zärtlichkeit hing, und dessen Bild ihm noch in den Träumen seiner letzten Krankheit erschienen ist, und nicht lange darauf verfiel seine Gattin einem Gemüthsleiden, von dem sie nicht wieder genesen ist.

[1]) Nachruf für den am 16. September 1877 verstorbenen Alfons Oppenheim; vergl. A. W. Hofmann, „Zur Erinnerung an vorangegangene Freunde", Bd. I, S. 342 ff.

[2]) Die damals gewechselten Erklärungen u. s. w. (auch eine bisher nicht veröffentlichte Ansprache Treitschke's an die Studentenschaft) sind jetzt abgedruckt in der von E. Liesegang herausgegebenen Sammlung „Deutsche Kämpfe". Neue Folge. Leipzig, Hirzel. 1896.

So tief eingreifende seelische Erschütterungen konnten nicht ohne Wirkung auf Treitschke's Leben und Wesen bleiben; sie haben ihn nicht verbittert, aber er zog sich aus dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben doch mehr und mehr auf sich selbst zurück. Er trat aus dem Reichstage aus und legte die Redaction der „Preußischen Jahrbücher" nieder. Wenn er noch einmal seine helle Stimme erhob, so geschah es, als er seine alten Ideale bedroht glaubte, wie er mit der Schrift über das Gymnasialwesen (1883 und 1890) „den Verirrungen des modernen demokratischen Gleichheitswahnes" für den Segen der classischen Bildung entgegentrat, oder wie er für das weltliche Recht des Staates gegen den Entwurf eines preußischen Volksschulgesetzes kämpfte (1892). Um so mehr faßte er, neben seiner erfolgreichen akademischen Thätigkeit, alle Kraft zusammen für seine Deutsche Geschichte, an deren reiferer Ausgestaltung er unabläßig arbeitete. Freilich, unter welchen Leiden, seelischen und körperlichen! Die Angriffe auf sein Werk, mit dem er der Nation ein willkommenes Geschenk zu machen gehofft hatte, schmerzten ihn tief, und es war ergreifend, den stolzen Mann zuweilen über Verkennung klagen zu hören. Schwerer noch trug er an dem häuslichen Leid und an Störungen der eigenen Gesundheit, obwohl er deren ernste und frühe Gefährdung sich nicht eingestehen wollte. „Ich habe," so schrieb er damals einem Freunde, „an Kummer und Sorgen fast unbillig schwer zu tragen." Mitten in der Arbeit zum fünften Bande der „Deutschen Geschichte" mußte er die Feder aus der Hand legen, da die Augen ihren Dienst versagten. Es war eine furchtbare Heimsuchung für den Mann, der alles körperliche Leid tapfer bisher getragen, wenn er nur hatte schaffen und arbeiten können. Nach schwerer und langer Krankheit, nach Tagen voll Angst und Pein, in denen ihn die Schrecken einer Zukunft in Nacht und Schweigen quälten, genas er endlich, nur um sich mit aller Leidenschaft wieder der Arbeit hinzugeben. Einen jungen Freund, der ihn warnend bat, sich zu schonen und die Gewohnheit nächtlicher Arbeit zu lassen, wies er mit den unwilligen Worten zurück: „Ich weiß ja, daß Sie mich herzlich lieben, aber ob ich etwas Ordentliches schaffe und vorwärts bringe, das ist Ihnen doch ganz gleichgültig." War es die unbestritten große Wirkung seines fünften Bandes und der Erfolg seiner Rede zum Gedächtniß des Krieges von 1870, die noch einmal seine Ueberlegenheit als Sprecher an vaterländischen Ehrentagen bewies — seine Stimmung wurde wieder frischer und gehobener. Mit frohem Muthe ging er im Sommer an die archivalischen Vorarbeiten für den sechsten Band. Im Herbste aber unternahm er — quite english, wie er zu sagen pflegte — eine Reise nach England, die er schon seit Jahren geplant hatte.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er nach der Rückkehr von England eines Abends in den Kreis tritt, der sich alle Donnerstage um ihn zu sammeln pflegte, wie er mit liebenswürdigem Lächeln fröhlich Jedem die Hand schüttelt; die wuchtige Gestalt, deren zunehmende Schwere uns auffällt und beunruhigt, ist leicht gebeugt, das mächtige Haupt aber stolz und trotzig wie je in den kräftigen Nacken geworfen: die ganze Erscheinung das Bild einer frei und kühn in sich ruhenden Persönlichkeit. Und merkwürdig: er, der in der Jugend

über seine Jahre hinaus gereift aussah, erscheint im Alter jugendlich. Er setzt sich an seinen Platz, und nachdem er uns Alle nochmals mit den tiefen und treuen Augen angeblickt und unsere gespannte Erwartung bemerkt, beginnt er zu erzählen, mit aller jener Kraft der Phantasie und Anschaulichkeit der Schilderung, von der auch die lebendigsten und blühendsten Theile seiner Schriften nur ein blasses Spiegelbild geben, ein Zauberer, dessen Stab Todtes zum Leben ruft und Fernes nahe rückt. Vor uns steigt der englische Bahnhof auf mit seinen Strafplakaten, die ihn entrüsten; ein englisches Hôtel und eine englische und amerikanische Tischgesellschaft, deren Gewohnheiten ihn empören. Vergebens wagt der Eine auf einem Zettel, den man ihm hinreicht, ein Wort des Widerspruches; mehr Glück hat ein Anderer, der an Heine's „Englische Fragmente" erinnert; „mir viel zu milde noch," ruft er, und der Strom einer satirischen Schilderung von unvergleichlicher Kraft rauscht immer weiter, uns Alle unwiderstehlich fortreißend. Wie oft haben wir uns noch erhoben und begeistert an dieser Macht der Leidenschaft, die wie eine ursprüngliche Naturgewalt aus ihm hervorbrach, oft in erhabenen Worten idealster Weltanschauung, oft aber auch in den lodernden Flammen hellen Zornes! Wie groß sind doch die Männer, die zu glauben vermögen an sich und ihre Sache und die Kraft des Geistes und des Charakters mit Reinheit und Güte des Herzens verbinden!

Im Februar dieses Jahres erfuhren wir dann, Mancher von uns ohne Ueberraschung, daß er ernstlich erkrankt sei. Ich eilte zu ihm, als wir Alle, nur er allein nicht, schon wußten, daß keine Hoffnung mehr sei, und traf ihn, mühsam unter seinen Excerpten blätternd und mit sichtlicher Anstrengung lesend. Er begann von seinem sechsten Bande zu reden, dessen Fortschritte ich im Archiv, Acten auf Acten heran bringend, im täglichen Gespräche mit ihm erörtert hatte. Seine leidenden Züge belebten sich, indem er von der schlichten Tüchtigkeit des Prinzen von Preußen sprach, dessen Feldzug in Baden er durchforscht hatte, und in dem er, mit dem preußischen Heere, in der allgemeinen Auflösung des Jahres 1848 den gesunden Kern für die Zukunft Deutschlands darstellen wollte. „Ja, unser lieber, alter Herr, seit seinem Tode ist alles Unglück über mich hereingebrochen." Ich suchte ihn zu trösten mit einigen Worten über den steigenden Erfolg seiner „Deutschen Geschichte"; ich erinnerte ihn an die schöne Würdigung Herman Grimm's, die, wie ich aus früherer Unterhaltung wußte, ihn sehr gefreut hatte. „Ach, ich habe wenig Glück gehabt in meinem Leben, und wenn nun — aber das kann nicht sein, Gott kann mich nicht hinwegnehmen, ehe ich meinen sechsten Band vollendet habe, und dann" — kam es leise wie im Selbstgespräch von seinen Lippen — „habe ich doch auch noch das andere Werk zu schreiben." Ich schied von ihm, tief erschüttert von dem Verlöschen einer Kraft, die vierzig Jahre hindurch so gewaltig gewirkt, und indem ich das Leben des Mannes überdachte, das sich im Kampfe für ein glücklicheres Deutschland leidvoll aufgezehrt hat, mußte ich der französischen Worte von den Revolutionen denken: „Malheur à qui les fait, heureux qui les hérite".

Treitschke's Werke werden, wie ich nicht zweifle, nach ihrem Gedankengehalt in alle Zukunft als ein schönes Denkmal der geistigen und politischen Strömungen der Zeit gelten, in der der Kampf um die deutsche Einheit mit Worten und Waffen ausgefochten ist; auch in ihrer Sprache verbindet sich mit den besten Ueberlieferungen der classischen Zeit unserer Dichtkunst und Philosophie der kriegerische Klang der Tage Bismarck's und Moltke's. Ueber Allem aber, was Treitschke's Werk der Vergangenheit und der Gegenwart verdankt, schwebt doch der kraftvolle Genius seiner einzigen Persönlichkeit. Darum wird auch die Nachwelt nicht vergessen, hinter dem großen Werke den größeren Mann zu suchen und zu ehren.

Briefe.

17. An G. Freytag.

Berlin, den 4. Juli 1866.

Lieber Freund!

Zum Danke für Ihre herzlichen Zeilen muß ich Ihnen doch, kaum hier eingetroffen, mit wenigen eiligen Worten sagen, wie es mir in diesen wilden Wochen ging. Ringsum braust ein unbeschreiblicher Jubel, fast alle Häuser flaggen — und diesmal fast ausschließlich mit schwarz-weißen, nicht mit den allzu sehr entwürdigten tricoloren Fahnen, und da unsere große Sache so herrlichen Fortgang nimmt, so schaue ich auch mit guter Zuversicht auf die weite und gänzlich ungewisse Fahrt, die mein kleines Schifflein vor sich hat.

Von dem Augenblicke an, da Baden am Rumpfbundestage in das Rheinbundslager überging, war mein Entschluß entschieden. Ich kann mit meinem Eide nicht spielen, also nicht Staatsdiener bleiben in einem Rheinbundsstaate, den ich als Patriot nach Kräften zu schädigen suchen muß. Ich kann nicht den politischen Selbstmord begehen, mich in solcher Zeit in Feindesland zu vergraben. Dies meine, wie mir scheint, einfachen und durchschlagenden Gründe. Was Sie vielleicht in den Zeitungen von Bedrohungen meiner Person gelesen haben, war sehr übertrieben. Dergleichen Erfahrungen hätten mich nur bewegen können zu bleiben; es war mir ein ganz ungewöhnlicher Genuß, daß meine Wohnung durch Patrouillen der überängstlichen Polizei bewacht wurde. Nun bin ich auf weitem Umwege, über Frankreich und Köln, hier eingetroffen, und habe heute früh schon die Redaction der „Preußischen Jahrbücher" übernommen. Darin liegt, wie Sie als alter Practiker sofort begreifen werden, zugleich meine Antwort auf Ihre freundliche Anfrage wegen der Grenzboten; ich muß jetzt für mein eigenes Blatt sorgen. Für den Augenblick freilich reden die Kanonen — und wie herrlich reden sie, wie glorreich kommt die unverwüstliche Tüchtigkeit unseres Staates zu Tage! Ich prahle nicht, aber ich halte für zweifellos, daß mit den furchtbaren Kämpfen in Böhmen eine schönere Zeit für unser Vaterland anbricht. — Dann muß ein Zeitpunkt eintreten, wo die Debatte wieder etwas bedeutet, und die

Publicistik nicht bloß von Handwerkern gehandhabt werden darf. Darum will ich jetzt eine Weile ganz der Politik leben. Nicht für immer, denn ich gehöre auf das Katheder, und vielleicht bringt mir diese reiche Zeit eine preußische Professur. Wo nicht, so habilitire ich mich hier oder in Bonn als Docent.

Sobald diese Zeilen fertig sind, schreibe ich meinem Vater. Ich bin darauf gefaßt, daß er sich von mir lossagt. Sehr viel wird darauf ankommen, ob mein armer Bruder den preußischen Kugeln entgangen ist. O, es ist ein Elend, daß dieser tapfere Junge seine frische Kraft — und leider, mit freudigem Herzen — für eine niederträchtige Sache vergeudet!

Ich habe mich manchmal gewundert, wie ruhig mein heißes Blut in diesen wilden Tagen blieb. Es kam in der That Vieles zusammen, was auch einen entschlossenen Mann bewegen und aufregen muß. Was mir diese Wochen ganz besonders hart machte und jeden radicalen Entschluß sehr erschwerte, will ich Ihnen, *aber nur Ihnen*, noch gestehen. Am 18. Juni, unmittelbar bevor ich meine Entlassung nahm, habe ich mich verlobt. Sie haben Emma Bodmann einmal gesehen, und sie hat Ihnen gefallen. Ich liebe sie schon lange mit Allem, was gut und tüchtig ist in mir. Wenn ich zu Ostern nicht so heiter war wie gewöhnlich, so hing das mit dieser Herzensgeschichte zusammen. Damals schien unsere Verbindung unmöglich aus einem Grunde, der jetzt beseitigt ist. Wir standen schon so zusammen, daß ich nicht mehr schweigen konnte — und es auch nicht wollte, obgleich meine Zukunft jetzt ungewisser denn je ... Der Breisgauer Adel wird natürlich Zeter schreien über diese protestantische und nicht ganz ebenbürtige Verbindung, aber Emma ist ein tapferes Soldatenkind wie ich, ihrer treuen, muthigen Liebe bin ich sicher. Die Freuden des Brautstandes habe ich kaum genossen. Am Tage nach unserer Verlobung mußte Emma ins Bad; das ließ sich nicht mehr ändern, denn sie ging mit einer Tante, die nichts davon wissen durfte. Bevor ich Baden verließ, habe ich sie noch einmal oben im Griesbacher Bade besucht. Es war der glückseligste Tag meines Lebens; ich hatte mir nicht zugetraut, daß eine persönliche Leidenschaft so stark in mir werden könnte ...

18. An G. Freytag.

Berlin, 14. Juli 1866.

... Morgen gehe ich an eine Flugschrift über Sachsen, Hessen und Hannover. Daß diese Zaunkönige nicht wiederkehren dürfen, liegt auf der Hand. Die letzte Entscheidung liegt freilich auf dem Schlachtfelde an der Donau, vielleicht auch in Petersburg und den Tuilerien. Ganz gleichgültig ist die öffentliche Meinung in Deutschland doch nicht. Ich will durch meine Flugschrift wesentlich auf die Preußen wirken; es muß unumwunden gesagt werden, was jeder Preuße im Stillen denkt. In Sachsen ist mein Name zu verschrieen, um die Gemüther umzustimmen. Es wäre von der größten Bedeutung, wenn — die Grenzboten kurz und gut als offene Verfechter der Annexion aufträten. Ein angesehener und gemäßigter Name wie der Ihrige würde vielen schwachen Seelen Muth und Einsicht geben. Im schlimmsten, sehr unwahr-

scheinlichen Falle müßten Sie mit den Grünen Blättern hierher übersiedeln. Wahrhaftig, das Opfer wäre gering. Großes steht auf dem Spiele. Mir graut vor den Zuständen in Sachsen, wenn die Beusterei wiederkehren sollte! Ich bitte Sie herzlich, erwägen Sie den Vorschlag. In großer Zeit soll man etwas wagen, und arg ist das Wagniß nicht, unsere blauen Jungen werden Sie schützen . . .

Daß mein armer Bruder mit zerschossenem Oberschenkel in einem elenden Lazareth auf dem Schlachtfelde von Königgrätz liegt, wissen Sie wohl schon. Nähere Kunde fehlt mir noch. O, diese Schurken, die so viel theures Blut für eine niederträchtige Sache opferten! Nochmals, erwägen Sie den Vorschlag ernstlich. Es ist eine Schande, daß das Volk der Kleinstaaten so stumpf und dumpf der gewaltigen Zeit zuschaut. Wenn Männer, wie Sie, nicht reden, wer soll es denn sonst? . . .

19. An G. Freytag.

Berlin, 2. August 1866.

. . . Es ist eine zu schimpfliche Erscheinung, daß ein gebildeter deutscher Stamm die Aenderung seines Schicksals mit anschaut, ohne einen Finger zu regen . . . Meine Broschüre erscheint morgen. Sie ist halb veraltet und taugt nicht viel, denn über diese sonnenklare Sache lassen sich nur Trivialitäten sagen. Nützen wird sie auch wenig; ich bin in Sachsen zu verrufen. Wenn aber Sie mit Ihrem guten Namen auftreten und in jeder Nummer immer von Neuem beweisen, daß die halbe Annexion der finanzielle und sittliche Ruin des Landes und eine Erniedrigung für seine Bewohner sein wird, so läßt sich vielleicht eine Bewegung in Gang bringen, die bei der fortdauernden Occupation durch die Preußen vielleicht zum Ziele führt. Der Versuch zum mindesten muß gewagt werden. Ich bitte Sie um meiner lieben Heimath willen, sprechen Sie mit J. und thun Sie dann, was nach meiner ruhigen Ueberzeugung Ihre heilige patriotische Pflicht ist. Der preußische Landtag wird über die ungerechte Begnadigung des schuldigsten Hofes nicht schweigen; es ist wichtig, daß unsere Abgeordneten sich auf Ihre Stimme berufen können. Gerade weil Sie ein „Grenzbote" sind in Preußens Außenlanden, haben Sie jetzt den Beruf zu reden.

Nach Königsberg gehe ich trotz alledem gern, in der Hoffnung, nicht immer da zu bleiben . . . Da mein Vater sehr liebevoll eingewilligt hat, so hoffe ich, in einigen Tagen Ihrer Frau Gemahlin meine Verlobung amtlich anzuzeigen und zu Ostern zu heirathen . . .

20. An Gustav Freytag[1]).

Kiel, 3. November 1866.

. . . Dann kamen ein paar glückselige Wochen: ein guter Theil der Zeit ging leider über den unvermeidlichen Besuchen hin, und was übrig blieb, brauchte ich ganz für mich, um einmal recht herzhaft glücklich zu sein. Auf

[1]) Treitschke war zu seinem Geburtstag, 15. September, nach Freiburg gereist.

der Rückreise mußte ich über die Göttinger Bibliothek gehen. Dann hab' ich unsere Küstenstädte gesehen, die versunkene Herrlichkeit von Lübeck und Wismar und die herrliche junge Blüthe von Bremerhaven; ich lernte viel dabei und fand überall gute Genossen, namentlich in der entwelften Welfenstadt und in dem wackeren Bremen. Seit etwa vierzehn Tagen bin ich hier, und die mannigfachen Geschäfte der Zeit des Einzugs erlauben mir erst jetzt, mich mit den Freunden wieder in Verkehr zu setzen . . .

Ich habe hier vor der Hand noch einen schweren Stand, obgleich die Facultät mich ordnungsmäßig berufen hat . . . Ich fange langsam an, Boden zu gewinnen; meine Vorlesungen werden gut besucht; das Publicum muß ich in die Aula verlegen; die Studenten sind gebildet und fleißig. Freilich, ich muß das Land erst urbar machen helfen. Für die Herzogthümer bedeutet das Preußischwerden einfach den Eintritt in das deutsche Leben. Von deutscher Geschichte hat man hier seit Jahren nichts gehört, man kannte nur das meerumschlungene Vaterland. In Handel und Wandel herrscht eine Stagnation, ein Zunftgeist der lächerlichsten Art. Es lebe Preußen und die freie Concurrenz. Das Volk hier ist vortrefflich; man muß es nur rütteln und in das deutsche Leben hineinzwingen. Kiel ist natürlich die schlechteste Stadt des Landes, es wird eine Weile währen, bis manche Gesichter mich freundlich anschauen. Doch ich bin gutes Muths. Meine Hauptnoth ist nur die Abgeschiedenheit, die es sehr erschwert, mit der Feder etwas für unsere Sache zu thun, und die große Geschäftslast meines Amtes . . .

21. An Jolly, Präsident des badischen Staatsministeriums.

Kiel, den 12. Juli 1867.

Hochzuverehrender Herr Präsident!

. . . Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 10. d. M. ist mir soeben zugekommen. Ich habe Ihnen zunächst meinen aufrichtigen, ergebensten Dank für die darin gegen mich ausgesprochenen Gesinnungen zu sagen. Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß ich mich beschämt und geehrt fühle durch den Antrag, der Nachfolger eines Mannes wie Häusser zu werden. Ich würde an die Annahme eines solchen Rufes, dem ich heute noch nicht gewachsen bin, nicht denken, wenn ich nicht wüßte, daß es heute schwer fallen wird, einen älteren Mann für diese Stellung zu gewinnen, und wenn ich nicht hoffte, mit der Zeit bei ernster Pflichterfüllung die Lücke, welche Häusser's Tod gerissen hat, theilweise wieder auszufüllen. Daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog, nachdem ich vor einem Jahre freiwillig den großherzoglichen Staatsdienst verließ, mir diesen Antrag hat stellen lassen, ist ein neues Zeichen jener vielerprobten, vornehmen Gesinnung, die ich nur mit tiefem Dank erwidern kann.

Zu meinem Bedauern ist es mir jedoch unmöglich, sofort eine bestimmte Antwort auf die Berufung zu geben. Es ist Ihnen, verehrter Herr Präsident, bekannt, daß ich dem preußischen Staate mit Freuden angehöre. Die Aussicht auf den schönen Wirkungskreis in Heidelberg und die Ueberzeugung, daß der

akademische Lehrer nicht ausschließlich einem deutschen Staate angehört, würden mir freilich über dies Bedenken hinweg helfen. Aber ich bin vor der Hand persönlich gebunden, die königl. Regierung hat mich erst vor einem Jahre mit großem Wohlwollen hierher berufen; es wäre eine Verletzung des Anstandes und der Dankbarkeit, wenn ich ohne die unbedingte Billigung der königl. Regierung den preußischen Staatsdienst wieder verlassen wollte. Ich habe daher soeben an Herrn Geheimrath Olshausen[1]) geschrieben und mir die Meinung des Herrn Ministers erbeten. Wird mir die Erklärung wiederholt, welche mir im letzten Herbst, allerdings unter anderen Verhältnissen, gegeben wurde, sagt man mir, daß die königl. Regierung meinen Wegzug nach Heidelberg begreiflich und in der Ordnung finde, so kann ich sofort mit Ihnen, Herr Präsident, in Unterhandlung treten. Ich zweifle nicht, daß dann die Angelegenheit alsbald zum Abschluß gelangen würde, da ich zu den mir mitgetheilten Bedingungen nur Weniges hinzuzusetzen weiß. Erklärt man mir dagegen, daß man mich in Preußen brauche und meinen Austritt mißbilligen würde, so würde ich mich verpflichtet fühlen, in meinem gegenwärtigen Wirkungskreise zu bleiben. Sie werden sicher die unabweisbaren sittlichen Gründe, die mich zu diesem Verhalten bestimmen, zu würdigen wissen und mir gestatten, eine bestimmte Erklärung erst zu geben, wenn die Antwort aus Berlin eingetroffen ist . . .

22. An G. Freytag.

Heidelberg, 17. November 1867.

. . . Sie wissen ja, wie wunderlich das Schicksal wieder mit mir gespielt hat. Wir sind vor lauter Kommen und Gehen wenig zur Ruhe gelangt, und die Ruhe, die ich jetzt genieße, besteht darin, daß ich den ganzen Tag arbeite und schließlich doch immer weniger geschafft habe, als ich wollte. Es war doch eine schöne Zeit, diese frischen Sommermonate an der blauen See, und aus alle dem unerträglichen Holstendünkel und Holstenselbstlob hab' ich zuletzt doch die frohe Hoffnung mit hinweggenommen, daß die Zukunft unser ist . . .

Meine Berufung hierher ist, wie ich hoffe, ein Glück gewesen. Wenn die Theilnahme der Studenten so bleibt, wie bisher, so kann ich hier wirklich etwas nützen. Das scheint auch des Königs Meinung gewesen zu sein, als er mir den Eintritt in badische Dienste ausdrücklich erlaubte und mir so mein preußisches Bürgerrecht ausdrücklich vorbehielt. Die Collegen nahmen mich

[1]) An Olshausen, den vortragenden Rath im Cultusministerium, schrieb Treitschke am selben Tage: „Seit ich politisch zu denken vermag, bin ich immerdar ein guter Preuße gewesen . . . In den wenigen Monaten, die ich in Preußen verlebte, habe ich das Glück, mit Leib und Seele einem großen Staate anzugehören, erst ganz schätzen gelernt . . . Mein Lebensgang ist jenem Häusser's nahe verwandt; die Aufgabe, junge Studenten aller Facultäten durch das lebendige Wort in die historische Welt einzuführen, entspricht meinen Neigungen und Fähigkeiten, ja ich kann vielleicht hoffen, im Laufe der Jahre bei ernster Pflichterfüllung Häusser zu ersetzen. Das ist eine schöne Aussicht . . . In unserem gegenwärtigen Uebergangszustande brauchen wir Männer, die sich dazu verstehen, auf ein wirkliches Staatsbürgerrecht zu verzichten, um an ihrem bescheidenen Theile für den deutschen Staat der Zukunft zu arbeiten . . Jedenfalls will ich als loyaler Preuße handeln."

sehr gut auf, weit freundlicher als die Kieler; die Borussophoben sind recht kleinlaut, und der Eintritt in den deutschen Bund, den wir sicher im Frühjahr feiern werden, wird noch Manchem den Staar stechen . . . Ist erst die politische Verbindung vollzogen, so wird auch die Versöhnung der Gemüther rasche Fortschritte machen. Selbst in Schwaben ist, wie heute überall, das junge Geschlecht vernünftiger als das alte; ich freue mich stets über die vielen Württemberger unter meinen Zuhörern; sogar ein Sohn des Aesthetikers Vischer ist darunter. Ich meine, der Einheitsstaat ist bei uns gründlich vorbereitet, und ich hoffe den Sturz der letzten Rheinbundskronen noch zu erleben . . .

23. An G. Freytag.

Heidelberg, 19. August 1868.

. . . Ich werde morgen Abend nordwärts fahren und mir übermorgen früh in Utrecht een briefje van de uuren van het vertrekk kaufen, um dann zu sehen, wohin ich weiter trekken soll im Lande der Frösche und der Dukaten. Ich will mir das Sumpfland einmal anschauen, auch einige alte Bücher anschaffen für einen kleinen Aufsatz über die Republik der Niederlande, der in den zweiten Band der Aufsätze kommen soll. . .

Alles, was ich erlebe und erlerne, drängt mich jetzt zu der Einsicht, daß es für uns Deutsche die höchste Zeit wird, der alten constitutionellen Schablone durch eine verständige Verwaltungsreform erst einen Inhalt zu geben. Meine Studien über das neue Frankreich zeigen mir die Unfruchtbarkeit des bureaukratischen Parlamentarismus. Noch lehrreicher sind die Erfahrungen in Italien. Auch dort waren, wie bei uns, alle Parteien einig in dem Rufe nach Decentralisation, an gutem Willen und Talent hat es nicht gefehlt, aber die Nöthe der auswärtigen Politik haben schließlich zu einem Präfectensystem geführt, das neue Katastrophen über den Staat bringen wird. Mein wärmster Wunsch geht jetzt dahin, daß unserem Staate eine ruhige Frist gegönnt werde, um die Verwaltungsreform durchzuführen, die ihn zur Lösung noch größerer Aufgaben befähigen kann. Ob uns diese Frist bleiben wird? Ich wage es kaum zu hoffen. Die Rüstungen Frankreichs können leicht durch ihre eigene Wucht den Staat weiter reißen; auch scheint es mir fast eine nothwendige Consequenz unserer älteren Geschichte zu sein, daß unsere Selbständigkeit nicht ohne einen Kampf mit Frankreich gesichert wird.

Hier im Süden geht die Zersetzung aller Ordnung weiter. Das Verfassungsfest neulich hat mich lebhaft an unseren unvergeßlichen Mathy erinnert. Wie hat sich doch die Welt verwandelt in den 25 Jahren, seit Mathy die letzte badische Verfassungsfeier organisirte![1]) Heute ist der Glaube an diese particularistische Herrlichkeit, Gott sei Dank, gründlich verschwunden . . . Aber leider steckt hier in den Menschen wenig Eisen. Dieselben Menschen, die heute über die Kleinstaaterei jammern, würden doch einen neuen Rheinbund ohne viel Widerstreben ertragen. Hier im Süden hilft nichts als Eroberung; hier steht noch eine unermeßliche Aufgabe vor uns, aber ich hoffe, daß Preußen sie einst lösen wird . . .

[1]) Vergl. Mathy, Die Verfassungsfeier in Baden, 1843.

24. An H. v. Sybel.

Heidelberg, 12. December 1870.

. . . Der neue Vertrag von Ried[1]) und die Verstümmelung der Bundesverfassung macht mir viel Sorgen. Ein bescheidener deutscher König mit wirksamen Herrscherrechten wäre mir ungleich lieber als dies noch unbefestigte Kaiserthum. Das gute Einvernehmen zwischen München und Berlin muß natürlich ein leitender Grundsatz sein für die neue Reichspolitik, wenn anders diese schwächliche Verfassung Leben gewinnen soll, und die Gefahr liegt doch nahe, daß die Schonung gegen die Mittelstaaten uns wieder zurückführe zu jenem Föderalismus, der unser Verderben war. Ich hoffe aber, die Natur der Dinge wird stärker sein, als der Buchstabe der Verfassung. Die napoleonischen Kronen haben zwar einen handfesten Lebensversicherungsvertrag geschlossen, doch wirkliche Lebenskraft nicht gewonnen. Gegen Preußen und den in neuer Kraft wieder erwachten nationalen Geist wird Bayern auf die Dauer schwerlich viel schaden können. Ich horche jetzt sehnsüchtig auf den Donner der Batterien vor Paris; die Opfer dieses Krieges sind so entsetzlich — auch mein einziger Bruder ist gefallen — jeder Tag unnöthiger Zögerung bleibt zu beklagen . . .

25. An H. v. Sybel.

Heidelberg, den 15. April 1872.

Hochgeehrter Herr!

Die beiden letzten Reichstagssessionen haben mich arg zurückgebracht in meinen Arbeiten und Vorlesungen; ich mußte, um Versäumtes nachzuholen, einige Monate ganz still sitzen und habe erst vor Kurzem Ihren neuen Halbband lesen können. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für den Genuß, den mir das Buch bereitet, ebenso für die Barmener Vorlesungen, die wirklich ein gutes Wort zur guten Stunde waren[2]). Ich begreife nicht die Kurzsichtigkeit der Manchestermänner, die jetzt die socialistische Bewegung schon im Abnehmen glauben. So sagte mir noch kürzlich Böhmert aus Zürich. Ich halte die Gefahr für sehr groß; die Noth der arbeitenden Classen ist gar nicht abzuleugnen, auch nicht die Pflicht des Staates, da einzugreifen, wo die Selbstsucht der Besitzenden keine Lehre annimmt. Wir sind Ihnen alle zu Dank verpflichtet, daß Sie auf diese Unterlassungssünden des Staates hingewiesen haben, so offen und entschieden, als man vor einem industriellen Hörerkreise reden kann. In diesem Streite sind die Rollen vertauscht; wir Katheder-helden sehen die Dinge, wie sie sind, das Classeninteresse der sogenannten praktischen Leute leugnet die handgreiflichsten Thatsachen ab. Ich hoffe aber, das Billigkeitsgefühl und das gute Herz der Deutschen werden sich nicht auf die Dauer beherrschen lassen von Abstractionen, die sich für praktische Weisheit ausgeben.

---

[1]) In Ried schloß Bayern 8. Oktober 1813 mit Oesterreich den Vertrag, der ihm seine volle Souveränetät verbürgte.

[2]) „Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus". Vergl. H. v. Sybel, Vorträge und Aufsätze, S. 81 ff.

Wir werden unsere Zehnstundenbill, unsere Fabrikinspectoren und vieles Andere, was der Manchesterlehre widerspricht, doch noch erhalten. Unser Volk mit seinem Idealismus scheint mir vor allen anderen Nationen berufen, durch eine strenge und gerechte Gesetzgebung den socialen Kämpfen vorzubeugen . . .

26. An Minister Jolly.

Heidelberg, den 25. Februar 1873.

Verehrter Herr Minister!

Ew. Excellenz sage ich meinen herzlichsten Dank für Ihre gütigen anerkennenden Worte. Eine wirkliche Antwort zu geben bin ich aber im Augenblick ganz außer Stande. Der Ruf[1]) kam so völlig unerwartet, ich hatte an eine solche Möglichkeit bei Droysen's Lebzeiten so gar nicht gedacht, daß ich jetzt erst über alle die wichtigen in Betracht kommenden Fragen Erkundigungen einziehen muß. Es würde mir unsäglich schwer fallen, meinen hiesigen glücklichen Wirkungskreis, der mich für alle Widerwärtigkeiten des Heidelberger Lebens reichlich entschädigt, zu verlassen. Um einen solchen Entschluß zu verantworten, muß ich erst wissen, welche Thätigkeit mich in Berlin erwartet. Ich mag nicht als Droysen's lachender Erbe wider seinen Willen auftreten — wenn er, was ich nicht weiß, noch im Stande ist, sein Lehramt vollständig auszufüllen. Ich bin auch über den Charakter der heutigen Berliner Studentenschaft nicht unterrichtet und weiß nicht, ob ich dort als Lehrer einen ebenso dankbaren Boden finden werde, wie hier. Was mich nach Berlin hinzieht, brauche ich Ew. Excellenz nicht erst zu sagen. Unsere Hauptstadt soll nicht zu einem anderen New-York werden; wer etwas beitragen kann, dies Unglück von uns abzuwenden, darf sich nicht ohne dringenden Grund versagen. Ich finde in Berlins Archiven und Bibliotheken eine Förderung meiner wissenschaftlichen Arbeiten, die mir immer unentbehrlicher wird; ich habe dort die Möglichkeit, dann und wann im Reichstage oder sonstwie politisch thätig zu sein, während ich auf die Dauer das Reichstagsmandat mit meinem hiesigen Lehramte nicht vereinigen kann. Solche Erwägungen rechtfertigen es wohl, wenn ich um einige Bedenkzeit bitte. Der Ruf kommt mir um fünf oder zehn Jahre zu früh; aber wer hält sein Schicksal in den eigenen Händen, und wie kann ich, der ich so fest an Preußen hänge, ohne triftige Gründe Nein sagen, wenn man mich dort zu brauchen glaubt? Also erlauben Sie mir, meine Antwort um einige Tage zu verschieben, und empfangen Sie inzwischen meinen wärmsten Dank.

27. An L. v. Ranke.

Heidelberg, 7. März 1874.

Hochgeehrter Herr!

Die gehäuften Geschäfte und Feste dieser Abschiedstage haben mich bisher gehindert, Ihnen meinen lebhaften und warmen Dank auszusprechen für die

[1]) Schon am 3. Januar 1873 hatte die philosophische Facultät der Universität Berlin die Berufung Treitschke's in Vorschlag gebracht, indem sie unter Anderem ihm eine „in schwierigen Lebenslagen bewiesene Festigkeit des Charakters und Lauterkeit der Gesinnung" nachrühmte.

freundliche Zusendung Ihrer „Genesis des preußischen Staates". Es sind dem Meister schon von so vielen Seiten Worte der Bewunderung für dies jüngste Werk zugerufen worden, daß ich mich begnügen muß, meinen persönlichen Dank für dies schöne Geschenk zu sagen.

Der Ruf nach Berlin hat mich vor einem Jahr völlig unerwartet getroffen. Es wird mir sehr schwer, von diesen schönen Landen und von der empfänglichen, dankbaren Heidelberger Studentenschaft zu scheiden. In Berlin erwarten mich ganz andere, schwierige Lehramtspflichten. Hier galt es eine durchschnittlich unwissende, aber auch unbefangene Jugend einfach zu belehren; dort ist die Aufgabe, dem Uebermuthe der radicalen Kritik die positiven Mächte der historischen Welt entgegenzuhalten. Ich fühle lebhaft, welche schwierige Stellung einem Manne meiner Gesinnung durch die heute in der Hauptstadt vorherrschenden radicalen Meinungen bereitet wird. Möge es mir gelingen, dem Vertrauen der Facultät einigermaßen zu entsprechen.

28. An G. Freytag.

Berlin, 19. December 1875.

. . . Ganz habe ich die Lebenskunst der großen Stadt noch nicht gelernt; es macht mich oft traurig, daß der Tag auch hier nur 24 Stunden hat, und man über der ewigen Unruhe der Arbeit das Menschlichste und Nächstliegende vernachlässigen muß. Ich habe den schweren Entschluß, mein schönes Heidelberg zu verlassen, noch keinen Augenblick bereut. Die akademischen Zustände sind ganz anders als am Neckar; wir Humanisten haben keinen leichten Stand gegenüber der Examenangst und dem brotwissenschaftlichen Philisterſinne der Studenten; auch der üble Einfluß einer skandalsüchtigen Presse und einzelner unsauberer Schreier, wie D., schadet viel. Aber am Ende ist die Jugend überall Jugend; man packt sie zuletzt doch, und hinter der kritischen Altklugheit unserer Berliner steckt viel ehrenwerther Fleiß. Ich habe allen Grund mit meinem Wirkungskreise zufrieden zu sein; selbst in Leipzig hab' ich nicht vor so vielen und eifrigen Zuhörern gelesen, wie in diesem Winter. Mit der Universität geht es trotz einzelner Mißgriffe der Regierung doch wieder in die Höhe; unsere Facultät ist doch die erste in Deutschland, obwohl wir uns auf die Leipziger Reclamenkünste nicht verstehen. Was mich hier drückt, ist nur die selbst für meine gesunden Nerven aufreibende Hetzjagd des großstädtischen Lebens. Wir wohnen 3/4 Stunden von der Universität[1]), und wenn ich oft an einem Tage zweimal ins Colleg, ein- oder zweimal in den Reichstag muß und außerdem meine langsame Feder zum Schreiben bringen und die unvermeidlichsten geselligen Pflichten erfüllen soll, so vergehen die Stunden wie im Taumel. Ich fange aber an, mich in dies unruhige Treiben zu finden, und freue mich der großstädtischen Freiheit. Auch meine Frau hat sich überraschend schnell hier eingelebt, und die Kinder sind allesammt begeisterte Berliner. Mein Sohn zieht den Thiergarten dem Schwarzwalde entschieden vor; Wald ist Wald, und den Kaiser und den alten Wrangel sieht man doch nur hier.

[1]) Treitschke war Sybel's Nachbar in der Hohenzollernstraße.

Ich habe mich nach dem Socialistenfeldzuge, der doch nothwendig war, wieder ganz in die deutsche Geschichte versenkt. Nur den Pufendorf konnt' ich mir nicht versagen[1]), da ein Vortrag mich darauf brachte; es that mir wohl, einmal einen großen politischen Kopf unter meinen sächsischen Landsleuten zu entdecken. Die deutsche Geschichte ist aber ein Ackern auf noch ungebrochenem Boden; ich erstaune, wie falsch die Ueberlieferung sich erweist, und will so lange immer wieder die Archive besuchen, bis ich der Sache einigermaßen sicher bin. Das hohe Haus lasse ich möglichst links liegen; die gewöhnliche Etatscalculatorenarbeit besorgen Andere besser als ich; nur wenn die Lage gefährlich wird, gehe ich wieder ins Zeug. . . .

29. An Frau von Treitschke.

Locarno, 27. August 1877.

. . . Der Fußmarsch über den Simplon war sehr anstrengend, aber sehr lohnend. Bei herrlichem Mondschein kam ich auf die Höhe, sah tief unter mir das Rhonethal und die Berner Alpen, passirte die von meinem Gemmi-Wetter zerstörten Theile der Straße und gelangte gegen 9 Uhr ins Hospiz. Alles französisch, aber freundlich. Es war Freitag; mit zwei Eiern und einem Fläschchen firnen Weines mußte ich mich für das versäumte Mittagsmahl entschädigen. Andern Morgens 6 Uhr wieder fort, mit ungeputzten Stiefeln und ohne Frühstück; in liebevoller Erinnerung an Dich und Deine Neigung für die Klöster legte ich 6 Francs für die gehabten Hochgenüsse in die Armenbüchse!! Dann durch die Schlucht von Gondo abwärts, nach einer Stunde wieder die ersten Tannen, und so Schritt für Schritt wurde das Land wieder reicher, bis ich endlich bei Iselle unter Kastanien und Nußbäumen schon den ersten Vorschmack der südlichen Sonne genoß und dann auf dem Dache des Postwagens in mein geliebtes Italien hinabfuhr. Köstliche Menschen, altes, treues piemontesisches Volk, das Volk Cavour's. Der See ist sehr schön, Du würdest freilich wegen der furchtbaren Hitze Deinem Herrgott ernste Vorstellungen machen. In diesen zwei Tagen habe ich zum ersten Male italienisches Volksthum kennen gelernt; in Deiner aristokratischen Umgebung kam ich nicht dazu. Es war Markt und Arbeiterfest in Pallanza, ungeheurer Lärm, Böller, Feuerwerk, eine Marktschreierei, wovon man im Norden sich keine Vorstellung macht; aber allgemeine Glückseligkeit, kein Streit, kein Betrunkener. Die Isola bella ist mir zu gekünstelt; zum Glück ist es den Borromeo's doch nicht gelungen, die Pracht der Natur zu verstümmeln . . .

30. An Frau von Treitschke.

Rom, 3. October 1879.

. . . Capri ist schön mit seinen Felsen und Palmen zwischen den beiden Golfen von Neapel und Salerno; ich bin unbefangen, wenn ich's preise, denn noch schmerzt mich der ganze Körper von den Stichen der Zanzaren . . . Von Salerno ging es hoch an der Küste hin nach Amalfi, landschaftlich das Schönste

[1]) Samuel Pufendorf („Preußische Jahrbücher" 1875.)

von Allem; zerrissene Felsen, an den Abhängen ganz mit Feigen und Oliven bedeckt, am Strande die alten Wachtthürme gegen die Saracenen (weißt Du noch: Eza an der Riviera?) und ein schönes Städtchen nach dem andern. Im Dom von Amalfi steht man schon an den Grenzen der europäischen Welt; die Bauart ist schon halb maurisch, und noch mehr an den Orient gemahnt die alte Bergstadt Ravello, in ihrer Art eine Todtenstadt wie Pompeji. Ich ritt zu Esel viele Hunderte steiler Stufen empor und fand mitten unter Agaven und Reben die weißen Marmorbänke und Säulen einer ganz verlassenen Piazza; dort versammelten sich die Afflitti und die anderen großen Geschlechter der einst glänzenden Stadt. Daneben ein Dom mit herrlichen maurischen Bögen und köstlichem Mosaik; die Säulen meist aus Pästum geraubt. Aus einem alten Palazzo maurischen Stils hat sich ein Engländer dort in der Gebirgseinsamkeit hoch über dem Meere eine Villa geschaffen, die wohl nur in Sicilien oder am Bosporus oder in Granada ihresgleichen findet; weiß und schwarz glänzende Marmorhallen mit rauschendem Brunnen, mit Palmen, Oleander und Myrthen, und tief unten die blaue See und die weiße Brandung. Die Fahrt nach Pästum ist sehr heiß, aber ganz ungefährlich, die Landstraße ziemlich belebt, und die Tempel selbst liegen nicht in der Einöde, sondern neben einigen Hütten; man findet einen Custode und löst eine Eintrittskarte. Die Fahrt geht durch die Haide; dichtes Schilf zeigt, daß hier einst der Hafen der alten Poseidonstadt war; schwarze Büffelheerden, von berittenen Hirten gehütet, zeigen sich dann und wann. Die drei Tempel, namentlich der Poseidonstempel, sind das Herrlichste, was ich von der Kunst des Alterthums gesehen, mächtiger in ihrer Einfachheit als selbst die Colossalbauten des kaiserlichen Rom's. Es ist doch ein gewaltiger Schritt der Menschengeschichte gewesen, als diese einfach großen Formen vor dritthalb Jahrtausenden geschaffen und damit eigentlich der Grund gelegt wurde für alle weitere Entwicklung menschlicher Kunst. Zwischen den Säulen sieht man fern das Meer schimmern; es ist ein unvergeßliches Bild, nicht zu theuer erkauft durch die Strapazen der langen, sehr heißen Fahrt . . .

Die Fahrt hierher ist sehr hübsch; zuletzt ging es bei reiner Vollmondspracht, die Du so nie gesehen hast, am See von Albano vorbei und durch die Campagna. Ueber Rom wirst Du nach 24 Stunden noch nichts hören wollen. Der erste oberflächliche Eindruck ist durchaus nicht hinreißend, der Corso sehr eng und keineswegs glänzend, dazu ein Gewirr winkliger Gäßchen. Aber wenn man dann näher hinsieht und auf Schritt und Tritt die Spuren einer grandiosen Geschichte erblickt, so wird man wie betäubt. Um mich etwas zurecht zu finden, hab ich theils zu Fuß, theils zu Wagen bei glühender Hitze einige der Hauptpunkte rasch gesehen: Der erste Gang war nach dem Pantheon — ein glücklicher Gedanke, denn dort packt Einen das innerste Wesen der antiken Kunst, die mit den einfachsten Mitteln das Höchste wirkt: es ist ein ganz schlichter Rundbau (die Berliner Hedwigskirche eine traurige Nachbildung davon) und doch von überwältigender Wirkung; dann St. Peter, das Capitol und das antike Rom mit Forum und Colosseum, endlich Abends auf S. Pietro in Montorio, um von der Terrasse das Gesammtbild der ungeheuren Stadt

zu sehen. Es liegt ein eigenthümlicher würdiger Ernst über der Stadt, der Landschaft und selbst den Menschen — recht im Gegensatz zu dem gedankenlosen Neapel. Man wird bescheiden und erkennt, wie unendlich viel wir von dieser Scholle Erde empfangen haben und noch heute lernen können; aber daß unser Norden sein gutes Recht hat nach seiner eigenen Art zu sein, das fühle ich doch ebenso lebhaft . . .

31. An Frau von Treitschke.

Rom, 15. October 1879.

. . . In die Sammlungen des Lateran. Neben vielem Unbedeutenden doch auch die herrliche Sophokles-Statue und eine Menge kleiner Bildwerke, die von dem innersten Leben des Alterthums erzählen, aber auch gräßliche Zeugnisse von der Roheit der Alten, so ein ungeheurer Mosaikfußboden, groß genug für eine Kirche, technisch vortrefflich, unermeßlich kostbar, und was sind die Bilder? Etwa fünfzig riesige Porträts von gekrönten Faustkämpfern, lauter Thiergesichter[1]). Wie wird mir hier die räthselhafte Uebergangszeit vom Heidenthum zum Christenthum greifbar und anschaulich! In der kaiserlichen Sclavenschule am Palatin fand sich an den Wänden neben anderem Gekritzel der Herren Primaner auch eine Caricatur auf das Christenthum (jetzt natürlich als große Merkwürdigkeit in ein Museum gebracht): der Gekreuzigte mit einem Eselskopfe, darunter Spottworte auf einen christlichen Mitschüler. Wie schade, daß Mommsen sich nicht entschließt, diese Zeit gewaltiger und noch fast ganz unbekannter geistiger Kämpfe zu schildern! Nachmittags vor die Thore, in die Villa Albani; das ist die jedem Deutschen heilige Stätte, wo Winckelmann erkannte, was die Schönheit ist. Der alte Ludwig von Bayern hat ihm hier ein Denkmal gesetzt. Die Zierden der alten Sammlung sind durch Napoleon geraubt, und doch habe ich nie etwas Aehnliches gesehen. Das Schloß, die Hallen, das Nebengebäude und der schöne echt südländische Garten, der in Terrassen zur Ebene abfällt und die Ausschau nach den Sabinerbergen bietet, Alles ist vollgepfropft von antiken Statuen und Reliefs, worunter das herrliche Bild von Orpheus und Eurydice, das einst Goethe so tief ergriff . . .

32. An Frau von Treitschke.

Rom, 22. October 1879.

. . . Am Montag sah ich viele Kirchen, alle lehrreich in ihrer Art, aber alle eigentlich unkirchlich, und hat man dann gar einige Todtenfeiern und dergleichen mit dem scheußlichen Geplärre, Wasserspritzen und Weihrauchschwenken ohne jede Spur von Andacht mit angesehen, so kann ein Historiker sich alter Erinnerungen nicht erwehren: es ist wirklich noch ganz und gar in etwas veränderten Formen das alte lateinische Heidenthum mit den Auguren, die einander nicht ohne Lächeln ansehen konnten. Meine Achtung vor der innerlich ernsten Auffassung des Christenthums im Norden, auch vor dem Katholicismus, wie ihn die Edleren unter unseren Landleuten auffassen, ist nie größer

[1]) Man erinnert sich des Hinweises auf diese Faustkämpfer in der letzten Rede Treitschke's „Zum Gedächtniß des großen Krieges" (1895).

gewesen, als hier. Dabei hat der italienische Priester als reines Weltkind aber die große Tugend, daß er mit seltenen Ausnahmen national gesinnt ist . . .

33. An Frau von Treitschke.

Rom, 27. October 1879.

. . . Der letzte Brief aus Rom, und er soll gut werden wie alle früheren. Ich bin tief dankbar für alles Genossene und kann mit dem Bewußtsein scheiden, daß ich viel gelernt und ohne wilde Hetzjagd alles Wesentliche gesehen habe . . . Ich scheide ungern, und wenn ich Dich hier hätte, blieb' ich gern noch einen Monat; aber leben könnte ich hier doch nicht, und noch weniger möcht' ich ein Italiener sein. Mein deutscher Weltbürgersinn reicht nur so weit, daß ich überall unbefangen sehen und lernen kann; Deutschlands zu vergessen, fällt mir selbst hier gar nicht ein. Auch werd' ich hier, unter dem echten Lateinerblute, nirgends mehr für einen Italiener gehalten, sondern stets, noch bevor ich den Mund aufgethan, für einen Deutschen. Der entscheidende Unterschied liegt in den Augen — die italienischen Augen sind auch sehr tief, aber mehr geistvoll als gemüthlich — und in den Hüften; die bleiben das Vorrecht der germanischen Völker — Slaven und Romanen haben keine . . .

Gestern war ich in Segni, oben in den Volskerbergen, noch $1^1/_2$ Stunden Steigens von der Station . . . Unheimlich sind diese Bergstraßen in ihrer tiefen Einsamkeit, kein Haus und kein Quell auf dem ganzen Wege, nichts als die grauen, kahlen Berge, dann und wann einige Oelbäume, die in solcher Umgebung sehr schwermüthig aussehen, und tief unten die rostbraune Hochebene, eine Kraft und Sattheit der Erdfarbe, wovon man im Norden keinen Begriff hat. Lyrisch-musikalisch, wie die unsere, wirkt diese Landschaft nie, und ich kann recht begreifen, daß sich Felix Mendelssohn hier nicht wohl fühlte. Ihre Schönheit liegt in dem Adel der Formen und der Macht des Lichtes und der Farben. Von der Höhe von Segni sieht man weithin über ganz Latium, bis über Rom hinaus; aber welch' ein trauriges Bild doch, diese unendliche Wüste um eine Weltstadt und dazu die vom Fieber abgezehrten Jammergestalten hier unten in der Campagna! Wäre ich Italiener, ich böte meine ganze Kraft, statt für das Narrengeschrei um Triest, vielmehr um die Besiedlung der Campagna auf; hier ist eine friedliche Eroberung von unermeßlichem Segen möglich. Droben in der frischen Luft der Volskerberge gedeiht freilich ein anderes Geschlecht, der kräftigste Stamm Mittelitaliens, soweit ich gesehen: stolze, stattliche Menschen, die nicht betteln, nur gelegentlich den Dolch brauchen. Sie redeten mich gleich auf Mommsen an und machten mir vor, wie er überall herumgeschnüffelt habe. Ich folgte denn auch seinen Spuren und beschaute mir andächtig die gewaltigen Kyklopenmauern aus der ältesten Zeit europäischer Geschichte . . .

34. An Frau von Treitschke.

Girgenti, 10. October 1882.

. . . Aus der schönsten Stadt der Sterblichen, wie die Griechen sagten, aus dem südlichsten Flecke der Erde, den mein Fuß je betreten, Afrika gerade

gegenüber, sende ich Dir meinen Gruß. Der gestrige Tag war noch sehr schön. Früh eine Fahrt nach einem berühmten Aussichtspunkte, S. Mar. del Gesù, wo man die Schlösser Friedrich's II. und alle die alten den Sicilianern noch heute theueren staufischen Erinnerungen leider nur in dürftigen Trümmern gerade unter sich hat. Nachmittags fuhr ich mit Kekulé und dem Director der Museen, Salinas, einem sehr liebenswürdigen Mann, der in Berlin studirt hat, nach der alten Phöniker- und Griechen-Römerstadt Solunto, die auf steilem Berge zwischen den beiden Meerbusen von Palermo und Terrasini liegt. Ein wunderbarer Blick am Abend, als die Hitze sich etwas legte; die Formen der Berge sind freilich zu phantastisch, zu unruhig, um geradezu schön zu erscheinen. Zwischen den alten Trümmern hat Salinas überall, wie landesüblich, die Farbepflanze Sumach und die mächtigen, oft zwei Mann hohen und ein Mann starken Stämme der Cactusfeigen pflanzen lassen, die mit ihrem sonderbaren Grün der sicilischen Landschaft die Färbung geben. Heute fuhr ich erst an der herrlichen Küste hin, wo überall riesige Netze für die Thunfische ausgespannt sind, und dann durch das entsetzlich öde Innere der Insel. Meilenweit oft kein Grün, und an jeder Station die neuen Eucalyptus-Anpflanzungen, eine beredte Mahnung an die Reisenden, daß sie trotz der Hitze nicht schlafen dürfen, der Malaria wegen. Das heutige Agrigent würden wohl selbst fanatische Philologen nicht mit dem alten Ehrennamen belegen. Es füllt nur den Raum der alten Akropolis, hat vielleicht nicht den zwanzigsten Theil des Umfanges der alten Akragas und hat doch 20 000 Einwohner. Unterhalb dieser Bergstadt, die aus jedem Fenster den Blick zum Meer bietet, dehnt sich nun bis zur See die alte Stadt aus, ein ungeheures Trümmerfeld, mehrere Meilen im Umfang. Wie in Palermo Alles an die Araber, die Normannen und die Staufen erinnert, so hier Alles an Hellas. Nicht weit von hier, in Gela, hat Aeschylos seine letzten Jahre verlebt, und wohl nirgends in der Welt hat der dorische Stamm so gewaltige Zeugnisse seiner künstlerischen Kraft hinterlassen. Zwei von den Tempeln sind noch gut erhalten, ganz der kleine, liebliche Tempel der Concordia, weniger vollständig, aber grandioser der hoch gelegene Junotempel, wo man zwischen den Säulen hindurch über die öde Niederung auf das blaue Meer schaut. Ganz zerstört ist der nie vollendete Tempel des Zeus, ein riesiger Bau, so groß, daß in den Kannelüren der Säulen ein Mann stehen konnte. Und was für uralte Erinnerungen: hier hatte einst unter dem Namen des Zeus Atabyrios der menschenfressende Moloch sein Heiligthum . . .

35. An Frau von Treitschke.

Braunschweig, 12. August 1883.

Daß Deutschland überall schön ist, wenn man nur die Augen dafür hat, ist mir wieder einmal klar geworden. Wie viel Schönes habe ich in drei Tagen in fünf alten Sachsenstädten gesehen. Erst ein kurzer Aufenthalt in Magdeburg, wo mir Vieles neu war, nicht nur die eleganten, neuen Straßen, die hier wie überall in unseren aufblühenden Städten entstanden sind, sondern auch einige alte Kirchen, die ich früher als Student nicht bemerkt habe.

Quedlinburg würde Dir gefallen, natürlich wenn Du nicht in den scheußlichen Betten übernachten müßtest. Es ist eine Blumenstadt wie keine andere in Deutschland. Ganze Felder von Blumen ... In diesen Gärten liegt nun auf hohem Felsen die alte Königsburg mit dem Dome, worin die Gebeine Heinrich's I. ruhen, dicht darunter die Geburtshäuser von Klopstock und K. Ritter. Es sind herrliche Erinnerungen, auch die Landschaft sehr hübsch, auf jeder Höhe sieht man die ganze Kette des Harzes vom Brocken bis zum Stubenberge dicht vor sich. Lebendiger und reicher an schönen Bauten ist Halberstadt. Das Charakteristische des Landes sind die alten, schweren, bunt bemalten romanischen Dome und an den Bürgerhäusern die schönste Holzarchitektur, die es auf der Welt gibt: oft an einem Hause mehr als hundert Sculpturen und Bilder, heilige und lustige, und das heutige Geschlecht gewinnt wieder einen Sinn dafür und baut in ähnlicher Weise. Halberstadt hat aber außerdem noch einen großen gothischen Dom, der gar nicht sächsisch ist, sondern an die rheinischen Prachtbauten erinnert ... Goslar, das ganz in den Harzbergen liegt, hat mir wieder, wie einst, einen mehr düsteren als schönen Eindruck gemacht. Inzwischen ist aber die alte Kaiserpfalz wieder aufgebaut, das älteste deutsche Schloß, und wird mit Freskenbildern geschmückt, wovon eines, der Einritt Kaiser Wilhelm's, mich tief ergriffen hat. Deutsch ist hier Alles — die Ottonen, die Heinriche und Kaiser Wilhelm sieht man überall, und wir wollen Gott danken, daß die Leitung Deutschlands wieder in die Hände dieser festen Niedersachsen gekommen ist, die doch immer die Kunst des Herrschens besser verstanden als wir Oberländer ...

36. An Frau von Treitschke.

Hannover, 14. August 1883.

... Das alte winklige Welfennest Braunschweig hat mir wieder sehr gefallen, obgleich der Jahrmarkt, den sie dort Messe nennen, die malerischen Straßen ganz verdeckt. Vieles, wofür ich als Student keine Augen hatte, zog mich an, und der Schrecken meines Namens ging wieder vor mir her, so daß ich in der Galerie über Alles belehrt wurde. Gestern Nachmittag macht' ich einen Ausflug nach Helmstädt, zu dieser glorreichen Universität, die in den kurzen 200 Jahren ihres Bestehens so viel für Deutschland war. Es ist natürlich ein elendes Nest, aber das alte Juleum ein stattlicher Bau und die Stadt noch heute nicht so ärmlich, wie etwa das schwedische Lund. Das kleine Holzhäuschen steht noch, wo einst Calixt wohnte, der dem verwilderten Geschlechte des dreißigjährigen Krieges zuerst wieder von dem Frieden der Confessionen zu reden wagte. Und dann Conring, der Vater der deutschen Rechtsgeschichte, und so viele andere berühmte Namen, alle auf Tafeln an ihren Wohnhäusern verzeichnet. Es ist wie eine wissenschaftliche Todtenstadt. Daß Conring nebenbei ein so schlechter Kerl war, von Ludwig XIV. und wem sonst noch Geld nahm, wird Einem menschlich verständlich, wenn man sieht, in welcher Misère er gelebt hat ...

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

[Nachdruck untersagt.]

III. Im italienischen Hauptquartier. (Juni 1866.)

Florenz, 6. Juni 1866.

Zur Gesandtschaft; militärisches Telegramm eingetroffen, welches besagt, daß die Oesterreicher 232 000 Mann gegen uns in Böhmen versammelt haben. — Nachdem das 3. Armeecorps, das bisher, gleichsam als eine Reserve für beide Kriegstheater, zwischen beiden bei Laibach stand, nach Böhmen abgerückt ist und die dortige Armee auf die angegebene Zahl verstärkt hat, haben dagegen die Oesterreicher in Italien im freien Felde nur eine Armee von 87 000 Mann, wie auch der italienische General Govone zugibt, der zur Zeit in Berlin ist. Außerdem haben sie in den Festungen in Italien, wie Govone sagt, 60 000 Mann, wie unser Generalstab berechnet, nur 51 000 Mann.

Eben traf wieder ein neues Telegramm aus Berlin ein: General Manteuffel hat heute den Befehl erhalten, in Holstein einzurücken, um die Rechte Preußens zu wahren. Das ist der Krieg! Ein großer Moment, eine große Entscheidung ist eingetreten. Es gehören ein starker Charakter und feste Nerven dazu, um einer großen Entscheidung festen Schrittes, ohne Zweifel und Schwanken entgegen zu gehen. Das fühlt man in solchem Augenblick! — Was mir die schlimmsten Sorgen macht, das ist unser Haus der Abgeordneten.

Um drei Uhr in einem düsteren Gemach des palazzo vecchio Conferenz mit La Marmora.

Der Eindruck, den mir La Marmora im Ganzen, nach einem fast zweistündigen Gespräch hinterläßt, ist kein befriedigender; im Gegentheil, es werden gar manche Zweifel rege, und es bleibt zuletzt das unbehagliche, peinliche Gefühl, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, ja sich von dem eigentlichen Wesen der Aufgabe, die er lösen soll, nicht Rechenschaft zu geben weiß.

La Marmora ist ein von Natur ziemlich beschränkter Mann, und er ist aufgewachsen in den engen Verhältnissen eines Staates dritten Ranges; in solchen Verhältnissen ist er empor gekommen, an solche Verhältnisse ist sein Geist gewöhnt — in einem weiteren Horizont scheint er sich fremd zu fühlen

und es wird ihm unheimlich zu Muthe, sowie der Horizont in einer ihm ungewohnten Weise gezogen wird. So ist er durchaus in kleinlichen Plänen befangen, die sich auf einem engen Raum herum drehen. Er will nichts, als den Gewinn Venetiens für Italien. Was sonst in der Welt vorgeht, kümmert ihn nicht. Was für eine Weltlage aus der gegenwärtigen Krisis im Allgemeinen hervorgeht, das ist ihm gleichgültig — ja der Gedanke, daß Italien dabei ein Interesse haben könnte und eine Veranlassung, sich hinein zu mischen, würde ihm wahrscheinlich abenteuerlich vorkommen, und wer diesen Gedanken anregen wollte, würde ihm vielleicht verdächtig. Die Eroberung Venetiens faßt er denn auch in diesem Geist und Sinn durchaus mechanisch auf. Sie würde ihm durch eine vollständige Besiegung Oesterreichs nicht gegeben scheinen, wenn etwa noch hin und wieder verlorene österreichische Besatzungen in den oberitalienischen Festungen weilten. Dagegen würde er sie für vollendet, ja für gesichert halten, wenn er die Schlüssel dieser Festungen in der Tasche hätte und wenn auch Oesterreich, übrigens unbesiegt, ja seinethalben gegen Preußen siegreich, mit ungebrochener, unzerrütteter Macht dastünde.

Garibaldi's beabsichtigte Expedition ist ihm zuwider, schon weil er als zünftiger Soldat dergleichen überhaupt nicht liebt und dann besonders, weil er fürchtet, sie könnte ihn weiter führen als er gehen will, und den Krieg über die engen Grenzen hinaus, innerhalb deren er ihn halten möchte. Aus beiden Gründen würde er diese Expedition gerne scheitern sehen, und wenn es von ihm abhängt, wird er sie ohne Zweifel hintertreiben.

Da er überhaupt, gleich vielen seiner Landsleute, Piemont noch immer als das bisherige Reich betrachtet und das übrige Italien als einen bloßen Anhang dazu, geht auch sein Streben durchaus dahin, den Krieg nicht eigentlich als Italiener, sondern als Piemontese, von Piemont aus zu führen. Piemont ist das Land, auf das es schließlich ankommt und das unter allen Bedingungen gedeckt und geschützt werden muß, das unter keiner Bedingung preisgegeben werden darf. Auf Piemont muß man sich im Wesentlichen basiren, und daraus folgt mit einer gewissen Nothwendigkeit, daß man sich im unglücklichen Fall dorthin zurückziehen muß. Ausgesprochen wurde das freilich nicht, weil eben der unglückliche Fall in unseren Verhandlungen gar nicht vorausgesetzt und besprochen wurde; aber wohin könnte der Rückzug gehen, als eben gerade rückwärts auf die Basis, wo man die Mittel vorbereitet hat, eine geschlagene Armee wieder herzustellen?

Zu dem Allen kommt nun noch, daß La Marmora mit der Art von Eigensinn behaftet ist, der bei beschränkten Menschen wohl vorzukommen pflegt. Er ist vollkommen unzugänglich für fremde Ideen, ja für jeden Gedanken, der ihm neu ist, den er nicht ganz fertig schon als Lieutenant von der Militärschule zu Turin mitgebracht hat.

Ich wurde sehr bald gewahr, daß er nicht geneigt sei, sich eingehend auszusprechen und daß ich die Initiative ergreifen müsse, wenn es überhaupt zu Mittheilungen kommen sollte. Ich fing damit an, daß ich ihm genau und mit einer Offenheit, die ich absichtlich als eine ganz rückhaltlose erscheinen ließ, über die Streitkräfte Preußens Auskunft gab. Er hatte seine Freude

daran, und wie ich das Bild unserer neun Armeecorps vor ihm entrollte, die man nach Abrechnung aller Kranken und Commandirten mit voller Zuversicht 30000 Mann stark ein jedes rechnen darf; dann der 232 Landwehrbataillone, die eine Hälfte zu 600, die andere, das zweite Aufgebot, zu 400 Mann; der 81 Ersatzbataillone, die bereits vollzählig, ein jedes 1000 Mann stark, unter den Waffen stehen: da steigern sich bei ihm Erstaunen und Befriedigung zu höherem und höherem Grade.

„C'est une puissance énorme!“ ruft er in freudiger Verwunderung aus. Die Gewißheit, daß Preußen eine gewaltige Kriegsmacht in das Feld stellt, die weitaus überwiegende Hauptmacht Oesterreichs in Anspruch nehmen und vollständig, tüchtig beschäftigen wird, so daß Italien nur eine verhältnißmäßig geringe österreichische Macht gegen sich haben *kann*: diese Gewißheit war ihm sehr erfreulich, und er gewann sie auf das Vollständigste, wie ich ihm nun auch entwickelte, welche Operationen wir mit unserer Heeresmacht ausführen könnten und würden.

Ich legte in meiner Darstellung zum Grunde, was ich von der Aufstellung unserer Armee und von den im Allgemeinen bei uns herrschenden Ansichten wirklich weiß; da ich aber unseren Operationsplan als ein bereits feststehendes und vollendetes Ganze darstellen mußte, war ich genöthigt, nach eigener Einsicht zu ergänzen, was mir fehlte, was ich nicht weiß. So demonstrirte ich ihm auf der Karte einen folgerichtig und vollständig ausgearbeiteten Operationsplan, wie er zu der in unserem Hauptquartier angenommenen Grundidee und der strategischen Aufstellung unserer Armee paßt — wie er hoffentlich in unserem Hauptquartier festgestellt werden wird, aber in solcher Ausführlichkeit und Bestimmtheit zur Zeit meiner Abreise noch nicht festgestellt war.

Ich zeigte ihm also die Armee des Prinzen Friedrich Carl in der Oberlausitz, die des Kronprinzen bei Waldenburg und Landeshut und setzte ihm auseinander, daß, wenn die Oesterreicher, deren Hauptquartier nach unseren letzten Nachrichten in Pardubitz war, die Offensive gegen die Lausitz ergreifen oder auch nur bis Gitschin vorrücken, unsere schlesische Armee sie in der rechten Flanke fassen könne und werde, daß, wie für unseren strategischen Aufmarsch, so auch für die ganze weitere Leitung des Feldzuges grundsätzlich festgestellt bleibt, daß wir mit unserer Offensive durchaus auf dem rechten Ufer der Elbe und Moldau bleiben, und zwar, weil uns die sämmtlichen österreichischen Festungen in keiner Weise hinderlich sind, wenn wir unsere Operationslinien von der Oberlausitz aus auf die Donau, auf Wien ziehen. Wien bezeichnete ich als das strategische Object unserer Operationen (und das ist es auch! Darüber kann in unserem Hauptquartier kein Zweifel sein, und man war auch darüber einig). — Nun fügte ich nach eigenem Ermessen hinzu: Wenn es einmal gelungen sei, der österreichischen Armee die rechte Flanke abzugewinnen, werde man suchen, sie fort und fort in ihrer Rechten zu umgehen, den wichtigen Punkt Pardubitz vor ihr zu erreichen, sich dessen zu bemächtigen, ihr die Eisenbahnverbindung mit Wien zu nehmen, den Rückzug dorthin abzuschneiden und sie auf Prag und auf das linke Ufer der Moldau zurück zu werfen.

Im glücklichen Falle werde es dann gelingen, die österreichische Armee zum Rückzug von Prag auf Linz zu zwingen, während die preußische die Donau, z. B. bei Mautern, erreichen und dort übergehen könnte.

La Marmora folgte mit der größten Aufmerksamkeit und war, wie gesagt, sehr erfreut, als er zu sehen glaubte, daß wir unsere gewaltigen Streitkräfte auch mit voller Energie verwenden würden. Für ihn ergab sich daraus die Ueberzeugung, daß den Oesterreichern keine Möglichkeit bleiben werde, ihre Armee in Italien zu verstärken oder überhaupt eine bedeutende Macht auf dem südlichen Kriegsschauplatz zu verwenden. Weiter aber folgerte er nichts daraus. Es kommt ihm eben darauf allein an. Was in Beziehung auf das mögliche letzte Ergebniß des Krieges im Ganzen und auf die möglichen Modificationen der europäischen Verhältnisse im Allgemeinen etwa daraus gefolgert werden könnte, diese Frage hat er sich offenbar gar nicht vorgelegt; er will sie sich auch gar nicht vorlegen.

Auch wäre er gerne hier bei diesem Punkte stehen geblieben in unserer Conferenz. Er war keineswegs geneigt, nun auch seinerseits entsprechende Mittheilungen zu machen, und that es gewiß nicht, wenn ich ihn nicht dazu zwang.

Ich: Da ich nun mit vollständigem Vertrauen und ohne Rückhalt, wie es sich unter Verbündeten gebührt, über die Streitkräfte Preußens und die Pläne unseres Hauptquartiers Auskunft gegeben habe, müsse ich bitten, mich auch seinerseits von den Mitteln, über die er zu verfügen habe, und von seinen Plänen in Kenntniß zu setzen.

La Marmora fragt etwas mißtrauisch, ob ich darüber nach Berlin berichten werde?

Ich: Es ist mein Auftrag, meinem König darüber zu berichten, ich werde es aber nur mit der gehörigen Discretion thun, nur „autant que j'y serai autorisé par Vous, et jamais autrement que par courrier, cela s'entend."

La Marmora: Die italienische Armee ist in Divisionen zu 18 Bataillonen eingetheilt (in 2 Brigaden, deren jede 2 Infanterieregimenter zu 4 Bataillonen und 1 Bataillon Versaglieri, zusammen 9 Bataillone, zählt); die Linienbataillone sind im Durchschnitt 600, die Versaglieribataillone 500 Mann stark. Außerdem gehören 3 Batterien zu 6 Geschützen zu jeder Division (die mithin 10 bis 11 000 Combattanten und 18 Stücke Geschütz zählt). Ferner hat jedes Armeecorps eine Brigade leichter Reiterei von 2 Regimentern und die Armee im Ganzen noch 2 Reserve-Cavalleriedivisionen zu 4 Regimentern (NB. wovon vermuthlich eine bei der Hauptarmee, eine bei Cialdini ist). Die Freiwilligen unter Garibaldi versammeln sich bei Como und Varese (sic!).

Im Ganzen werde die Armee 20 Infanteriedivisionen zählen; 16 Infanteriedivisionen stehen bereits am Po; nämlich 5 unter Cialdini bei Bologna, 11 in drei Armeecorps (NB. die Hauptarmee unter La Marmora's unmittelbaren Befehlen) jenseits des Flusses auf der Linie von Piacenza nach Brescia. Die 17. Division, die Cialdini auf 6 Divisionen verstärken, und die 18., welche die Hauptarmee auf 12 Divisionen bringen soll, werden in diesem Augenblick gebildet.

Die 19. und 20. Division sollen gebildet werden, sobald die Formation der neuen 40 Bataillone vollendet ist, die als fünfte Bataillone, wie früher bei den Regimentern ungerader Zahl — 1, 3, 5 bis 79 — so jetzt bei den Regimentern gerader Zahl — 2, 4, 6 bis 80 — gebildet werden, wodurch die Zahl der fünften Bataillone bis auf 80 vermehrt wird.

(Hier wollte nun La Marmora wieder stehen bleiben in seinen Mittheilungen; — kein Wort von seinen Plänen; es bedurfte eines neuen Anstoßes, um ihn weiter zu bringen.)

Ich: Der Kriegsplan der Oesterreicher im Großen und Ganzen ist leicht zu errathen, und daraus ergibt sich dann von selbst, was Preußen von seinen Verbündeten verlangen und erwarten muß. Oesterreich will zunächst seine Hauptmacht — einen möglichst großen Theil seiner Gesammtmacht — offensiv gegen Preußen verwenden, und um das zu können, sich in Italien auf der Defensive halten. Später, wenn Preußens Macht, wie man in Wien hofft, gebrochen wäre, würde dann Oesterreich seine gesammte Macht nach Italien zurückwenden. Damit das nicht geschehen, damit Oesterreich nicht einen ganz unverhältnißmäßigen Theil seiner Gesammtmacht im Norden verwenden, nicht mit einer großen Uebermacht gegen Preußen in das Feld rücken könne, müssen die Italiener einen bedeutenden Theil der österreichischen Streitkräfte in der Lombardei festhalten und beschäftigen. Das ist im Wesentlichen ihre Aufgabe in diesem gemeinschaftlichen Kampfe — das ist, was wir von unseren Verbündeten erwarten. Es muß also den Operationen der italienischen Armee eine Richtung gegeben werden, die es den Oesterreichern unmöglich macht, die Italiener bloß durch das Festungsviereck und eine geringe Heeresmacht im freien Felde aufzuhalten.

La Marmora: „Oh non! Cela ne sera pas! Nous sauterons dans le quadrilatère! Nous sauterons dedans! Vous verrez!"

(Als ob wir fürchteten, er könne vor dem Festungsviereck schon auf dem rechten Mincio-Ufer stehen bleiben! Er glaubt unseren Besorgnissen zuvor zu kommen und unseren Wünschen zu entsprechen, indem er mich versichert, daß er genau das thun will, was die Oesterreicher wünschen müssen! — Dieser Anfang war gleich nichts weniger als ermuthigend!)

Ich: Wir glaubten in Berlin, Sie könnten das Festungsviereck ganz umgehen, wenn Sie sich zu diesem Ende nicht auf Piacenza, Alessandria und Genua, sondern auf Bologna, Ferrara und Ancona und die italienische Flotte basiren, ungefähr in der Gegend von Ferrara über den unteren Po, und dann auf Padua und Vicenza vorgehen.

La Marmora: Das ist nicht möglich; sich auf Bologna zu basiren, geht nicht, denn wir haben dort keine Vorräthe.

Ich: Wo sind denn Ihre Vorräthe?

La Marmora: In Piacenza — in Alessandria — „il y a quelque chose à Pavie" — in Turin — „il y a un peu partout!" — (NB. Warum alle Vorräthe auf diesen Punkten aufgehäuft sind und nicht in Bologna, das wird gar nicht erklärt, es versteht sich für La Marmora ganz von selbst, ist eine gar nicht aufzuwerfende Frage, versteht sich in dem Grade von selbst, daß

ihm gar nicht einfällt, daß es nöthig sein könnte, dafür Gründe zu haben.) — Ueber den unteren Po vorzugehen, sei nicht möglich. Die sehr großen örtlichen Schwierigkeiten, die vielen bedeutenden cours d'eau, die in parallelen Richtungen das Land durchschneiden, das tiefe, sumpfige, in jeder Weise durchschnittene Gelände machen es unmöglich. — „Et puis! — c'est là, que les Autrichiens nous attendent!"

(NB. Den Widerspruch, in den er verfällt, indem er den Uebergang über den unbedeutenden Po an sich unmöglich darstellt und dann hinzufügt, daß die Oesterreicher gerade diese Operation erwarten, diesen Widerspruch wird er gar nicht gewahr.)

La Marmora erklärt mir nun endlich seinen Plan: Cialdini mit dem vierten, um Bologna concentrirten Armeecorps soll versuchen, über den unteren Po zu gehen. „Il me demande pour cela huit divisions; mais cela me semble exagéré; je ne sais si je lui en donnerai autant!"

(NB. Ich sehe den Zwiespalt, der hier waltet; Cialdini will wirklich über den Po gehen und verlangt die Mittel, deren er bedarf, um dem Feinde jenseits des Flusses begegnen zu können; La Marmora dagegen betrachtet und behandelt dieses Unternehmen als eine bloße Demonstration, die keinen andern Zweck haben soll als den, die Aufmerksamkeit und die Streitkräfte der Oesterreicher auf jene Gegend abzulenken und ihm selbst den saut dans le quadrilatère, d. h. in alltägliche Prosa übersetzt, den Uebergang über den Mincio zu erleichtern. Wenn er ganz seinen Willen hat, wird er dem Cialdini wohl nicht mehr geben, als die 6 Divisionen, die er bereits hat — nur daß er ihn vielleicht, um der Form zu genügen, auf die 19. und 20. Division vertrösten wird, die noch gebildet werden sollen.)

Die Hauptarmee, unmittelbar unter La Marmora's (nominal unter des Königs) Befehlen, zwischen dem Po und den Alpen (zwischen Piacenza und Brescia) versammelt, besteht aus drei Armeecorps zu je vier Divisionen, unter den Generalen Durando, Cuchiari und Della Rocca. Die Freiwilligen stehen unter Garibaldi bei Como und Varese. (NB. Das wird wiederholt. La Marmora spricht, als wären sie Alle dort vereinigt; er ignorirt geflissentlich die Abtheilungen, die bei Bari und Brindisi stehen: ein Beweis, wenn es dessen noch bedürfte, daß er von der Expedition nach Dalmatien nichts wissen will und sie hintertreiben wird, wenn er kann.)

Der strategische Aufmarsch der italienischen Armee soll demnächst am Chiese und Oglio stattfinden. Durando soll seinen Heerestheil bei Locurto und Castiglione (delle Stiviere) versammeln; Cuchiari bei Castel-Gofredo; Della Rocca bei Marcaria; das Hauptquartier kommt nach Cremona.

Dann werden vor Allem Garibaldi's Freiwillige um den Gardasee herum nach Welschtirol geworfen, um das Land zu insurgiren und den Oesterreichern die Rückzugslinie durch Tirol abzuschneiden.

(NB. Nach unserer Meinung müßte man sich bemühen, den Oesterreichern den Weg durch die venetianische Ebene nach Friaul zu verlegen, sie zunächst auf das Festungsviereck zu beschränken und nach Tirol hinein zu werfen. La Marmora will sie gerade umgekehrt von Tirol abschneiden und im besten

Fall aus dem Festungsviereck hinaus, gerade rückwärts, in die venetianische Ebene treiben, wo sie an jedem Torrente eine neue Stellung finden und ihre Rückzugslinie immer ganz ungefährdet gerade hinter sich haben würden! Und die Freiwilligen will er nicht nach Dalmatien schicken, wo sie ein Königreich für uns unter Waffen bringen können, sondern nach Tirol, wo sie sehr bald auf die deutsche Bevölkerung und einen hartnäckigen Widerstand stoßen werden; wo sie die Landesschützen in Bewegung bringen, d. h. Streitkräfte in Thätigkeit setzen werden, die als solche gar nicht wirksam werden können, ja gar nicht da sind, wenn man sie nicht unnützer und thörichter Weise in ihrer unmittelbaren Heimath aufsucht und aufstört, die aber, einmal in solcher Weise aufgestört, Garibaldi und seine Freischaren für den ganzen übrigen Krieg neutralisiren können und werden.)

Vom Chiese soll dann an den Mincio vorgerückt werden, Durando soll auf Vallegio vorgehen; Cuchiari nach Gaeto, La Rocca nach La Grazia (vor Mantua); damit ist der Feldzug eröffnet.

Wie er über den Mincio kommen will, das weiß La Marmora vor der Hand noch nicht: „quant aux détails, on ne peut les fixer d'avance, il faut voir etc." — Die starke Stellung, welche die Oesterreicher bei Vallegio nehmen können, macht ihm große Sorge, wie er so ziemlich eingesteht.

Wenn Cialdini nicht über den Po kann — und La Marmora nimmt stillschweigend, aber sehr entschieden an, daß er nicht können wird — dann will er, d. h. La Marmora, *den auch noch über Cremona an sich heran ziehen!*

La Marmora hat ein jedes Armeecorps vier Divisionen stark gemacht, obgleich er die Eintheilung in Armeecorps zu drei Divisionen für die normale und zweckmäßigste hält — „parce qu'il faudra bien laisser une division devant chacune de ses places. *Devant Vérone par exemple il faudra bien laisser tout un corps d'armée.*" (NB. Er ist sehr geneigt und vollkommen darauf vorbereitet, gleich zu Anfang die Hälfte seiner Armee als Beobachtungscorps vor den Festungen zu verzetteln. Ja, er hat eigentlich, wie sich sogleich ergab, nicht mehr und nicht weniger im Sinn, als sich sofort auf eine unselige Belagerung von Peschiera einzulassen!) — „Si l'on pouvait prendre une des places, par exemple Peschiera, cela faciliterait beaucoup les communications."

Ich (denke im Stillen: Da es nun einmal so und nicht zu ändern ist, so mag er denn nach seiner Weise über den Mincio gehen — wenn er nur dann auch weiter und über die Etsch geht! Mag er nach Padua kommen, auf welchem Wege er will: wenn er nur hinkommt, und dann von dort aus, mit Cialdini vereinigt, richtig operirt!) „Il me semble, qu'une fois arrivé à Padoue rien ne pourra vous empêcher, d'établir vos communications en arrière sur Bologne."

La Marmora: „Mais certainement, une fois à Padoue, nous construirons le chemin de fer de Padoue à Bologne."

Ich (in einer Verwunderung, die ich nicht sogleich ganz bemeistern konnte): „Vous voulez construire un chemin de fer durant la campagne?"

La Marmora: „Mais certainement en deux mois ce sera fini.“ Nun die Brücke über den Po könne nicht in so kurzer Zeit fertig werden; das sei allerdings unangenehm, aber man müsse sich darein finden und darnach einrichten.

(NB. Wie denkt sich denn der Mann den Gang des Feldzugs? Wo glaubt er denn zu sein im dritten Monat nach Eröffnung des Feldzugs — in diesem Kriege, der doch den Charakter eines Invasionskrieges haben und in diesem Geist geführt werden müßte? — Aber daß der Krieg in diesem Geist geführt werden müßte, das ist eben, was er nicht begreifen kann und eben so wenig begreifen will. — Daß es sich darum handelt, die Entscheidung, und zwar die im Kriege überhaupt mögliche höchste Entscheidung, an der Donau zu suchen, dafür hat er keinen Sinn! Er will sich mit seinen Operationen auf den engsten möglichen Raum herum drehen und nach dem allernächsten handgreiflichen Vortheil haschen. Läßt man ihn gewähren, so thut er Punkt für Punkt Alles, was Oesterreich wünschen muß — à commencer par le siège de Peschiera!)

Ich: Der preußische Generalstab zu Berlin glaubt, die italienische Armee werde nach Triest vorgehen, sich mit Hülfe der Flotte dieser Stadt und der Eisenbahn von dort bemächtigen, um so eine neue Basis für neue Operationen zu gewinnen und uns an der Donau die Hand bieten zu können.

La Marmora lehnt den Gedanken, nach Triest zu gehen, durchaus und auf das Entschiedenste ab; „nous n'avons pas besoin d'aller à Trieste!“

Ich: Ich hätte geglaubt, der wichtige Punkt sei immerhin des Habens werth, auch wenn es nicht unbedingt nöthig sein sollte, hinzugehen. Der Besitz des Ortes, die Verbindung von dort zur See nach Ancona müsse doch für die Italiener einen gewissen Werth haben.

La Marmora: Man braucht Triest nicht und wird nicht hingehen; auch könnte der deutsche Bund die Besetzung von Triest übelnehmen: on a toujours été très soupçonneux sur ce point!

Ich: (NB. Der deutsche Bund — die arme Creatur! — kann also noch Besorgnisse einflößen! Aber auch hier fehlt wieder das Verständniß der Lage, in der ein Angriff auf Triest gar keinen Unterschied macht. Nimmt der deutsche Bund Antheil an diesem Kriege, so thut er es, um Preußen zu zertrümmern, und thut es dann ganz unabhängig davon, ob Triest angegriffen wird oder nicht. Fehlt ihm aber der Muth dazu, können ihn so große Interessen, wie die Aussicht auf eine Zertrümmerung Preußens, nicht zum Kriege bestimmen, dann fängt er wahrhaftig um Triest auch keine Händel an.) „Mais une occupation militaire n'est pas une prise de possession. Il est vrai, qu'il faudrait éviter tout ce qui pourrait lui donner l'apparence d'une prise de possession, mais cela peut se faire!“

La Marmora bleibt aber mit größter Bestimmtheit dabei, daß man Triest nicht braucht und nicht hingehen wird.

Ich (um ganz übersehen zu können, was er eigentlich vor hat): Wenn Sie nun mit Ihrer Armee bis Udine gekommen sind, was wollen Sie dann weiter unternehmen? Wo wollen Sie dann weiter hin?

La Marmora: Nous irons dans les Alpes.

Ich: Auf welchem Wege?

La Marmora: Mais il y a plusieurs chemins; il y en a un au-dessus de Bellune, un autre qui conduit à Pontebba.

(NB. Diese Wege führen nach meiner Meinung nirgends hin, d. h. auf kein strategisches Object; namentlich der nicht, der von Belluno in das Pusterthal führt. Um aber zu sehen, wo er eigentlich, oder ob er eigentlich irgend wo hinaus will, fahre ich fort):

Ich: Au fait, peu importe le chemin; l'essentiel est, que vous soyez le plus tôt possible au-delà des Alpes!

La Marmora: Ah! au delà des Alpes! (Er machte dabei eine Bewegung mit dem Kopfe und der Hand, als ob das über jedes billige und vernünftige Maß hinaus ginge, in das Abenteuerliche.) „Cela dépend! — il faut voir! — mais dans les Alpes!"

(NB. Bei Udine, vorausgesetzt, daß er dahin gelangt, kommt seine Kriegführung zum vollkommensten Stillstand, das ist klar. — Er will nicht über diesen Punkt hinaus in unheimliche Weiten, und wenn man ihn gewähren läßt, würde er sich so einrichten, daß er nicht weiter kann. — Müßte er dem Feinde dorthin folgen, ehe Peschiera und Verona erobert sind, so würde er einen großen Theil seiner Armee vor den Festungen verzetteln, dann vor Venedig, dessen in unserem Gespräch gar nicht gedacht wurde, abermals ein Armeecorps stehen lassen und schließlich mit einer ganz unverhältnißmäßig geringen Macht bei Udine eintreffen. Ueber Udine hinaus ist gar nichts von ihm zu erwarten, als ganz wesenlose, nichtige Scheinoperationen!)

Ich entwarf ein glänzendes Bild der Erfolge, die zu erreichen seien, der gebietenden Stellung, die wir gewonnen hätten, wenn wir Preußen siegreich an der Donau ständen, La Marmora und die italienische Armee jenseits der Alpen, und die Oesterreicher, im glücklichsten Fall auf Linz zurückgeworfen, von der Hauptmasse ihres Gebietes und ihren reichsten Hilfsquellen abgeschnitten wären. Dann könnten wir den Frieden dictiren.

La Marmora: „Il n'en faut pas tant pour réduire l'Autriche à la paix" — einmal geschlagen, werde die österreichische Armee sich auflösen — die 40000 (?!) Italiener, die sich bei der Armee in Böhmen befänden, würden namentlich zu uns übergehen und Oesterreich werde bereit sein, Frieden zu schließen.

(NB. Deutlicher und bestimmter konnte das Verlangen nicht ausgesprochen werden, die Kriegführung innerhalb enger Grenzen zu halten und ihr ein bescheidenes Ziel zu setzen.)

Wir trennten uns im besten Vernehmen, wiewohl ich von dieser Conferenz keineswegs sehr erbaut, vielmehr tief innerlich verstimmt war.

Ich erklärte sofort gegen Usedom, daß ich mehr als je überzeugt sei, die Expedition Garibaldi's nach Dalmatien sei unerläßlich und das einzige Mittel, die Dinge in die richtige Bahn zu leiten. Ueber La Marmora werden wir nie etwas vermögen, er ist nicht umzustimmen, da müssen alle Kräfte daran

gesetzt werden, jene Expedition in Gang zu bringen. Außerdem muß ich noch vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten nach Bologna reisen und mich mit Cialdini in Verbindung setzen.

Usedom war damit einverstanden.

7. Juni 1866.

Wir wurden früh nach Hof beschieden, ich soll dem Ré galantuomo vorgestellt werden.

Fahrt zur Gesandtschaft, wo wir einen Augenblick anhalten, über den Ponte vecchio, an ein paar alten Thürmen toscanischer Barone vorbei, zu dem mächtigen Palast des Bürgers Pitti, in die Gärten, von denen mir aus früher Kindheit ein schwankendes Bild im Gedächtniß schwebt, alla Meridiana, d. h. zu einem südlichen Anbau des Palastes, in welchem der König ein Erdgeschoß bewohnt.

Im ersten Vorzimmer Palastgarden in reicher Uniform auf Wache, an allen Thüren Kammerdiener in Schuhen und durchaus untadeligem Costüme, im letzten Vorzimmer mehrere Personen, die auf Audienz warteten.

Usedom wurde zuerst in das Cabinet des Königs beschieden. Er hatte einen eigenhändigen Brief unseres Königs zu überreichen und auch wohl sonst noch Mancherlei mit ihm zu verhandeln.

Nun wurde ich in das Cabinet gerufen und dem nachlässig gekleideten Ré galantuomo durch Usedom vorgestellt.

Victor Emanuel ist eine wunderbare Erscheinung, darüber kann es verschiedene Meinungen nicht geben. Er ist eher klein, als von mittlerer Größe zu nennen, breit gebaut — trapu — und in den letzten Jahren auch zu einer ziemlich ansehnlichen Corpulenz gekommen. Er scheint Energie zu haben und einen schlichten, tüchtigen, gesunden Menschenverstand. Man sollte meinen, er weiß, was er will, und er will dann auch wirklich, was er will. Er scheint, wie man zu sagen pflegt, aus dem Ganzen geschnitten!

Er gab mir die Hand und fragte nach einigen gleichgültigen Worten — Grüße des Königs von Preußen u. dergl. — Usedom in meiner Gegenwart: ob ich für die Expedition Garibaldi's sei? — Allerdings! — „Ah! c'est bien!" — Nach noch einigen gewechselten Reden wurde ich mit einem abermaligen Händedruck entlassen.

La Marmora muß nun zur Armee abgehen, um das Commando zu übernehmen. Das Ministerium, das er hier zurück läßt, besteht aber aus lauter unbedeutenden Leuten, die in geringem Ansehen stehen und sich wohl nicht halten können. — Ziemlich allgemein erwartet man, daß dies Ministerium sich auflösen und daß Ricasoli an die Spitze eines neuen und an die Spitze der Geschäfte treten werde. Die große Mehrheit, die nationale Partei, die den Gegensatz bildet zu der mehr oder weniger französisch gesinnten piemontesischen Coterie erwartet das mit Sehnsucht und Schmerzen. La Marmora aber widersetzt sich; er will nur eine Modification des Ministeriums und möchte zwar von Ricasoli unterstützt sein, selbst aber das Heft in Händen be-

halten. Er will demnach wohl, daß Ricasoli als Minister des Innern und selbst als (einstweiliger?) Ministerpräsident eintritt, will aber selbst Minister der auswärtigen Angelegenheiten bleiben. — Mit klammernden Organen hält er sein Portefeuille fest und bildet sich ein, zu gleicher Zeit commandirender General und dirigirender Minister sein zu können.

Das geht natürlich nicht, selbst abgesehen davon, daß ein mittelmäßiger Sohn dieser Erde jedenfalls hinreichend beschäftigt ist als commandirender General. — Welche Einheit, welcher Zusammenhang sollte wohl in der Regierung walten, wenn zum Theil von Florenz und zum Theil vom Lager aus — und zwar im Sinne verschiedener entgegengesetzter Parteien — regiert würde? Natürlich will Ricasoli auf diese Combination nicht eingehen, schon weil sie eine absurde wäre, vor Allem aber eben, weil er weit anderen Sinnes ist als La Marmora. Wir, die wir La Marmora kennen und nun zur Genüge wissen, wie wenig wir von ihm zu erwarten haben, wir müssen den entschiedensten Sieg Ricasoli's sehr bestimmt wünschen. Ja, unsere Hoffnungen beruhen großentheils darauf.

8. Juni 1866.

Der König ist für Garibaldi's Expedition; sie könnte aber dennoch hintertrieben werden, da La Marmora dagegen ist. Da setzt denn Usedom allerhand untergeordnete Persönlichkeiten, die Einfluß haben, in Bewegung, dafür zu wirken. So namentlich den Dr. Piantaleone und Sir James Lacaïta.

Zum Diner Lacaïta da. Wir setzen ihm die Verkehrtheit der Pläne La Marmora's auseinander. Sir James ging sehr entschieden auf die Sache ein und verwies uns an Cialdini, an den wir uns halten müßten. Aufgefordert, uns eine Charakteristik des Mannes zu geben, drehte und wendete er sich in eigenthümlicher Weise: Cialdini sei ein tüchtiger Mann und guter Soldat, von der besten Gesinnung, guter Patriot, aber nicht immer leicht zu behandeln; er sei oder werde leicht mißtrauisch, fühle sich leicht verletzt, glaube leicht, man wolle ihn zurücksetzen, nicht gelten lassen, mit Mißachtung behandeln, und dann sei er schwer wieder zu versöhnen, um so mehr, weil der eigentliche Grund seiner Verstimmung nie zur Sprache komme.

Ich schlug dem Faß den Boden ein, indem ich sagte: „It appears, there is a little of the parvenu about him!" — Ein stummer Händedruck war Sir Jame's Antwort.

9. Juni 1866.

Schreibe einen langen Bericht an Moltke; Charakteristik der hiesigen Verhältnisse, Charakteristik La Marmora's im Allgemeinen, dann eine genaue Erzählung meines Gesprächs mit ihm. Zum Schluß sage ich, es kann kein Zweifel bleiben, daß La Marmora's Kriegführung selbst im besten Fall bei Udine vollständig zum Stillstand kommt, wenn man ihn gewähren läßt. Das einzige Mittel, die Kriegführung der Italiener aus diesem engen Schema hinaus in eine großartigere Bahn zu führen, liegt in Garibaldi's Expedition nach Dalmatien, die mit allen Mitteln betrieben werden muß. Ist sie erst im Gange, dann müssen wir uns vorzugsweise an den König selbst halten,

um die Italiener dahin zu bringen, daß sie Garibaldi nicht seinem Schicksal überlassen, daß sie nicht vor den Festungen verzettelt und mit geringer Macht bei Udine stehen bleiben; daß sie die Oesterreicher nicht in das Innere der österreichischen Monarchie abziehen lassen, ohne ihnen auf der Spur zu folgen; daß sie vorwärts gehen nach Friaul und Steiermark.

Moltke möge mir daher, wenn es Zeit sei, d. h. wenn Garibaldi's Expedition im Gange ist, Aufträge unmittelbar an den König geben, die mich berechtigen, Audienzen zu verlangen und die Sache wieder und wieder sowohl mit ihm als mit den Generalen zu besprechen. Bei dem König will ich dann schon durchdringen.

Usedom hat mit mehreren Leuten gesprochen, die im Allgemeinen unsere Ansichten theilen und der Ueberzeugung sind, daß die italienische Armee der feindlichen bis in das Herz der österreichischen Monarchie folgen müsse, aber auch diese sind damit einverstanden, daß man nicht nach Triest und von dort längs der Eisenbahn vorgehen müsse. Das Terrain sei dort zu schwierig. Sie meinen, man müsse über Pontebba nach Steiermark vordringen.

Mir unbegreiflich, daß die Leute keinen Werth auf die Verbindung zur See mit Ancona legen und auf die ununterbrochene Eisenbahnverbindung von Padua bis zur Armee Glauben sie etwa, die Oesterreicher werden die Eisenbahn zerstören und das Material nach Wien zurücksenden?

Man könnte versuchen, dem vorzubeugen, z. B. dadurch, daß man Garibaldi auf Triest vorgehen läßt, während die Oesterreicher noch in Italien weilen, und daß man sich bemüht, die österreichische Armee nach Tirol zurückzuwerfen, indem man ihr bei Padua zuvorkommt. — Wenn die Italiener Alles, was eine Armee von hunderttausend Mann und mehr bedarf, über den Einen Alpenpaß von Pontebba nachführen wollen, werden sie finden, daß das große Schwierigkeiten hat und sehr langsam geht. Wie die Kriegsoperationen im Großen stets an die großen Verkehrsstraßen gebunden sind, werden sie sich fortan so viel als möglich den Eisenbahnlinien anschließen müssen.

La Marmora läßt mir sagen, Cialdini sei etwas launenhaft, zuweilen sehr liebenswürdig, zuweilen sehr unzugänglich, geradezu ein Bär. Dadurch müsse man sich aber alsdann nicht irre machen lassen, es bleibe nicht dabei. Besonders aber läßt mich La Marmora bitten, gegen Cialdini nichts von dem zu erwähnen, was ich mit ihm besprochen habe.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Auf den Dächern.

Dramatischer Scherz in einem Akt.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Personen:

Frau Rosa Rauscher.	Erich Funk, Maler.
Emily, ihre Tochter.	Hans Adrian, Bildhauer.
Käte, ihre Nichte.	Die Wirthin der Rosa magra.

Ort der Handlung: Sorrent. — Zeit: Die Gegenwart.

Die Scene stellt zwei benachbarte flache Dächer dar, an drei Seiten mit niedrigen gemauerten Brustwehren eingefaßt, durch eine halb mannshohe Mauer getrennt. Auf beiden Dächern im Hintergrunde viereckige offene Fallthüren, durch die man ins Freie hinauf steigt. Links vorn ein Schornstein, nahe an der Brustwehr eine Staffelei mit einem Blendrahmen, ein Schemel daneben, auf dem ein Malkasten und eine Palette liegen. Rechts vorn auf dem anderen Dach ebenfalls ein Schornstein, davor ein paar Oleanderbäumchen in Kübeln und ein Bänkchen. Nacht. Mondschein. Ausblick auf den Golf von Neapel.

Wenn der Vorhang aufgeht, hört man aus der Ferne unten eine Guitarre, die eine Männerstimme begleitet:

O bella Napoli,
O suol beato,
Ove sorridere
Voll' il creato!
Tu sei l'impero
Dell' armonia,
Santa Lucia!

Während des Ritornells steigt aus der Dachöffnung rechts Emily heraus, ihr folgt Käte, beide in sommerlich einfacher Kleidung, leichte Shawls oder Schleier über den Arm gehängt.

Käte (herausspringend). Da wären wir glücklich oben! (ruft hinunter) die Treppe ist schrecklich eng, Tante Röschen, und ein bißchen halsbrechend. Du thätest doch vielleicht besser, unten zu bleiben! — (sich umsehend) Nein, ist das himmlisch hier! Sieh nur, Emily, sie haben hier in Sorrent wirklich einen

andern Mond, als in eurer Potsdamer Straße. Und drüben Neapel mit tausend Lichtern, und der blaue Vesuv, der so gemüthlich sein Abendpfeifchen raucht — nein, Neapel sehn und nun erst recht leben!

Emily (die sich schwermüthig umgesehen hat, seufzt, kommt langsam in den Vordergrund). Ja, es ist recht schön!

Käte (bleibt mehr im Hintergrunde). Und der berauschende Orangenduft — und das hübsche Ständchen unten aus den Gärten herauf —

Emily. Das langweilige Santa Lucia!

Käte. Ja, es wird einem ein bißchen zu viel, und man genösse die bella Napoli lieber ohne Musikbegleitung. Aber horch! Da fängt was Anderes an — was wird er nun singen? Nein, er spielt bloß — eine Tarantella. Komm, Liebchen, tanzen wir!

Emily (setzt sich auf die Bank neben die Oleander). Für mich ist Spiel und Tanz vorbei!

Käte. Du ewige Trauerweide! So muß ich wohl allein tanzen. Lála lálala, lála lála — (faßt ihr Kleid mit beiden Händen und tanzt ein paar Tacte lang, hört dann auf.) Nein, es geht mir zu geschwinde, und überhaupt — allein tanzen ist nicht besser als allein küssen. Wenn Er jetzt da wäre —

Emily. Was Dir auch einfällt! Wen meinst Du?

Käte. Nun, irgend Einen — den ich nicht kenne — es müßte eben nur ein hübscher junger Mann sein. Denn unter uns gesagt, süße Kleine, ich fühle in diesem Zauberlande das lebhafte Bedürfniß, mich von irgend einem Wesen männlichen Geschlechts bezaubern zu lassen. Es ist gar zu langweilig, immer nur die verliebten Seufzer einer Andern hören zu müssen nnd nicht auf eigne Rechnung mitseufzen zu können.

Emily. Du weißt nicht, was Du Dir wünschest!

Käte. Nun, so ganz unwissend ist man doch auch nicht. Und daß ich's gestehe — ich wäre nicht abgeneigt, mein harmloses Herz an einen gewissen schwarzlockigen Jüngling zu verlieren, den ich noch dazu ganz nahe hätte.

(kauert sich auf dem Boden bei Emily nieder, pflückt Blätter von dem Oleander ab.)

Emily. Ganz nahe? Ich wüßte doch nicht —

Käte. Ja, Du weißt freilich vom hellerlichten Tage nichts, Du siehst Dich ja gar nicht um, wenn die reizendsten jungen Herren uns Fensterparade machen. Erst gestern früh sind wir angekommen, in diesen sehr primitiven camere ammobigliate neben der berühmten Malerherberge, der Rosa magra, und schon dreimal haben wir, besagter Schwarzlockiger und meine Wenigkeit, uns sehr vielsagend betrachtet. Er wohnt nämlich da nebenan. Ich möchte sogar wetten, gestern Nacht, als sie den greulichen Lärm machten bei ihren dickbauchigen Strohflaschen und die Lorelei und die Wacht am Rhein sangen, habe ich seine Stimme deutlich heraus gehört — so einen brünetten Bariton — ganz verführerisch, sag' ich Dir!

Emily (mit schwachem Lächeln). Ich hätte lieber geschlafen. Und überhaupt, wie Du, nach dem, was ich erlebt habe, Dein Herz an einen Maler wegwerfen kannst —

Käte. O bitte, sprich nicht so wegwerfend von den Malern. Es gibt sehr nette und respectable unter ihnen. Deiner freilich — aber der ist ja gar

nicht hier. Ich habe die Wirthin drüben nach ihrem Fremdenbuch gefragt, sie hat mich groß angesehen. Lesen und Schreiben, weiß man ja, ist eine zu ernsthafte Kunst für so heitere Naturkinder. Aber die Namen wußte sie alle, natürlich nur die Vornamen — ein Giulio, Ermanno, Roberto — ein Erich war nicht dabei.

Emily. Ich bin ja auch überzeugt, ich werde ihn nie wiedersehen!

Käte (springt auf, steckt ihr einen Oleanderzweig ins Haar). Heuchlerin! Darum wärst Du ihm durch ganz Italien nachgereist? Ich muß Dir nur sagen, ich finde das überhaupt sehr unzweckmäßig. Statt geduldig abzuwarten, bis er sich besinnt und demüthig zu Kreuze kriecht, so erröthend seinen Spuren zu folgen, nein, Schatzkind, das ist keine gute Diplomatie. Wenn er sich nun erst recht in seinen Sünden verstockt, da seine Braut, die ihm den Laufpaß gegeben hat, nun doch wie ein Detective ihm in allen Winkeln Italiens nachspürt —

Emily (wirft den Zweig weg, steht auf). Das ist häßlich von Dir, Käte, so zu spotten! Du weißt ja, daß mich's furchtbar angegriffen hat, als wir uns nicht mehr verstehen konnten und er mir sagte, er wolle sich entfernen, bis ich vernünftiger geworden wäre — ich bitte Dich, das einer Braut, die höchstens so unvernünftig war, ihn zu sehr ihre Liebe merken zu lassen! Und wie er dann nicht mehr kam, auch nicht schrieb — und ich wurde todtkrank vor Gram, und der Doctor meinte: nur eine Luftveränderung —

Käte. Natürlich! Wieder dieselbe Luft mit ihm athmen, da er indessen eine Kunstreise angetreten hat. O ihr dummen Kinder! Wenn ich damals nur bei euch gewesen wäre —

Emily. Du kennst ihn ja gar noch nicht. Du hättest nichts ausrichten können.

Käte. Ich kenne aber Dich und hätte Dir vorgestellt, daß es Deine Pflicht und Dein Vortheil gewesen wäre, fünf gerade sein zu lassen, einem solchen Leichtfuß gegenüber. Den zu zügeln ist nach der Hochzeit noch Zeit genug. Aber Du — gleich den moralischen Indicativ — oder wie es heißt — losgelassen —

Emily. O, wenn Du selbst einmal verliebt und verlobt sein wirst — Dir wird es auch nicht einerlei sein, wenn Dein Schwarzlockiger jedem hübschen Mädchen nachläuft, wie meiner sich's als sein gutes Recht ausbedingen wollte.

Käte. Närrchen! Ein Maler, ein Porträtmaler! Möchtest Du lieber so Einen von der neuesten Richtung, die ein schmutziges altes Hökerweib dem saubersten jungen Mädel vorziehen? Und darum gleich Feuer im Dach und auf Biegen oder Brechen?

Emily. Wenn er mich wahrhaft geliebt hätte —

Käte. Wahrhaft! Was ist wahre Liebe? Gott sei Dank, daß ich mir noch nie den Kopf darüber zerbrochen habe. Ich denke aber, jeder Mensch, ich meine jeder Mann, liebt neben seiner schönsten, wahrsten Verliebtheit noch allerlei Anderes, der Kaufmann sein Comptoir, der Officier seine Waffe, der Künstler seine Modelle, und wenn Unsereins verlangt —

Die Mutter (steckt den Kopf aus der Dachluke). Ist es euch auch nicht zu kalt, Kinderchen? Ihr solltet doch noch etwas umnehmen!

Käte. O, Tante Röschen, uns ist eher zu warm. Wir haben uns ganz heiß geschwatzt.

Die Mutter. Gerade dann erkältet man sich am leichtesten. Ich spüre es schon an meinem Rheumatismus, wie der Seewind ungesund ist. Emily hat heute früh gehustet.

Emily. Geh nur zu Bett, Mutterchen. Wir bleiben auch nicht lange mehr oben.

Die Mutter. Binde Dir wenigstens Dein Tuch um den Hals, Emily. Gott, diese unvorsichtige Jugend! (verschwindet wieder.)

Käte. Du magst schlafen gehn, Emily. Ich bleibe heut' wenigstens bis Mitternacht auf. Die himmlische Stille, da die ganze Malerbande heute früh nach Amalfi und Paestum ausgeflogen ist, und dieser gestirnte Himmel — schlafen kann ich in Frankfurt an der Oder noch genug.

Emily. Auch ich denke ja nicht an Schlafen. Aber gerade all der Glanz und Friede ringsum, während mein Leben so verdüstert ist —

Käte. Schäme Dich, so den Kopf hängen zu lassen, wie die sitzen gebliebene Ariadne im Vatican. Die hat sich ja auch getröstet, freilich mit ihrem Bacchus, und wir armen modernen Mädchen — seinen Kummer zu vertrinken gilt heutzutage für unweiblich. Aber irgend was Tolles, Ausgelassenes müssen wir anstellen, ich muß Dich erst wieder lachen sehen. (Im Garten unten wieder die Guitarre.) Wie wär's, wenn wir dem Guitarrespieler unten Avancen machten? Er ist gewiß ein hübscher, schwarzbrauner Sorrentiner und wird sich nicht besinnen, zu uns aufs Dach hinauf zu klettern und uns was Zärtliches vorzugirren.

Emily. Aber Käte —!

Käte. Wir brauchen ihn ja nicht zu erhören. Wenn er zu dreist wird, geben wir uns für deutsche Prinzessinnen aus, die einen Hofmusiker engagiren möchten. Oder wir steigen ganz sacht über die niedere Mauer da und schlüpfen in die Rosa magra hinein, besehen uns die Skizzen der Herren Maler, legen Jedem einen Oleanderzweig aufs Bett und husch wieder hinaus, wie Spukgeister! Oder —

Emily. Still! Drüben rührt sich was!

Käte. Wahrhaftig! Am Ende schon unser Hofmusikus. Geschwinde! Wir dürfen uns nicht gleich sehen lassen! (eilt hinter die Oleander zu Emily.)

(Aus der Luke des Daches zur Linken steigt)

Erich (heraus, spricht in das Treppchen zurück). Niente, niente, Signora! Soltanto un bicchier di vino e un pane, ma più tardi!

Emily. O mein Gott — Käte — diese Stimme —

Stimme der Wirthin. Va bene, Signor Arrigo!

Käte. Arrigo —? Du wirst sehen — es ist unser Troubadour.

Emily. Nein, nein — Er ist's!

Käte. Wer?

Emily (kaum hörbar). Erich!

Käte. Dein Entlobter?

(Emily nickt, beschwört sie mit Zeichen, still zu sein.)

Käte. Das ist ja köstlich, ordentlich romantisch, wenigstens so unwahrscheinlich wie in einem Leihbibliotheksroman. Aber bist Du auch sicher? — Die paar welschen Brocken —

Emily (nicht eifrig). O komm fort! Ich sterbe vor Angst.

Käte. Nee, Kindchen, ich bleibe! Das kann ja famos werden.

Erich (tritt vor die Staffelei, rückt sie zurecht). Verwünscht! Die Beleuchtung doch wieder ganz anders als gestern. Und wo ist mein Kremser Weiß hingerathen? Das hat mir gewiß wieder die spitzbübische Katze verschleppt. (sucht am Boden.)

Emily (schmiegt sich hinter den Oleander). Er sucht was — o Gott, wenn er uns fände!

Käte (leise). Hast Du ihn nicht auch gesucht und willst Dich nun nicht finden lassen? Nein, Liebchen, verkriech Du Dich meinetwegen. Ich will mir diesen schönen Herrn erst einmal näher ansehen.

Erich (richtet sich auf). Gott sei Dank — da liegt's unterm Schemel. Sonst wäre diese ganze Studie — Mondschein ohne Kremser Weiß — unmöglich! Nun aber fix, eh' die Wolke dort herauf kommt! (stellt sich vor die Staffelei, malt, summt dabei): Pare nu suonno, pare pazzia,
Me so nguiettato co Nenna mia.

Käte. Du, er ist sehr nett. Ich will ihn aber gehörig in die Mache nehmen.

Emily. Wenn er Dich erkennt — er hat Dein Bild in meinem Album gesehen.

Käte. Das ist ja so unähnlich, zehn Jahre älter. Uebrigens laß mich nur machen!

Erich. Iere dicevame tutte nfucate:
Siente stu core fa tuppetu.

(Käte hustet.)

Erich (aufhorchend). Was war das? Ist hier noch Jemand? (sieht sich um.) Ah, eine einsame Dame — jung, wie's scheint, und nicht übel. — Buona sera, Signorina (verneigt sich.)

Käte. I do'nt speak Italian, Signor. Ich nicht speake Italienisch — ich habe die Ehre zu sein an American girl, ein amerikanisch Fräulein.

Emily (leise). Was fällt Dir ein?

Käte (ebenso). Laß mich nur. — Do you speak English?

Erich. No, Signora. Bedaure unendlich. Bloß ein paar Worte: Beefsteak, Waterproof, Gentleman —

Käte. Oh! never mind. Ich kann auch speaken german. Sie sind ein painter, Maler?

Erich. Ich kann es nicht leugnen. Sie haben mich ja in flagranti ertappt.

Käte. Berühmter Maler?

Erich. Bis jetzt nur im Freundeskreise.

Käte. Oh! Darf ich sehen, was Sie haben gepaintet?

Erich (hebt den Blendrahmen von der Staffelei). Nur eine flüchtige Studie, den Golf von Neapel im Mondschein. Eigentlich bin ich Menschenmaler. (zeigt ihr das Bild.)

Käte. Splendid, indeed. Aber sagen Sie: das Weiße da oben auf den Berg ist das snow — Schnee?

Erich. Entschuldigen Sie, es ist eine Wolke.

Käte. Aber ich sehe keine — da drüben.

Erich. Gestern war sie da.

Käte. Oh! sehr interesting. Sie haben really viel Talent.

Erich (verneigt sich). Fräulein scheint eine Kennerin zu sein.

Käte. Mein Pa in Amerika hat große Galerie, Titian, Rubens, Fresco von Michelangelo —

Erich. Was Tausend? Auch Michelangelo? Hat der ein Haus in Amerika ausgemalt?

Käte. Yes. Aber sagen Sie, warum sind Sie nicht mit Ihre comrades nach Aemelfei?

Erich. Aemelfei? Ah so, Amalfi. Ja, sehen Sie, ich wollte erst die Studie fertig machen und morgen nachkommen. Und dann — die Andern sind immer so lustig, und ich hatte heute meinen melancholischen Tag.

Käte (setzt sich auf das Mäuerchen). Melancholy? Oh, highly interesting. Sagen Sie, warum? Haben Sie Schulden? (Erich schüttelt den Kopf.) Sind Sie in love, verliebt? Wohl gar betrothed —

Erich. Bei Trost?

Käte. No, verlobt, haben Braut da oben — in Germany?

Erich (seufzt). Ich hatte dort eine — jetzt ist's aus — wie's in dem italienischen Liedchen heißt: Me so nguiettato co Nenna mia, mit meiner Nenna hat sich's zerschlagen.

Käte. Oh, sehr interesting. Tell me: war sie nicht treu?

Erich. Leider nur zu sehr!

Emily. O, empörend!

Erich. Da spricht noch Jemand. Ha, Sie sind nicht allein. Noch eine Dame, dort hinter dem Oleander —

Käte. Nur my aunt, meine Tante. Sie speakt nicht german, Sie können reden dreist. Tell me, war Ihr verflossenes Braut schön?

Erich. O, reizend!

Käte. Mehr schön als ich?

Erich. Bitte, lassen Sie mich vergleichen, etwas mehr ins Licht — so!

Käte. Well?

Erich. Hm! Sie sind auch ein netter Schatz, ein anderes Genre. Ich möchte Sie wohl malen.

Käte. Wenn Tante erlaubt. Aber tell me: ist in Ihr company ein junger man mit black curls, schwarze Locken?

Erich. Zwei für Einen. Welchen meinen Sie?

Käte. Oh! der mit a brown velvet coat — braun Sammtjacket — groß, very handsome, sehr hübsch —

Erich. Sie meinen den Adrian — meinen besten Freund? Der ist heute nach Capri.

Käte. Und er will come zurück?

Erich. Wahrscheinlich morgen schon.

Käte. Oh! Sagen Sie, ist er auch so ein unsolider painter?

Erich (lacht). Sie scheinen alle painters für Taugenichtse zu halten, mein Fräulein. Aber beruhigen Sie sich, mein Freund ist Bildhauer, die sind nicht ganz so leichtsinnig, schon wegen des härteren Materials. Wenigstens mein guter Hans, der fängt nicht gleich Feuer.

Käte. Oh, indeed. Aber um nieder von Ihr bride zu sprechen — uarum hat sich's zerschlagen? Zu treu? Kann man sein zu treu?

Erich. O gewiß, gnädiges Fräulein. Sehn Sie, meine Braut war ein herziges Mädel, aber unter uns gesagt: ein kleiner Philister.

Emily. Das mit anhören zu müssen!

Käte. Philister? Uas ist das?

Erich. Wenn Jemand Grundsätze hat, wo sie nicht hingehören. Meine Braut hatte den Grundsatz, ein richtiger Bräutigam dürfe kein anderes weibliches Wesen anschauen als seine Braut. Ich bitte Sie! Ein Maler, ein Menschenmaler!

Käte. Jealousy? Eifersucht?

Erich. Das hatte sie nicht nöthig. Lieben konnte ich keine Andere, aber schön finden, ein bißchen die Cour schneiden —

Käte. Sie meinen flirten? Bei uns in Amerika ist das erlaubt.

Erich. Nicht wahr? Auch einmal ein hübsches Kind küssen, wenn man gerade den Mund malen will — nur um ihm einen freundlichen Ausdruck zu geben —

Käte. Kissing? No, Sir, beim bloßen Flirten ist kissing nicht Sitte.

Erich. Nun, gleichviel. Ich hätte mir's auch am Ende abgewöhnt. Aber meine Braut machte eine Principienfrage daraus, und da — Sie begreifen — ich wollte mich nicht schulmeistern lassen, wie Albrecht Dürer, dessen Ehefrau durch ein Loch in der Atelierdecke spionirte, wenn ihr Mann Modell hatte. Und so gab ein Wort das andere, wir kriegten immer röthere Köpfe — und endlich sagte sie: Ich möchte mir doch lieber in Italien eine Frau suchen, die nicht so pedantische Grundsätze hätte.

Käte. Nun, und haben Sie — gefunden?

Erich. Ich habe gar nicht gesucht. Ich fürchte, ich bin auch — zu treu, ich kann immer noch nicht vergessen —

Emily (für sich). O, er ist doch noch nicht ganz verloren!

Käte. You are right. Sie haben Recht. Italian woman sind ungebildet und schmutzig und auch jealous, eifersüchtig wie der Teufel. Und Sie sagen: deutsche girls sind Philister? Sie sollten es versuchen mit ein — american girl.

Erich. Haben die keine Grundsätze?

Käte. Nur zwei: respectability and money. Sie thun, uas sie uollen, und lassen ihre husbands auch so thun.

Erich (lachend). Die glücklichsten Ehen!

Käte. Zum Beispiel ich, uenn Sie heiratheten mir, ich uäre kein Philister.

Erich (sehr erstaunt). Ein schneidiges Mädel!

Emily. Aber Käte!

Erich. Ihre Tante —

Käte. O lassen Sie. Was betrifft matrimony, sie hat nichts zu sagen. Ich brauch' nur anzufragen bei Pa — er wird mir geben sein benediction, sein Segen.

Erich. Per Kabel?

Käte. Yes. Pa ist immensely rich, ungeheuerlich reich — 22 Millionen.

Erich. Zwei — und — zwanzig —

Käte (nickt). Millions, nicht lumpige Mark, Dollars.

Erich. Donnerwetter!

Käte. Sie verstehn — wenn Sie sein mein husband, Sie können malen handsome girls, so viel als Sie wollen.

Erich. Auch — kissing?

Käte. Auch a little kissing, wenn es nur ist um zu machen den Mund freundlich.

Erich. Aber Sie selbst — wenn Sie hübsche Männer sehen — soll ich dann auch ein Auge zudrücken?

Käte. Wenn Sie sind kein Philister, yes. Wir werden doch sein recht glücklich mit das viele Geld. Nun, wollen Sie?

Erich. Sie heirathen?

(Käte nickt.)

Erich (sie groß anstarrend, für sich). Das Frauenzimmer ist entweder toll, oder sie hält mich zum Besten. Will doch sehen, wie weit sie's treibt. (laut) Also, mein verehrtes Fräulein, ich habe mir's überlegt. Da wir beide keine lästigen Grundsätze haben, passen wir für einander und können die Sache gleich richtig machen. (zieht ein Skizzenbuch aus der Tasche.)

Käte. Sie wollen mich malen?

Erich. Nein, nur ein bißchen was Schriftliches, damit wir morgen am hellen Tag noch wissen, was wir heute bei Mondschein abgeredet haben. O, auch wir Deutsche können praktisch sein. Ich werde Ihnen ein kleines Eheversprechen geben, und Sie stimmen durch Ihre Unterschrift zu.

Emily. O Gott, er ist im Stande — Käte, ich beschwöre Dich —

Käte. What do you say, dear aunt? (läuft zu ihr hin, leise.) Laß mich doch machen! Wenn er wirklich in die Falle geht, siehst Du, was für ein leichtsinniger Strick er ist, und trauerst ihm nicht länger nach.

Emily. Nein, nein, Du sollst nicht — (will sie halten, Käte macht sich los und kehrt zu dem Mäuerchen zurück.)

Käte. Now, Sir —

Erich. Sie kommt wirklich. Und die Tante erlaubt's. Unglaubliche Frauenzimmer, alle beide! (laut) Also, mein verehrtes Fräulein (schreibt): „Hiermit verspreche ich feierlich, Miss — wie heißen Sie eigentlich? Von seiner künftigen Frau muß man das doch wissen.

Käte. Muß man? Wenn ich nun Sie machen will namenlos glücklich?

Erich. Haha! Sie sind auch witzig!

Käte. Aber Sie haben Recht — in ein Contract müssen stehen die Namen. Also schreiben Sie: Miss Kate Nobody.

Erich (schreibt). Kate — ein hübscher Name. Auch Nobody ist nicht übel. Ich meine, den Namen hätt' ich schon gehört.

Käte. Ja! Die Nobodys sind ein groß Familie.

Erich. Also: „verspreche Miß Kate Nobody — zu heirathen, wenn ihr Pa" — der Name Ihres geschätzten Herrn Vaters?

Käte. Mr. Joke Nobody and Co.

Erich. And Co.?

Käte. Und Company — Sie verstehen!

Erich. Ach so! (schreibt): „wenn ihr Papa Mr. Joke Nobody and Co. seinem Schwiegersohn am Tage vor der Hochzeit auszahlt" — sagen wir zwei Millionen.

Käte. Zwei Millions?

Erich. Dollars, nicht lumpige Mark. Der Schwiegersohn von Mr. Joke Nobody and Co. darf doch nicht mit Schulden in die Ehe gehn; wenigstens die Brautgeschenke müssen vorher bezahlt sein.

Käte (nicht ernsthaft). Certainly.

Erich. „— ferner an Taschengeld nach der Hochzeit noch eine Million."

Käte. Auch noch pocket-money?

Erich. Für Pinsel und Farben. Sind Sie einverstanden?

Käte. Wenn Pa will —

Erich. O, ein so wohlhabender Pa wird wollen. (schreibt.) „Hiermit einverstanden" — bitte zu unterschreiben. (reicht ihr das Buch und den Stift.)

Käte. All right! (unterschreibt.) Und jetzt — Ihr name. Wie heißen Sie?

Erich (unterschreibt). Erich — Erich Funk.

Käte. Erich, oh! what a sweet name! Er und ich — he and I — so passend für Anrede von ein Braut!

Erich (reicht ihr das Blatt, das er aus aus dem Buch gerissen hat. Sie steckt es ein). Das wäre abgemacht. Jetzt nur noch eine kleine Förmlichkeit! (springt über die Mauer.)

Käte (zurückweichend). For heavens sake, was fällt Sie ein?

Erich. Nur, was bei Verlobungen üblich ist — a little kissing. (geht mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.)

Käte (immer retirirend). Fy for shame! Ich küsse nie!

Erich. Wie? Auch nicht Ihren Erich? Das wollen wir doch einmal sehen! (eilt ihr nach, sie flieht im Kreise herum, stürzt endlich zu Emily und gleitet vor ihr nieder.)

Käte. Tante! Oh shocking! Er ist ein Ungeheuer!

Erich (vor die Beiden hintretend). Wie? Ich wäre ein Ungeheuer? Pflegen Ungeheuer zu küssen, wenn sie sich verloben? Sagen Sie selbst, Frau oder Fräulein Tante, darf ich mir das gefallen lassen? Oder haben Sie etwa selbst Ihre Nichte so schlecht erzogen, daß sie sich auf dem ersten besten Sorrentiner Dach einen Bräutigam suchen darf, ihm aber nicht einmal den Verlobungskuß erlauben will? Nun, dann sind Sie eine curiose alte Jungfer, und Ihre Nichte ein weit schlimmeres Ungeheuer als ich und ein weit größerer Philister als meine gute Emily. Die hat sich doch küssen lassen nach der Verlobung. Nein, mein Fräulein, ich danke für so ein unlogisches, überseeisches Geschöpf wie Sie, und daß Sie's nur wissen: ich frage nichts nach den 22 Millionen Ihres geschätzten Herrn Vaters, die er vielleicht mit Sklavenhandel zusammengescharrt hat, und habe überhaupt nur gespaßt. Ein anständiger deutscher Maler ist nicht von der

ersten besten verrückten Amerikanerin für ein paar lumpige Millionen zu kaufen, und wenn's auch Dollars wären, und damit good night, Miss Nobody and Co. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Käte (aufblickend, ihr Lachen mühsam verbergend). Und wenn ich stehe auf meinen Schein?

Erich. Das Eheversprechen? Hahaha!

Käte. Steht in das Schein von kissing?

Die Mutter (steckt den Kopf aus der Luke). Aber Kinder, was geht hier vor? Ich wollt' euch eure Shawls bringen, da höre ich eine Männerstimme —

Käte (springt auf, läuft nach der Luke, stellt sich so, daß die Mutter nicht nach der Oleanderecke sehen kann). O, bemühe Dich nicht, Tantchen! Hier ist kein böser Mensch. (spricht leise weiter.)

Erich. Holla, was ist das? Noch eine Tante? (zu Emily) Sagen Sie doch, wie viel Tanten hat das Fräulein über den Ocean mitgebracht?

Käte. Du hast Recht, Tante Rosa, wir wollten ohnehin gleich kommen, es weht hier plötzlich eine so rauhe Luft.

Mutter. Kommt nur rasch. Ein Katarrh stellt sich ein, eh' man's denkt. (verschwindet.)

Erich. Beide sprechen Deutsch, ohne allen Dialekt — sie sind am Ende gar nicht — ich merke Unrath — ich bin ungeheuer blamirt!

Käte (winkt Emilie). Come, dearest!

(Emilie erhebt sich, will hinter den Oleandern wegschleichen.)

Erich (vertritt ihr den Weg). Nein, meine Gnädigste, so entkommen Sie nicht. Erst muß ich wissen —

Emily. Lassen Sie mich!

Erich. Nicht, eh' ich weiß, wer Sie sind. Sie werden die Güte haben, diesen Schleier —

Emily (entschleiert sich).

Erich (fährt zurück). Emily! Meine Emily!

Emily. Ja, Emily, aber nicht Deine — Ihre wollt' ich sagen. Lassen Sie mich gehn — wir sind für immer —

Erich (hält ihre Hand fest). Aber Kind, Liebste, Geliebteste, das ist ja herrlich! Du hier, als Tante hinterm Oleanderbusch! Also hast Du's nicht ausgehalten, bist mir nachgereist und hast mich ausgekundschaftet —

Emily. Nachgereist? Ich verbitte mir eine so beleidigende Voraussetzung. Krank war ich, der Arzt verordnete mir eine Luftveränderung, und nur ein böser Zufall —

Erich. Ein guter, ein gütiger Zufall, dem ich ewig dankbar sein werde. O Emily, wie reizend, daß wir uns hier wiedergefunden haben! Nun soll all das dumme Zeug, das uns getrennt hat, im tiefsten Grunde des Golfs versenkt werden. Du kamst ja auch wirklich zur rechten Zeit, denn wenn ich lange diesen Kummer hätte mit mir herumtragen müssen —

Emily. So hättest Du Dich mit der ersten besten Amerikanerin getröstet. O, auch ich danke dem gütigen Zufall! Er hat mir die Augen geöffnet, ich sehe nun klar — (bricht in Thränen aus.)

Erich. Aber Liebste, ich bitte Dich — dieser Maskenscherz — Miß Käte oder wie Sie in Wirklichkeit heißen — kommen Sie, bezeugen Sie mir doch —

Käte (ist langsam wieder nach vorn gekommen). Was soll ich Ihnen bezeugen? Daß Sie viel Talent zum Flirten haben, Notabene wenn der weibliche Theil kein Philister ist, daß Sie diese meine arme Freundin und Cousine nicht werth sind, wenn Sie nicht augenblicklich Abbitte leisten und Besserung geloben —?

Emily (trocknet sich die Augen, faßt sich). O, es ist furchtbar! Komm, Käte. Verschwende kein Wort weiter. Er ist es nicht werth. (wendet sich zu Käte, will sie fortziehen.)

Erich. Nun reißt mir aber die Geduld! Ich bin hier auf die gottloseste Weise zum Narren gehalten worden und soll nun zum Spott noch den Schaden haben, wie ein armer Sünder Reu' und Leid machen, da ich nicht werth sei, daß man noch ein Wort an mich verschwende? Es scheint, der Mond von Sorrent verrückt die Köpfe junger Damen, daß ihre Begriffe sich verwirren. Ich werde besser thun, zu warten, bis es wieder Tag wird und die Herrschaften sich die Augen ausgerieben haben, um die Dinge zu sehen, wie sie sind. Ich habe ohnedies an meiner Studie zu arbeiten und wünsche ergebenst eine geruhsame Nacht! (geht nach der Mauer, schwingt sich hinüber und tritt wieder vor die Staffelei.)

(Kurze Pause.)

(Die beiden Mädchen blicken ihm betroffen nach, wenden sich dann zu einander.)

Emily. Käte —

Käte. Emily —

Emily. Was sagst Du dazu?

Käte. Je nun —

Emily. Er scheint völlig von seiner Unschuld überzeugt zu sein. Ich kann ihm doch nach dem, was er gethan hat, nicht noch mehr entgegenkommen?

Käte. Nun, sehr entgegenkommend warst Du eben nicht.

Emily. Wie? bis Sorrent? bis hieher aufs Dach?

Käte. Ja, aber auf dem Dach —

Emily. Wenn ich jetzt gehe, ist Alles aus, für immer!

Käte. Wäre das so schlimm? Es sind ja noch Maler genug in der Rosa magra, und vielleicht auch ein Solider darunter.

Emily (mit den Thränen kämpfend). Aber ihn liebe ich doch! Und eigentlich bist Du an Allem schuld!

Käte. Ich? Nun, das gestehe ich!

Emily. Du bist ihm zu sehr entgegengekommen, und schwach, wie die Männer sind —

Käte. Zumal die Bräutigams a. D.

Emily. Höre nur! Er singt — wahrhaftig, er kann singen, nach solchen Ereignissen!

Erich (summt vor sich hin):

's ist zum Verzweifeln, 's ist zum Verzagen!
Mit meiner Nenna hat sich's zerschlagen.

Hier die Stelle sollte ich noch etwas dunkler halten. Das Meer hebt sich nicht genug ab. (malt eifrig.)

Käte. Er scheint bei alledem nicht der Verzweiflung zu verfallen. Warte, ich mache noch einen Versuch!

Erich (singt weiter):

Gestern da sagte sie: Fühl, wie behende
Klopfet dies Herzchen für Dich allein.
Heute, wie kalt sind Herzen und Hände,
Alles zu Ende,
Nie werd' ich frei'n!

Den Himmel hier muß ich noch einmal abkratzen, die Luft ist zu schwer —

Käte (ist an die Mauer getreten und stützt sich mit beiden Armen darauf). Herr Erich — Herr Erich Funk —

Erich (ohne umzublicken, für sich). Ha! sie kommt mir doch wieder.

Käte. Wenn es der Himmel noch fünf Minuten erwarten kann, von Ihnen abgekratzt zu werden, ich möchte wohl noch ein Wörtchen mit Ihnen reden.

Erich (immer malend, dreht den Kopf halb herum). Cosa comanda, Signorina?

Käte. Nein, keine fremden Sprachen mehr! In ehrlichem Deutsch: Sie haben sich sehr sonderbar benommen.

Erich. Sie nicht auch?

Käte. Das gehörte zur Rolle, als Amerikanerin. Sie aber haben mir in gutem Deutsch ein Eheversprechen gegeben, Sie wollten mich heirathen.

Erich. Nein. Sie wollten mich heirathen.

Käte. Nur wenn Papa es erlaubte. Nun bin ich aber eine vater- und mutterlose Waise —

Erich. Also gilt der Contract nicht?

Käte. O, Sie dachten nur an die Dollars, der Papa war Ihnen nur Mittel zum Zweck. Als Ehrenmann werden Sie nun doch einer blutarmen Waise ihr Wort halten.

Erich. Mein Wort? Hahaha!

Käte. Sie können lachen, wenn man Sie an Ihr Wort erinnert? Und Sie wundern sich, daß Ihre nur allzu treue Braut eine schlechte Meinung von Ihrem Charakter bekommen hat und nichts mehr von Ihnen wissen will? Oder wolltest Du doch noch etwas von ihm wissen, etwa Gnade für Recht ergehen lassen, arme Betrogene? So ein Herr Künstler pflegt allerdings mehr Farbensinn zu haben als Sinn für häusliche Tugenden. Aber wenn er in sich geht und sein Unrecht gegen Dich einsieht, will ich großmüthig sein und nicht auf meinem Schein stehn; bloß damit wir endlich die Mama erlösen und zu Bette kommen.

Erich (wendet sich jetzt völlig um, behält aber Pinsel und Palette in den Händen). Sehr gütig, Miß Nobody. Aber ich fürchte, auf Ihrem Schein stehen Sie sehr wacklig.

Käte. Wie?

Erich. Sie haben ihn doch gut aufbewahrt?

Käte. Hier ist er, als Belastungszeugniß. Oder wollen Sie Ihre Handschrift verleugnen?

Erich. Im Gegentheil. Auch ich stehe auf meinem Schein. Wollten Sie vielleicht die Gewogenheit haben, ihn vorzulesen?

Käte. Wir kennen ihn ja zur Genüge.

Erich. Bitte, Wort für Wort. In einem solchen Ehrenhandel darf man's mit dem Wortlaut eines so wichtigen Documents nicht leicht nehmen.

Käte (sieht ihn verwundert an). Meinetwegen. (liest) „Ich verspreche hiermit feierlich, Miß Kate Nobody — nicht zu heirathen —"

Emily (rasch). Steht das wirklich?

Käte. Da, sieh selbst! Oh shocking! (liest weiter) — „wenn auch ihr Vater Mr. Joke Nobody and Co. mir am Tage vor der Hochzeit —" (läßt das Blatt fallen.) Emily — nun bin ich die Blamirte!

Erich. Ja, ja, „vor Tische las man's anders" steht im Wallenstein. Aber beruhigen Sie sich, mein Fräulein, die Sache bleibt unter uns Pfarrerstöchtern. Ein kleiner Maskenscherz!

Käte. Nun, scheint mir, mußt Du ihm doch ein bißchen mehr entgegenkommen.

Emily. O Erich, bedenke doch — meine Aufregung — und da ich nicht ahnen konnte — Aber nein, Du bist doch ein Sünder! Hab' ich nicht mit eignen Augen gesehen, daß Du sie hast küssen wollen?

Erich. Das bleibt freilich auf mir sitzen. Aber erstens — ein Bräutigam a. D. — dann die Maskenfreiheit — drittens und letztens: ich habe sie ja nur zur Strafe küssen wollen!

Käte. Mich küssen — eine Strafe? Nun wird er beleidigend. Komm, Emily!

Emily. Ist das wahr, Erich?

Erich. So wahr, wie ich's auch künftig noch thun werde, wenn ich ein schönes Fräulein — sitzen lasse.

Emily. Er ist unverbesserlich. Komm, Käte!

Käte. Nein, Ihr Kindsköpfe, jetzt ist der Handel spruchreif, und ich als unparteiischer Richter verurtheile beide streitende Parteien zur Niederschlagung der Klage und Widerklage und gemeinschaftlicher Zahlung der Buße.

Erich. Noch eine Buße?

Käte. Die Buße wird Ihnen nicht schwer fallen: bloß a little kissing.

Emily. Aber Käte!

Käte. Herr Erich pflegt ohnehin zur Strafe zu küssen, und Du bist ja kein Philister mehr. Also ich zähle bis Drei und halte mir die Augen zu. Eins — Zwei —

(Unten, näher am Hause, klingt jetzt wieder die Guitarre, dazu das Ständchen aus Don Juan, deutsch:

O tritt hervor am Fenster,
Geliebtes Leben! &c.)

Käte. Was ist das? Jetzt singt er auf Deutsch? Das ist ja gar kein Sorrentiner!

Erich (der eben das Mäuerchen überspringen wollte, hält inne). Nein, das ist Hans, Hans Adrian. Er wird früher, als er vorhatte, von Capri zurückgekehrt sein. (eilt nach der Brustwehr im Hintergrunde, ruft hinunter) Hans!

(Der Gesang bricht ab.)

Stimme von unten. Erich!

Käte. Um Gotteswillen, was thun Sie?

Erich (ohne auf sie zu achten). Könntest Du das Concert nicht hier oben fortsetzen? Du findest hier ein kleines, aber gewähltes Publikum.

Stimme. Ich komme, Erich!

Käte (zu Erich, der wieder nach vorn kommt). Nein, eine solche Ueberrumpelung! Aber wenn Sie denken, daß wir uns darein ergeben — komm, Emily!

Emily. Es eilt ja nicht. Warum sollen wir nicht Erich's guten Freund, der ja auch Dich interessirt, hier abwarten?

Käte. Thu was Du willst — ich — ich gehe — ich bin todmüde — die Tante wartet — (thut, als wolle sie forteilen, bleibt aber vor der Dachluke stehen) — es ist unverantwortlich von Dir — o Gott, nun ist es zu spät!

Hans Adrian (erscheint mit der Guitarre in der Treppenöffnung, springt vollends hinaus). Eccomi qua! Guten Abend, Hans! Ah, zwei Damen —

Erich. Ja, Hänschen, zwei reizende junge Damen, deren Bekanntschaft ich hier gemacht, respective erneuert habe. Erlaube, daß ich Dich vorstelle: Herr Hans Adrian, großer Bildhauer, Sänger und Verehrer alles Schönen, und dort Miß Käte Nobody — Amerikanerin, Tochter eines 22fachen Millionärs — Dollars, nicht lumpige Mark — vor einer Viertelstunde mit mir verlobt.

Hans. O, wie schade!

Käte. Erlauben Sie —

Erich. Beruhige Dich, Hans. Die Sache ist wieder zurückgegangen — „Mit meiner Käte hat sich's zerschlagen" — es hat sich eine junge Dame gemeldet, die ältere Rechte auf mich besitzt — hier, Fräulein Emily Rauscher, meine einzig geliebte definitive Braut. — Aber die Herrschaften sind ja alle verstummt?

Hans. Ich bitte um Verzeihung, meine Damen, wenn ich durch mein Klimpern Sie am Schlafen verhindert haben sollte.

Emily. O, im Gegentheil, es war reizend. Besonders meine Freundin fand Ihren „brünetten Bariton" entzückend.

Käte. Aber Emily! — Nein, Herr Adrian, glauben Sie diesen beiden Verliebten kein Wort. Ich bin keine Amerikanerin, mein Vater ist Justizrath in Frankfurt an der Oder, von Millionen ist keine Rede, wenn wir auch nicht —

Erich. Ha, das ist arg! Eben erst waren Sie eine blutarme Doppelwaise, und jetzt — am Ende lebt auch Ihre Frau Mutter noch? (Käte nickt lachend.) Lieber Hans, ich rathe Dir, sei vor dieser jungen Dame auf der Hut. Denke Dir, sie hat mir unter falschen Vorspiegelungen ein Eheversprechen abgelistet.

Käte. Das ebenfalls gefälscht war.

Hans. Wenn ich von alledem ein Wort verstehe — (zu Emily) ich hoffe, mein Fräulein, Sie haben Mitleid mit mir und klären mich auf.

Erich. Nun, da Du nur ein Bildhauer bist, kein unsolider Maler —

Die Mutter (steckt den Kopf durch die Luke). Wenn ihr aber jetzt nicht im Augenblick kommt, so komme ich und bringe euch wie unfolgsame, kleine Mädchen zu Bette. Hört ihr? —

Käte. Das fehlte noch, daß sie aus der Versenkung heraus stiege! (laut) Wir kommen ja, Tante! Es war nur an Emily etwas in Unordnung gerathen, das habe ich erst flicken müssen. (leise zu Emily) Geh nur voran, Liebste!

Emily. Nein, geh Du zuerst!

Erich (während die Mutter noch zögert). Soll ich nicht gleich jetzt der Mama —

Emily. Nein, nein, sie schläft sonst die ganze Nacht nicht und hat morgen Migräne.

Mutter. Wird's nun endlich?

Käte. Wir sind schon da! (Die Mutter verschwindet.) Gute Nacht, meine Herren!

Hans (verneigt sich). Mein verehrtes Fräulein — felice notte! Ich hoffe, morgen das Vergnügen zu haben —

(Käte nickt, schlüpft in die Luke.)

Emily. O Erich, Du siehst — es ist leider unmöglich!

Erich. Die Buße? Morgen zahle ich sie hundertfach. Gute Nacht, liebster Schatz!

(Emily steigt gleichfalls hinunter.)

Hans. Nun aber sage mir endlich —

Erich. Morgen, morgen! Ich habe den Kopf und das Herz noch so voll —

Hans. Weißt Du, daß mir die Andere, die Freundin von Deiner, ungeheuer gefällt? Ich bin ihretwegen schon mit dem ersten Dampfer von Capri wieder zurückgekehrt. Die Capreserinnen waren mir sehr uninteressant.

Erich. Na höre, Hans, diese deutsche Hexe — ich will ihr nichts Böses nachsagen, aber ihr künftiger Mann wird ohne Gnade unter den Pantoffel kommen.

Hans. Darauf müssen wir Alle gefaßt sein. Aber wirst Du noch lange malen? Ich bin höllisch müde und will morgen früh wieder munter sein.

Erich. Ein Morgenständchen? Du bist gut im Zuge. Geh nur und träume von ihr. Ich folge gleich Deinem Beispiel. Will nur noch die Sachen zusammenpacken.

Hans. Gute Nacht, edler Liebender.

(Hans steigt, das Ständchen trällernd, die Dachtreppe hinunter.)

Erich. Den Mann hat's! Na, Gott sei Dank, der Mond von Sorrent hat Alles ins Reine gebracht, dem kann man getrost das Weitere überlassen. (schließt den Malkasten.)

Emily (steckt den Kopf aus der Luke, sieht sich vorsichtig um). Bist Du allein, Erich?

Erich. Emily!

Emily (zurücksprechend). Ich habe nur noch was vergessen, Mama, mein Schnupftuch — (springt heraus, eilt nach dem Mäuerchen.) O Erich, ich konnte nicht so — ehe Du mir gesagt hast — daß Du mir wirklich Alles verzeihst. Nein, ich bin kein Philister mehr — ich will es nie wieder sein —

Erich. Mein einziges Herz — ich bin so überglücklich. Und auch ich gelobe Dir —

Emily. Husch! Keine Meineide! Laß Dir lieber den Mund verschließen! (umfängt ihn über die Mauer weg, küßt ihn.)

Die Wirthin (der Rosa magra steigt aus der Luke herauf, eine Flasche, ein Glas und ein Brötchen tragend, sieht die Umarmung, läßt die Flasche fallen). Dio Madonna! cosa vedo!

Erich (Emily festhaltend, die erschrocken entschlüpfen will). O niente, Signora! Soltanto a little kissing. (küßt Emily wieder.)

Vorhang fällt.

Platen's Selbstbekenntnisse [1]).

[Nachdruck untersagt.]

Von den Tausenden, die alljährlich ihren Ferienweg über München nehmen, steuert eine kleine Schar nicht bloß den Kunstsammlungen, Theatern, Kirchen und Kellern zu, sondern betritt auch den stattlichen Bau der Hof- und Staatsbibliothek, wo in einem hellen Saal die „Cimelien" zur Schau gestellt sind, und die Geschichte der deutschen Schreib- und Dichtkunst sich von der altgermanischen Kosmogonie des Wessobrunner Gebets bis zu brieflichen und poetischen Urkunden des neunzehnten Jahrhunderts vor uns entrollt. In diesem seit geraumer Zeit musterhaft verwalteten Schatzhaus ist der gesammte handschriftliche Nachlaß des Grafen Platen geborgen. „Allzufrüh und fern der Heimath" wie sein Alarich), aber die Entfremdung nicht beklagend, hat der einsame Lyriker nach einem gequälten Leben im Garten der Villa Landolina 1835 das herrlichste Grab gefunden, das je einem Dichter bereitet worden ist; die zahllosen Blätter von seiner Hand jedoch kamen in die Pflege derselben Stadt, wo die jungen Leiden des Cadetten, Pagen und Lieutenants sich abgespielt, und wurden von den Directoren der Bibliothek nach ihrem Werthe geschätzt. Die beste Ausgabe der Platen'schen Werke, die durch C. Redlich 1882 im Hempel'schen Verlag besorgte, mit allen Daten und Lesarten ausgestattete, dieses Denkmal für Platen's Vers: „Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge", konnte nur dadurch zu ihrer Vollendung gedeihen, daß Karl Halm, wie Zueignung und Vorrede bekennt, die Hülfsquellen rückhaltlos erschloß. Sein Amtsnachfolger Laubmann will nun zum Säcularfeste, mit einem weimarischen Forscher verbunden, vollständig darbringen, was seit 1860 bloß durch einen schmalen und abgebrochenen Auszug bekannt war, nämlich die achtzehn Hefte, in denen Platen für sich allein, ohne an irgendwelche Veröffentlichung zu denken, das „Memorandum seines Lebens" niedergelegt hat.

Platen's hundertster Geburtstag, der 24. October, wird keine laute Feier finden. Der adelige Poet mit seiner grilligen Persönlichkeit, seinem hohen Stil, seinen vornehmen, fremden Formen war nie auf Popularität gerichtet. Ohne Standesvorurtheile, haßte der aristokratische Dichter den „Pöbel" noch weit heftiger als der odengewaltige Klopstock und der größte deutsche Meister antiker Strophen, Hölderlin, der, während Platen um „der Ode zweiten Preis" rang, sein trostloses Schattendasein fortschleppte. Mit den Anderen in des Knaben Wunderhorn zu stoßen und dem Volk schlichte Weisen zu singen, gleich den munteren Ausläufern der jungen Romantik als natur-, lieb- und trinkseliger Wanderbursch herumzustreichen, lag ihm fern. Wenn er dolmetschend fremder Volkspoesie nahte auf Herder's Spur, fand er den einfachen Ton nicht. Sein Wort über Klopstock in einer prachtvollen Parabase, er sei „bisweilen versteint, auch nicht jedwedem genießbar", trifft zum

[1]) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1896.

Theil ihn selbst, und war der Alte in die Manier zu künstlicher Maße gefallen, so mußte der lyrisch überlegene Lehrling, dessen Vers gar nicht immer so rein ist, wie er und sein Anhang behaupten, über spätere Gebilde metrische Schemata setzen, die gewiß weniger zur Mitempfindung als zum Nachrechnen auffordern; was schon Hyacinth Hirsch in Heine's Schlammbädern von Lucca bemerkte. Denn wo bleibt die bacchische Begeisterung, wenn ich mühsam scandiren soll: „Wohl bietet der irdische Tag qualvolle Secunden genug" oder endlich die pindarischen Gebäude auf und ab klettern? Da schiebt der gute Deutsche die pompösen Carmina vom Falerner bei Seite und singt lieber „Im Krug zum grünen Kranze". In Preisgesängen auf Platen hat sich Geibel schülerhaft übernommen, einen thörichten Götzendienst ihm Minckwitz gewidmet, der, zuletzt ein unfreiwilliger Spaßmacher für Studenten, in der greulichsten Leipziger Mundart schöne Volkslieder parodistisch vortrug, um ihre Nichtsnutzigkeit gegenüber der hohen Ode und dem stilisirten Dithyrambus zu erweisen. Solche vornehmthuerische Einseitigkeit ist ebenso verkehrt wie eine Poetik, die lediglich das sanghafte Lied für wahrhaft lyrisch gelten lassen will. Auch halte ich den Streit, ob uns überhaupt hellenische Strophen frommen, für müßig, denn das Dasein von Meistergebilden entscheidet hier gleich dem Schatz unsrer Hexameter und Disticha. Wer in Platen's sapphischer Ode „Aschermittwoch": „Wirf den Schmuck, schönbusiges Weib, zur Seite" nur das Exercitium eines — nach Immermann's allzu holprigem Witz — im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Cavaliers erblickt, statt mit Ohr und Geist diesen stimmungsvollen Wohlklang zu trinken, dessen Taubheit ist unheilbar. Oder man halte doch die flachen Reisebildchen der Wandersänger gegen Platen's große Charakteristiken und folge diesen, gleich den Terzinen in meisterlicher Architektonik aufgeführten Sonetten, als trüge uns das edelste aller Fahrzeuge, die Gondel, durch die Kanäle und die Kunstherbergen Venedig's. Mag ferner das Ghasel, dem sich der unerreichbare Westöstliche Divan nur einmal, ohne strengere Nachbildung, zugewandt hatte, trotz Rückert's, Platen's, Leuthold's Kunst dem Deutschen unheimisch bleiben, so behalten doch Gedichte wie „Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her" ihren musikalisch-malerischen und sinnreichen Zauber, und Gedichte wie „Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts" ihren tiefen Empfindungsgehalt. In der Ballade ist dem Grafen nicht sowohl der kräftige Vortrag von Handlungen eigen als die feierliche Ausbeutung einer Situation, das blanke, majestätische Gepräge. Wenn der halbwüchsige Jüngling seinen Homer las, empfand er: „das schöne Ganze rollt königlich auf den stolzen Wogen des Hexameters dahin", und wenn wir als Knaben „Das Grab im Busento" declamiren, so spüren wir schon etwas diesem hoheitsvollen Eindruck Nahverwandtes, was Drechselei und Politur nie herausbringen können. Wohl aber ein Dienst der Schönheit, der sich nicht genug thut, und der in diesem berühmten Fall, wie es Redlich's Ausgabe ungemein lehrreich an die Hand gibt, eine ältere, unreifere Fassung durch zahlreiche wohlerwogene und wohlbelohnte Aenderungen so läuterte, daß hier allerdings „frei von Tadel zu sein" den höchsten Grad des Könnens bezeichnet. Wie arm nimmt sich daneben ein alexandrinischer Versmacher von der Art W. Schlegel's aus! So erblicken wir den Werth der Literaturkomödien des auf dramatischem Gebiete sonst unglücklichen Dichters nicht in der Parodie, die leicht viel witziger, übermüthiger, schlagkräftiger sein könnte, sondern in wahrhaft adeligen Bekenntnissen über Gehalt und Form der Poesie und lauschen hier ohne den Verdruß, den anderswo Beschwerden und Eigenlob hervorrufen mögen, auch willig den italienischen Anapästen:

In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

Den Menschen bis nach Sorrent und Syracus, den Dichter bis zur Fülle des Wohllauts und zum wundersamen Dank an den „göttlichen Gast", der ihn weihend besuche, geleiten und verstehen lehrt uns das Tagebuch. Der größte Theil des dicken ersten Bandes liegt mir schon durch die Güte der Herausgeber vor; das Hauptstück des zweiten und überhaupt des Ganzen sollen die italienischen Aufzeichnungen ausmachen. Eine Geschichte seiner Kindheit bis 1812 hat Platen nachträglich den Confessionen vorgeheftet; aber diese aufschlußreichen Blätter zeigen keine Gabe frischer und schlanker Erzählung, keine frohe jugendliche Unbefangenheit, nichts von dem, was unsre Alten tumbheit nannten. Es muß auch gleich gesagt werden, daß der ganze breite „Abdruck seines Thuns und Wirkens", soweit bis jetzt des Jünglings Hefte ein zusammenfassendes Urtheil erlauben, hinter dem immer regen Interesse zurückbleibt, das die ungeheure Gedankenarbeit in Hebbel's Tagebüchern weckt. Der begann als blutjunger Mensch: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde. Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein, und diejenigen Töne, welche mein Herz angibt, getreu, zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten, aufbewahren" — so empfängt uns gleich der ganze Hebbel, verblüffend selbstgewiß und früh geübt, aus seinem Kopf eine rastlose Spindel zu machen, auf der Schwelle. Zaghaft, einsam, selbstquälerisch tritt Platen ins Leben. Unter seine Wünsche und Klagen, die einmal in die Formel gebracht werden: „Wäre ich unglücklich, ich würde glücklicher sein", mischen sich manche Pedanterien der Auffassung und des Ausdrucks. Der protestantische Franke, früh ein Feind aller Bigotterie, politisch liberal, von heftigem Haß gegen Napoleon und die Rheinbündler erfüllt, empfindet sich als einen Zwangsbayer. Seine lebhaften Freiheits- und Bildungstriebe werden niedergeduckt durch „den steifen Dienst, die steifen Worte, die steife Kleidung", und die meisten Kameraden halten ihn für einen Narren. Von der Natur mit keiner Wohlgestalt ausgerüstet, linkisch, schweigsam, in der „faden Entsetzlichkeit" der Gesellschaft langweilig und gelangweilt, in einen endlosen Kampf zwischen Vernunft und Empfindung verstrickt, erkennt er bald, daß ewige Abgeschiedenheit, träumend, dichtend, ihm besser wäre. Und er ist ein armer Graf, dem die Fesseln überall doppelt eng anliegen, bis endlich nach viel zu langen Jahren die Spenden Ludwig's I. und Cotta's Honorare ihm ein Aufathmen in Italien vergönnen, er aber da unten als Dreißiger schon den Eindruck eines welken Greischens macht. Wie karg waren doch auch die nachgeholten akademischen Bildungsjahre in dem kleinen, weltfremden Erlangen, von denen uns spätere Bogen und, durch Laubmann zum baldigen Abdruck in der „Deutschen Rundschau" gerüstet, der Briefwechsel mit Liebig berichten werden. Man erlaube mir, mit einer hübschen kleinen Anekdote vorzugreifen, die Rudolf v. Raumer gern erzählte: Platen hatte sich ein persisches Wörterbuch verschrieben und fand, da es ans Zahlen ging, zu seinem Schrecken, es stünden nicht so und so viel Gulden, sondern so und so viel Pfund Sterling auf dem Kerbholz. „Weißt was," tröstete ihn Döderlein, „Du trinkst halt alle Tag a Maß Bier weniger." Der Graf unwirsch: „Ich trinke ja gar kein Bier." Darauf sein philologischer Freund: „Hab' ich Dir net immer g'sagt, Platen, Du sollst Bier trinken! jetzt wenn Du Bier tränkst, könnt'st Dein Wörterbuch zahlen!" Uebrigens wird dies Gespräch mit seiner lustigen Logik sich gewiß nicht in den Tagebüchern wiederfinden, denn vom gemeinen Bier abgesehen, fehlt ihnen auch die geringste Würze des Humors.

Ein großer Abschnitt ist dem für Platen, einen schlechten Soldaten, wie man von vornherein glauben mag, und sein Regiment thaten- und ruhmlosen Feldzug in Frankreich von 1815 gewidmet; trotz mancher Grillen und trotz des Ueberwucherns der Reflexion über Gelesenes und Erträumtes auch zeitgeschichtlich lehrreich. 1816 nimmt eine wohlthätige Schweizer Reise, 1817 ein langer, einsiedlerischer Aufenthalt in Schliersee den breitesten Raum ein. Kein Tag verrinnt dem jungen Lieutenant ohne ehrfurchtgebietendes Ringen nach neuen Bildungsschätzen, deren

Summe er am Jahresschlusse sauber zu ziehen sucht. Er ist ein unersättlicher Leser in deutscher, englischer, romanischer, späterhin auch orientalischer Literatur, ein fleißiger Dolmetsch, ein selten geistreicher, aber gründlicher und stets auf formale Reinheit bedachter Beurtheiler, und er übt sich gern in eigenen französischen und englischen Versen. Man begreift, daß gerade ihn die „besten deutschen Jamben" in Goethe's Eugenie entzücken und die Classiker Frankreichs fesseln, daß er der weichen Flöte eines Guarini andächtig lauscht, daß er Pope's Ilias als Uebersetzung verwirft, aber an sich ein Meisterstück nennt: „Der Vers ist pompös, der Reim schön und neu, der Klang mit dem Sinn vermählt." Wie er sich die größte Mühe gab, seine unmelodische Stimme und seine Aussprache zu schulen, so thaten ihm „provinzialische Accente und Unformen" weh, und für seinen Privatgebrauch lieh er sogar manchen Lieblingsstätten um Tegernsee herum schöne romanische Namen. Die Tagebücher wimmeln von heimischen und fremden Citaten, um deren Feststellung wie um die vielen erwähnten Personen Herr v. Scheffler mit Erfolg bemüht war; es ist seltsam genug, wenn Platen in Nancy die Ablösung der deutschen Sprache durch die französische mit einem englischen Vers beklagt: My native language charms my ear no more!

Wer von gewissen leidigen Gedichten oder von Heine's giftigen Witzen her sich vielleicht aus diesen so lang geheim gehaltenen Tagebüchern „Fälle" für Krafft-Ebing versprach, wird nicht auf seine Rechnung kommen; aber die intimen Geständnisse über leidenschaftliche Neigungen zu Männern sind so zahlreich, so charakteristisch, daß ein Wort darüber gesagt werden muß. Platen selbst deutet nicht sowohl auf die angeborene Irrung der Natur, als auf die geschlossenen Anstalten hin, die nur spärlichen Verkehr der Geschlechter kannten und passionirte Freundschaften nährten. Hat doch Schiller, gewiß mit Erinnerungen an die Karlsschule, in den „Malteser", diesem ausschließlichen Männerstück, der Freundschaft einen sehr erotischen Zug geben wollen und Platen, als er diese Entwürfe las, sich selbst darin gefunden. Er empfindet wohl die krankhafte Einseitigkeit seines Verlangens nur nach einem Freund, nicht nach einer Geliebten, wenn er z. B. 1816 den „gewaltigen Amor" anruft: „Wen bannst du nicht in deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst du in meinem Busen, vor denen Mancher schaudern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut." Von Frauenliebe nicht berührt, dem sittenlosen Reden und Treiben der Officiere, wiederum nicht ohne unjugendliche, weise Moralpredigten, feind, schmückt er sich einen Jüngling in der sehnenden Phantasie mit allen Reizen des Körpers, Geistes und Gemüthes aus, monologisirt von dem Abgott, liebt ihn aus stummer Ferne und bescheidet sich nach vielen Enttäuschungen, ihm bleibe die Klage. Diese Schwärmerei kann rein geistig sein, wie sich der junge Lehrling Goethe einmal die Rolle des Alcibiades bei Socrates auf vierundzwanzig Stunden wünscht — und dann sterben! So denkt Platen in erster Linie an einen anbetungswerthen Vertrauten, der, alle seine Gedanken und Gefühle mitdenkend, mitempfindend, ihn, den armen Schweiger, empor geleite. Diese Schwärmerei kann aber auch zu Gretchen's Blumenorakel „Liebt mich — liebt mich nicht" greifen und dann gesunde Menschen leicht abgeschmackt und pervers anmuthen — nur vergesse man nie, daß Platen vor dem Gemeinen schaudert und lieber sich elend verzehren, eher vom Abgrund verschlungen werden möchte (1, 838), als einem niederen Trieb erliegen.

Seine „kühnsten Wünsche" nennt er im einundzwanzigsten Lebensjahre: „einstigen Dichterruhm, eine diplomatische Laufbahn und B.'s Bekanntschaft". Das zweite Lebensideal hat ihn nicht lange geplagt, und gewiß war der spätere Radicale der „Polenlieder" in keiner Weise zum Berufspolitiker geschaffen. Das letzte, eine volle, göttliche Freundschaft, blieb unerreichbar. Das erste und vornehmste, hohes künstlerisches Schaffen, schien ihm nur die Stirn zu streifen, um alsbald weit zu entfliehen. Fortschreitend quält er sich mit dem Zweifel, ob nicht die alten holperigen, regellosen Versmaße besser, die neuen harmonischeren durch den

unfreien Blick auf zu viele Muster verdorben seien. „Poesie ist ein närrisch Ding, sie liegt nicht in der Macht des Poeten," schreibt er, stockend, auf die Besuche des Genius wartend, bis er auch im idealen Reiche der Dichtung einen heillosen Bankbruch aller Hoffnungen zu erleiden wähnt (ich fasse mehrere Stellen zusammen): „Die Poesie habe ich ganz aufgegeben; ich betrachte meine Verse als meine Jugendsünden. Wohl glaubte ich ehemals eine schaffende Kraft in mir zu fühlen. Nun aber sinke ich in mein eigenes Nichts zurück. Ich leugne nicht, in meinen eitelsten Stunden von Lorbeeren geträumt zu haben. Doch war dieser Wahn zum mindesten kurz genug. Selbst die gute Meinung meiner Freunde wird nach und nach einer besseren Ueberzeugung Platz machen. Ich gehöre zu der gemeinen Classe gewöhnlicher Menschen und bin beruhigter . . . Ich fühle, daß ich der schwächlichste, kleinlichste Mensch auf der Welt bin . . . Der Entschluß, nichts mehr zu schreiben und besonders keine Verse mehr, wird immer fester. Ich gewinne dadurch Zeit und Zufriedenheit. Ein großer Dichter würde ich doch nicht geworden sein, und ein mittelmäßiger zu werden, wer wollte diesen Ruhm haben? Wollte Gott, alle Poetaster unseres Zeitalters entsagten auf ewig ihrem Apoll! Es würden dann mehr als ein halbtausend Federn vacant werden. Da sie es aber nicht thun, so will ich zum mindesten zeigen, daß ich mehr Kraft fühle als sie. Ich gestehe, daß die Poesie einen großen Reiz hat, und daß man nicht leicht sich ihrer entwöhnt; allein wenn man seinen Namen nicht bis zu den unsterblichen Sternen emporheben kann, so ist es besser, gänzlich unbekannt im Gewühle des gemeinen Haufens unterzugehen." Der das schreibt, zählt erst zwanzig Jahre und kann natürlich nicht in dieser dumpfen Entsagung verharren. Mehrmals steht er hart vor dem Selbstmord oder trägt sich, Europa's, seines Standes und Namens müde, mit dem Gedanken, nach Amerika oder nach Persien zu flüchten. Anders sollte er in der Heimath des Hafis einkehren, und die tiefe, thränenreiche Sehnsucht, unter dem heiteren, herrlichen Himmel Italiens zu wandeln, durfte er Jahre lang stillen. Aber all' die bitteren Zweifel und all' die vielen Stunden der Zerschlagenheit muß man bedenken, um die Kehrseite in Platen's Poesie recht zu verstehen: wie er, auf seinen Nachruhm trotzend, sich nach langgezogenen Klagen über das Loos des Lyrikers stolz vor dem Pöbel erhebt und in großen Worten den eigenen Lobredner macht.

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Erich Schmidt.

Der Berliner Frauen-Congreß.

[Nachdruck untersagt.]

Der Internationale Frauen-Congreß, welcher in der Woche vom 19. bis 26. September in der deutschen Reichshauptstadt tagte, ist nicht nur ein Ereigniß in der Geschichte der Frauenbewegung, auch für den Culturhistoriker ist er ein bedeutendes Moment. Nie zuvor hat sich das sogenannte schwache Geschlecht, welches augenblicklich in den meisten civilisirten Ländern die größere Hälfte der Bevölkerung bildet, so stark gezeigt.

Der Internationale Frauen-Congreß hat nicht nur ein übersichtliches Bild alles dessen geboten, was die Frau aus eigener Kraft bisher geleistet und erreicht hat, zum Theil auf Gebieten, wo es galt, Schritt für Schritt das Terrain zu erobern — er hat auch in überraschender Weise mancherlei offenbart, was dem Psychologen, dem Historiker und Socialpolitiker zu denken geben muß.

Ich gestehe, daß ich persönlich, obwohl voller Theilnahme und Interesse, doch mit Bangen dem Congresse entgegensah. Ich fürchtete das Hervortreten gewisser Schwächen meines Geschlechtes, die ihm naturgemäß noch anhaften als Folge der zahlreichen Hindernisse, welche bisher der freien Entfaltung seines Intellects entgegenwirkten. Ich zweifelte, ob Rednerinnen wie Hörerinnen durchweg bereits die Reife erlangt hätten, um bei dieser ersten größeren Kundgebung vor der Oeffentlichkeit in Deutschland nicht Kleinlichkeiten zu zeigen, die sie der Lächerlichkeit preisgeben konnten. Meine Sorge hat sich als überflüssig erwiesen — die Feuerprobe wurde bestanden. Vom Beginn bis zum Schlusse ist der Congreß, zumal so weit es die Vorträge betrifft, durchaus würdig verlaufen.

Natürlich war nicht Alles, was geboten wurde, vollkommen, nicht Alles neu, nicht Alles bedeutend. Aber wo wäre das zu finden, auch bei Veranstaltungen und Versammlungen, die von der Männerwelt ausgehen! Durchschnittswaare, Mittelgut gibt es überall, selbst innerhalb der Sphäre der sogenannten hohen und höchsten Wissenschaft. Was die Frauen durch diesen Congreß gezeigt haben, ist: daß sie sachlich, daß sie logisch sein können, daß sie Rednergaben besitzen, welche die Concurrenz mit den Männern nicht zu scheuen brauchen.

Hierdurch ist der Beweis geliefert, daß die Frau zur Mitwirkung an der Culturarbeit ihres Volkes befähigt ist, nicht nur innerhalb der engen Grenzen des Hauses, sondern auch in der Oeffentlichkeit. Ich gehe einen Schritt weiter! Wenn ich in Betracht ziehe die Begeisterungsfähigkeit, die Herzenswärme, die Arbeitsfreudigkeit, den praktischen Blick, welchen die Frau besitzt — Eigenschaften, die auch von Seiten der Männer ihr stets zuerkannt worden sind — so muß ich behaupten, daß sie berufen ist, im öffentlichen Leben einen positiven, die Thätigkeit des Mannes ergänzenden Factor zu bilden. Meines Erachtens kann nur durch ihre Beihülfe die immer brennender werdende sociale Frage auf dem Wege naturgemäßer, friedlicher Entwicklung gelöst werden.

Wenn die Frau ungehinderte Gelegenheit zur Ausbildung aller ihrer Fähigkeiten, freien Zutritt und Arbeitsbetheiligung auf Gebieten des öffentlichen Lebens erstrebt, die ihr bisher entweder völlig vorenthalten oder nur vereinzelt gestattet wurden, so geschieht dies, gleichviel, ob bewußt oder unbewußt, nicht nur zum Vortheil des eigenen, sondern ebenso wohl auch des anderen Geschlechtes. Niemand wird bestreiten, daß, wenn der Mann etwas leistet, er es nicht nur sich selbst, sondern der Gesammtheit leistet. Sollte das Nämliche nicht auch von der Frau gelten? Ihr die Gelegenheit zur freien Entwicklung ihrer Fähigkeiten abschneiden oder verkürzen, bedeutet daher Schädigung des Gesammtwohles. Die allgemeine

Entwicklung, der allgemeine Fortschritt wird aufgehalten, und nicht die Frau allein, die Nation leidet darunter.

Daß unser neunzehntes Jahrhundert mit seinem vielgepriesenen, riesenhaften Vorwärtsschreiten auf fast allen Gebieten zu Ende gehen kann mit einer Gesetzgebung innerhalb der meisten Culturstaaten der Alten Welt, welche sich der freien Entwicklung der einen und zwar größeren Hälfte ihrer Bürger hemmend statt fördernd entgegenstellt, wird kommenden Geschlechtern unbegreiflich erscheinen. Aber das gegenwärtige Geschlecht, das man doch nur zum kleinen Theil für Gründung und Fortdauer der heutigen Gesetze verantwortlich machen kann, und dessen Gesinnung keinenfalls mit letzteren zu identificiren ist — wie steht es der Frauenfrage gegenüber? Was zunächst die Parteistellung der Männer betrifft, so ist es vor der Hand unmöglich, ein Gesammturtheil darüber zu fällen. Noch waren und sind die Gelegenheiten, bei denen Männer sich in der Oeffentlichkeit über die Frauenfrage äußerten, spärlich. Was wir bisher darüber vernahmen, sind vereinzelte Stimmen, theils dafür, theils dagegen. Ich will die bekannten Argumente der Gegner, welche die Inferiorität der Frauen beweisen sollen, auf Grund ihrer bisherigen, unter dem Drucke beständiger Einschränkungen erfolgten Entwicklung hier nicht wiederholen. Constatiren möchte ich statt dessen, daß die Zeiten, wo man Gleichberechtigungsforderungen der Frauen mit geringschätzigem Lächeln bei Seite zu legen und darüber zur Tagesordnung zu gehen pflegte, nahezu überwunden sind. Man beginnt einzusehen, daß die Frauenfrage ernsthaft aufgefaßt werden muß. Dies haben in Deutschland bei der Bearbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches die Verhandlungen über das Frauenrecht in der Ehe bewiesen, obwohl dieselben noch ein negatives Resultat ergaben. Auch die Haltung der Presse gelegentlich des Frauen-Congresses dieser Tage legte Zeugniß ab, daß man demselben Bedeutung beimißt. So verschieden auch die Richtung der einzelnen Blätter, fast alle haben sich eingehend damit beschäftigt, und nur wenige blieben bei ihren Berichten an Aeußerlichkeiten haften oder versuchten, um Münze für ihre Parteistellung zu schlagen, die Hebel des Spottes und der Ironie einzusetzen. Freilich sind dies leichte Werkzeuge, und wer sie handhabt, erringt billig den Beifall der Menge, die es liebt, „das Strahlende zu schwärzen".

Wie bald übrigens die Spottlust erregt wird auf Grund überlieferter oder vorgefaßter Meinungen selbst in den Kreisen der Aufgeklärten und sogenannten Vorurtheilsfreien, beweist ein Erlebniß, das ich noch vor etwa Jahresfrist in der „Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur" hatte. Der Vorsitzende kündigte an, daß eine Frau irgendwo in Berlin — Name und Localität thun nichts zur Sache — einen Vortrag halten werde über: „Der Beruf des Mannes", und die Antwort war — allgemeines Gelächter! Das Lachen schnitt mir ins Herz; ich höre es heute noch. Gleichviel, man wird nicht lange mehr lachen über dergleichen. Die Zeit wird kommen, wo man es natürlich findet, daß, so wie der Mann seit Jahrhunderten seine Urtheile über Sonderstellung und Interessen der Frauen abgegeben hat, es auch der Frau zusteht, Sonderstellung und Interessen des Mannes von ihrem Gesichtspunkte aus zu beleuchten.

Zusehends wächst die der Frauenbewegung günstige Strömung unter den Männern. Wenn letztere trotzdem, mit Ausnahme der Presse, nur spärlich unter dem Auditorium des Frauen-Congresses vertreten waren, so ist dies wohl weniger dem Mangel an Theilnahme, als äußeren Gründen zuzuschreiben. Der Umstand, daß die Vorträge sämmtlich auf Tages- und niemals auf Abendstunden gelegt waren, das Fehlen einer regelrechten Ankündigung durch Placate und Inserate, endlich der beschränkte Raum im Sitzungssaale des Rathhauses schlossen eine größere Betheiligung von Seiten der Männer aus.

Den Leiterinnen des Congresses will ich hiermit keinen Vorwurf machen. Sie befolgten nur die Taktik geschickter Feldherren, welche die des Krieges noch ungewohnten Truppen mit Vorsicht ins erste Treffen führen.

Wie jedoch sieht es im eigenen Lager aus? Wie stellt sich die Frauenwelt zur Frauenbewegung?

Die Frage mag überflüssig erscheinen. Sie ist es nicht für den, der erwägt, daß nur ein winziger Bruchtheil selbst der Gebildetsten des weiblichen Geschlechtes innerhalb der Bewegung und des durch sie geschaffenen Ideenkreises steht.

Freilich hat die sogenannte Frauenemancipation, besser Frauenerhebung, deren Ausgangspunkt gleich allen reformatorischen Erscheinungen nicht festzustellen ist, und deren Ursachen Jahrhunderte zurückdatiren, unter dem Drucke der socialen Nothstände gegenwärtig einen noch vor Kurzem ungeahnten Aufschwung genommen.

Um nochmals auf den Congreß zurückzukommen, so muß ich bekennen, daß mich die Zuhörerinnen fast in gleichem Maße fesselten wie die Vortragenden. Es war mir eine besondere Freude, in Hunderten von Gesichtern Interesse und Begeisterung aufflammen zu sehen, wenn von jenen edelsten Gütern die Rede war, die man uns bisher vorenthielt: unserer Freiheit und unserer unumschränkten Betheiligung an der Fürsorge für das materielle wie ideelle Wohl der Menschheit. Und doch, sagte ich mir, wie Viele sollten, wenigstens im Geiste, hier sein, die es nicht sind! Ich denke nicht an Diejenigen und will sie nicht anklagen, welche, in niederen Gesinnungskreisen aufgewachsen, mit kärglichen Bildungsmitteln versehen und von kleinlicher Sorge bedrückt sind. Kann man dem Vogel, der im Käfig geboren ist, einen Vorwurf daraus machen, daß er seine Fittige nicht regt?

Jene aber möchte ich anklagen, die auf der Höhe moderner Bildung in gesicherter Position, vielleicht zufriedener Ehe leben, den Kampf ums Dasein nicht zu kämpfen brauchen und doch über Fragen und Zwecke banalster Alltäglichkeit nicht hinaus kommen. Ihr Denken und Thun wurzelt nur im Wohl und Wehe des eigenen Ichs oder ihrer nächsten Angehörigen, und sie sind zu bequem, sich darüber zu erheben. Sie stehen vielleicht an den Spitzen der Gesellschaft, bewegen sich in der großen Welt und haben inmitten nichtiger Tagesereignisse keinen Blick für die Nothstände ihrer Mitmenschen, kein Ohr für die Klagen, welche auf Jeden eindringen, der hören kann und will. Das Allgemeine, die Menschheit existirt nicht für sie. und werden sie daran erinnert, so gehen sie mit einem Lächeln oder einem „Das interessirt uns nicht", zu ihrer Tagesordnung, d. h. ihrer Zeitvergeudung, über.

Und auch jenen Anderen kann ich einen Vorwurf nicht ersparen, denen zwar ein Verständniß für die großen Fragen der Gegenwart — und zu ihnen zählt die Frauenfrage — nicht fehlt, die aber nichtsdestoweniger auch nur ein Achselzucken dafür übrig haben. „Es ist ja Alles gerecht und gut, was erstrebt wird," hört man sie sagen, „aber was kommt dabei heraus? Es wird doch Alles beim Alten bleiben, und wenn je etwas erreicht wird, so werden wir es nicht mehr erleben." Armselige Seelen! Ihr Ideenkreis vermag sich über die kurze Spanne des eigenen Daseins nicht zu erheben. Auch ihnen fehlt der Sinn für das Allgemeine, das Sich-eins-fühlen mit der Menschheit zum Zwecke höherer Ziele und reinerer Lebensformen. Ihnen fehlt zugleich die Pietät, die Dankbarkeit gegen unsere Vorgänger. Alles, was wir heute mit Stolz unser eigen nennen, unsere Civilisation, Bildung, Kunst, Wissenschaft, Moral — was ist es anders als die angehäufte Arbeit zahlloser Geschlechter? Was wir heute genießen, ist die Frucht unendlicher Mühen und Anstrengungen aller Derer, die längst zum Mutterschoß der Erde zurückgekehrt sind. Ist es nicht unsere Pflicht, den Dank, welchen wir ihnen nicht mehr darbringen können, damit heimzuzahlen, daß wir für die kommende Generation leben und schaffen? Erfüllen wir diese Aufgabe, indem wir nur bewahren und erhalten, was uns überliefert ist? Mit nichten. Es liegt uns ob, weiter zu entwickeln, neue Bahnen zu brechen, frischen Samen zu streuen zu erneuter Frucht.

Ist es uns dann auch nicht vergönnt, den Tag zu schauen, wo das Feld, das wir bestellten, reif ist zur Ernte, es möge uns genügen, die ersten Halme der keimenden Saat zu erblicken, in der frohen Zuversicht, daß Regen und Sonnenschein ihrem Weitergedeihen nicht fehlen werden. Olga Stieglitz.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Wenn man die Reise des Kaisers von Rußland und seiner hohen Gemahlin rein nach ihren Aeußerlichkeiten beurtheilt, so kann nicht geleugnet werden, daß sie während der Tage von Cherbourg, Paris und Châlons ihren Höhepunkt erreicht hat; man begreift den Festrausch des französischen Volkes und hat kaum ein Recht, in dieser Beziehung der französischen Presse den Vorwurf der Ueberreibung zu machen. In Wahrheit aber wurden Kaiser Nicolaus II. und die neben ihm den russischen Thron einnehmende deutsche Prinzessin vor Allem doch durch den Wunsch geleitet, nach ihrer Krönung in Moskau den verwandten und befreundeten Höfen ihren Besuch zu machen. Daß Frankreich im Hinblick auf die Beziehungen, die sich seit dem französischen Flottenbesuche in Kronstadt zwischen der Republik und Rußland entwickelt, gleichfalls berücksichtigt werden mußte, leuchtete ohne Weiteres ein. Wenn die Franzosen aber den Besuch des russischen Kaiserpaares in ihrem Lande als „le couronnement de l'édifice" betrachteten, so wirkten hier Motive mit, die wir Alle kennen, die jedoch durch die Thatsachen weder direct bejaht noch auch allerdings direct verneint worden sind, ihre wesentliche Stütze vielmehr nur in der Interpretation fanden. Geflissentlich war man in Frankreich bemüht, an der Legende festzuhalten, Kaiser Nicolaus II. habe bei dem Festmahle in Breslau am 5. September in seiner Erwiderung auf den Trinkspruch des Kaisers Wilhelm II. nicht versichert, daß er von denselben „traditionellen Gefühlen" wie dieser beseelt sei; vielmehr habe er auf diejenigen seines Vaters, Alexander's III., hingewiesen. Nicht minder geflissentlich verschwiegen die französischen Blätter, daß der Kaiser von Rußland nach der großen Parade bei Breslau den Kaiser Wilhelm II. ersuchte, ihn, unter Abänderung des Programms, nach dem er mit seiner hohen Gemahlin im Wagen zur Stadt zurückkehren sollte, zu Pferde an der Spitze der Fahnencompagnie zurückbegleiten zu dürfen, und daß der Zar dann in Görlitz dasselbe Verhalten beobachtete.

Dagegen war dieselbe französische Presse bemüht, dem Trinkspruche, den der Zar am 6. October bei dem zu Ehren des russischen Kaiserpaares im Elysée-palaste veranstalteten Diner ausbrachte, eine über den klaren Wortlaut hinausgehende Bedeutung zu geben. Nachdem der Präsident der französischen Republik in seinem Trinkspruche auf das russische Kaiserpaar darauf hingewiesen hatte, daß die Anwesenheit des Zaren in Frankreich unter den Zurufen eines ganzen Volkes die Bande besiegelte, die zwei Länder in zusammenstimmender Thätigkeit und in gegenseitigem Vertrauen zu ihrer Bestimmung verbinden, hob er hervor, daß die „Union" eines mächtigen Kaiserreiches mit der arbeitsamen Republik bereits einen wohlthätigen Einfluß auf den Weltfrieden ausüben konnte. Daß der Kaiser Nicolaus II. im Hinblick auf den glanzvollen Empfang, der ihm und seiner hohen

Gemahlin von der französischen Bevölkerung bereitet worden, zunächst seinen Dank abstattete, erscheint wohl begreiflich. Das Wort „alliance“. nach dem die gesammte französische Nation gewissermaßen lechzte, kam jedoch nicht über seine Lippen; selbst den Ausdruck „Union“, der in dem Trinkspruche des Präsidenten der Republik vorgekommen war, nahm er nicht auf. „Treu unvergeßlichen Ueberlieferungen,“ äußerte er, „bin ich nach Frankreich gekommen, um in Ihnen, Herr Präsident, das Oberhaupt einer Nation zu begrüßen, mit der uns so werthvolle Bande verbinden. Diese Freundschaft kann, wie Sie selbst sagten, durch ihre Beständigkeit nur den glücklichsten Einfluß ausüben.“ Die feinfühlige Art, in der der Kaiser von Rußland die „werthvollen Bande“ unmittelbar darauf als „Freundschaft“ erläuterte, verdient jedenfalls hervorgehoben zu werden; wenn es auch freilich etwas mehr zu denken gibt, daß er in der Tischrede zu Châlons den Ausdruck „Freundschaft“ durch den folgenden eines „tiefen Gefühls der Waffenbrüderschaft“ nach einer anderen, ganz bestimmten Richtung hin gesteigert zu haben scheint. Denn Niemand, der die Geschichte kennt, wird bestreiten, daß dieses „Gefühl“ sich nur auf die Zukunft beziehen läßt, da der Kaiser von Rußland hier nicht, wie in Breslau, die Vergangenheit anrufen konnte. Indessen von „Freundschaft“ und selbst einem „tiefen Gefühl der Waffenbrüderschaft“ ist immer noch ein weiter Weg bis zur „Allianz“, und mit dem „Temps“ fragt man: „Wozu sollte dem Zaren die Geheimnißkrämerei mit diesem Worte dienen, wenn mit demselben nicht eben Etwas bezeichnet werden sollte, was nicht existirt?“ Wir zweifeln keinen Augenblick an dem guten und selbst herzlichen Einvernehmen, das zwischen Rußland und Frankreich besteht; aber wir sehen darin keinen Grund zur Beunruhigung, so lange, wie dies eben mehrfach geschehen ist, sein „wohlthätiger Einfluß auf den Weltfrieden“ sowohl vom Zaren als vom Präsidenten der französischen Republik in den Vordergrund gerückt wird.

Hat die Auslandsreise des Kaisers von Rußland also von Anfang bis Ende den durchaus friedlichen Charakter bewahrt, der selbst dann nicht versagte, als die Verhältnisse im Orient sich von Neuem bedrohlicher zu gestalten schienen, so fehlt es auch im Uebrigen nicht an deutlichen Symptomen, aus denen auf die dauernde Aufrechterhaltung des europäischen Friedens geschlossen werden darf. Dies gilt insbesondere von der wesentlich freundlicheren Gestaltung der Beziehungen Italiens zu Frankreich. Mögen immerhin die von dem französischen Minister des Auswärtigen, Hanotaux, und dem italienischen Botschafter in Paris, Grafen Tornielli, unterzeichneten Vereinbarungen an erster Stelle die Neuordnung der handelspolitischen Verhältnisse in der Regentschaft Tunesien bezwecken, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Geist, in dem die fünf in Betracht kommenden Conventionen abgeschlossen worden, der Versöhnung widerstreitender Interessen dient. Glaubte das Ministerium Crispi seiner Zeit daran festhalten zu dürfen, daß beim Ablaufe des italienisch-tunesischen Handelsvertrages die alten Capitulationen zu Gunsten Italiens wieder in Kraft treten würden, so wurde von französischer Seite eingewendet, daß durch die Uebernahme des Protectorates in der Regentschaft ein Zustand der Dinge geschaffen worden sei, der von Italien ebenso anerkannt werden müsse, wie dieses in der Colonie Eritrea Hoheitsrechte beanspruche. Der Nachfolger Crispi's, Marchese Rudini, und der neue Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, zeigten sich denn auch sehr bald der Herbeiführung eines modus vivendi geneigt, und die auf beiden Seiten gemachten Zugeständnisse haben zum Ziele geführt.

Für Italien standen neben den handelspolitischen auch wichtige nationale Interessen auf dem Spiele, da nicht bloß die in Tunesien existirenden italienischen Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten gefährdet gewesen wären, falls das Cabinet Rudini den ablehnenden Standpunkt der früheren Regierung eingenommen hätte, sondern auch die zahlreichen in Tunesien residirenden Italiener auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes hätten Schaden erleiden müssen. In dieser Hinsicht werden nunmehr die Italiener in der Regentschaft den Bürgern der meistbegünstigten

Nation, die Franzosen selbst nicht ausgeschlossen, gleichgestellt, so daß ihnen die freie Ausübung von Handel und Industrie, von Kunst und jeder Art von Beruf offen steht. Mögen sich daher auch hüben wie drüben oppositionelle Stimmen erheben, so wird man jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß, wie Italien unter den obwaltenden Verhältnissen kaum günstigere Bedingungen erzielen konnte, Frankreich in der Anerkennung seines Protectorates ein bedeutsames Zugeständniß erblicken muß, während zugleich die der französischen Republik concedirten Vorrechte keineswegs so inhaltslos sind, wie von Seiten der Gegner im eigenen Lande behauptet wird. Der dem Ministerium Méline-Hanotaux nahe stehende „Temps" vertritt denn auch diese Auffassung und unterläßt nicht, etwas übertrieben, auszuführen, Frankreich habe keine beredtere und weisere Einleitung zu dem Empfange des Kaisers von Rußland geben können, als von Neuem zu zeigen, daß es seine frischen Kräfte und diese werthvolle Freundschaft nur für die Herstellung des europäischen Concerts und die Befestigung des Weltfriedens benutzen wolle.

Wurde früher bei jeder Gelegenheit von berufsmäßigen Schwarzsehern ein schroffer Gegensatz zwischen den Bestrebungen des Dreibundes und denjenigen Frankreichs und Rußlands construirt, so ist diese Auffassung längst widerlegt worden. Wie Deutschland in dem chinesisch-japanischen Conflicte die diplomatische Action Rußlands in Tokio unterstützte, wie in der orientalischen Angelegenheit die Dreibundmächte im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sich mit Rußland und Frankreich zusammenfanden, kann es in Deutschland und Oesterreich-Ungarn nur mit Genugthuung aufgenommen werden, daß sich, zunächst auf handelspolitischem Gebiete eine bedeutsame Annäherung zwischen dem verbündeten Italien und Frankreich vollzogen hat. Werden doch die friedlichen Zwecke und Ziele der Tripel-Allianz am sichersten erreicht, wenn jede der europäischen Centralmächte zugleich mit den übrigen Culturstaaten gute Beziehungen unterhält. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" knüpfte deshalb in einer officiösen Note an die Erwartung italienischer und französischer Blätter, daß es nunmehr auch zu einer befriedigenden Lösung der übrigen zwischen Italien und Frankreich auf wirthschaftlichem Gebiete schwebenden Fragen kommen möge, den Schlußsatz: „Wir können uns dieser Hoffnung nur anschließen, einmal weil es uns erwünscht sein muß, wenn das mit dem Deutschen Reiche verbündete Königreich Italien wiederum in normale wirthschaftliche Beziehungen zu Frankreich tritt, sodann aber, weil es uns nützlich erscheint, wenn die europäischen Mächte auch in wirthschaftlichen Fragen, bei aller Festigkeit in Vertretung ihrer speciellen Interessen, sich der Gemeinsamkeit mannigfacher Ziele bewußt bleiben und darum im Streitfalle die einigenden Momente nicht außer Acht lassen."

Immer wieder tauchen neue Culturaufgaben auf, deren Lösung das Zusammenwirken verschiedener Staaten erheischt, ohne daß dieses auf das gemeinschaftliche Vorgehen der Großmächte beschränkt bliebe. Vielmehr hat unlängst gerade Rumänien, das unter den Ländern der Balkanhalbinsel am ruhigsten und sichersten seine Mission erfüllt, wiederum den Beweis erbracht, daß es bei der Fahrbarmachung der Strömungen des eisernen Thores nicht minder als die benachbarte österreichisch-ungarische Monarchie seine Kräfte für die fortschreitende Civilisation einzusetzen und zu bewähren vermochte. Um so mehr verfehlt mußte es daher erscheinen, daß aus Anlaß der Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem König von Rumänien von neuen Abmachungen die Rede war, die den Anschluß dieses Balkanstaates an den Dreibund bezwecken sollten. Als durchaus sicher darf aber bezeichnet werden, daß insbesondere in den Beziehungen Rumäniens zu Deutschland seit Jahren keine Aenderung eingetreten ist. Andererseits liegt die Vermuthung nahe, daß durch solche Ausstreuungen das Mißtrauen Rußlands erweckt werden soll, während die Beziehungen Rumäniens zu diesem Kaiserreiche sich neuerdings gerade durchaus freundlich gestaltet haben. Die russische Politik hat ihrerseits aufgehört, in einem

unabhängigen und stetig erstarkenden Rumänien eine Gefahr für die eigenen berechtigten Interessen zu erblicken.

Weit weniger zufriedenstellend als die europäische Lage erscheinen die Colonialverhältnisse verschiedener Mächte, unter denen Spanien ganz besonders bedrängt ist. Der Aufstand, unter dem dieses Land seit geraumer Zeit schwer leidet, so daß es unablässige Opfer an Blut und Gut bringen muß, beschränkt sich nicht bloß auf die Antillen, sondern er hat auch die Philippinen ergriffen. Es läßt sich aber nicht absehen, wie das Mutterland auf die Dauer den Colonialbesitz vertheidigen soll, zumal die cubanischen Insurgenten von den Vereinigten Staaten von America aus Unterstützung erhalten, während es nicht an Symptomen fehlt, nach denen die Aufständischen auf den Philippinen mit ihren nach Japan übergesiedelten Landsleuten in Verbindung stehen und von diesen mit reichen Hülfsmitteln versehen werden. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob der Ausgang der Carolinen-Angelegenheit, die durch den Schiedsspruch Leo's XIII. zu Gunsten Spaniens erledigt wurde, diesem verhängnißvoll werden sollte. Wurde damals allgemein die Mäßigung und der versöhnliche Charakter der deutschen Politik anerkannt, die den päpstlichen Schiedsspruch anrief und gelten ließ, so haben die Spanier in diesem Verhalten einen eigenen Erfolg erblickt, der sie dann für die zahlreichen Mängel ihrer Colonialverwaltung blind machte. Die Mißwirthschaft auf der „Perle der Antillen" sowohl als auch auf den Philippinen dauerte fort; die dorthin entsendeten Beamten und Militärs beharrten bei dem alten System der Aussaugung und der Corruption, anstatt durch zeitgemäße Reformen die berechtigten Wünsche der Eingeborenen zu befriedigen.

Die Zustände in Spanien selbst sind in dieser Beziehung gewissermaßen vorbildlich. So enthüllte der Marqués de Cabriñana vor einiger Zeit eine ganze Reihe von Bestechungen, deren sich ein Theil des Madrider Gemeinderathes schuldig gemacht haben sollte, wodurch zugleich Mitglieder des Cabinets Cánovás del Castillo belastet wurden, so daß die Minister Romero Robledo und Bosch aus der Regierung ausscheiden mußten. Am 2. October wurde dann telegraphisch berichtet, daß der Marqués de Cabriñana von der Anklage der Verleumdung des früheren Ministers der öffentlichen Arbeiten, Bosch, freigesprochen worden ist. Es kann nicht überraschen, daß diese Vorgänge in Verbindung mit der durch die aufständische Bewegung auf Cuba und auf den Philippinen hervorgerufenen Unzufriedenheit die Lage des Cabinets Cánovás del Castillo sehr mißlich erscheinen lassen. In der Preisgebung Cuba's würden nicht bloß die conservativen Parteigänger des Conseilpräsidenten, sondern auch die liberalen Anhänger Sagasta's den Verzicht auf die Machtstellung Spaniens erblicken. Nun entsteht die Frage, wie die Mittel für die Fortführung der nach zuverlässigen Berechnungen etwa zwei Millionen Pesetas täglich beanspruchenden Expedition beschafft werden sollen. Nicht minder wichtig ist, daß die Absendung von Ersatztruppen für die durch das gelbe Fieber und den Guerillakrieg decimirten Corps endlich ihre Grenze finden muß. Selbst in dem monarchisch gesinnten Saragossa fanden vor einiger Zeit aus Anlaß der Abfahrt neuer Mannschaften Kundgebungen statt, die zwar in der Regierungspresse auf Umtriebe der cubanischen Aufständischen zurückgeführt wurden, in der im Mutterlande selbst herrschenden Unzufriedenheit aber eine weit ausreichendere Erklärung fanden.

Was die zu beschaffenden Geldmittel betrifft, so würde der Ausweg, den, zumeist französischen Großcapitalisten unterstehenden, Eisenbahngesellschaften die Concessionen auf geraume Zeit gegen die Uebernahme einer Anleihe von hohem Betrage zu verlängern, den Interessen des Landes kaum entsprechen. Sollten aber selbst alle noch in dieser Beziehung vorhandenen finanziellen Schwierigkeiten sich überwinden lassen, so bliebe doch abzuwarten, ob nach dem bevorstehenden Ablaufe der ungünstigen Jahreszeit es dem Oberbefehlshaber der Expeditionstruppen auf Cuba, General Weyler, gelingen wird, den Aufstand zu unterdrücken. Träfen andererseits

Unglücksbotschaften vom Insurrectionsschauplatze ein, so könnten diese auch für die Gestaltung der inneren Verhältnisse Spaniens verhängnißvoll werden. Die Karlisten beobachten bereits eine durchaus zweideutige Haltung, und die Republicaner sind nicht minder bereit, auf dem Plane zu erscheinen. Die Regierung wird daher alle Kräfte aufbieten müssen, um im Falle innerer Verwicklungen die bestehenden monarchischen Einrichtungen erfolgreich zu vertheidigen.

In Frankreich sind wenig günstige Nachrichten aus Madagaskar eingetroffen, die befürchten lassen, daß die Herstellung geordneter Zustände auf dieser Insel noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird. General Duchesne vermochte wohl seiner Zeit bis zur Hauptstadt Tananarivo vorzudringen; es erweist sich jedoch nunmehr als ein arger Fehler, daß das militärische Régime allzu rasch durch Civilverwaltung ersetzt wurde, so daß die eingeborenen Stämme, ohne auf ernsthaften Widerstand zu stoßen, bald hier, bald dort den Aufstand entzündeten. Die Fahavelos, die auf Madagaskar eine ähnliche Rolle spielen, wie seiner Zeit die „schwarzen Flaggen" in Tongking, sollten nach den mit dem Dampfer „Peï-Ho" in Frankreich eingetroffenen Nachrichten die Hauptstadt der Insel selbst bedrohen. Inzwischen ist der Generalresident Laroche, der seiner schwierigen Aufgabe keineswegs gewachsen war, durch den General Galliani ersetzt worden. Dieser verfügt jedoch zunächst über so wenig ausreichende Mittel, daß sich schwer absehen läßt, wie mit ihnen die Unterdrückung der aufständischen Bewegung herbeigeführt werden soll. Immer dringender macht sich in Frankreich die Forderung einer besonderen Colonialarmee geltend; nur daß eine solche Neuschaffung viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen wird. Die Organe der Opposition gehen bereits in ihren Vorwürfen gegen die Regierung so weit, zu behaupten, daß die Republik sich in ein Abenteuer verrannt habe, dessen Folgen für Frankreich viel unheilvoller sein würden, als die der mexicanischen Expedition.

Bei unbefangener Prüfung der Vorgänge muß man jedoch zu dem Ergebnisse gelangen, daß die Monarchisten sowohl als auch die Ultraradicalen sich vielfache Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß aus Anlaß der Tongking-Expedition gegen das Ministerium Jules Ferry's dieselben Anschuldigungen erhoben wurden. Jules Ferry wurde allerdings in Folge ungünstiger Nachrichten aus Tongking gestürzt; die Ereignisse in Ostasien haben aber seither gezeigt, von welch hoher Bedeutung für Frankreich gerade die Festsetzung in dem China unmittelbar benachbarten Lande gewesen ist. Mag immerhin England es unangenehm empfinden, daß es im äußersten Orient nicht bloß mit der Machtstellung Rußlands, sondern jetzt auch mit derjenigen Frankreichs rechnen muß, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Land an der weiteren Erschließung China's gerade auf Grund seiner Position in Tongking wesentlichen Antheil nehmen wird. So erscheint auch der Besitz Madagaskars in anderem Zusammenhange bedeutsam, und wenn es noch eines besonderen Beweises dafür bedürfte, so kann dieser in der pessimistischen Sprache der englischen Blätter gefunden werden, auf die auch ein großer Theil der allzu ungünstigen Nachrichten über die Zustände auf der ostafrikanischen Insel zurückgeführt werden muß.

Literarische Rundschau.

Napoleon's Bündniß mit Alexander I.

[Nachdruck untersagt.]

Vandal, Napoléon et Alexandre Ier. L'alliance russe sous le premier empire. III. La rupture. Paris, Librairie Plon. 1896.

Das Buch Vandal's, das von der französischen Akademie zweimal mit dem „grand prix Gobert" gekrönt worden ist, hat mit Recht nicht bloß in Frankreich, sondern auch bei uns und überall großen Eindruck gemacht. Behandelt es doch ein Thema, das auch unser nationales Interesse aufs Höchste anziehen muß: die vormalige russisch-französische Allianz, deren Beginn Preußen aus der Großmachtstellung des achtzehnten Jahrhunderts hinaus warf und Deutschlands Knechtschaft vollendete, und deren Auflösung im Sommer 1812 den Welteroberer in seinen letzten Kampf und in seine Katastrophe hinein führte. In drei starken Bänden hat der Verfasser diesen gewaltigen Stoff, der auch als Gegenbild zu der heutigen russisch-französischen Freundschaft von besonderer Bedeutung ist, abgehandelt und ihn so straff gegliedert, so farbig erzählt, daß der Leser niemals ermüdet und mit wachsender Spannung die Krisen des Bündnisses, die Umkehrung aus einer scheinbar enthusiastischen Freundschaft in den Kampf auf Leben und Tod verfolgen wird. Dabei muß man anerkennen, daß Vandal mit größter Anschaulichkeit gemeinhin genauen Anschluß an die Quellen verbindet, mag er sie vielleicht auch bisweilen willkürlich gruppiren. Gerade wo er sie wörtlich reden läßt, weiß er unsere Aufmerksamkeit vorzüglich zu fesseln. Denn ihm stand ein Kreis von Quellen zu Gebote von einer Fülle des Berichteten und einer Unmittelbarkeit in den Urtheilen und der Auffassung der Handelnden, wie es vielleicht in aller Geschichte eigenartig sein mag. Es sind vor Allem die Berichte der Diplomaten, welche Frankreich im Auslande vertraten, die Staatsschriften aus Napoleon's eigener Feder oder aus denen seiner Minister und die Protokolle der entscheidenden Conferenzen. Doch fehlen auch aus fremden Archiven nicht gleichwerthige Quellen; Petersburger Acten vor Allem führen uns in die Gedankengänge Alexander's und seiner Rathgeber hinein, und hier stellen die zum guten Theil schon gedruckten Memoires und Noten eines Tschernitscheff, Fürst Czartoryski und Rumjanzow, des russischen Ministers, sowie die Briefe und alle Aeußerungen des Zaren selbst ein Material dar, das uns alle Windungen seiner Politik, alle Listen und Feinheiten seiner verschlagenen Diplomatie enthüllt und an Reichthum der persönlichen Charakteristik den französischen Quellen kaum nachsteht. Fügen wir hinzu, daß auch die Literatur nicht unbeachtet geblieben ist, zumal unsere deutschen Publicationen, so dürfen wir sagen, daß wir lange nicht ein Werk über die Höhezeit des Napoleonischen Kaiserreiches erhalten haben, was uns über den Charakter seiner heroischen Politik und die Geschichte Europa's unter seinem Einfluß eine so tief begründete Aufklärung verliehen hätte.

Die weltbeherrschende Stellung des großen Kaisers, der mit dem System, das er vertrat, persönlich wie nie ein Herrscher vor ihm verwachsen war, und dessen Macht, indem sie Europa überschattete, dennoch wurzellos blieb (täglich bebte ihm der Boden unter den Füßen), muß sich auch in den Quellen abspiegeln. Tag für Tag und von allen Seiten laufen die Berichte seiner Gesandten bei ihm ein, ausführliche Charakteristiken der fremden Herrscher und ihrer Umgebungen, Protokolle der gehaltenen Gespräche, Erwägungen für und wider die große Allianz. So gewinnt Napoleon ein Gesammtbild der Lage, deren Entwicklung von seinem Willen abhängt. Alles wird ihm vorgelegt, denn in Allem hat er das letzte Wort. Mit seinen Ministern Talleyrand, Champagny, Maret liest er die Relationen, hört ihre eigenen Vorträge an, befolgt oder widerlegt ihre Ansichten, und trifft die Entscheidungen, welche Europa's Geschicke und sein eigenes bestimmen. Die Berichte des Barons von Alquier führen uns nach Stockholm in die schweren Krisen der schwedischen Politik, die Entthronung König Gustav's IV. und die Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen des Reiches, das er, längst der Rival Bonaparte's, aus dem Vasallenverhältniß zu Frankreich auf die Seite Alexander's hinüber führen wird; Poniatowski und Rapp, Davoust und Bignon unterrichten uns über Polen und Norddeutschland, St. Marsan über den Berliner Hof, Bourgoing über Sachsen, Otto über die Politik der Wiener Hofburg. Vor Allem aber waren es die Botschafter in Petersburg, Savary zunächst, dann, vom November 1807 bis zu seiner Rückkehr im Juni 1811, Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, und zuletzt noch General Lauriston, welche ihren Kaiser über den Mittelpunkt seiner Hoffnungen und Sorgen zu informiren hatten. Und sie haben *diesen* Theil ihrer Aufgabe wenigstens aufs Beste erfüllt, so daß sie oft Seiten lang in Rede und Gegenrede über ihre Gespräche mit dem Zaren und seinen Ministern referiren. Die ministeriellen Noten, welche aus den Berichten der Gesandten die Summe ziehen und die kaiserlichen Resolutionen vorbereiten, versetzen uns in das Cabinet Napoleon's; in den Protokollen der Conferenzen mit seinen Ministern lernen wir seine eigene Auffassung der Lage kennen; wir belauschen seine Gespräche, auch diejenigen mit den russischen Bevollmächtigten, jeden Hintergedanken und die Wendung selbst, in der er ihn verhüllt, seine geheimsten Intentionen; keiner der Gründe, die ihn, oft im Widerspruch zu seinen Ministern, auf diese oder jene Seite drängen, entgeht uns, bis er den letzten Entschluß faßt, der sich in den officiellen Briefen an den Bundesfreund und den Instructionen für seine Räthe und Gesandten, in diplomatischen und in kriegerischen Actionen entladet.

So bietet uns dieses Buch, obschon die Erzählung selten aus dem Rahmen politischer Verhandlungen heraustritt, dennoch Scenen von fesselnder Kraft, ja oft von dramatischer Wirkung.

Auch die Einheit und Geschlossenheit der Personen und der Handlung, ja des Schauplatzes selbst erweckt den Eindruck eines Dramas. Endet es doch eben dort, wo es begann. In Tilsit, am Niemen, auf der Höhe seiner Triumphe gewann Napoleon den Zaren für den Freundschaftsbund, der das Schicksal der Welt in seine Hand zu legen schien, und genau fünf Jahre später überschritten mit ihm denselben Strom Hunderttausende seiner Krieger auf ihrer Todesstraße.

Von Anfang an war es ein *Kampf* gewesen, in den Formen der Freundschaft ein Ringen beider Rivalen. In Tilsit war Alexander der Besiegte: sein Heer zerschmettert, der Feind an der Grenze und nirgends eine Aussicht auf Rettung; im eigenen Lager wäre er nicht sicher gewesen; das Loos seines Vaters hätte ihm gedroht, wenn er den Frieden, auch in demüthigenden Formen, verweigert hätte. Aus dieser Tiefe hob ihn, ihm selbst völlig unerwartet, plötzlich die Hand des Siegers empor, bot ihm Frieden, Freundschaft, Eroberungen, Theilung der Herrschaft über die Welt dar. Wie hätte er sie nicht ergreifen sollen? Den preußischen Freund freilich, dem er soeben noch Treue bis in den Tod zugeschworen hatte, mußte er preisgeben; nichts ward ihm leichter. Kaum aber sind die

Monarchen aus einander, so beginnt bereits die Bewegung rückläufig zu werden. Und alsbald geräth Napoleon in Nachtheil; Schritt für Schritt wird er zurückgedrängt. Was konnte ihm denn im Grunde an der Zertrümmerung der Türkei, die gegen ihre Feinde aufrecht zu erhalten zu allen Zeiten eine Maxime der französischen Politik gewesen war, liegen, mochte er auch mit dem Gedanken der Auftheilung des Orientes spielen und ihn dem Zaren als Köder verlockend hinhalten! Daß die Donauprovinzen in die Hand seines Freundes kamen, war ganz gegen sein Interesse, denn es bedeutete den Bruch nicht bloß mit der Türkei, sondern auch mit Oesterreich. Lange hat er sich gegen ihre Abtretung gesträubt; deshalb forderte er 1808 für sich Schlesien, um eine gleichwerthige Stellung im Norden zu gewinnen. Aber schon in Erfurt mußte er nachgeben und zugleich in die Räumung Preußens einwilligen, ohne an Schlesien weiter denken zu dürfen; der spanische Aufstand, die Niederlage bei Baylen machten ihn kirre. Alexander verpflichtete sich dadurch den preußischen König aufs Neue, aber ihm selbst konnte nichts willkommener sein, als wenn er die Nachbarschaft der Franzosen, die übrigens an der Weichsel und Oder noch stärkste Positionen behaupteten, los wurde. Deshalb hatte er auch in Tilsit sich in Bitten bei Napoleon erschöpft, um Magdeburg für Preußen zu erhalten. Für die Provinzen rechts der Weichsel war er längst nicht so hülfbereit gewesen; im Gegentheil, er war böse, daß ihm der Kaiser aus der polnisch-preußischen Beute ein so kleines Stück wie den Kreis von Bialystock hinwarf, statt, wie er gewünscht hatte, ihm den Bug und Narew zur Grenze zu geben, d. h. ein Gebiet, in dessen Besitz er Ostpreußen umklammert und Warschau unmittelbar bedroht haben würde. Der preußische Seelenfreund freilich durfte von dergleichen nichts erfahren; seiner Gutmüthigkeit bildete der Zar ein, daß er nur widerwillig, geradezu von dem Eroberer gezwungen, sich jenes Stückchen an der Grenze angeeignet habe.

Napoleon riskirte in Erfurt den Bruch mit dem Donaureiche, weil er auf den Beistand Alexander's in dem Kriege rechnete, den er immer noch zu vermeiden hoffte. Und wirklich versammelte sich eine stattliche russische Armee an der galizischen Grenze. In einem selbst für sein Genie beispiellosen Feldzuge warf Napoleon die Oesterreicher nieder, während schon im Norden Deutschlands das Grollen des Aufruhrs sich vernehmen ließ. Aber nicht *eine* Kanone wurde von russischer Seite gelöst, und die Soldaten des Zaren wären bald in Krakau mit den Polen Poniatowski's statt mit den Oesterreichern, die vor Jenen capitulirt hatten, an einander gerathen. In Spanien wie in Tirol und Oesterreich und an allen Küsten sah sich Napoleon in dem Kampfe gegen England, dem das Bündniß von Tilsit gelten sollte, allein gelassen. Und immer anspruchsvoller ward der russische Freund, indem er sich selber unablässig verstärkte. An der Donau und gegen die Schweden erwarben seine Truppen sich kriegerische Lorbeeren und gewannen das Selbstvertrauen wieder, das sie bei Austerlitz und Friedland verloren hatten; es waren die Manöver für den großen Kampf, dem die Entwicklung unaufhaltsam zustrebte. Während der Aufruhr in Spanien sich immer tiefer einfraß, und die französischen Generale sich schlagen ließen oder vergebliche Siege erfochten, eroberte Alexander Finnland, bei der Lage Petersburgs, wo er früher die schwedischen Kanonen hatte hören können, eine unvergleichliche Erwerbung; seitdem war Rußland auf der Ostsee jedem Nachbar gewachsen. Die Continentalsperre, durch die Napoleon England in der Ueberfülle seiner Erzeugnisse zu ersticken hoffte, ward der despotischen Durchführung zum Trotz immer aufs Neue durchbrochen; es nützte nichts, daß er seine Zollwächter in Holland und an den deutschen Strömen aufstellte, daß er die Küste bis Lübeck hin an sich zog, daß ein französischer General zum Thronfolger in Schweden erhoben wurde; gerade unter Bernadotte's Einfluß öffneten sich den englischen Waaren die schwedischen und pommerschen Küsten, und so nahm sie auch Rußland, wenn sie nur unter amerikanischer Flagge kamen, in Menge auf. Alle Reclamationen des Kaisers waren vergeblich; Alexander erwiderte sie mit Vorwürfen über die Annexion

Oldenburgs und zärtlichen Versicherungen seiner Freundschaft, und bedrohte durch seinen Ukas vom 4. December 1811 die französischen Manufacturen selbst mit Vernichtung. Napoleon sah den Moment vor Augen, wo der Besiegte von Tilsit aus dem Offensivbunde gegen England treten, Frieden mit dem Inselreiche machen würde; es wäre der stärkste Schlag gegen ihn selbst und einer Kriegserklärung gleich gewesen.

Alle diese Momente bilden den Inhalt der Verhandlungen zwischen den beiden Cabinetten, in die uns Vandal eine so unvergleichlich tiefe Einsicht gewährt. Das eigentliche Stichwort aber, welches bei Alexander wie bei Napoleon ihren Differenzen und allen ihren Verhandlungen zu Grunde lag, bleibt darin lange unausgesprochen und tritt erst hervor, als die Armeen sich schon gegen einander bewegen und ihre Stellungen suchen. Es ist Polen: der Schlüssel für Alexander's Politik in allen Kämpfen mit Napoleon, das Erbe Katharina's und, wenn wir an die Zeit nach 1815 denken, das Verhängniß seines Lebens. Damals wiegte sich seine bewegliche Seele in dem Gedanken, ein halb autonomes, ganz hergestelltes Polen unter sein Scepter zu gewinnnen: die Hoffnungen, welche Fürst Adam von Czartoryski in ihm nährte. Dieser war es, der auch jetzt, im Winter 1810—11, als der Zar die Werbung Napoleon's um die Hand seiner Schwester abgewiesen hatte, in ihn drängte, den Kampf zu beginnen, so wie er schon als Minister ihn ähnliche Wege zu führen gesucht hatte. Napoleon ist dieser Moment der Gefahr gar nicht so zum Bewußtsein gekommen; er wurde erst aufmerksam, als Alexander bereits wieder eine Schwenkung vollzogen hatte. Er hat seinen Rivalen, den er nur wenige Wochen, in Tilsit und Erfurt kennen gelernt hatte, überhaupt unterschätzt; noch im Jahre 1811 meinte er die weiche und liebenswürdige Natur, als die sich Alexander gab, und mit der er alle Welt zu bezaubern wußte, durch die Phantastik der orientalischen Eroberungspläne blenden und binden zu können. Und der Zar verstand es vortrefflich, diesen Eindruck zu behaupten; wie er unser Königspaar alle Zeit hindurch unter der Maske des empfindsamen, leicht beschwingten Herzens und edelmüthiger Aufwallungen zu täuschen gewußt hat, so ließen sich auch Napoleon's Botschafter durch dieselben Künste von ihm gefangen nehmen. Caulaincourt blieb ohne Ahnung von der Tiefe des Gegensatzes, den er zu überbrücken hatte; er glaubte, vom Zaren immer mit Zärtlichkeiten überschüttet, bis zuletzt an seine Freundschaft und die Loyalität aller seiner Absichten. Er wollte sich, als er dem Kaiser nach der Rückkehr von seiner Gesandtschaft Bericht erstattete, mit seinem Kopfe dafür verbürgen. Napoleon sah doch weit schärfer als sein Botschafter; er erkannte, daß der Zar unter den zweideutigen und räthselhaften Wendungen seiner Noten und Briefe ein Geheimniß, ein uneingestandenes Object seines Ehrgeizes verberge. „Ihr betrügt Euch" (Vous êtes dupe), unterbrach er damals den Herzog von Vicenza; „ich bin ein alter Fuchs; ich kenne die Griechen." Der Entschluß zum Kriege, vor dem ihn Caulaincourt vergeblich warnte, ist auch ihm unendlich schwer geworden. Denn was konnte ihm an dem Blutvergießen liegen, dessen seine eigenen Officiere schon 1809 überdrüssig geworden waren! Wenn er sich dazu entschloß, so that er es, weil er ihm nicht länger ausweichen zu können glaubte. Denn was hätte es ihm genützt, wenn er auf Alexander's Wünsche eingegangen wäre, die gewaltigen Stellungen von Danzig und Thorn und die anderen Plätze an der Weichsel oder gar an der Oder aufgegeben hätte! Nicht mehr als die Opferung von Finnland und den Donauprovinzen. Oder will man glauben, daß der Zar dem Bündniß treuer geblieben und endlich bei der Niederwerfung Englands geholfen hätte, sobald ihm der Eintritt in das Land seiner Sehnsucht und die Verbindung mit Preußen, das nach Rache dürstete, eröffnet worden wäre? Napoleon würde sich nur die Möglichkeit, Rußlands Grenze ohne Kampf zu erreichen, versperrt haben; jeder Schritt, den er zurück that, brachte Alexander vorwärts und belebte die Hoffnungen aller seiner Feinde. Er aber war entschlossen, die Stellung von Tilsit zu behaupten. Damals hatte Europa, unter seiner Hand gebändigt, hinter ihm gelegen, und

waffenlos vor ihm die russischen Provinzen. Jetzt sah er den Gegner gerüstet, und wo er nur stand, glühte der Boden oder schlugen schon die Flammen heraus, und unverwundbar wie nur je, immer bereit, gegen ihn zu schüren und zu hetzen, lag England vor ihm. Alles mußte er daran setzen, um die Stellung von Tilsit wieder zu erringen. Es war nicht seine Absicht, bis Moskau oder gar durch die russischen Steppen nach dem indischen Wunderlande vorzudringen; er wollte nur den ungetreuen Freund, den er an der Düna zu fassen hoffte, mit ein paar gewaltigen Schlägen zur Ruhe bringen, um dann endlich den letzten Schlag, den gegen England, führen zu können. Dazu aber schien es ihm nöthig, mit der Gesammtkraft seiner Rüstungen erst die russische Grenze zu erreichen, dort den Krieg zu beginnen, wo er das vergebliche Bündniß geschlossen hatte: kein Feind durfte zwischen ihm und seinem Gegner bleiben; wie ein Bergstrom, so drückte er sich aus, wollte er an den Niemen heran stürzen.

Einem Bergstrom hat ihn auch sein Freund, der russische Zar, einmal verglichen — einem Bergstrom im Frühjahr, meinte er wohl, den man vorüber rauschen lassen müsse, dessen Kraft sich erschöpfen, dessen Wasser wieder ablaufen würden. Man sieht, von seinem Standpunkte aus hatte er nicht so Unrecht.

Max Lenz.

$\chi\mu$. **Die Frau im Communaldienste.** Vortrag, auf dem siebenten evangelisch-socialen Congreß in Stuttgart am 29. Mai 1896, gehalten von Frau Lippmann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1896.

Dieser Vortrag, den Frau Lippmann, die Gemahlin des Directors unseres Kupferstich-cabinets, bei der erwähnten Gelegenheit gehalten, behandelt eine so wichtige Frage, daß wir seine Publication in vorliegender Form gern begrüßen. Auf der vorjährigen Versammlung desselben Congresses hat bereits Frau Dr. Gnauck-Kühne über die Lage der Frauen unter großem Beifall gesprochen, und es war wohl nicht allein deren Beispiel, das die Verfasserin drängte, mit ihren Gedanken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Haben doch in England, dem Heimathlande der Verfasserin, Frauen den Anstoß gegeben, die Pflege der Armen und Elenden in geregelte Bahnen zu lenken, und hat gerade der edle weibliche Sinn es zu Wege gebracht, bei vielen fast Verkommenen die Fähigkeit für eine ordentliche Verwendung auch des dürftigsten Erwerbes zu wecken. Octavia Hill und Frau Sidney Webb, letztere auch bekannt unter ihrem Mädchennamen Beatrice Potter, sind leuchtende Beispiele dafür. Frau Lippmann, praktischer als ihre deutschen Mitschwestern — und auch hierin zeigt sich die Engländerin —, hat nur eine Art der Wirksamkeit der Frau im Auge, die amtliche Thätigkeit in der Armenpflege. An solcher Mitwirkung der Frauen in diesem Zweige des Communaldienstes fehlt es nun freilich auch jetzt nicht, aber die Verfasserin hat wohl darin Recht, daß diese Thätigkeit bisher mehr ein dilettantisches Gepräge trägt, und es ist nicht unberechtigt, von so manchem Schaden zu sprechen, welchen die von Frauen geleiteten Wohlthätigkeitsvereine stiften. Die Verfasserin verlangt darum für die Frauen, welche sich der Wohlfahrtspflege widmen, eine gründliche theoretische und praktische Schulung. Sie hält für die beste Armenpflegerin diejenige, die, mit nationalökonomischen Grundsätzen vertraut, jede zu bewilligende Unterstützung vor das Forum ihres Verstandes bringt. Insbesondere empfiehlt sie für die Frauen als ein Hauptfeld ihrer Thätigkeit die Ueberwachung der weiblichen Jugend in der Schule und während der Lehrjahre, ferner die Fürsorge für solche Familien, in denen Vater oder Mutter vorübergehend verhindert sind, sich um die Kinder und um die Wirthschaft zu kümmern. Der Verwahrlosung entspringen vorzugsweise Arbeitsscheu und das Bedürfniß nach Almosen. Als nothwendig für eine ersprießliche Thätigkeit der Frau in der Armenpflege hält die Verfasserin auch, die Frau unbedingt zur Vormundschaft zuzulassen. Es ist jedenfalls dankenswerth, daß hier einmal ein ernster Versuch gemacht wird, der Frau ein Arbeitsfeld zu erschließen, auf dem sie ganz ihrer Natur entsprechend wirken kann. Mögen unsere maßgebenden Kreise die Vorschläge der Verfasserin in reifliche Erwägung ziehen!

β. **Der Wohlstand für Alle** (La conquête du pain). Von Peter Kropotkin. Deutsch von B. K. Zürich, A. Sanftleben. 1896.

Zu diesem Buch hat Elisé Reclus die Vorrede geschrieben; „mit Widerwillen" sagt er, weil seine Worte der Macht der Argumente seines Freundes nichts hinzuzufügen haben. Die Klage ist berechtigt. Der Anarchismus des russischen Fürsten wird nur von den Utopien übertroffen, an die er aufrichtig zu glauben scheint. Wir kennen seine Anschauungsweise. Der Appell an die Revolution, die Expropriation der Besitzenden durch das Volk, eine vier- bis fünfstündige Handarbeitszeit für Alle, mit der gütigen Erlaubniß, die übrigen Stunden des Tages nach Neigung zu verwenden, völlige Abschaffung der kostbaren und lästigen Maschinerie des Staates, Aufhebung des Haushalts und somit auch der Familie — das sind und bleiben die Grundzüge seines communistischen Systems. Wie muß es in einem Kopfe aussehen, dem die Landwirthe und Arbeiter der Gegenwart unterscheidungslos als gequälte Arbeitsmaschinen erscheinen, der nur Sinn und Auge für Einzelschicksale und Katastrophen zu haben scheint und sich keiner Uebertreibung bewußt ist, wenn er schreibt: „Jeder Hektar Erde, welchen wir in Europa bebauen, ist gedüngt mit dem Schweiße mehrerer Rassen; jede Straße hat eine ganze Geschichte von Frohndiensten, von übermenschlicher Arbeit, von Leiden des Volkes. Jede Meile Eisenbahn, jeder Meter eines Tunnels haben Menschenblut gefordert" u. s. w. Ja aber, so möchte man fragen, wer bürgt uns denn dafür, daß wir, „von der Sklaverei des Kochherds" und den Tyrannen befreit, künftig keinen Schweiß mehr vergießen werden?

$\delta\varphi$. **Report of the Commissioner of Education,** for the year 1892—93. Two volumes. Washington: Government Printing office. 1895.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika hat sich seit dem Frühjahr 1867 ein besonderes Unterrichts-Departement geschaffen, welches bald darauf (1. Juli 1869) zu einem Theile des „Interior Department" gemacht worden ist. An seiner Spitze steht als „Commissioner" ein Mann von gelehrter Bildung, und zwar gegenwärtig (seit September 1889) Dr. William T. Harris. Jährlich erstattet dieser einen Jahresbericht an den Staatssecretär des Innern, welcher ihn der Oeffentlichkeit übergibt. Der letzte dieser Jahresberichte, der an uns gelangt ist, erstreckt sich über das Geschäftsjahr vom 1. Juli 1892 bis zum 30. Juni 1893 und ist vom 30. November 1894 datiert. Er hat in zwei starken Bänden einen Umfang von 2153 Seiten in meist engem Druck und ist an Fülle des mitgetheilten Materials wohl etwas ganz Hervorragendes unter seines Gleichen in anderen Ländern. Von besonderer Bedeutung aber für die Kenntniß des Unterrichtswesens in jenem großen Lande, weil für die Weitschichtigkeit der Einrichtungen, Gesetze, Thatsachen in den verschiedenen Staaten der Union durch das Unterrichts-Departement zu Washington ein Mittelpunkt hergestellt ist, dessen Berichte in jährlicher Wiederkehr eine zusammenfassende Darstellung des Ganzen geben. Dazu kommen die Berichte über die Unterrichtsver-

hältnisse der verschiedenen Staaten des Auslandes. Insbesondere hat die Weltausstellung von Chicago (1893) Gelegenheit geboten, das Material von letzterer Art zu vermehren. Und zwar haben hierzu wiederum die zahlreichen ausländischen Kräfte, jede für ihr eigenes Land, Beiträge für das vorliegende Werk geliefert, die eine autoritative Bedeutung haben, ja vielfach (mangels anderer zuverlässiger Quellen von leichter Zugänglichkeit) dem Forscher einen sehr erwünschten Aufschluß gewähren. — Statt so vieler anderer Stichproben geben wir hier die folgende statistische Mittheilung (p. 87) über die finanziellen Umstände des amerikanischen Hochschulwesens. Das gesammte Einkommen, welches die Universitäten und Colleges, die für das Jahr 1892–93 Bericht erstattet haben, besaßen, betrug in Summa 14⅔ Millionen Dollars. Hiervon wurden 5½ Millionen durch Schulgelder aufgebracht, daneben beinahe eben so viel 5 (Millionen) aus dem eigenen Stiftungsvermögen, nur etwa 2 Millionen wurden seitens der einzelnen Staaten und der Bundesregierung aufgebracht. Diese Zahlen zeigen den großen Umfang der freiwilligen Leistungen für den höheren Unterricht in den Vereinigten Staaten und die verhältnißmäßig bescheidenen Opfer, welche die öffentlichen Finanzen dafür zu bringen haben. Obenein verhüllt sich ein Theil des jährlichen Einkommens durch seine naturale Form (Grundstücke, Gebäude u. dgl. m.).

β. **Kant's Naturphilosophie als Grundlage seines Systems.** Von Arthur Drews, Dr. phil. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1894.

Der vorliegende Versuch, dem bisher fast ausschließlich gewürdigten Erkenntnißtheoretiker Kant gegenüber den Naturphilosophen Kant in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen und jenen sich gleichsam aus diesem heraus entwickeln und seine ganze transscendentalidealistische Theorie als einen bloßen Unterbau seiner naturphilosophischen Ideen erscheinen zu lassen: dieser Versuch ist ebenso neu als interessant. Sein Grundgedanke und Ergebniß ist, wie der Verfasser das selber im Vorworte ausspricht, „daß Kant nicht, wie man es gewöhnlich darzustellen pflegt, Erkenntnißtheoretiker gewesen, der sich nebenbei auch mit Naturphilosophie beschäftigt hat, sondern vielmehr wesentlich Naturphilosoph, der sich mit Erkenntnißtheorie nur deshalb befaßt hat, um insbesondere seiner Naturphilosophie eine sichere wissenschaftliche Unterlage zu verschaffen". Man wird das Bestreben, den Nachweis für diese Auffassung zu liefern, im Wesentlichen als ein gelungenes bezeichnen müssen. Jedenfalls fällt, wenn man das „Labyrinth der Kant'schen Gedankenwelt" von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, auf Vieles ein neues und überraschendes Licht, und die verschiedenen Phasen in der geistigen Entwicklung des Philosophen erscheinen in verständlichem Zusammenhang: auch das vielumstrittene nachgelassene Opus desselben gliedert sich zwanglos dem Uebrigen an. Der Verfasser hat nicht Unrecht, wenn er die naturphilosophischen Ideen, deren Spuren er in den vorliegenden Untersuchungen verfolgt, einem leitenden Ariadnefaden vergleicht; er selbst ist an der Hand derselben zu zweifellos werthvollen Ergebnissen gelangt.

β. **Das Leben Jesu.** Von Dr. James Stalker. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1895.

Eine einfache Darstellung der Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes vom christlich gläubigen Standpunkte aus ohne jede kritische Zuthat den Evangelien nacherzählt, mit einigen knappen, wenig eingehenden Erläuterungen geschichtlicher und geographischer Art versehen und hier und da mit eingestreuten allgemeinen Betrachtungen verbrämt, die sich aber in keiner Weise über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben: so tritt uns dieses Leben Jesu, sehr ungleich seinem deutschen wie seinem französischen Vorgänger, dem Strauß'schen wie Renan'schen Werke entgegen. Erstaunt fragt sich der Leser, was der Verfasser derselben mit dieser Bearbeitung der evangelischen Erzählung bezweckt? Das Ganze ist doch im Wesentlichen nur eine verwässernde Nachschreibung des biblischen Textes, und nach einer solchen ist wohl nirgends ein Bedürfniß vorhanden.

βγ. **Aus China und Japan.** Reiseerinnerungen von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Tagebuchblätter, die in anspruchsloser und anziehender Weise das äußere Leben und die Verhältnisse schildern, wie sie vor dreißig Jahren in Ostasien herrschten. Vielen, denen die Gabe alte Zeiten wieder ins Gedächtniß zurückruft, wird sie doppelt willkommen sein, aber auch die Jüngeren können Manches aus ihr entnehmen. Das Capitel: „Yocohama. Politische Morde" wird dem, der lernen will, viele Vorgänge der neueren japanischen Geschichte, so die Ermordung der Königin von Korea, verständlicher erscheinen lassen. Ebenso dürfte der Abschnitt: „Die Franzosen in Saigun. Der Feldzug von 1861" für uns von ganz besonderem Interesse sein, da hier gezeigt wird, mit welchen Schwierigkeiten und Opfern andere Nationen bei Gründung ihrer Colonien zu kämpfen gehabt haben. Wer sich der ersten von dem Verfasser über Japan unter dem Titel „Voyage autour du Japon" veröffentlichten Skizzen erinnert, wird in dem vorliegenden Werkchen die liebenswürdige Bescheidenheit, die feine und doch scharfe Charakteristik und die vollendete Form wiedererkennen, welche Lindau damals die schwer zugänglichen Pforten der „Revue des deux mondes" öffneten und ihn seitdem zu einem der Lieblinge des deutschen Publicums gemacht haben. Möge er noch oft in die Mappe greifen, der er diese Erinnerungen „Aus China und Japan" entnommen hat. Um aber auch der Kritik ihr Recht zu lassen, sei hier nur bemerkt, daß der in dem Buche erwähnte erste Secretär der englischen Gesandtschaft in China Oberst Neale, nicht Niel, und die in Begleitung des ermordeten Engländers Richardson befindliche Dame Mrs. Borrodaile, nicht Bourradeal, hieß.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Russisch-Centralasien. Reisebilder aus Transkaspien, Buchara und Turkestan. Von Dr. Max Albrecht. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Altkirch. — Ich, der Träumer. Von Ernst Altkirch. Mit einem Vorwort von Detlev Freiherrn von Liliencron. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Erste Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Arnoldson. Pax mundi. Eine historische Darstellung der Bestrebungen für Gesetz und Recht zwischen den Völkern von K. P. Arnoldson. Autorisirte Uebersetzung von Dr. J. Müller. Mit einer Einleitung und Chronik der Friedensbewegung von 1892/1896 von Bertha von Suttner. Stuttgart, Strecker & Moser. 1896.

Behrend. — Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend in Danzig. Von Raimund Behrend. Königsberg, Kommissionsverlag Bon's Buchhandlung. 1896.

Binz. — Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde. Von Carl Binz. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, August Hirschwald. 1896.

Bourgeois. — Ludwig XIV. in Bild und Wort. Von Emil Bourgeois. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Bis zur siebenten Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1896.

Brandenburg. — Herzog Heinrich der Fromme von Sachsen und die Religionsparteien im Reiche (1537—1541). Von Dr. Erich Brandenburg. Dresden, Wilhelm Baensch. 1896.

Burggraf. — Schillers Frauengestalten. Von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1897.

Busley. — Unsere Flotte. Von C. Busley. Berlin, A. W. Schade's Buchdruckerei. 1896.

Caëtani-Lovatelli. — Antike Denkmäler und Gebräuche. Von Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Clara Schoener. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. R. Schoener. Leipzig, Gg. Freund. 1896.

Calebow. — Ein Dogma. Trauerspiel in fünf Acten von Friedrich Calebow. Bevorwortet von Felix Dahn. Barmen, D. B. Wiemann.

Classischer Sculpturenschatz. Herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorfer. Erste Lieferung. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1896.

Cohn. — Die deutsche Frauenbewegung. Eine Betrachtung über deren Entwickelung und Ziele von Gustav Cohn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1897. Herausgegeben von Otto Braun. Siebenter Jahrgang. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Croissant-Rust. — Der Katadu und Prinzessin auf der Erbse. Zwei Novellen von Anna Croissant-Rust. München, August Schupp. 1896.

Dahn. — Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1896.

Dayot. — Napoleon I. in Bild und Wort. Von Armand Dayot. Uebertragen von A. Marschall von Bieberstein. Bis zur 30. Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1896.

Dove. — Südwest-Africa. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Colonie von Dr. Karl Dove. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1896.

Ebner-Eschenbach. — Ein kleiner Roman. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Edler. — Duino-Novellen. Von Karl Erdm. Edler. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Ernst. — Prüfe, wer sich ewig bindet. Roman von P. Ernst. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Eucken. — Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Von Rudolf Eucken. Zweite, umgearbeitete Auflage. Bis zur dritten Lieferung. Leipzig, Veit & Co. 1896.

Fortnum. — Maiolica. By C. Drury E. Fortnum. Oxford. At the Clarendon Press. 1896.

Frapan. — Vom ewig Neuen. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Fritz. — Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. Zweite Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Geiger. — Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Gensichen. — Das Haideröslein von Sesenheim. Von Otto Franz Gensichen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Geyer. — Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung von Dr. Paul Geyer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1896.

Glaser. — Vergelt's Gott. Skizzen und Stimmen von Marie von Glaser. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Goethe's Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Erste Lieferung. Leipzig, Adolf Titze.

Greif. — Gesammelte Werke von Martin Greif. Zweiter und dritter Band. Leipzig, C. F. Amelang. 1896.

Grisebach. — Schopenhauer. Von Eduard Grisebach. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1897.

Guglia. — Friedrich Mitterwurzer. Von Eugen Guglia. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1896.

Gustav. — Sujette. Historische Novelle von Leopold Gustav. Frankfurt a./M., Kesselring'sche Hofbuchhandl.

Harder. — Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien von Dr. Franz Harder, Prof. am Luisenstädt. Gymnasium zu Berlin. Zweite, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. Hermann Heyfelder. 1896.

Heine. — Drei Novellen von Anselm Heine. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Herzsch. — Prinz Heraklius oder: Ein Traum. Soziales Drama von Robert Herzsch. Halle a./S., Hermann Köhler.

Hindermann. — Frau contra Frau. Von Adele Hindermann. Leipzig, Gg. Freund. 1896.

Hirsch. — Der Winterfeldzug in Preußen 1678—1679. Dargestellt von Dr. Ferdinand Hirsch. Berlin, Hermann Heyfelder. 1897.

Hirth. — Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. Von Friedrich Hirth. München, G. Hirth's Verlag. 1896.

Hoffmann-Nesselbach. — Der Schwarz' von Orlich. (Der Schwarze von Orlach). Erzählung in fränkischer Mundart von L. Hoffmann-Nesselbach. Schwäb. Hall, Wilhelm German's Verlag.

Hörmann. — Von Pyreicus „dem Kothmaler" und einigem Anderen oder: Was nennen wir „Kunst"? Von Franz Hörmann. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 45. Ausgabe für das Jahr 1896. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Frankfurt a./M., Heinrich Keller.

Jacobi. — Herzog Bernhard. Vaterländisches Drama in fünf Acten von Johannes Jacobi. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. 1896.

Internationale Kunstausstellung Berlin 1896. Begleittext von Ludwig Pietsch. München, Franz Hanfstaengl.

Kalbeck. — Humoresken und Phantasien. Von Max Kalbeck. Wien, Literarische Gesellschaft. 1896.

Kapff-Essenther. — In der kleinsten Hütte. Roman von F. v. Kapff-Essenther. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Koch-Vogt. — Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Dr. Max Koch. Erstes Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1896.

Kraepelin. — Zur Hygiene der Arbeit. Von Dr. Emil Kraepelin. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Kraus. — Essays von F. X. Kraus. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Kreyenbühl. — Die Nothwendigkeit und Gestalt einer kirchlichen Reform. Der Kirche der Reformation gewidmet von Dr. Johannes Kreyenbühl. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1896.

Kriegsmann. — Einleitung in die Politik nach rein erziehlichen Gesichtspunkten. Von Dr. G. Kriegsmann. Wandsbeck, Selbstverlag des Verfassers. 1896.

Kuhnow. — Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf. Von Dr. med. Anna Kuhnow. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Kupferstichcabinet, Das. Nachbildungen nach Werken der graphischen Künste vom Ende des

XV. bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. I. Jahrgang. Heft I. Gross-Lichterfelde. Fischer & Co.

Lang. — Hygienische Winke. Von Professor Eduard Lang. Wien, Josef Safar. 1896.

Lehmann-Hohenberg. — Volkserziehung nach entwicklungsgeschichtlichen Grundsätzen als Staatskunst der Zukunft. Ein Mahnwort von Professor Lehmann-Hohenberg. Kiel. In Commission bei Lipsius & Tischer.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Sechster Band, dritte Lieferung. Frankfurt a./M., Keiser'sche Hofbuchhandlung.

Leimann. — Briefwechsel zwischen Caroline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, Hermann Böhlau's Nachf. 1896.

Lindau. — Die Brüder. Roman von Paul Lindau. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1896.

Lorenz. — Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Ausgewählte Bilder von Ottokar Lorenz, Professor der Geschichte. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessler'sche Buchhandlung). 1896.

Louvier. — Chiffre und Kabbala in Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Faustforschung von Ferdinand August Louvier. Dresden, Hellmuth Hentler. 1897.

Lovera, Romeo. — Fra Lingue e letterature straniere. Torino, Carlo Clausen. 1896.

Luft. — Die Sünderin. Realistischer Roman von Max Luft. München, August Schupp. 1896.

Macasy. — Der Prophet. Schauspiel in drei Aufzügen von G. Macasy. Wien, Adolph W. Künast. 1894.

Macasy. — Die Unbekannten. Schauspiel in drei Aufzügen von G. Macasy. Leipzig, Literarische Anstalt. August Schulze. 1895.

Macasy. — Zwischenwelt. Novellen und Skizzen von G. Macasy. Leipzig, Literarische Anstalt. August Schulze. 1896.

Mahl. — Geschichten frisch ut Leben und deep up Hart. Von Joachim Mahl. Hamburg, Otto Meißner. 1896.

Melzer. — Die Unsterblichkeit auf Grundlage der Schöpfungslehre. Von Dr. Ernst Melzer. Neisse, Josef Graveur'sche Buchhandlung. 1896.

Meyer's Conversations-Lexikon. — Fünfte Auflage. Dreizehnter Band. Nordseekanal bis Politesse. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Michelangelo. — Die Gedichte des Michelangelo Buonarroti, übersetzt und biographisch geordnet von Walter Robert-tornow. Herausgegeben von Georg Thouret. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1896.

Münz. — Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Cristia Caetani Lovatelli. Von Sigmund Münz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Natur, Die, der Frau. Eine zeitgemäße Studie. Berlin, Akademische Buchhandlung (E. Groß). 1896.

Naudé. Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Von Albert Naudé. Zweiter Theil. Leipzig, Duncker & Humblot. 1896.

Nyári. — Der Dom zu Kaschau. Von Dr. Alexander Nyari. Budapest, Actiengesellsch. „Athenaeum". 1896.

Pensa. — Les Russes et les Anglais en Afghanistan ou la prépondérance européenne en Asie centrale, Par Henry Pensa. Paris, Josep André & Cie.

Pfister. — Dreieibt des Rückens. Allgemeine Wehrpflicht. Oeffentlichkeit des Strafgerichts. Von Dr. Albert Pfister. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Pirss. — Präparation zu den russischen Uebungsstücken in Prof. Dr. W. Körners ausführlichem Lehrbuche der russischen Sprache mit grammatischen Erläuterungen von Pirss. Zwei Theile. Leipzig, Raimund Gerhard. 1897.

Pochhammer. — Dante und die Schweiz. Ein Wort an Cantonnliche und Fremde von Paul Pochhammer. Zürich, Albert Raustein. 1896.

Porisky. — Wie wollen wir Heinrich Heine verstehen? — Eine psychologische Studie von J. E. Porisky. Berlin, Carl Sander. 1896.

Probst. Lieder sind wir! Von Hans Probst. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Rath. — Prinzessin Elda. Marionettenkomödie in einem Aufzug von Willy Rath. Braunschweig, E. A. Schwetschke & Sohn. 1896.

Reichard. — Stanley. Von Paul Reichard. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1897.

Richter. — Frauenherzen. Roman von Hans Richter. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Rubinstein. — Eine Trias von Willensmetaphysikern. Populärphilosophische Essays von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig, Alexander Edelmann. 1896.

Ruskin. — Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Sauerhering. — Vademecum für Künstler und Kunstfreunde. Ein systematisch nach Stoffen geordnetes Verzeichniss der bedeutendsten Malerwerke aller Zeiten. Von Dr. F. Sauerhering. Erster Theil: Geschichtsbilder. Stuttgart, Paul Neff. 1896.

Schaffeitlin. — Die Titanen. Eine Phantasie von Adolf Schaffeitlin. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Schubert-Soldern. — Ueber den Begriff der allgemeinen Bildung. Antritts-Vorlesung von Prof. R. von Schubert-Soldern. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Spitteler. — Der Gotthard. Von Carl Spitteler. Frauenfeld, J. Huber. 1897.

Stern. — Aegyptische Kulturgeschichte. Von Dr. Bolko Stern. Band I. Alterthum. Magdeburg, Walter Niemann. 1896.

Stiehler. — Simon Dach. Sein Leben und seine ausgewählten Dichtungen fürs deutsche Volk Herausgegeben von Heinr. Stiehler. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1896.

Stifter. — Studien von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Hein und Fr. Kallmorgen. Dritter Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1896.

Suvorin. — Am Ende des Jahrhunderts. Roman von Alexei Suvorin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Elie von Schabelsky. Zwei Bände. München, Albert Langen. 1896.

Swift's „Testament". Eingeleitet von Hieronymus Lorm, übersetzt und erklärt von Armin Friedmann. Wien, Moriz Perles. 1897.

Telmann. — Lucrezia. Novelle von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1896.

Vollmoeller. — Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus. Ein Vortrag von Carl Gustav Vollmoeller. Berlin, Hermann Walther. 1897.

Weißer. — Stalbe Brun. Ein alter Sang aus dem Harzgebirge. Von A. Weißer. Bad Harzburg, Rud. Stolle.

Wittstock. — Das ästhetische Erziehungssystem. Ein Grundriß von Dr. A. Wittstock. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Wollny. — Zum Schutze der Psychologie. Eine philosophische Streitschrift. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Mutze. 1896.

Wolters. — Eine Gewissensfrage. Scherzetto von Wilhelm Wolters. Leipzig, Robert Friese. Sep.-Sto. 1896.

Wolzogen. — Führer durch Richard Wagner's Ring des Nibelungen. Von Hans von Wolzogen. Neue wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Feodor Reinboth.

Wort, ein offenes, an die Arbeitgeber. Mit Bezug auf den Maximalarbeitstag im Bäckereigewerbe. Von einem Arbeitgeber. Berlin, Selbstverlag von Gustav Müller.

Wurm. — Thier- und Menschenseele. Eine neue Realdefinition derselben auf Grund eigener Beobachtungen von Dr. W. Wurm. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1896.

Zaeslin. — Libri rossi e verdi. Scherzo in un atto. Berlin, Richard Taendler. 1896.

Zilcken. — Zwei Novellen von Fritz Zilcken. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Zimmer. — Der evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von Friedrich Zimmer. Dritte, durchgesehene Auflage. Herborn, Verlag des evangelischen Diakonievereins. 1896.

Zimmermann. — Die Colonialpolitik Portugal's und Spaniens, in ihrer Entwickelung von den Anfängen bis zur Gegenwart dargestellt von Dr. Alfred Zimmermann. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Zobeltitz. — Senior und junior. Roman von Hanns von Zobeltitz. Jena, Hermann Costenoble. 1896.

Zola. — Rom. Roman. Von Emile Zola. Uebersetzt von A. Berger. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Heimkehr.

Roman

von

Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

La morale n'est qu'une partie de
l'ésthétique mais sa condition foncière.
G. Flaubert.

Erstes Buch.

Der Meister hatte sie soeben verlassen; von allen Schülerinnen war sie allein noch in dem Atelier zurückgeblieben.

Das Licht, welches durch das breite, beinahe die ganze Gassenfront des Raumes ausfüllende Fenster brach, hatte bereits seit Längerem begonnen, glanzlos und blaß zu werden — jetzt wurde es grau.

Sie warf einen letzten Blick auf ihre Studie, zwinkerte, legte die Hand schützend über die Augen, seufzte und wendete sich ab.

Die Studie stellte eine alte Italienerin vor mit einem gelben Tuch um den Hals und großen, goldenen Ringen in den Ohren.

Der „Meister", Armand Sylvains, hatte ihrer Leistung heute Lob gespendet.

„Nicht schlecht — gar nicht schlecht — je ne déteste pas cela du tout," waren seine Worte gewesen — „es hat race — continuez — continuez! Sie werden es noch zu etwas bringen!"

„Sie werden es noch zu etwas bringen!" — Was das wohl zu bedeuten hatte?

Daß sie nächstes Jahr würde im Salon ausstellen können, daß sie vielleicht — vielleicht Jemanden finden würde, der ihr ein Bild abkaufte! — Bei dem Gedanken athmete sie auf, in ihrer Brust lockerte sich etwas, das ihr Herz zusammengepreßt hatte. Sie empfand eine Art physischer Erleuchtung.

„Zu etwas bringen! . . ."

„Es zu etwas bringen! . . ." das hieß bei ihr eine Abnahme von Nahrungssorgen, einfach das. So weit war sie im Leben gekommen, daß ihr Wünschen und Hoffen nicht den Muth hatte, über dieses Ziel hinaus zu streben.

Man sah ihr an, daß sie ursprünglich zu einer so kümmerlichen Auffassung der Dinge nicht bestimmt gewesen, sondern daß der natürliche Lauf ihrer Existenz und in Folge dessen ihrer psychologischen Entwicklung durch eine spät in ihr Leben eingreifende Grausamkeit des Schicksals gehemmt worden war. Sie machte den Eindruck einer Blüthe, welche, eigentlich geschaffen, sich in warmem Sonnenschein zu entfalten, anfing, in der Kälte eines sich schwarz und unentrinnbar über sie breitenden Schattens zu verkümmern.

Etwa fünfundzwanzig Jahre mochte sie zählen und war von ausnehmender Schönheit. Ihr üppiges, dunkelblondes, zu einem einfachen Knoten im Nacken verschlungenes Haar war natürlich gelockt, das Oval ihres lieblichen Gesichtchens fein gerundet, die von breiten Lidern eingefaßten, von dunklen Wimpern beschatteten Augen waren groß und schön, die dunkelrothen Lippen reizvoll geformt, Mund und Augen hatten denselben, zugleich verträumten und angstvoll erstaunten Ausdruck — den Ausdruck eines plötzlich durch einen jähen Schrecken aus dem Schlaf geweckten Kindes. Ihre Hautfarbe war auffallend bleich, wie die Hautfarbe Derjenigen, die, von Jugend auf an frisch streichende Landluft gewöhnt, sich erst spät der dumpfigen Engigkeit eines sparsamen Stadtlebens haben fügen müssen. Anstatt ihrer Schönheit Eintrag zu thun, trug diese Bläße dazu bei, den rührenden und traurigen Liebreiz ihrer ganzen Erscheinung zu erhöhen.

Man fragte sich, was denn das Schicksal bewogen haben mochte, gerade dieses auserlesene Geschöpfchen zu quälen.

„Zu etwas bringen! . . . Zu etwas bringen! . . .“ Immer wieder murmelte sie es vor sich hin, während sie sich damit beschäftigte, ihre Palette abzuspachteln.

Mit einem Male zog's wie ein Sonnenstrahl über ihr bleiches Gesicht. „Vielleicht wird doch noch Alles gut!“ murmelte sie vor sich hin, und dabei fing sie an, ein Lied zu summen, ganz leise, wehmüthig und zärtlich — das schöne, traurige Lied von Grieg:

Gott grüß' Dich, so lang' Du zu Füßen ihm knieſt —
Gott grüß' Dich, so lang' Du die Sonne noch ſiehſt —
Ich hab' es Dir verſprochen, ich harre treulich Dein . . .

Immer dichter wurde die Dämmerung, immer leiser das Lied. Der letzte Vers war verklungen, die Palette war rein. Die junge Malerin wickelte ihre Pinsel in eine herum liegende Nummer des „Figaro“ (das Atelier befand sich in Paris auf dem Boulevard Clichy), steckte das längliche Bündel in ihren Muff, schlüpfte in ihr Jäckchen, das augenscheinlich von einem guten Schneider herrührte, aber von außen abgetragen und innen vielfach ausgeflickt war, befestigte ihren Hut mit einer langen Nadel auf dem Kopfe, zog ihre Galoschen an die Füße und verließ das Atelier.

Nachdem sie den Schlüssel bei der Portiersfrau hinterlegt, trat sie auf die Straße.

Es war im Februar und kalt, ohne zu frieren. Ein scharfer Wind rüttelte an den Platanen des Boulevards und fegte heulend um die Straßenecken herum. Das Macadam war schlüpfrig und roch nach Schlamm. Um

die Laternen zog die Feuchtigkeit große, regenbogenfarbig schillernde Ringe. Die Luft war undurchsichtig vom Nebel und grau von der Dämmerung.

Sie ging rasch, wie die Menschen, die ihren Gedanken davon eilen möchten, hinunter durch die Rue des Martyrs, über die Place de la Trenité in die Chaussée d'Antin. Die Läden wurden hier immer glänzender und lockender. Mitunter warf sie einen Blick hinein. Der Gedanke durchzuckte sie, daß sie in früheren Zeiten wohl vor einer dieser Auslagen stehen geblieben wäre, um zu prüfen, was sie von dem Tand gerade nothwendig brauche. — Sie lächelte — das war vorbei! Was hatte nicht Alles aufgehört, für sie nothwendig zu sein! Die schönen Dinge hinter den breiten Glasscheiben, über denen die Firma des Inhabers, in Gaslämpchen ausgeführt, schimmerte betrachtete sie so wunschlos, wie sie die Sterne am Himmel betrachtet hätte, wenn diese momentan überhaupt sichtbar gewesen wären.

Dennoch verlangsamte sie mit einem Male ihren Schritt, wurde nachdenklich und trat endlich in einen vornehmen Conditorladen, wo sie ein halbes Dutzend kleine, grüne Pistazienkuchen verlangte.

„Es steht heute keine süße Speise auf unserem Menu," überlegte sie, „und Mama entbehrt sie immer."

Während die Ladenmamsell damit beschäftigt war, einen rothen Bindfaden um das kleine Päckchen zu schlingen, trat ein Herr, der indessen an einem Tischchen Sandwiches gegessen hatte, auf sie zu, und sich mit etwas übertriebener Förmlichkeit vor ihr verbeugend, sagte er deutsch: „Fräulein von Glimm . . ."

„In der That" — erwiderte überrascht das junge Mädchen.

„O, verzeihen Sie, daß ich Sie so spät erkannt habe," entschuldigte sich, ihr die Hand entgegen streckend, der Fremde.

Sie zuckte zusammen, sah ihm voll ins Gesicht und erröthete. Dann, nicht ohne einen gewissen abweisenden Stolz, erwiderte sie ihm: „Es ist nicht zu verwundern, daß Sie mich nicht erkannten, Herr Zoller, da ich mich in den letzten Jahren ziemlich stark verändert haben mag — viel mehr zu verwundern ist's, daß es mir so schwer wurde, Sie zu erkennen, der Sie doch gänzlich unverändert geblieben sind."

Er runzelte die Brauen — sie hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er eine Dummheit gesagt habe, und das verdroß ihn. Seiner Ansicht nach war es in ihren Verhältnissen — er streifte sie mit dem Blick eines amtlichen Schätzers — gänzlich unstatthaft.

Er war ein mittelgroßer, breitschulteriger Mann, mit einem mächtigen dunklen Schnurrbart in einem regelmäßig geschnittenen Gesicht — dem Gesicht des reichen Kaufmanns, der sich nichts versagt hat, was sein Geld ihm verschaffen konnte, und in dem sich zugleich Verwunderung und Zorn melden, wenn einmal das schöne, mächtige Geld nicht im Stande war, ihm gerade das zu verschaffen, was er sich am brennendsten gewünscht. Seine aufgesträubte Haltung drückte Gertrud gegenüber die Empfindlichkeit eines abgewiesenen Freiers aus, bei dem das Herz nie im Spiel war und die Eitelkeit in Folge dessen doppelt verletzt worden ist.

Der Umstand, daß er Bildung genug besaß, um sich seiner unritterlichen Regungen zu schämen, trug dazu bei, die Empfindlichkeit seiner Stimmung zu erhöhen.

Er versuchte sich in der Großmuth — die Großmuth war zwar meistens Zeitverlust, und ein sehr kostspieliger dazu, aber sie war auch eine kleidsame Charakterzierde, und er durfte sich dieselbe leisten.

„Sie haben sich in der That einigermaßen verändert," bemerkte er, einen mitleidigen Ton anschlagend; „Sie sehen etwas angegriffen aus — ich hoffe, daß Ihre Gesundheit nicht gelitten hat!"

„Nein, Herr Zoller," entgegnete sie ihm trocken, „gesund bin ich Gottlob vollständig, aber das Leben ist nicht glimpflich mit mir umgegangen. Das wissen Sie ja am besten."

„In der That," murmelte er, verlegen werdend, wie alle Millionäre, wenn sich Jemand vor ihnen erlaubt, eine Anspielung auf seine Armuth zu machen. Für Leute, wie Herr Zoller, ist die Armuth eine Schmach — für Leute, wie Gertrud von Glimm, ist sie nur eine große — sehr große Unbequemlichkeit.

„Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich . . . Ihre . . . Ihre traurige Lage beklage. Erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, daß ich trotz . . . des kleinen Mißverständnisses, welches unsere Beziehungen eine Zeit lang getrübt hat — auf das Innigste an Ihrem Schicksal Theil nehme," betheuerte Herr Zoller. „Der Beweis davon ist, daß Ihre Frau Mutter die Erste war, welche ich in Paris aufsuchte, um ihr . . . meine junge Frau vorzustellen."

Wenn Herr Zoller erwartet hatte, daß Gertrud's Miene anläßlich dieser Mittheilung ein Gefühl unangenehmer Ueberraschung verrathen würde, so erlebte er eine Enttäuschung. Sie zog nur kaum merklich die Augenbrauen empor und sagte ruhig: „O, Sie sind verheirathet — ich gratulire. Es thut mir leid, den Besuch Ihrer Frau Gemahlin versäumt zu haben." Damit wollte sie sich von dem Millionär verabschieden, als sich die Thüre des Ladens öffnete und eine auffallend schöne, junge Frau in einem mit Straußenfedern besetzten grauen Sammetkleid eintrat und, auf Herrn Zoller zueilend, in etwas nasalem amerikanischen Englisch ausrief: „Ich habe Dich doch nicht warten lassen, Nando dear?"

Worauf „Nando dear" alias Herr Ferdinand Zoller erwiderte: „Ein gutes Viertelstündchen, liebes Kind — ich wußte schon nicht mehr, was für Pastetchen ich essen sollte, um mein Hierbleiben zu rechtfertigen. Aber einer so süßen Katze wie Du nimmt man nichts übel, nicht einmal, daß sie unpünktlich ist . . . Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle," sagte er, auf Gertrud zugehend — „Frau von Zoller . . ." als neu geadelter Parvenü, der er war, verwischte er das „von" ein wenig, aus Angst, zu verrathen, wie wichtig es ihm war. — „Frau von Zoller — Fräulein von Glimm!"

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," versicherte die schöne Frau und reichte dem jungen Mädchen die Hand. „Ich habe bereits viel von Ihnen gehört."

Gertrud von Glimm zuckte ein klein wenig zusammen. Es berührte sie sonderbar, daß die Frau Herrn Ferdinand Zoller's, oder vielmehr — er mußte ja nach dem, was er ihr zu verstehen gegeben, geadelt worden sein — die Frau Herrn Ferdinand von Zoller's diesen fast herablassenden Ton ihr gegenüber anschlug. Die Zeiten hatten sich geändert — das mußte man über sich ergehen lassen wie manches Andere, das sehr viel bitterer war! So nahm sie denn die dargebotene Hand in die ihre und sagte Herrn von Zoller die Liebenswürdigkeit über seine schöne Gattin, die er erwartete, worauf sie den Laden verließ.

Draußen stand eine correcte, kleine Remise. Gertrud von Glimm streifte die vornehme Equipage flüchtig mit dem Blick, während sie, die Röcke schürzend, an derselben vorbei in ihren Galoschen über das schlüpferige Macadam schritt.

Es hatte angefangen zu regnen. Sie mußte ihren Schirm aufspannen.

In einem neuen, schönen Haus mit teppichbelegten Marmortreppen am Boulevard Malesherbes fand ihr Weg sein Ziel.

Im Mezzanin blieb sie stehen, steckte den Schlüssel in eine Thür und trat ein. In dem kleinen Vestibül lag ein Dachshund auf einer mit den Ueberbleibseln eines alten Brocatstoffes bedeckten Polsterbank. Schwerfällig sprang er herunter und bellte grüßend an Gertrud hinauf. Er war alt und dick, mit einer grauen Schnauze und Runzeln zwischen den Augen. Gertrud streichelte ihn zärtlich und murmelte: „Armer Dachs!" Er sah melancholisch aus und hatte auch Grund dazu. Er war das Stadtleben nicht gewöhnt, so wenig wie seine Herrin.

Von ihm gefolgt, verfügte sich Gertrud in einen kleinen Salon, dessen Thüre auf das Vestibül mündete, und der, von einer roth verhüllten Lampe beleuchtet, im ersten Augenblick einen ungemein anheimelnden Eindruck machte. Neben dem Kamin saß eine schwarzgekleidete, alte Dame, mit einem Spitzenhäubchen auf dem Kopfe und einem Shawl um die Schultern. Ein Strauß von Rosen mit sehr langen Stielen stand zwischen allerhand Büchern und Sächelchen neben ihr auf einem Tischchen, das mit einem japanischen Priesterhemd bedeckt war.

In ihrer ganzen Erscheinung verrieth sich die Vornehmheit eines beinahe verschollenen Frauentypus. Ihre Füße, von denen der eine mit einem weißen Strumpf und tief ausgeschnittenem, schwarzen Atlasschuh bekleidet, auf einem Polster ruhte, waren so klein, daß man ihnen unmöglich Gebirgstouren oder auch nur längere Spaziergänge zumuthen konnte, und ihre Hände stammten aus einer Zeit, in der es noch nicht Mode geworden war für Damen, sich von allen Männern ihrer Bekanntschaft diese Hände schütteln zu lassen, noch mit denselben Männern um die Wette Lawntennis zu spielen. Von gewellten, weißen Scheiteln eingerahmt, zeigte ihr Gesicht die rosigen Farben und feinen Züge eines Kindes — die Augen aber waren müde und lichtlos. Es waren die Augen einer alten Frau, die das Leben nicht mehr begriff, einer alten Frau, deren Denken sich, von der Zukunft geängstigt, von der Gegen-

wart abgestoßen, in die Vergangenheit geflüchtet hatte, wo es sich nun festklammerte und nicht mehr heraus zu bringen war.

„Wie geht's, Mütterchen?" fragte Gertrud, indem sie die alte Dame auf die Stirne küßte.

„Ach, wie's eben geht," erwiderte diese etwas verdrießlich. „Nimmst Du eine Tasse Thee? — Er steht dort verwahrt, er wird noch warm sein."

„Danke, Mütterchen, ich habe keinen Hunger, ich will lieber gleich mein Zeug ablegen und mich zum Diner umkleiden."

Gertrud hatte die Gewohnheit beibehalten, sich zum Diner umzukleiden, ob zwar sie seit Langem der Mutter fast alle Abende allein gegenüber saß und die Schüsseln von der Köchin, dem einzigen Pfeiler des Haushaltes, aufgetragen wurden. Es wäre ihr ebenso unmöglich erschienen, sich nicht zum Diner umzukleiden, als auf die Straße hinaus zu gehen, ohne Handschuhe anzuziehen.

„Wie bist Du zu den schönen Rosen gekommen?" fragte sie die Mutter, indem sie, sich vor den Kamin niederknieend, ein Scheit Holz auflegte.

„Ich habe Besuch gehabt," erwiderte, sich die Augen reibend, die alte Frau.

„Richtig, die Zollers!" meinte, rasch aufblickend, Gertrud.

„Ja, Herr Zoller war hier — Dein alter Verehrer." Die Mutter stockte etwas verlegen — „er heißt jetzt übrigens von Zoller, ist geadelt worden."

Gertrud schwieg. Frau von Glimm hub von Neuem an. Je länger sie sprach, desto gereizter klang ihre dünne, hohe Stimme. „Es war sehr aufmerksam von ihm, uns sofort einen Besuch zu machen, trotz . . . trotzdem, was vorgefallen ist . . . sehr aufmerksam. Ich habe es ihm hoch angerechnet. Er hat mir die Rosen gebracht und . . . und . . . mir seine junge Frau vorgestellt — er . . . hat sich verheirathet."

Gertrud setzte sich der Mutter gegenüber und begann an einem Wäschestück zu nähen, das sie aus einem großen, hinter die Kaminecke geschobenen Arbeitskorb hervorgezogen hatte. Verstohlen, fast ängstlich, blickte die alte Frau sie an, um den Eindruck zu prüfen, welchen ihre vermeintliche Neuigkeit auf sie gemacht haben mochte.

Aber Gertrud zog den Faden ruhig und regelmäßig, nicht zu rasch und nicht zu langsam, und zuckte mit keiner Wimper. Als sie merkte, daß die Mutter eine Antwort erwarte, sagte sie: „Ich weiß, daß er verheirathet ist, ich bin ihm begegnet beim Conditor, wo ich mich aufhielt, um eine Kleinigkeit zu besorgen, er hat mich mit seiner jungen Frau bekannt gemacht. Ich versichere Dir, daß er sein Möglichstes that, mir in Kürze zu beweisen, welchen Schatz seine Frau an ihm gewonnen. Ein wenig grämen sollte ich mich ja doch über mein verscherztes Glück! Noch obendrein kann er sich mit der Ueberzeugung freuen, daß seine Frau viel schöner ist, als ich es je war."

„Schöner — schöner!" murmelte ärgerlich Frau von Glimm. Sie hatte jetzt eine derbe, graue Wollstrickerei hervorgezogen und klapperte unmuthig mit den dicken Holznadeln herum. „Wenn Du seine Frau geworden wärst, und anstatt Dich abzuquälen, Dich hättest pflegen können, so wärst Du jetzt um nichts weniger hübsch als sie. Zu was daran denken . . . es ist vorbei! —

Sie waren sehr artig, die Zollers, beide waren sehr artig. Ich schämte mich so vor ihnen! Sie kamen herauf, ohne sich durch den Diener anmelden zu lassen. Lieschen machte ihnen die Thüre auf in der nassen Küchenschürze. Es ist sehr unangenehm, wenn man von einem weiblichen Dienstboten die Thüre aufmachen lassen muß — aber mit einer nassen Schürze . . . das ist gräßlich! — Und trotzdem waren sie artig. Sie forderten uns auf, einmal mit ihnen zu speisen im Continental, wo sie abgestiegen sind."

„Ich hoffe, daß Du abgelehnt hast, Mama," rief Gertrud lebhaft.

„Wie sollt' ich, sie waren so dringlich . . . ich schob die Entscheidung hinaus, ich sagte, ich wollte Dich fragen."

„Mich? — nun dann, wenn sie noch einmal mit ihrer Einladung kommen, so wollen wir einen Vorwand finden, uns heraus zu schrauben," erwiderte Gertrud. „Zu was diesen Verkehr, der uns nur peinlich sein kann! . . . der uns an Dinge erinnert, die — nicht zu ändern sind," setzte sie leise hinzu.

„Ja . . . ja . . . nicht zu ändern sind!" wiederholte Frau von Glimm. Plötzlich fing sie an zu weinen, wimmernd, kindisch, wie alte Menschen weinen.

„O Mutter!" rief Gertrud heftig, „Mutter, Du glaubst doch nicht, daß ich mich darüber grämе — darüber . . . daß ich seine Werbung ausgeschlagen habe? — Mutter! wenn mir heute noch die Wahl frei stünde, ich zweifelte keinen Augenblick!"

„An was für andere unangenehme und unabänderliche Dinge erinnert er Dich denn?" fragte, die regelmäßig geschweiften Brauen in die Stirne schiebend, die alte Frau.

„Und Du fragst?" Gertrud's Stimme brach. „An was? . . . Daran, daß wir die Heimath verloren haben! . . ." Sie beugte sich über die Arbeit in ihrem Schoß und begann von Neuem zu nähen. Ihre Thränen fielen rasch und dicht — der Faden riß. Der alte Dachs kroch theilnehmend knurrend an sie heran und stützte seine beiden Vorderpfoten auf ihre Knie. Die Thür öffnete sich — ein junges Mädchen mit einem vollen, frischen, gutmüthigen Gesicht und einer weißen Schürze, die es über ein abgelegtes Kleid der jungen Herrin trug, trat ein und meldete: „daß angerichtet sei".

Es war schon spät. Die Mutter hatte sich zu Bett gelegt. Auch die Köchin schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Man hörte sie nicht mehr in der Küche draußen mit dem Geschirr hantiren.

In einer kleinen Wohnung hört man Alles, weiß von Allem, was vorgeht, riecht Alles, was gekocht wird. Frau von Glimm klagte oft darüber.

Gertrud saß an ihrem Schreibtisch und rechnete. Sie hatte die Stehlampe ganz nahe an den Schreibtisch gerückt und ihr den rothen Schirm abgenommen, um besser zu sehen. Der Eindruck, den der kleine Salon machte ohne die rosige Dämmerung, war wesentlich verschieden von dem, welchen er mit Hülfe dieses beschönigenden Umstandes auf den Beschauer hervorbrachte. Die Möbel waren alle zu groß und einige zu schön für den bescheidenen Raum. Man merkte, daß sie, viel geräumigeren Gemächern entnommen, etwas unorganisch zusammengeschoben waren. Es war, als ob man sich aus einem vertragenen

Krönungsmantel eine bequeme Hausjacke zusammenzuschneidern versucht hätte. Zwischen den Spuren vergangenen Glanzes meldeten sich überall die Zeichen gegenwärtiger Dürftigkeit. Der Teppich war vertreten und die Schäden der Lehnstühle waren durch das Auflegen alter Brocatlappen nothdürftig versteckt.

Der Zeiger der Kaminuhr deutete auf halb Zwölf. Gertrud saß noch immer an ihrem Schreibtisch und rechnete. Sie suchte nach einem Löschblatt in ihrer Mappe, hastig kramte sie zwischen alten Papieren, von denen sie den größten Theil zerriß. Dabei gerieth ihr ein Notenheft in die Hände — ein vergriffenes Ding in einem rosa Umschlag.

Das Lied war's, welches sie in der Malerwerkstatt vor sich hingesummt. Auf dem Titelblatt stand in einer weit ausfahrenden, regelmäßigen Männerschrift — der Schrift eines Menschen, der seine Schulkalligraphie nicht durch nachträgliche, anstrengende, schriftliche Arbeiten verdorben hat:

„Fräulein Gertrud von Glimm.
In herzlicher Verehrung
Wilhelm von Stolzing."

Sie hielt das Blatt zärtlich zwischen den Fingern, als ob es etwas Lebendes gewesen wäre; dann streifte sie die geschriebenen Worte mit ihren Lippen und verschloß das Lied in einem Fach ihres Schreibtisches.

Wieder tauchte sie die Feder ein, versuchte weiter zu rechnen — sie sah die Ziffern nicht mehr auf dem Papier. Allerhand andere Bilder huschten über das vor ihr aufgeschlagene Wirthschaftsbuch. Die Gegenwart versank in der hoch ansteigenden Fluth der Erinnerung.

Sie sah einen gesegneten Landstrich zwischen dem schattigen Grün der Waldungen; Felder, die von Fruchtbarkeit strotzten, mächtige Apfelbäume, deren Aeste sich unter der Last überreichen Obstsegens neigten, lang hingestreckte Dörfer mit hochgiebligen, wunderlichen Häusern — träumerisch girrende Brünnlein, die aus dem grasdurchwachsenen Pflaster altväterischer Marktplätze emporragen, dazu eine kerngesunde Bevölkerung, der das Feuer des kräftigen Landweins auf den rothen Lippen brannte und aus den braunen Augen heraus leuchtete, Erntewagen, unter deren Last die langsam vorwärts strebenden Räder kreischten. Ach, wie deutlich sie das Alles sah! Sie athmete förmlich die alte Luft, die herrliche, würzige, nach Heu, Rosen, Waldmoder und frischem Getreide duftende, Leib und Seele erquickende, unvergleichliche, unvergeßliche Luft — die wundervolle Luft der Wetterau!

Und aus der üppigen Fläche tauchte etwas ganz besonders Liebes empor, Etwas, nach dem alle ihre Gedanken hinstrebten, bei dem sie stehen blieben, in dem sie sich fest nisteten — Lindenheim — die Heimath!

Das Schlößchen, nicht von besonderer Bauart, nichts als ein gewöhnliches Wohnhaus mit einem altväterischen Spruch auf dem Giebel, dazu ganz in wilde Wein- und Clematisranken eingehüllt, inwendig winklig, wunderlich, mit den merkwürdigsten Treppenbiegungen, mit plötzlich zwischen traulichgrauer Dämmerung schräg einfallenden Sonnenstrahlen — Stuben — wie viele! und alle von derselben verwöhnenden Gemüthlichkeit, und in allen derselbe Geruch von altem Holzwerk und getrockneten Rosenblättern — jener

süß altväterische Geruch, der ebenso wenig in neuen Häusern künstlich zu erzwingen ist wie in neuen Kirchen der specifisch katholische Wachskerzen- und Weihrauchsduft, der den alten Gotteshäusern als charakteristisches Merkmal anhaftet.

Um drei Seiten des Schlosses ein Blumengarten, der theilweise an den Küchen- und Obstgarten angrenzte, theilweise in einen schattigen Park sich verlief, und vor der vierten Schloßseite ein Hof mit Gebüsch in den Ecken und einem Springbrunnen in der Mitte. Und über Allem eine große, heilige Stille, nichts zu hören als Blätterrauschen, Vogelzwitschern und von ferne das Brüllen der Kühe aus der abseits gelegenen Meierei.

Lindenheim ... die Heimath! Was das Wort nicht Alles in sich schloß! Sorglosigkeit ... Sonnenschein ... Rosenduft und noch irgend etwas Anderes, einen geheimnißvoll beruhigenden, zärtlich schirmenden Zauber, den keine Worte wiederzugeben vermögen.

Wenn Gertrud aus der Fremde nach Lindenheim zurückkehrte — sei's von nah oder fern, müde vor Vergnügen oder wund von einer kleinen Enttäuschung — immer umfing sie das warme, wohlige, jede Last abstreifende Gefühl eines Kindes, das man in seine Wiege zurückgebracht hat.

Damit war's vorbei! Warum hatte es so kommen müssen? Wie war es eigentlich so gekommen?

Auch jetzt noch war sie sich nicht klar darüber. Andere aber, die mit nüchternen Blicken zugesehen, hätten es ihr genau sagen können.

Die Glimms hatten immer über ihre Verhältnisse gelebt, das wußte die ganze Wetterau. Die ganze Provinz wußte es, die Einzigen, die es nicht wußten, waren die Glimms selbst, zum Wenigsten ein Theil der Glimms, die Gattin und die beiden Kinder des berüchtigten Verschwenders Hugo von Glimm.

Armer Hugo von Glimm! Er war wie die meisten Verschwender kein schlechter, sondern nur ein schwacher Mensch — ein deutscher Landjunker, der das Unglück gehabt hatte, auf einer Reise nach Paris sich in ein sehr schönes, sehr vornehmes, sehr verwöhntes und ganz armes Mädchen, die Gräfin Kathi Jablonska, Tochter eines hochgestellten österreichischen Diplomaten, zu verlieben und durch seine breiten Schultern und sein treuherziges deutsches Wesen ihre Gegenliebe zu erwecken. Trotz heftigen Widerspruches von Seiten der Verwandtschaft seiner hochgeborenen Herzenskönigin führte er sie als Gattin heim.

Allen, sich auf nüchterne Wahrscheinlichkeiten stützenden Voraussetzungen gesellschaftlicher Propheten zum Trotz fühlte sich Kathi Jablonska in ihrer Ehe sehr glücklich, was daher rührte, daß sie bis an den Tod ihres Mannes von Illusionen über denselben befangen blieb. Sie sagte immer, er sei wie ein deutscher Eichbaum, so stark, gerade und verläßlich.

Er segnete ihre beglückende Täuschung und verfluchte sie zugleich, sie legte ihm so außerordentlich unbequeme Verpflichtungen auf. Wenn einer der beiden Gatten sich weniger glücklich fühlte als der andere, so war es der Mann — aber er vermied es bis zum Schluß, sich das einzugestehen. Ein solches Ein-

geständniß wäre ihm als ein Armuthszeugniß erschienen, das er sich selber ausgestellt hätte. Der Gemahl eines so herrlichen, von ganz Europa bewunderten und gefeierten Geschöpfes mußte glücklich sein.

Und schließlich wäre er es vielleicht auch gewesen, wenn ihm nicht eine beständige Furcht auf seinem persönlichen Ungenügen und der Unzulänglichkeit seiner Vermögensverhältnisse von ihr ertappt zu werden, das Leben vergiftet hätte. — Auf diese Furcht allein war seine Verschwendung ebenso wie die unvernünftige Nachgiebigkeit, welche er seiner Gattin in Allem und Jedem bewies, zurückzuführen. Um mehrere Jahre älter als er, beherrschte sie ihn vollkommen. Sie richtete sich ihre Existenz darnach ein, wie sie es in ihrer Familie und ihrer Umgebung immer gewohnt gewesen war; er fand Alles, was sie veranlaßte, wunderschön, und gewann es nie über sich, ihr in ihren Ausgaben Einhalt zu thun, noch ihr einen Einblick in seine geschäftlichen Verhältnisse zu gewähren.

Von den beiden Kindern, welche dieser Ehe entsprossen waren, wuchs der bedeutend ältere Sohn in einem preußischen Militärinstitut auf; die Tochter blieb bei der Mutter, verbrachte die Sommermonate in Lindenheim, die Wintersaison jedoch immer in ausländischen Hauptstädten, wodurch ihre Erziehung einen stark exotischen Anstrich erhielt. Die Mutter hoffte für sie eine glänzende Heirath. Aber Gertrud war nicht heirathslustig; sie schlug einen Freier nach dem andern aus. Die Männer fingen an, sich vor ihr zu fürchten — da starb Hugo von Glimm. Seine Hinterlassenschaft bot seinen Erben eine gründliche Ueberraschung. Baarvermögen fand sich fast gar nicht vor, und Lindenheim war tief verschuldet. — Die Erben waren zu anständig, um einen Todten mit Vorwürfen zu beschimpfen, die zu nichts mehr führen konnten, und zu geschäftsunkundig, um die wirklichen Gefahren der Situation ganz zu ermessen.

Als der alte Rechtsfreund ihres Vaters ihnen zögernd rieth, das Gut zu verkaufen, wiesen sie die Zumuthung als etwas zugleich Beleidigendes und Unausführbares von sich ab. Hingegen waren sie zu allerhand anderen vernünftigen Dingen bereit. — Gertrud und ihr Bruder Kurt überboten einander gegenseitig in ihrer Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen. Gertrud verzichtete auf die alljährige Winterreise, Kurt legte seine Officierscharge nieder, um Lindenheim selbst zu bewirthschaften.

Die Verwandtschaft meldete sich. Ein Hagelwetter von freundschaftlichen Rathschlägen prasselte nieder über Lindenheim. Jeder beeilte sich, dem neuen Gutsherrn sein Scherflein Weisheit zu spenden. Vor Allem hieß es, bedürfe er in landwirthschaftlichen Dingen, unwissend wie er war, eines sachkundigen Beistandes. — Binnen Kurzem erschien ein neuer, allseitig gerühmter Oekonom auf der Herrschaft, ein Mann von anerkannter Capacität, der nur deshalb momentan disponibel war, weil ihm sein Gewissen nicht erlaubt hatte, der schmählichen Mißwirthschaft auf den Gütern seines früheren Herrn, des Fürsten X . . ., passiv zuzusehen. Bei seinem ersten Besuch in Lindenheim verbrachte er die Zeit damit, abwechselnd auf die gräßlichen Zustände beim Fürsten X . . . zu schimpfen und Kurt sein Lindenheim über den grünen Klee zu loben.

Herr Schmied — so hieß dieser hervorragende Landwirth — verlangte ein sehr hohes Gehalt. Kurt knauserte nicht daran. Es wäre unvernünftig gewesen, zu knausern einem Manne gegenüber, der sich so bereit zeigte, Wunder zu leisten. Um das im Stande zu sein, brauchte er nur Eines — „Betriebscapital . . . Betriebscapital!"

Eines Abends bemerkte Gertrud auf der braunen Truhe in der Vorhalle, wo die Briefschaften niedergelegt zu werden pflegten, einen dicken Brief, der in Kurt's etwas weichlicher Handschrift an Herrn Wilhelm von Stolzing, Lieutenant im X. Gardedragoner-Regiment in Berlin, adressirt war.

Ihre Augen hafteten etwas länger als nöthig auf dieser keineswegs merkwürdigen Adresse.

Wilhelm von Stolzing — gewöhnlich Bill genannt — war ein Nachbarkind, Jugendfreund und später Regimentskamerad Kurt's. Gertrud hatte als kleines Mädchen, so gut es der Altersunterschied zuließ, mit ihm gespielt, und als er im vergangenen Sommer mit Kurt seinen Urlaub in Lindenheim verbracht, hatte sie ein wenig mit ihm kokettirt.

Sie fragte sich, was wohl Kurt dem Freunde zu schreiben haben mochte? — Lud er ihn vielleicht zu den Herbstjagden ein? Ihr Herz fing an stärker zu klopfen — es wäre sehr nett gewesen, wenn ihn Kurt eingeladen hätte.

Eigentliche Jagden mit Diners im Schloß und nachträglichen Abendgesellschaften durften natürlich diesmal nicht in Lindenheim stattfinden, da die Geschwister noch in Trauer waren. Aber schließlich, das Wild mußte abgeschossen werden in aller Stille, und — Bill Stolzing war ein vortrefflicher Schütz.

Irgend etwas jedoch — was, hätte sie selber schwer anzugeben gewußt — verhinderte Gertrud, nach dem Inhalt des Briefes zu fragen.

Fast umgehend kam die Antwort, Kurt las dieselbe vor Gertrud durch. Diese beobachtete ihn genau, sein Gesicht nahm einen befriedigten, im höchsten Maße erleichterten Ausdruck an. „Bill Stolzing läßt sich Euch zu Füßen legen," sagte er, indem er den Brief zusammenfaltete und in seine Brusttasche steckte. Weiter bemerkte er nichts — nur einmal im Laufe des Tages sagte er noch: „Ein famoser Junge, der Bill, ein treuer Freund — er hat sich bewährt."

Um die Herbstjagden handelte es sich offenbar nicht!

Wenige Tage später hatte Kurt Wichtiges in Frankfurt zu thun und dann fuhr Herr Schmied nach Tyrol und kam mit einer Herde von hundert Kühen nach Lindenheim zurück, die 60000 Mark gekostet hatten, und die Einnahmen von Lindenheim verdoppeln sollten.

Mitte December fragte Kurt, ob seine Damen nichts dagegen hätten, wenn er Bill Stolzing bäte, den Christabend mit ihnen zu verbringen. Der arme Junge fühle sich vereinsamt in Berlin, er habe Niemanden, der ihm ein Licht anzünde auf dem Weihnachtstisch — und er sei sein bester Freund!

Die Damen fanden nichts einzuwenden gegen den Besuch, und so traf denn Bill Stolzing etwa eine Woche vor Weihnachten in Lindenheim ein — munter und vergnügt, nach einer langen raschen Fahrt, mit Säbel und Sporen

klirrend, ganz in frische Winterluft eingehüllt. Den mit Schneeflocken bestreuten Pelz, der ihm lose um die Schultern hing, warf er beim Anblick der beiden, ihn in der Halle vor dem Kamin mit Thee und heißen Kuchen erwartenden Damen als respectwidrig in irgend eine Ecke; denn er war die Höflichkeit und Ritterlichkeit selbst, ohne darum manierirt in den Formen zu sein. Auch gab es in seinem ganzen Bekanntenkreis keine zwei Damen, die er so hoch verehrte, wie Gertrud und ihre Mutter.

Es war ein schöner Junge, fast zu groß für einen Reiterofficier, mit einem energischen, edel geschnittenen, wettergebräunten Gesicht und großen, aber gut geformten Händen und Füßen.

Seine blauen Augen sprühten vor Lebenslust, um seine vollen Lippen zuckten allerhand Schalkereien.

Alles in Allem war er der mustergültige junge deutsche Officier und zwar einer von jenen, die in einem zu üppigen, bequemen, trägen Leben erschlaffen, während sie, sobald sich ihnen eine Anzahl von Schwierigkeiten zu überwinden bietet, eine geradezu erstaunliche That- und Widerstandskraft entwickeln.

In seinem ganzen Wesen verrieth sich jenes Uebermaß von Gesundheit, das einen Menschen veranlaßt, in seiner Jugend sehr viele tolle Streiche zu machen, und er hatte auch redlich viele tolle Streiche gemacht.

Seit einem halben Jahr aber war er bedenklich solid geworden, und seine Kameraden behaupteten, dahinter müsse etwas stecken. Sie hatten's errathen!

Wie bei den meisten sehr starken Männern wirkte die Anmuth stets dann am mächtigsten auf ihn, wo sie mit großer Zartheit und Hülflosigkeit gepaart war.

Die blasse, schlanke Gertrud hatte es ihm angethan. Er hatte sich schon zärtlich mit ihr abgegeben, als sie noch ein Kind war; im Laufe seines letzten Sommerurlaubes aber hatte sie ihm ganz und gar den Kopf verdreht.

Von einer Möglichkeit, sie zu erringen, Gegenliebe bei ihr zu erwecken, träumte er anfangs nicht. Das Gefühl, welches er an jenem kalten Decembertag nach Lindenheim mitbrachte, war ein verschleiertes, fast mystisches, bei dem die Bewunderung zögerte, sich zur zielbewußten Neigung zu steigern. Das änderte sich aber sehr bald — in der ersten halben Stunde nach Bill's Ankunft in Lindenheim änderte es sich.

Noch ganz schüchtern und andächtig saß er zwischen den beiden Damen in der braungetäfelten Halle vor dem prasselnden Kaminfeuer, trank Thee und bemühte sich, seine Umgebung mit Erzählungen über die jüngsten Vorfälle in der Residenz zu unterhalten — als ihm Gertrud einen Teller mit Kuchen bot. Er langte zerstreut nach dem ersten besten Stück. Da fuhr ihm Gertrud dazwischen: „Nehmen Sie von diesen," sagte sie, „die sind besser, die Käsestangen da!" Seine Hand streifte die ihre — er sah auf, ihre Augen begegneten den seinen, und eine flüchtige Röthe stieg ihr in die Wangen, dann wendete sie sich ab.

Das Blut pochte ihm in den Adern. Von einem Augenblick zum andern wußte sein junges Herz ganz genau, was es wollte — und daß es sich von keinem Hinderniß würde abschrecken lassen, ehe es sein Ziel erreicht hatte.

Am Abend, als sie sich bereits Alle zurückgezogen, kam Kurt noch auf das Zimmer seines Freundes. Bill hatte bereits den Waffenrock abgestreift und saß auf seinem Bett.

Kurt legte ihm beide Hände auf die Achseln und meinte: „Ich bin froh, daß wir Dich hier haben, 's ist gemüthlich, beisammen zu sein und . . . und . . . ich dank' Dir noch vielmals, mein alter Junge, bist ein wahrer Freund, hast Dich bewährt!"

Hierauf erwiderte Bill lachend: „Unsinn, mein Alter — ich begreife Dich gar nicht — ob ich mein bißchen Geld in der dummen Bank liegen habe, oder bei Dir, ist doch ganz gleichgültig — und daß ich mir höhere Zinsen von Dir zahlen lassen sollte, als mir meine Staatspapiere getragen haben, wirst Du doch einem anständigen Kerl nicht zumuthen!"

„Nein," sagte Kurt mit dem Kopf schüttelnd — „aber" . . . er schwieg nachdenklich. Nach einer Weile fügte er hinzu: „ein Anderer hätt's doch nicht gethan. Freilich, ich hätte Deine Gefälligkeit nie angenommen, d. h. ich hätte Dich nie darum angegangen, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß Dein Geld bei mir gut aufgehoben ist. — Aber Du bist doch ein famoser Mensch, Bill, 's gibt ihrer Wenige wie Du — hast Dich bewährt . . . hast Dich bewährt!" — Dann schüttelte Kurt den Freund bei beiden Schultern und ging.

Als er fort war, blickte Bill eine ganze Weile die Thür an, die sich hinter seinem ehemaligen Regimentskameraden geschlossen. „Verrückter Kauz! was fiel ihm denn eigentlich ein, so viel Worte zu machen," dachte er bei sich, „das muß er von seiner Mutter haben; 's ist das polnische Blut, die Polen haben alle so eine Neigung zur Ueberschwenglichkeit! Hm! Zu was der Dank — ob mein Geld hier untergebracht ist oder dort . . ." Mit einem Male fuhr ihm etwas Nörgelndes, Beunruhigendes über den Rücken. — „Wenn es doch windig aussähe mit der Sicherheit? . . ."

Er schob nachdenklich die dichten Brauen zusammen — „habe ich mich vielleicht doch eines großen Leichtsinns schuldig gemacht?" — fragte er sich. Er zuckte, das Schicksal herausfordernd, die Achseln. Und wenn . . . sei's drum — er gab den letzten Groschen gerne her für einen Abend, wie er ihn heute in Lindenheim verbracht!

Welche Folgen eine Katastrophe, die sein Vermögen verschlang, nach sich ziehen mußte, war er momentan nicht im Stande zu fassen. Und wohlig streckte er sich zwischen den kühlen, feinen, nach Iris und Lavendel duftenden Linnen aus.

Binnen fünf Minuten war er eingeschlafen und träumte von Gertrud. Indessen ging Kurt noch lange in seinem Zimmer auf und ab.

Der Schnee fiel draußen still und dicht, er baute einen hohen, weißen Wall zwischen Lindenheim und der übrigen Welt. Drei Tage war der Postverkehr unterbrochen — einen Tag hatte man sogar in Bezug auf Beschaffung von Lebensmitteln Schwierigkeiten. Dann waren die Schneewehen durchgeschaufelt, die ganzen Unbequemlichkeiten lösten sich in eine prachtvolle Schlittenbahn auf.

Und man nützte die Schlittenbahn ordentlich aus. Bill kutschirte Gertrud, Kurt hetzte auf dem Reitschlitten nach. Man lief Schlittschuhe auf einem poetischen Weiher, von Fichten umstanden, zwischen denen man den Sonnenuntergang glühen sah, und wenn man Abends recht durchgefroren ins Schloß zurückkehrte, erwartete Einen Kerzenschimmer, eine gemüthlich durchwärmte Stube und heißer Thee — und dann bereitete man sich zum Diner vor und des Abends wurde musicirt.

Gertrud hatte eine kleine, aber wunderbar süße Mezzosopranstimme, Bill einen prachtvollen, wenngleich ziemlich uncultivirten Bariton. Bill sang mit Vorliebe den „armen Peter" von Schumann und schenkte Gertrud „Salvey's sang."

Dann tranken die beiden Damen Thee und die beiden Männer Bier, und die jungen Herren gaben sich einen „Bierjungen" vor, wobei Kurt jedesmal den kürzeren zog — und dann ließ man die Hunde springen. Gertrud's Hund sprang am höchsten; wenn Bill, sich etwas bückend, die Hände auf die Kniee stemmte, sprang er ihm über den Kopf.

Manchmal reichten sich Bill und Gertrud die Hände, da sprangen die Hunde über ihre ausgestreckten Arme hin.

Draußen fiel der Schnee dicht und glättete die ausgefurchte und ausgefahrene Schlittenbahn.

Zum Weihnachtsabend wurde die Halle mit Fichtenreisern decorirt — die Bescherung fiel glänzend aus. Sie hatte Kurt, der sich als Haupt der Familie fühlte, nicht wenig zu schaffen gegeben.

Bill Stolzing erhielt eine sehr geschmackvolle lederne Cigarrentasche mit seinem Monogramm. — Er war ganz entzückt und dankte dafür mit Thränen in den Augen. Sein Freund Kurt hatte ihm verrathen, daß Gertrud sie bei Jaquet ausgesucht habe.

Abgesehen von der momentan einseitigen Betäubung seines Denkvermögens war Bill ein scharfer Kopf und gänzlich frei von den schwächlichen Geistes- und Charakterverworrenheiten seines Freundes Kurt.

Sehr bald hatte er den Herrn Schmied für das erkannt, was er war, einen planlosen Schwindler, einen Prahler, der ohne die Consequenzen seines Vorgehens fest ins Auge zu fassen, seinem jungen Herrn mit hoffnungsseligen Vorspiegelungen den Kopf verdrehte.

Er kam zu der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sei, den Freund vor dem Wunderthäter zu warnen. Es war ihm sehr unangenehm, aber er zwang sich dazu. Seine Warnung fruchtete nichts und beschwor eine große Verstimmung herauf. Jede Möglichkeit einer weiteren zufriedenen Stunde Kurt's war eng mit seinem Glauben an Schmied verwachsen. Er wollte an ihn glauben, und — er glaubte an ihn, wie der an den Rand des Abgrunds gedrängte Spieler an die Kartenschlägerin glaubt, die ihm den Gewinnst des großen Looses voraussagt.

„Hast Du Angst um Dein Geld?" fuhr er den Freund an, als dieser ihn aufforderte, nicht zu fest auf einen sofortigen glänzenden Aufschwung der Geschäfte zu bauen.

Nach einem solchen Ausfall blieb Bill nichts übrig, als die Augen mit einem strafenden Ausdruck auf das Gesicht des Freundes zu heften, aufzustehen und das Zimmer zu verlassen.

Angst ums Geld! — nein, die hatte er nicht; aber er wußte es jetzt ganz genau, daß seine „paar Groschen" gefährdet seien.

Und wie sollte er um Gertrud werben, wenn er nicht einmal dieses kleinen Vermögens sicher war!

Die Situation fing an ihn zu drücken, aber einen Ausweg fand er nicht. Und nach wenigen Stunden vergaß er seine Sorgen von Neuem. Die Freude, mit *ihr* beisammen zu sein, füllte sein ganzes Denken und Empfinden aus.

's ist ja das Merkmal echter Verliebtheit, daß sie über das Nächstliegende nicht hinüber zu sehen vermag! Die Leidenschaft wäre nicht das, was sie ist, sie würde nicht so viel edle Menschen veranlassen, unsühnbare Verbrechen, noch so viel kluge, unauslöschbare Thorheiten zu begehen, wenn sie nicht, das Denken und Empfinden derselben in der Gegenwart fest bannend, eine Mauer aufrichtete zwischen ihnen und der Zukunft!

Sylvester und Neujahr waren vorüber, der letzte Abend kam.

Es wurde spät. — Sie hatten eine ganze Stunde mit einander geplänkelt — Gertrud und Bill; was sie sagten, war dürrer, inhaltloser gewesen als sonst. Er wollte es aus ihr herausbringen, ob der Abschied von ihm ihr irgendwie zu Herzen gehe und machte es ungeschickt. Sie ihrerseits schien Alles daran zu setzen, ihn durch kalte Witzworte und Sticheleien herauszufordern und zu verwirren.

Endlich, mit einem halb ungeduldigen, halb traurigen Seufzer brach er das Gespräch ab, und forderte sie auf, ihm „Salvey's Lied" vorzusingen.

Sie setzte sich an den Flügel und sang das gewünschte Lied, mit gefühlvoller Nüancirung und lachenden Augen. Sie wollte es offenbar nicht gut singen.

„Ach, hören Sie auf," rief er endlich, „Sie sollen das Lied lieber gar nicht, als *so* singen!"

„Singe ich es denn gar so schlecht?" fragte sie und lachte ihm ins Gesicht.

„Nein, nicht schlecht," erwiderte er zögernd etwas verdrießlich — „ärger als schlecht, ohne Ueberzeugung."

„Da können Sie allerdings Recht haben," gab sie ihm ernsthaft zur Antwort. „Aber dafür kann ich nichts, das ist nicht meine Schuld, sondern mein Unglück." Sie machte eine komisch verzweifelte Geste, erhob sich von dem Clavierstessel und wollte sich entfernen. Er legte ihr leicht die Hand auf den Arm und sagte, sich zusammennehmend, plötzlich sehr weich und sehr warm: „Sie sagen das im Scherz, aber es ist viel Wahres daran. Es wäre wirklich ein Unglück, wenn Sie nie . . . d. h. . . . ich will sagen . . . ach Gertrud! . . . finden Sie denn nicht, daß es wunderschön wäre, für irgend einen Menschen ein so tiefes, heiliges Gefühl zu empfinden, wie das, welches aus diesem traurigen Liedchen spricht — und finden Sie nicht, daß der ein recht armseliger Wicht wäre, der ein solches Gefühl sein Leben lang entbehren müßte?"

Sie wechselte die Farbe, ein unruhiger Ausdruck, der sich plötzlich in einen trotzigen verwandelte, trat auf ihr Gesicht. — „Darüber habe ich noch nie nachgedacht," erwiderte sie ihm fast herb — „und . . . und ich habe auch gar keine Lust, darüber nachzudenken," fügte sie hinzu.

Gegen elf Uhr zog sich Bill tief verstimmt in sein Schlafzimmer zurück.

Den nächsten Morgen um halb sieben Uhr früh kam er vorsichtig, den Säbel in der Hand haltend, die Treppe herunter, sehr leise, um Niemanden zu stören. Es schlief noch Alles; nur ein Hausdiener in blau und weiß gestreifter Jacke stand in der Halle auf einer Leiter und putzte die Wandlampen.

Bill verfügte sich in das Eßzimmer. Eine blakende Carcellelampe, — Frau von Glimm hatte sich zu Petroleum nie entschließen können — stand auf dem Tisch. Ein Diener mit vorgebundener Schürze stellte das Frühstück auf einem Tablett vor ihn hin.

Da plötzlich hörte er das Rauschen eines Frauengewandes . . . konnte das . . .? Die Thüre öffnete sich . . . ja, es war Gertrud.

Ueberrascht, entzückt heftete er die Augen auf sie . . . Sie wurde feuerroth. Er trat auf sie zu, nahm ihre Hand in die seine und küßte dieselbe.

„Gertrud!" murmelte er tief gerührt, „sollten Sie es nachträglich doch der Mühe werth gefunden haben, über das nachzudenken, was ich Ihnen gesagt habe?"

Sie entzog ihm ihre Hand, wurde noch röther, machte mit dem Zeigefinger das italienische Zeichen heftiger Verneinung. „Nur keine Mißverständnisse," rief sie lachend, aber mit Thränen in den Augen, „ich habe darüber nachgedacht, aber ich habe nichts herausspeculirt, was Sie freuen dürfte! — —"

„Sie könnten sich nicht entschließen — durchaus nicht?" — drang er in sie, worauf sie zu Boden blickend, sehr kleinlaut erwiderte: „Nein!"

„Ich wußte es ja," sagte er die Achseln zuckend — „es war albern von mir, die Antwort herauszufordern — ich habe nichts Anderes erwartet!"

Das war eine Lüge — er hatte entschieden etwas ganz Anderes erwartet, was in Anbetracht der Umstände nicht zu verwundern war.

Eine verlegene Pause folgte. — Er hatte sich von ihr abgewendet — sie trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf den Arm. — „Sie thun mir so schrecklich leid," rief sie, „und ich kann's nicht über mich gewinnen, Sie mit einem traurigen Gesicht von hier fortreisen zu sehen. Ich bin aufgestanden . . . nur deshalb bin ich aufgestanden, um Sie zu bitten . . . daß . . . daß diese ganze dumme Auseinandersetzung an unserer Freundschaft nichts ändern soll. Nicht wahr, Sie tragen mir nichts nach?" Sie hatte die Hand leicht auf seinen Arm gelegt und blickte treuherzig zu ihm auf.

„Aber Gertrud! wie sollte ich," entgegnete er ihr. „Sie können ja doch gar nichts dafür, daß Sie mich nicht lieben . . ."

„Nicht lieben . . ." Sie hielt sich die Hand über die Augen — „nicht lieben" — das ist es ja gar nicht — ich habe Sie sehr gern, nur . . ."

Sein finsteres Gesicht hatte sich im Laufe dieser Unterredung ganz merkwürdig aufgehellt, er lächelte jetzt, als er ihr erwiderte: „nur . . . könnten

Sie sich unter keiner Bedingung entschließen, mich zu heirathen — was, Gertrud?" — Er neigte sich zu ihr nieder mit einer gewissen zärtlichen Schalkerei im Blick — da trat Kurt herein.

„Gertrud schon auf?" rief er, nicht ganz angenehm berührt. — „Ich wollte Herrn von Stolzing noch Adieu sagen," erwiderte sie ohne im Geringsten die Haltung zu verlieren. „Auf gute Freundschaft, wir verstehen uns, nicht wahr Bill?" sagte sie, und mit einem herzlichen Händedruck verließ sie ihn.

„Bill . . . ist etwas zwischen Euch?" fragte Kurt unruhig.

„Nichts — außer daß mir Deine Schwester einen Korb gegeben hat," erwiderte Bill nicht ohne Humor. Er war sehr gut aufgelegt.

„Sie ist um halb sieben Uhr früh aufgestanden, Dir einen Korb zu geben?" murmelte Kurt. „Sie hat eine eigenthümliche Art, Körbe auszutheilen."

Bill runzelte die Stirn und blickte dem Freunde gerade in die Augen — „es wäre Dir wohl sehr unangenehm, mich zum Schwager zu bekommen?"

Kurt sah verlegen zu Boden, dann den Freund an beiden Händen fassend, rief er: „Bill, Du thust mir Unrecht — auf der weiten Welt gäbe ich meine Schwester Niemandem so gern wie Dir, aber Du weißt, wie rasend verwöhnt, wie unpraktisch, wie unfähig, einem kleinen Haushalt vorzustehen, sie ist?"

„Freilich — und ich bin entschieden keine gute Partie," meinte Bill herb.

Da wurde der Wagen gemeldet. Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, schieden die Freunde mit einem etwas kühlen und flüchtigen Händedruck. Dann hing sich Bill den Pelz um die Schultern, steckte sich eine Cigarre an und eilte hinaus.

Es war Thauwetter eingetreten, die Räder zeichneten schwarze Kothgeleise in die vom Schnee noch weiße Straße, durch den dichten Nebel schwebten Schneeflocken mit Regen vermischt. Trotzdem Bill beide Fenster aufgerissen hatte, roch der geschlossene Wagen muffig nach Lack und Leder — und Bill hatte vergessen zu frühstücken, was ihm sonst immer die Laune verdarb.

Dennoch war er sehr fröhlich.

Da plötzlich holte der Verstand seine Freude ein und griff ihr in die Flügel, so daß sie taumelnd zu Boden sank.

„Und wenn sie Dich wollte, was könntest Du ihr bieten?" fragte der Verstand?

Ein ödes Mißbehagen wandelte ihn an.

Es schneite nicht mehr — es regnete. Die Regentropfen bohrten schmutzige Löcher in die Schneefelder, die Kothgeleise wurden breiter und breiter — auf dem Bahnhof in Hanau brannten die Laternen, zogen rothe verschwommene Ringe in die weiße Finsterniß des Nebels hinein. Die Schaffner hatten die Kapuzen über dem Kopf; ein paar Raben mit schwerfälligem, humpelndem Flügelschlag flatterten von dem fahlgelben Fleck am Horizont hin und her, wo der Nebel der aufgehenden Sonne den Weg versperrte.

Unwillkürlich zählte sie Bill — es waren ihrer dreizehn. Es war ihm unangenehm — er zählte wieder, immer wieder — es blieben dreizehn.

Gertrud wußte von Sorgen nichts. Sie hatte sich nach Bill's Abfahrt einfach wieder ins Bett gelegt und schlief fest.

Es war ja Alles in Ordnung. Bill war nicht böse, und er bestand auch nicht darauf, daß sie ihn heirathen solle.

Dazu hatte sie nämlich vorläufig nicht die geringste Lust. Sie hatte die rechte, ehrliche Heirathsscheu von fröhlichen, gesunden, unabhängigen weiblichen Naturen. Eine Angst davor, sich die Flügel stutzen und in einen Käfig sperren zu lassen, eine Angst davor, sich fügen, unterordnen zu müssen — eine Angst vor einer regelmäßig eingetheilten Zukunft, aus der kein Entrinnen mehr war, deren Gestaltung der Phantasie keinen Spielraum mehr bot. Sie war so froh, daß Bill sich tractabel gezeigt und sie nicht hatte zwingen wollen, Entschlüsse zu fassen.

Indessen saß Kurt, beide Ellenbogen aufstützend, das Gesicht zwischen den Händen, an seinem Schreibtisch und stöhnte: „Das auch noch . . . und es wäre ja so schön, wenn es sein könnte, . . . er ist ein so prächtiger, herrlicher Mensch! . . . Ach mein Gott — mein Gott! — Nun, vielleicht wird doch noch Alles gut!"

Aber es wurde nichts gut!

Eines Nachts erwachte Gertrud durch eine räthselhafte Unruhe aufgeregt. In der Luft war etwas, wie das Beben eines fernen Gewitters. Ihr Herz klopfte, sie trachtete sich darüber klar zu werden, woher die Unruhe rührte, von was sie ausging. — Vom Wirthschaftshofe zog's herüber. Sie stand auf, trat ans Fenster — schob die Jalousien auf.

Ja, entschieden ging etwas dort vor. Was war es? . . .

Ein Hin- und Herflackern von Laternen, ein Knarren und Scharren von beeilten Schritten, Auf- und Zuschlagen von Thüren und dazwischen trauriges, mit Husten vermischtes Brüllen.

Was war's? — Etwas Unheimliches, Vernichtendes . . . was? . . .

Den nächsten Morgen fragte Gertrud den Bruder. Er zuckte die Achseln, forderte sie auf, sich nicht über Dinge den Kopf voll zu machen, die sie nichts angingen; man hätte eine Kuh abstechen müssen, die sich überfressen — das könne Gertrud schließlich nicht weiter interessiren.

Im Laufe des Nachmittags kam Gertrud zufällig an Kurt vorüber, der, vor dem Schloß stehend, mit Herrn Schmied verhandelte. Aus dem Gespräche tönte immer wieder das Wort: „Betriebscapital — Betriebscapital nervus rerum" — heraus, und dann — „wo das fehlt, fehlt eben Alles — man hätte den Stall frisch anwerfen und die Tröge auscementiren lassen müssen." — Kurt's finsterer, gequälter Blick traf in die aufmerksam horchenden Augen der Schwester. Ihr wurde eiskalt.

Von da an weckte das unruhige, an ein fernes Gewitter erinnernde Beben in der Luft Gertrud häufig in der Nacht, und auch bei Tag schwebte es über dem Wirthschaftshof.

Fast täglich begegnete Gertrud auf ihren Spaziergängen ein oder zwei Kühen — manchmal waren es mehr, abgemagert, eingefallen, mit glanzlosem, struppigem Fell und mühsamem Flankenschlag, den Kopf tief gesenkt von einem Fleischerknecht an einem Strick vorwärts gezerrt.

Gertrud lernte es, das Nahen dieser unglücklichen, dem Tod verfallenen Thiere aus der Ferne zu errathen an dem Keuchen, Husten, schwerfälligen Stolpern. Sie bekam Herzklopfen und wich aus.

Ende Juni war der Stall leer. — Man hatte auf eine gute Ernte gehofft. Der Director hatte die Felder gestopft mit kostbaren künstlichen Düngemitteln. Seine Composthaufen waren chemische Laboratorien. Es stand auch alles wunderschön im Frühjahr. Aber am 25. April war der letzte Regen über Lindenheim niedergegangen — bis in den Juli hinein fiel kein Tropfen mehr. Die Ernteaussichten waren trostlos. — Eine grenzenlose Muthlosigkeit verbreitete sich um die Geschwister herum — das Unglück war eingezogen in Lindenheim.

Gertrud empfand es wie eine sich immer höher aufthürmende Gewitterwolke, die sich langsam zu einem großen Felsen verdichtete, der vor der Sonne stand und einen schwarzen, eiskalten Schatten über Lindenheim warf — der Felsen wuchs, seine äußerste Spitze bog sich um — senkte sich.

Der October kam. Jetzt endlich regnete es. Die Rosen blühten — die Schönheit brach sich überall Bahn in der Natur. Aus dem Boden stieg ein wonniger Duft.

Aber Gertrud vermochte sich nicht zu freuen an dem neuen Blühen, sie fühlte, daß etwas zerstört war, das sich nicht mehr aufrichten ließ.

Eines Tages sagte ihr die Mutter, daß ein Gast zum Gabelfrühstück erscheinen würde.

Kurt habe gebeten, man möge ihn freundlich behandeln, selbst wenn er den Damen unsympathisch wäre.

„Wer ist's?" fragte Gertrud.

„Herr Zoller aus Frankfurt."

„Ah!" machte Gertrud unwirsch — dann — „was fällt dem Kurt ein, den zu Tisch zu laden?"

„Ich weiß nicht," erwiderte die alte Dame, indem sie ihre goldgeränderten Patiencekärtchen mischte — „aber ich glaube, es handelt sich um eine Anleihe."

„Anleihe?" Gertrud runzelte die Stirn. „Schon wieder eine Anleihe!" Sie klopfte mit ihren feinen Fußspitzen auf das Parquet.

„Ach, das verstehst Du nicht, das verstehen wir Frauen überhaupt nicht. Anleihen sind immer nöthig," erklärte die alte Frau von Glimm — „ich begreife ganz gut, daß man Anleihen macht, aber ich begreife nicht, daß man sich verpflichtet fühlt, einen Menschen zu Tisch zu bitten, nur weil man in der unangenehmen Lage ist, sich von ihm Geld auszuborgen." Sie machte mit ihrer, in einem schwedischen Handschuh steckenden Rechten eine Bewegung, wie um eine lästige Brummfliege wegzuwedeln, die sich zu nah an sie heran-

gewagt hatte. — „Anleihen machte man auch zu meiner Zeit — aber man kümmerte sich nicht weiter persönlich um die Sache — das besorgte — hm! . . . irgend Jemand!"

Der Kammerdiener kam melden, Herr Baron ließe die Damen hinunter bitten, die Herren warteten auf die Damen im Salon.

Dort machte Gertrud die Bekanntschaft des Herrn Zoller. Sie war erstaunt, ihn nicht unangenehmer zu finden, als er war. An den protzigen Parvenü im Lustspiel erinnerte er keineswegs — seine Protzerei war viel feinerer und verletzenderer Natur. Er hatte die selbstbewußte, es ruhig mit jeder Gesellschaftsklasse aufnehmende Haltung des Frankfurter Patriciers, und ein regelmäßig geschnittenes, wenn auch zu stark geröthetes Gesicht. Seine Gestalt war schwerfällig und etwas zu kurz. Im Uebrigen war er ein kluger, keineswegs ungebildeter Mensch. Er hatte sich lange in Italien aufgehalten und ein Jahr in Oxford studirt. Er sprach gut englisch, leidlich französisch und legte aufrichtiges Interesse für Malerei an den Tag. Während er mit etwas prahlerischer Bescheidenheit von seiner „kleinen Galerie" erzählte, heftete er die Augen auf eine Aquarellskizze an der Wand. Er setzte seinen Kneifer auf und fragte, von wem die Skizze sei — sie habe einen genialen Zug an sich, eine Feinheit des Colorits, deren sich deutsche Aquarellmalerei bisher selten erfreut.

Gertrud schwieg, Kurt aber verrieth, daß die Skizze von seiner Schwester herrühre.

„Dann gratulire ich — Sie sind eine Künstlerin, gnädiges Fräulein," sagte Herr Zoller — „ich wäre stolz, eine solche Perle in meine 'kleine Galerie' einreihen zu können."

Da seine Galerie nur die höchsten Spitzen moderner Kunstproducte enthielt, so fühlte sich Gertrud nicht wenig geschmeichelt.

Er blieb noch lange nach dem Frühstück in Lindenheim, und zwar allein mit Kurt.

Gertrud wurde sehr unruhig — sie konnte den Augenblick nicht erwarten, da der reiche Mann gegangen sein — und sie endlich Kurt würde fragen können, was er eigentlich in Lindenheim gewollt. Wie lange er blieb!

Noch immer fuhr sein Kutscher die dicken braunen Pferde um den Rasenplatz in dem Hofraum — dem Rasenplatz, in dessen Mitte sich eine kleine Sandsteinfontäne befand, auf der bunte Herbstblätter schwammen. Graue Nebeldünste krochen über den Boden hin, am westlichen Horizont gegen den Taunus zu schimmerte es blutigroth zwischen schweren, blauvioletten Wolken.

Immer noch knirschten die Wagenräder über den grobkörnigen Kies. Dazwischen tönte das traurige „Glu — glu — glu" des Springbrunnens. Gertrud stampfte mit den Füßen vor Ungeduld, während sie aus einem Zimmer des Oberstocks hinunter sah.

Endlich! . . . Zwei Männer traten aus dem Hause — ein kurzer, breitschultriger, der sich sehr gerade hielt neben einem langen, schmalen, der sich schlecht hielt — der reiche und der arme Mann!

Die Stimme Herrn Zollers drang bis zu Gertrud herauf. „Ich will Ihnen nicht wehe thun, mein armer Glimm," sagte er, „Ihnen gefällt an Ihrem alten Nest natürlich Allerlei, das einen Fremden wenig lockt. Immerhin ist mir das Object nicht unsympathisch. Abgeneigt bin ich nicht — wir reden noch darüber. — Haben Sie Feuer, Glimm? — Danke — keine Cigarren! — in Bezug auf Cigarren habe ich meine Manien. Versuchen Sie eine von mir. Wir simplen Kaufleute" — Herr Zoller betonte mit Vorliebe den simplen Kaufmann — „wir simplen Kaufleute haben unsere eigenen Bezugsquellen — auf meine Cigarren und meine Bilder bin ich stolz. Adieu, Glimm!"

Krr — die Pferde hatten angezogen — trapp — trapp — trapp — gingen sie durch das Hofthor.

Dann hörte man noch einen langen, schweren Seufzer — der Hof war leer!

Kurt war ins Schloß getreten. Schwächer und schwächer tönte es aus der Ferne herüber, trapp — trapp — trapp. — Gertrud flog in das Schreibzimmer des Bruders hinauf. Er saß vor einem aufgeschlagenen Rechnungsbuch, den Kopf in der Hand.

„Was bedeutet das Alles?" fragte sie. Kurt sah auf und rollte die Cigarre, welche der Kaufmann ihm gegeben, mechanisch zwischen den Fingern. Plötzlich zerbrach er sie heftig in zwei Stücke.

„Was es bedeutet?" stieß er hervor — „daß ich mit Zoller in Unterhandlungen stehe bezüglich des Verkaufs von Lindenheim."

„Lindenheim verkaufen! . . . Kurt . . . fort von hier . . . wir . . . aber das ist ja unmöglich!" stammelte Gertrud.

„Es muß sein!" erwiderte er schroff, wie ein schwacher Mensch, der Angst hat, zur Rechenschaft gezogen zu werden. „Ich werde Dir später die Gründe auseinandersetzen, jetzt laß mich, ich bin müde — sterbensmüde!"

Die ärgste Zeit vor einem uns ereilenden Schicksalswechsel ist die, ehe wir uns daran gewöhnt haben, ihn als unentrinnbar zu betrachten — die Zeit, da sich die Hoffnung noch immer ungebeten an unser Bett setzt und uns die Ruhe verscheucht.

Die Hoffnung ist immer dort am zähesten, wo sie am schädlichsten wirkt. Im ersten Augenblick war für Gertrud der Gedanke, sich von Lindenheim trennen zu müssen, wie ein böser Traum, aus dem sie sich wachringen wollte. Bald genug aber bemächtigte sich ihrer die Ueberzeugung, daß es aus diesem Traum kein Erwachen mehr gebe.

Das Unglück rückte näher — seine Umrisse wurden deutlicher — je näher es kam, desto häßlicher sah es aus.

Und, wenn man von Lindenheim fort mußte — fort aus der behaglichen Nestwärme, aus der von tausend lieben Gewohnheiten und Erinnerungen belebten Traulichkeit — was dann . . . wohin?

Es gab Tage, an denen Gertrud den Fuß nicht vor die Thüre setzte, aus Angst wahnsinnig zu werden vor Schmerz beim Anblick alles dessen, was sie verlieren sollte — andere Tage, an denen sie langsam, langsam durch Park

und Garten schlich, neben jeder Rose stehen blieb, und andächtig dem Flüstern jedes lieben, alten Baumes lauschte, um ihre Seele ganz anzufüllen mit Erinnerungen, ehe sie ging — es war ja der einzige Reichthum, den sie mitnehmen durfte von Lindenheim!

Am schrecklichsten war es gewesen, der alten Frau von Glimm begreiflich zu machen, wie die Dinge standen. Gertrud hatte es ihr beibringen müssen, da Kurt sich für gänzlich unfähig erklärte, der Mutter diesen Schmerz anzuthun.

Lange hatte die Tochter vergeblich in die Mutter hineingeredet. Als diese endlich erfaßt hatte, worum es sich handelte, wurde sie todtenbleich, verlor den Athem und verfiel in einen Herzkrampf.

Knapp vor dem Abschluß des Geschäftes kam es ins Stocken.

Herr Zoller äußerte plötzlich Bedenken. Kurt gerieth außer sich, in der geschäftsunkundigen Gertrud regte sich die Unruhe einer neuen Hoffnung. Nur nicht fortmüssen! Und wenn Niemand Lindenheim kaufte, mußte man nicht fort. Indessen würde sich etwas ereignen, das Einem ein definitives Bleiben ermöglichte — irgend etwas — ein Wunder.

Die Bäume wurden gelb, der Park in Lindenheim war nur noch ein goldiges Schimmern zwischen silbrigen Nebelschleiern, die Rosen blühten wie sonst im Juni.

Eines Morgens beschäftigte sich Gertrud damit, einen ihrer Lieblingsplätze in Aquarell zu skizziren, als die Jungfer auf sie zugelaufen kam: „Gnädiges Fräulein möchten sogleich zur Frau Baronin kommen," rief sie, „die Frau Baronin hat dem gnädigen Fräulein etwas mitzutheilen."

Das Gebahren des Mädchens deutete auf eine gute Nachricht — mit einer unangenehmen beeilt man sich nicht so.

Was war geschehen? — das Wunder — das ihnen Allen die Heimath zurückgeben sollte.

In dem kleinen Boudoir der Mutter erwarteten sie sowohl die alte Frau als Kurt.

Das Gesicht der Mutter war höher geröthet, sie mischte unruhig und unaufhörlich die Patiencekärtchen, welche sie in Händen hielt — Kurt blickte zu Boden. Etwas wirklich Heiteres hatte keines an sich.

„Sagst Du's ihr?" fragte die Mutter.

„Mir ist lieber, Du sprichst mit ihr", murmelte Kurt — damit verließ er das Zimmer.

Die Mutter schöpfte tief Athem, sie räusperte sich. Offenbar suchte sie ein Wort, das sie nicht finden konnte. Erst mischte sie noch immer die Patiencekarten, dann griff sie nach einem Flacon, schob die Bücher auseinander, die auf dem Tischchen vor ihr lagen, dabei gerieth ihr ein Brief in die Hände, den sie mit einem Bande Musset beschwert hatte. Sie besah das Blatt — „da lies den Brief," stammelte sie. Gertrud las:

„Mein lieber Glimm!"

„Wenn ich in der letzten Zeit zögerte, puncto unseres Geschäftes das bindende Wort zu sprechen, so war es, weil ich ernstlich daran zu zweifeln begonnen habe, ob der Besitz von Lindenheim zu meinem Glücke beitragen würde.

„Nach längerem Ueberlegen bin ich schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß mich das Gut nicht mehr und nicht weniger lockt, als hundert andere Objecte, welche mir angeboten worden sind und welche ich bereits besichtigt habe.

„Ohne weitere Umschweife zu machen, muß ich Ihnen die Wahrheit sagen — wie ich sie mir selber kürzlich gestanden habe.

„Was mich am meisten an Lindenheim fesselt, ist Ihre entzückende Schwester. Ich fühle, daß Lindenheim für mich keinen Werth hätte ohne die Anwesenheit dieser Fee!

„Ja der Aufenthalt in Lindenheim ohne Fräulein Gertrud wäre mir geradezu unerträglich, indem mich jeder malerische Raum, jeder hübsche Gartenpfad an das erinnern würde, worauf ich verzichten müßte, ohne es je besessen zu haben.

„Könnte sich im Gegentheil Frl. Gertrud entschließen, Frau Ferdinand Zoller zu werden, so wäre ich überglücklich, ihr Lindenheim als erste bescheidene Morgengabe zu Füßen zu legen.

„Nun bitte ich Sie, mir mitzutheilen, ob ich auch nur die mindeste Hoffnung hegen darf. Ueben sie um Gotteswillen keine Pression auf Frl. Gertrud.

„In Spannung Ihrer Antwort harrend, verbleibe ich, mein lieber Glimm,

Ihr ganz ergebener Ferdinand Zoller.

„Sollten Sie mir günstigen Bescheid ertheilen können, so käme ich Morgen, mir von Frl. Gertrud persönlich die Antwort zu holen."

Arme Gertrud!

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, und wie viele Mädchen, die ohne weibliche Freundschaft unter der Obhut einer sehr viel älteren Frau aufgewachsen sind, gänzlich lebensunkundig. Von dem unerbittlichen Zwangsverhältniß, welches jede Ehe in sich schließt, hatte sie keinen rechten Begriff; davon, was sie auf sich nahm, indem sie einem ungeliebten Mann die Hand reichte, machte sie sich eine sehr undeutliche Vorstellung — den Jammer, den sie linderte, indem sie eine Verbindung mit Herrn Zoller einging, die Heimath, die sie dadurch zurückgewann, sah sie genau. — Das sie allerseits umdrohende Unglück hatte ihre junge Seele derartig erschüttert, daß die Erinnerung an Bill Stolzing gänzlich in den Hintergrund getreten war. — —

Nachdem sie den Brief des Millionärs durchgelesen, legte sie die Hand an die Stirn und sagte: „ich will nachdenken!"

Hierauf schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und bat, man möge sie beim Gabelfrühstück entschuldigen.

Die Mutter, welche an ihre Thüre horchen kam, hörte sie heftig schluchzen.

„Sie wird sich nicht entschließen können — und zureden dürfen wir ihr nicht," sagte die Mutter zu Kurt, während sie im Salon auf das Diner wartete.

„Nein, nein, zureden dürfen wir ihr nicht," versicherte Kurt.

Da erschien sie mit krampfhaft gerader Haltung und den fiebrig glänzenden Augen einer Märtyrerin, die sich vorbereitet, für eine heilige Sache in den Tod zu gehen.

„Ich habe ein wenig Zeit dazu gebraucht," sagte sie mit harter Stimme und übermäßig deutlicher Articulation, „aber ich bin mit mir einig geworden — ich nehme Herrn Zoller's Antrag an!"

Mutter und Bruder fuhren zusammen . . . „Gertrud!" riefen sie.

Dann folgte eine lange, drückende Pause. Die Mutter war die erste, welche sie brach, und zwar mit den Worten: „'s ist ein wichtiger Schritt, so etwas verlangt Ueberlegung, Gertrud, reifliche Ueberlegung! . . ."

Gertrud versicherte, sie habe bereits Alles genau überlegt, sie sei kein Kind mehr, sie wisse, was sie thue. — Kurt steckte die Hände in die Hosentaschen, senkte den Kopf und mischte sich in nichts.

Die Mutter fuhr fort, die Tochter zärtlich zu warnen — aber alle ihre Vorstellungen dienten zu nichts. Gertrud behauptete fest und schroff, daß ihr Entschluß gefaßt und nichts daran zu ändern sei!

Am Nachmittage des nächsten Tages, um die Stunde, für welche Herr Zoller sein Kommen angekündigt hatte, irrte Gertrud unruhig in dem Park umher.

Der dunkelblaue Herbsthimmel leuchtete zwischen dem schimmernden Gold des an den Aesten zitternden Laubes, das Knistern der fallenden Blätter durchbebte die Luft.

Ein Schritt knirschte über den Kies. Gertrud hob das Haupt — ja, es war Herr Zoller. Noch um zehn Jahre später vermochte sie die Stelle anzugeben, wo sie damals plötzlich stehen geblieben war und ihn hatte an sich herankommen lassen. — Unter der großen Linde neben dem Flüßchen am Rande des Parks. Er verbeugte sich tief, streckte ihr die Hand entgegen, zog die ihre an seine Lippen und sagte: „Gnädigstes Fräulein! ist es keine zu große Vermessenheit anzufragen, ob ich Ihnen meine ganze Existenz zu Füßen legen darf?"

Er sprach mit Würde im Vollbewußtsein seines Edelmuths.

Gertrud schöpfte tief Athem — die bindende Antwort schwebte ihr auf den Lippen . . .

Durch das Knistern und Schauern des fallenden Laubes hindurch und über das schläfrige Murmeln des Flüßchens herüber hörte man's leise pfeifen — die traurige Melodie des Liedes von Grieg:

„Gott grüß Dich, so lang' Du die Sonne noch siehst" — —

Gertrud sah sich um — am jenseitigen Ufer der Ridder, die Wiese entlang auf sie zu kam Bill Stolzing. Seine Augen begegneten den ihren. Sie zuckte zusammen, zog ihre Hand aus der des Herrn Zoller — „ich kann nicht — ich kann nicht!" — stieß sie hervor. — Ein böser Ausdruck trat auf sein Gesicht — nur einen Moment, dann lächelte er verbindlich, nachsichtig und zog sich zurück.

Indessen hatte Bill den kleinen Steg überschritten, der das andere Ufer der Ridder mit dem diesseitigen verband.

Gertrud war in Thränen ausgebrochen. — „Oh Bill, was hab' ich gethan!“ rief sie.

Er blieb vor ihr stehen, dann mit humoristischem Mitleid sagte er: „Wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, so haben Sie Herrn Ferdinand Zoller aus Frankfurt einen Korb gegeben. Aber darüber ist nicht viel zu weinen, das war wohl nicht anders zu machen!“

Ihre Thränen flossen stärker. Sie legte die Hände vors Gesicht — ihre ganze Gestalt zuckte vor Schluchzen. Er fing an, besorgt zu werden — sie sanft bei der Hand nehmend, drang er in sie:

„Beichten Sie mir Ihr Verbrechen, schlimm wird's nicht sein.“

Als sie ihm jedoch die Sache klar gemacht, wurde er sehr ernst. Stumm ging er eine Weile an ihrer Seite. Gertrud's Brust hob und senkte sich.

„Ich schäme mich so — ich habe mich so kindisch — so — nach jeder Richtung hin charakterlos benommen! Oh Bill! Bill! Es war schmählich, so etwas zu versuchen und dann stecken zu bleiben!“

„Das war noch das Beste dabei,“ erklärte Bill mit Entschiedenheit — „es war lieb von Ihnen, daß Sie versuchten, das Opfer zu bringen, aber es war wunderschön, daß Sie es nicht gekonnt. Von mir verlangen Sie wohl nicht, daß ich Ihnen das übel nehmen soll!“ Er sah ihr voll ins Gesicht. Sie blickte zu Boden, wollte sich verlegen von ihm abwenden. Er hielt sie bei beiden Händen fest, und sehr leise, etwas vorwurfsvoll sagte er: „War denn Ihr Herz ganz frei, als Sie . . . den Entschluß faßten, eine Verstandesehe einzugehen?“

Nur einen Augenblick zögerte sie, dann sagte sie innig: „Ich glaubte es, Bill, aber als ich Sie sah, wußte ich . . . daß ich mich geirrt hatte!“

„Gertrud! mein Liebling, mein Schatz!“

Er schloß sie in seine Arme — sie lehnte an seiner Brust in seligem Unterliegen.

Es that wohl, in ihrer gräßlichen Wundheit und Müdigkeit doppelt wohl, sich so in seinen warmen Schutz hineinzuschmiegen und, aller Verantwortung für ihre Existenz ledig, sich der zärtlichen Obhut dieses starken Mannes ganz anzuvertrauen.

Als Kurt und die alte Frau von Glimm erfuhren, was vorgefallen war, machten sie beide etwas verblüffte Gesichter. Die alte Frau erholte sich jedoch bald, und von ihrem Schrecken blieb in Kürze nichts übrig, als eine angenehme Ueberraschung. Sie behandelte Gertrud mit der rücksichtsvollen Zartheit, die man einem Kinde beweist, das eine Dummheit gemacht hat und sich schämt. Sie hatte von jeher eine Schwäche gehabt für Bill, und versicherte ihm, sie wünsche sich keinen andern Schwiegersohn! — — —

Dann war von kleinen Verhältnissen die Rede, in welche sich Gertrud würde hineinfinden müssen, und Gertrud lachte und behauptete, sie mache sich nichts daraus!

Die Damen schienen zu glauben, daß Alles im besten Geleise sei.

Kurt sagte kein Wort.

Bill, der durch einen Zufall erfahren hatte, daß es um die Verhältnisse der Familie schlecht stehe, war aus allerhand Gründen nach Lindenheim geeilt. Aber erst am dritten Tage nach seiner Ankunft fand er den Muth, Kurt um eine kurze geschäftliche Unterredung zu bitten.

Da er es seiner Heirath wegen dringend nöthig hatte, in pekuniärer Beziehung klar zu sehen, so blieb ihm nichts Anderes übrig.

Gertrud begegnete ihm, als er das Zimmer des Freundes verließ — todtenbleich und mit starren Augen schritt er an ihr vorüber, ohne sich bei ihr aufzuhalten.

Heftig erschreckend stürzte sie zu dem Bruder. „Was hat's gegeben zwischen Dir und Bill?" rief sie aus.

„Hat er Dir nichts davon gesagt?" fragte Kurt von dem mit Ziffern bekritzelten Papier aufblickend, das vor ihm lag.

„Nein, er sah aus, als ob er es mir nicht sagen könne," erwiderte Gertrud unmuthig.

„Nun denn — das Unglück hat uns verfolgt und — ich kann's ohnehin nicht mehr aushalten — und da sich der Verkauf mit Zoller zerschlagen hat, müßtet Ihr's ja doch früher oder später erfahren — wir sind ruinirt — gänzlich ruinirt — das habe ich Stolzing mitgetheilt!"

„So — und das hat ihn dermaßen niedergeschlagen, daß er an mir vorübereilte ohne ein Wort," rief Gertrud aus, „sollte er sich etwa fürchten, eine arme Braut heimzuführen? Das sieht ihm nicht ähnlich. — Was kann's ihm anhaben, er hat ja genug für uns zwei — wenn's auch nicht viel ist, genug ist's doch!"

Kurt wurde erst todtenblaß, dann dunkelroth. — „Es ist nichts — da ... nichts Sicheres" — begann er stockend, dann, mit einer Art verzweifelter Ungeduld, die Bürde, welche sein Gewissen bedrückte, von sich werfend, rief er aus: „Er hat mir sein Vermögen geborgt. Ich glaubte es gut aufgehoben bei mir — das wäre es auch gewesen, wenn wir hätten weiter arbeiten können — wir können nicht weiter arbeiten — es ist nichts mehr da — um den Betrieb fortzusetzen, wir ersticken in Schulden ... Wechselschulden! ..."

Einen Moment blieb sie sprachlos, dann heiser, röchelnd stieß sie hervor: „Er hat Alles hergegeben für uns — er, er, und wir haben ihn darum gebracht, wir haben ihn bestohlen! Kurt! Kurt!"

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre, Bill trat ein. „Gertrud!" rief er vorwurfsvoll.

Sie hörte nicht.

„Gertrud!" wiederholte er.

Sie brach in Thränen aus. „Oh, ich kann das nicht ertragen, Bill," schrie sie, „wir haben Dich ausgebeutet — wir, Dich! Kurt! wie kannst Du's verantworten, Kurt? ..."

Sie war außer sich — sie kannte sich nicht mehr. Bill nahm sie in die Arme und schleppte sie fast mit Gewalt hinaus.

Im Saal unten wartete er neben ihr, bis sie sich beruhigt haben würde, dann sagte er sehr ernst: „Gertrud! es ist nicht der Moment, Kurt Vorwürfe zu machen — er leidet selber genug!"

„Er soll leiden — es wäre abscheulich, wenn er nicht litte!“ rief Gertrud hart.

Da hörten sie ein kurzes, scharfes Geräusch, welches sie veranlaßte, die Köpfe nach der Richtung von Kurt's Zimmer umzuwenden.

Es war nicht laut, nur wie das Knallen einer Erbsenschote klang's. Dennoch fing Gertrud am ganzen Körper zu zittern an, während eine leichenhafte Bläße Bill's Antlitz überzog.

Eine Minute später stand Gertrud zitternd vor der Schwelle des Bruders, die sie nicht zu übertreten wagte. Bill war ihr vorangeeilt und hatte den aus einer Wunde am Hals heftig blutenden Freund in seinen Armen vom Fußboden aufgehoben.

Er hatte seine Schulden bezahlen wollen, wie er konnte — mit seinem eigenen Blut.

Fast durch ein Wunder war's ihm mißglückt, und Gertrud blieben in Folge dessen die gräßlichen Gewissensbisse und selbstquälerischen Vorwürfe erspart, welche sie in einem anderen Fall sich hätte machen müssen.

Der Selbstmordversuch des armen verblendeten jungen Mannes hatte nichts zur Folge, als ein heftiges Wundfieber und die gründliche Aussöhnung beider Geschwister. Bill und Gertrud wichen nicht von dem Bette des Kranken.

Obwohl ihre Vereinigung bis auf unabsehbare Zeiten hinausgeschoben war, verbrachten sie in der traurigen Krankenstube Stunden stillen, weihevollen Glücks.

Sie legten sich ihre Zukunft zurecht. Gertrud wollte, sobald Lindenheim verkauft war, mit der Mutter nach Paris ziehen und sich dort in bescheidener Zurückgezogenheit gänzlich der Malerei widmen; Bill gedachte, seine Officierscharge niederzulegen und nach Amerika auszuwandern, wo er reiche, umsichtige, sich mitten im praktischen Leben herumtreibende Verwandte besaß, die ihm dazu verhelfen würden, eine neue Existenz zu gründen.

Sie saßen Hand in Hand und bauten Luftschlösser auf dem schmalen Streifen Erdreichs, das die Hoffnung der Angst um die Zukunft abkämpfte.

Im März, ehe die Bäume noch grünten, kam Lindenheim unter den Hammer, und zwar kaufte es schließlich doch noch Herr Zoller, der in der elften Stunde das höchste, sehr niedrige Gebot großmüthig um 40000 Mark überbot.

Der Erlös reichte hin, alle fremden Schulden zu decken und die Schmach des Bankrotts von dem Namen Glimm fern zu halten.

Zum Lebensunterhalte blieben Gertrud und ihrer Mutter nichts als das sehr kleine Privatvermögen dieser letzteren.

Kurt behielt 10000 Mark in der Hand — er theilte die Summe mit Bill Stolzing, mit welchem gemeinschaftlich er in Amerika sein Glück versuchen wollte.

Dann kam der letzte Tag in der Heimath — die keine Heimath mehr war!

Nach einer unruhigen Nacht schlug Gertrud die müden Augen auf — in einem theilweise ausgeräumten, theilweise mit Koffern verstellten Zimmer.

Das Zuhämmern von Kisten hatte sie aus dem von schweren Träumen vergifteten, spät eingetretenen Schlaf geweckt. Mit steifen Gliedern und wundem Herzen stand sie auf und warf einen Blick durchs Fenster. Sie sagte sich, daß es zum letzten Mal sei, zum allerletzten Mal. Sie begriff es nicht. Eine Art verwegenen Wunsches, den Schmerz in sich zu erwecken, welchen sie den traurigen Umständen schuldig war, meldete sich in ihr, und ging unter in allerhand geschäftlichen Nöthen, die an sie herantraten — Kleinigkeiten, die erledigt werden mußten. Zwischen hastig abgefertigten Mahlzeiten flogen die Stunden nur so hin. — Es war sechs Uhr, als sie endlich ihren letzten Rundgang antreten konnte — erst durch alle Zimmer, dann durch den Küchengarten, zuletzt durch den Park.

Es war der zweite April. Durch die linde Luft schwebten süßer Veilchengeruch und allerhand wonnige Frühlingsversprechen. Mit einer fast sachlichen Neugier hefteten sich Gertrud's Blicke auf ihre ehemaligen Lieblingsplätze. Das war die Heimath und war es auch wieder nicht — das gehörte ja Alles nicht mehr zu ihr — ging sie nichts mehr an. Sie fühlte sich stumpf, fast gleichgültig.

Und wieder kam ihr der Wunsch, den Schmerz in sich zu erwecken, den sie den traurigen Umständen schuldig war. Konnte sie denn keine Thräne finden, um den Abschied von dem lieben alten Nest zu weihen? — Da hörte sie den Wagen vorfahren im Hofe. Wie von einem elektrischen Schlage geweckt, erwachte ihr Herz. Da war er der Schmerz, den sie suchte — aber so rasend, so gänzlich überwältigend, daß sie jetzt erst einsah, wie unsinnig es gewesen, ihn herauszufordern. Sie blieb stehen, athmete langsam, langsam den Duft der frischen, feuchten Frühlingserde — dann warf sie sich auf den Boden hin, dort unter der Linde, wo ihr Bill den ersten Kuß gegeben und grub die Hände und das Gesicht ins Gras.

So! . . . Das war der Abschied. . . Als sie in das Schloß zurückkam, sagte man ihr, der Wagen habe sich verfrüht, sie solle sich nach dem Salon verfügen, eine Tasse Thee trinken. In dem Salon fand sie Mutter und Bruder.

Die zögernde Frühlingsdämmerung verdichtete sich, der Salon war schlecht, nur mit zwei Kerzen beleuchtet. Alle Ecken waren voll Schatten — die Mutter, bereits im Reisehut, war todtenblaß — der Bruder sah finster zu Boden. Der Thee stand vor ihnen — keiner von den Dreien trank.

Die Damen erhoben sich jeden Augenblick zum Fortgehen — der Bruder zog die Uhr und sagte ein Mal ums andere: „Ihr habt Zeit, Ihr wartet eine volle Stunde in Hanau."

Endlich ließ die alte Frau sich nicht länger zurückhalten — „lieber dort, als hier," erklärte sie; dann sehr gerad, ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, ging sie quer durch die Ausgangshalle und trat über die Schwelle.

Als sie sich in dem Wagen zurücksetzte, hörte Gertrud eine zitternde Stimme neben sich sagen: „Gertrud! nimm Dich zusammen, die Leute auf der Station . . . brauchen es uns nicht anzusehen, daß uns das Schicksal . . . herausgejagt hat . . . aus Lindenheim!"

Da legte Gertrud den Arm zärtlich um die gebeugten Schultern der alten Frau, sie vergaß den eigenen Kummer, er versank fast spurlos in dem Mitleid, das plötzlich ihr ganzes Herz durchfluthete — dem Mitleid mit der gebrechlichen Mutter, die plötzlich ihr Kind geworden war!

Sie beugte sich aus dem Fenster des Wagens, um Lindenheim noch ein Mal zu sehen. Alle Farben waren ausgelöscht — die ganze Erde schwarz. Gertrud sah nichts als eine dunkle Silhouette, die sich gegen einen sternenlosen, weißen Himmel abhob.

Das war die verlorne Heimath! — — —

Die ersten drückenden Zeiten nach ihrer Ankunft in Paris, wo sie aus einem Haus in das andere gelaufen war, Wohnung zu suchen, und Alles zu eng, zu dunkel — nicht zum Aushalten eng und dunkel gefunden hatte. Aber sie dachte nicht mehr viel an sich — das zum Wenigsten hatte sie sich abgewöhnt. Sie beobachtete nur mit einem heimlichen Seitenblick die Mutter; welchen Eindruck machten wohl die Löcher, in welche das Schicksal sie verdammen wollte unterzukriechen, auf diese!

Die alte Frau wehrte sich gegen nichts, sie war gänzlich gebrochen. Eine Stütze hatte Gertrud nicht an ihr — aber sie hatte noch etwas, das sie stützen mußte, und das war viel!

Nach den ersten mißlungenen Bemühungen, etwas Passendes zu finden, suchte Gertrud allein, Trepp' auf, Trepp' ab, und miethete endlich das kleine Appartement auf dem Boulevard Malesherbes, das sie noch heutiges Tags mit ihrer Mutter bewohnte. Es sah wenigstens hell und vornehm aus.

Gertrud zeigte es der Mutter nicht eher, als bis es eingerichtet war mit ein paar Ueberbleibseln aus der alten, schönen Zeit und ein paar geschmackvollen, billigen Zuthaten, die man hatte anschaffen müssen, um das Mobiliar zu vervollständigen.

Als Gertrud die Mutter hineinführte, brannten die Feuer in allen Kaminen, ein paar Blumen standen herum, die Sonne schien durch die Fenster. — Ein überraschtes, freudiges Lächeln durchzuckte das Gesicht der alten Frau. Sie umarmte die Tochter und lobte sie, freute sich an Allem! „Hier werde ich mich ganz wohl fühlen," versicherte sie, indem sie sich behaglich in einem Lehnstuhl neben dem Kamin ausstreckte.

„Es ist angerichtet, gnädige Frau," meldete das treue Lieschen, das ehemalige Küchenmädchen, welches der Herrschaft ins Exil gefolgt war.

Gertrud bot der Mutter den Arm einschmeichelnd und zärtlich. Die Beiden setzten sich an den freundlich gedeckten Tisch mit der Empfindung von Menschen, welche, nachdem sie lange in einem offenen Boot vom Meer herumgeworfen worden sind, endlich wieder Land unter sich fühlen. Beiden war damals zu Muthe gewesen, als ob sie bereits sehr tief heruntergestiegen seien — sie hatten sich als heldenmüthig gefühlt und ein wenig bewundert in ihrer Zufriedenheit.

Jetzt — der Mutter sagte Gertrud nichts davon — aber . . . immer dringender trat die Frage an sie heran: „Wie lange werde ich diese bescheidene Existenz meiner Mutter noch zu gönnen im Stande sein?" — — —

Von einem Tag zum andern hoffte sie, daß sie endlich ein Bild verkaufen werde. Indessen setzte sie zu, was sie hatte, machte Schulden, wo sie konnte, nur um ihrer Mutter nicht den letzten Rest Bequemlichkeit nehmen zu müssen. Sie lebte jetzt nur noch für ihre Mutter und die Kunst. Sie arbeitete von neun Uhr Morgens bis in die Dunkelheit. Dazwischen lief sie mitunter von dem Boulevard Clichy bis auf den Boulevard Malesherbes, wenn es zufälliger Weise einen sonnigen Tag gab, nur um die Mutter ein Viertelstündchen spazieren zu führen. Die große Aufgabe in ihrem Leben war es, noch ein oder das andere Mal einen Ausdruck von Behaglichkeit auf das liebe alte Gesicht zu zaubern.

Wenn sie nach dem Diner beisammen saßen in dem traulichen, kleinen Salon, für den die alten Möbel zu groß waren, so erzählte Gertrud der Mutter von dem, was Alles geschehen würde, wenn sie einmal eine große Künstlerin geworden wäre. Dann würden sie sich ein Fleckchen Erde kaufen am Fuße des Taunus, dort, wo die Gegend am schönsten ist, wo die Rosen am schnellsten gedeihen und würden sich ein Haus bauen — ein großes englisches Cottage mit wunderlich vorspringenden Fenstern und blühenden Ranken bis an die Schornsteine hinauf. Rings um den Garten herum wollten sie anstatt einer Mauer eine dichte Hecke von wilden Rosensträuchen ziehen. Etwas Hübscheres würde es auf der Welt nicht mehr geben, als das Dornröschen-Cottage, und es würde Alles wieder nach Reseden und Rosen, nach Salbei und Lawendel duften wie in Lindenheim, und man würde wieder das alte Gefühl aufathmender Erquickung haben wie sonst, wenn man nach einem schwülen Tage aus Frankfurt zurückkam.

Gertrud nahm einen großen Bogen und zeichnete der Mutter das Haus vor. Hierher mußte ein Giebel kommen und dorthin ein Erker — da mußten die Blumen so herüber, hier so hinüber hängen — da die Schlafzimmer sich befinden — dort die Empfangsräume. Die alte Frau betrachtete die Pläne mit größtem Interesse, nur war das Haus immer zu klein für ihre Wünsche — es war immer eine Stube zu wenig, und die Anrichtekammer neben dem Speisezimmer war nicht geräumig genug. —

Dann zeichnete Gertrud das Haus noch einmal.

Sie baute der alten Mutter Luftschlösser vor, wie man einem Kinde Kartenhäuser vorbaut.

Anfänglich hatte es den Anschein gehabt, als ob sich die alte Frau merkwürdig leicht, fast vergnügt in ihr bescheidenes, neues Leben hineinfände. Während Gertrud in dem Atelier Sylvains arbeitete, saß sie in ihrem bequemen Lehnstuhl neben dem Kamin, besserte alte Kirchenstickereien nach, die ihre Tochter um merkwürdig billige Preise am Boulevard Clichy gekauft hatte, oder, wenn sie es müde war, sich über den Rahmen zu beugen, was jetzt öfter und immer öfter geschah, häkelte und strickte sie für die Armen.

So war es das erste Jahr gewesen, das zweite. Dann hatte sie angefangen, matt zu werden. Jetzt kam's oft vor, daß sie Stunden verstreichen ließ, ohne die Hände aus dem Schoß zu rühren, ohne ein Buch anzuschauen.

Sie saß da — still, halb wach, und merkte es nicht, wenn das Feuer ausging . . . fast kindisch übellaunig wurde sie jedesmal, nachdem Jemand aus ihrem alten Bekanntenkreise sie besucht hatte. Dann fing sie an zu nörgeln, Gertrud Vorwürfe zu machen, sie zu fragen, wann es endlich vorwärts gehen würde mit der Kunst — ewig könne sie diese Existenz nicht ertragen — das sei nicht von ihr zu verlangen!

Ihr Begriffsvermögen war verwischt, ihr Gedächtniß zerstört. Dinge, die vor zwanzig Jahren vorgefallen waren, bezog sie auf gestern, von dem, was in der letzten Zeit geschehen, behielt sie nichts.

Um solchen Aufregungen vorzubeugen, beschränkte Gertrud den Verkehr der Mutter mit der Außenwelt auf ein Minimum, wies die Bemühungen der wenigen Bekannten aus alter Zeit, die es hie und da noch versuchten, sie in ihren Vergnügungsreigen zu ziehen, fast schroff zurück.

Dem Besuch des Herrn von Zoller hatte sie nicht vorbeugen können. Die Nachwirkung war eine sehr unangenehme gewesen, hatte in Thränen und Herzkrämpfen geendet. Man hatte Mühe gehabt, die alte Frau mit Aethertropfen zu beruhigen. Jetzt war sie eingeschlafen.

Aber, während Gertrud an ihrem Schreibtisch saß und rechnete, verfolgte sie die Erinnerung an das weiße, zugespitzte Gesicht ihrer Mutter. Es war ja vorbei, war Alles gut abgelaufen und Lieschen behauptete, Herzkrämpfe hätten nichts zu bedeuten. Der Arzt hatte ihr dasselbe gesagt . . . und doch . . . doch!

Sie stand neben einem Abgrund, von dem sie die Augen nicht loszuringen vermochte — sie hatte schon lange dagestanden, aber sie hatte es nicht gemerkt.

Jetzt schwindelte ihr — gräßlich, entsetzlich schwindelte ihr — sie hätte sich an irgend etwas festklammern, an einer Stütze anhalten mögen — aber keine Stütze war da.

Zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, daß sie die Mutter verlieren könne. Was dann . . . was dann? — — —

Der Bruder war in Amerika mit Bill Stolzing und gänzlich gebrochen. Er schämte sich des Unglücks, das die Seinen betroffen, und konnte nicht vergessen, daß er es theilweise selber verschuldet habe. Bill ermuthigte und stützte ihn unermüdlich, ohne die Schwermuth des Freundes gründlich beseitigen zu können.

Viel erreicht hatte bis dahin weder der Eine noch der Andere. Sie fristeten ihr Leben mit schlecht bezahlter, ehrlicher, aber unstandesgemäßer Arbeit, die sie im Vaterlande nicht hätten leisten dürfen. Gertrud hatte deutlich die Empfindung, daß Kurt dem energischen Bill ein Hemmschuh, eine Last sein müsse. Sie fürchtete, daß Kurt dieses Umstandes gewahr werden könne. Bis jetzt war's nicht der Fall gewesen. In jedem Briefe schrieb Kurt, wie gut sie mit einander auskämen, was für ein Segen Bill für ihn sei.

Ach, Bill war ein Segen für Alle — das bloße an ihn Denken hob ihren Muth! Seine Abschiedsworte durchdrangen ihre Seele!

„Gertrud, verzage nicht; etwas sagt mir's, daß ich die Heimath zurückerobern werde für Dich, daran denke, wenn Du Dich muthlos fühlst." Das hatte ihr Bill zugeflüstert beim Abschied. Wie oft hatte sie der Worte gedacht. Auch heute richtete sie sich auf an seinem Muth, und durch die drückende Sorgenfinsterniß hindurch, welche sie umgab, schimmerte das Licht eines großen, künftigen Glücks.

Monsieur Sylvains hat zwei Damenateliers — das eine in der Avenue Frochot für seine talentlosen Schülerinnen, und für seine talentvollen ein zweites am Boulevard Clichy.

Beide Ateliers zeichnen sich durch ein strenges Meiden anstößiger Elemente und eine anständige Oberflächlichkeit des Unterrichts aus. Actstudien werden umgangen.

Gertrud besuchte das Atelier am Boulevard Clichy. Ihre Mitschülerinnen sind ordentlich gekämmt, haben ein gesichertes Einkommen und standesgemäße Vorurtheile.

Ernste Künstler gehen an dieser zimperlichen Bildungsanstalt für vornehme Malerinnen, die Angst haben, daß ihnen die Farbe an den Fingern kleben bleiben könnte, achselzuckend vorbei.

Und in der That, wenn auch manche der Sylvains-Schülerinnen von der Jury des Salons mit einer „mention honorable" bedacht worden sind, hat es doch in ihren Leistungen noch keine von ihnen über eine anständige und anmuthige Mittelmäßigkeit hinausgebracht.

Gertrud hat es bis jetzt nicht einmal bis zu dieser anmuthigen Mittelmäßigkeit gebracht — vielleicht, weil sie die einzig wirklich hochbegabte unter den Schülerinnen und ihre Anlage von zu gewaltiger, ernster Natur ist, um sich zwischen den verkünstelten Zuständen des Ateliers Sylvains frei entfalten zu können.

Sie fühlt das selbst — fühlt, daß sie in den letzten drei Jahren trotz allen von ihr aufgebotenen Fleißes nicht die Fortschritte gemacht hat, die sie hätte machen sollen und können. Trotzdem hat sie sich noch immer nicht zu entschließen vermocht, eine andere Malerschule aufzusuchen. Erstens widerstrebt es ihr, einem Lehrer, der sich drei Jahre lang nach seinem besten Ermessen mit ihr abgequält hat, den Stuhl vor die Thür zu stellen. Im Uebrigen hat ihre Anhänglichkeit an das Atelier Sylvains auch noch andere Gründe. Im Atelier Sylvains ist sie wenigstens sicher, keinen zweideutigen Persönlichkeiten zu begegnen, keinem weiblichen Wesen, von dem sie sich schämen müßte, auf der Straße gegrüßt oder an irgend einem öffentlichen Orte angesprochen zu werden.

Das Atelier Sylvains ist eine Art malender Damenclub, in den die Mitglieder erst nach allgemeiner Abstimmung zugelassen werden. Und Gertrud weiß, welcher Abgrund diesen Club und seine, mit ihren ethischen und physischen Reinlichkeitsgewohnheiten streng abgeschlossene kleine Gesellschaft von dem wilden oder kümmerlichen Künstlerthum am andern Seineufer scheidet. Sie schätzt die Anständigkeit und Correctheit ihrer Genossinnen als ein ihr sympathisches Element.

Auf höflich wohlwollendem Fuß steht sie mit allen ihren Mitschülerinnen, befreundet hat sie sich mit einer einzigen, einer gewissen Mrs. Lyndhurst aus New-York. Amerikanerin gemischten Ursprungs mit deutscher Mutter und englisch-amerikanischem Vater, ist sie eine jener begabten Naturen, deren Talente in der Seele stecken bleiben und sich in Allem deutlicher verrathen, als in brauchbaren künstlerischen Leistungen.

Sylvains lobt ihren Farbensinn, und das ganze Atelier gesteht, daß Niemand eine flüchtige Skizze interessanter auf die Leinwand zu werfen weiß, als Lydia Lyndhurst. Ein Bild aber wird aus der Skizze nie. Sobald Mrs. Lyndhurst versucht, eine Arbeit durchzuführen, erlahmt ihre Kraft. Ihr Talent ist eines von denen, welche die Arbeit nicht vertragen — es ist, als ob man Schmetterlinge vor einen Pflug spannen wollte.

Ihre Begabung zieht als eine pikante Würze durch ihre ganze Individualität, anstatt sich in einer bestimmt ausgesprochenen und abgegrenzten Fähigkeit zu concentriren. Noch jung, schön, mit großen schwarzen Creolenaugen und griechischem Profil, der angenehmen Seiten ihrer Unabhängigkeit voll bewußt, reich, und fast ohne sociale Vorurtheile, ist die Kunst für sie ein Zeitvertreib, ein Vorwand, interessante Bekanntschaften zu machen.

Sie und Gertrud wechseln Besuche, gehen mit einander spazieren, häufig in Ausstellungen, manchmal ins Theater, vertiefen sich in weitläufige Gespräche über künstlerische, literarische, weltgeschichtliche und zeitgenössische Dinge — von ihren Familienangelegenheiten reden sie fast nie, was hauptsächlich daher rührt, daß Gertrud allen sie persönlich betreffenden Dingen gegenüber jene Zurückhaltung beobachtet, welche man häufig an Menschen wahrnehmen kann, die, inmitten großer pecuniärer Einengung, der Welt gegenüber noch irgend eine sociale Würde zu wahren trachten.

Es ist fünf Uhr — man erwartet den Meister.

Das Modell, eine kleine Italienerin, der man (unglaubliche Kühnheit im Atelier Sylvains) das Hemd von einer Schulter heruntergezogen hat, sitzt gähnend auf dem Modelltisch und blickt nach der Thür.

Das Feuer in dem runden eisernen Ofen ist ausgegangen — es lohnt nicht, ein neues legen zu lassen, der Meister muß kommen.

Der Himmel verdüstert sich, das Licht wird schlecht, aus den schiefergrauen Wolken fallen weiße Schneeflocken in den Alles verschlingenden, Alles in Schmutz auflösenden schwarzen Koth.

Entmuthigt läßt Gertrud den Pinsel sinken. Kommt der Meister noch nicht? . . . Ja, die Thüre öffnet sich, er tritt ein, sehr roth im Gesicht, stärker hinkend als gewöhnlich, den Hut, den er an der Thüre nur flüchtig gelüftet hat, auf dem Kopf.

Mißmuthig geht er an sämmtlichen Staffeleien vorüber, sagt allen Schülerinnen dasselbe: „cela marche, continuez!“ — nur vor Gertrud's Studie — der armen, fast genialen und doch zugleich rasend unbeholfenen Studie, die sich so große und vergebliche Mühe gibt, ein verkäufliches Bild zu werden, bleibt er länger stehen. „Hm! . . . hm!“ grunzt er — „es läßt sich nicht leugnen, Sie haben Talent — großes Talent — und dann, Sie verfolgen die

moderne Richtung — eine sonderbare Richtung pour une demoiselle — besonders für eine Aristokratin wie Sie!"

Wenn Sylvains schlechter Laune ist, wirft er Gertrud immer die Aristokratin vor.

„Aber ich bitte Sie, Mr. Sylvains!" entgegnet ihm Gertrud, „lassen Sie meine Persönlichkeit aus dem Spiel, sagen Sie mir, ob meine Arbeit gut oder schlecht ist, und wenn sie schlecht ist, wie ich sie besser machen soll."

„Gut oder schlecht?" . . . Mr. Sylvains hat sich vor Gertrud's Staffelei gesetzt, und ihr Pinsel und Palette abgenommen — der Corrigirpinsel schwebt drohend in der Luft.

„Gut oder schlecht?" wiederholt er — „was soll ich Ihnen darauf antworten? Ihre Studie ist eher gut — es ist Rasse drin, Kraft — C'est d'une brutalité, qui ne sent pas du tout la femme! — Aber mich stößt das Ding ab."

Die andern Schülerinnen drängen sich an Mr. Sylvains, um kein Wort von seinem Vortrag zu verlieren, Gertrud fängt an, traurig und etwas beschämt ihre Palette abzuspachteln.

Nach einer Pause bemerkt sie: „Haben Sie die Ausstellung Lozonczyi gesehen bei Petit?"

„Ah! je vous attendais là!" braust Sylvains auf — „die Ausstellung Lozonczyi — ich weiß ja, daß Ihnen die im Kopfe steckt. Nun, ich komme von Ihrer Ausstellung Lozonczyi — ich bin nicht entzückt davon — gar nicht — eine künstlerische Börsenspeculation ist der ganze Lozonczyi!"

„Die Presse ist entschieden bezahlt!" bemerkt eine Schülerin, die sich einschmeicheln will, und eine andere frägt: „Er hat mit Jessendyi zugleich ausgestellt, nicht wahr?"

„Mit Jessendyi — ils font la paire!" ereifert sich Sylvains — „Einer ärger als der Andere! Ich möchte die Leistungen der Beiden am liebsten ganz aus der Kunst herausstreichen — ein für allemal — die Jessendyi's sowohl wie die Lozonczyi's!"

„Also sprechen Sie Lozonczyi allen Werth ab?" mischt sich an diesem Punkte etwas ungeduldig Mrs. Lyndhurst ins Gespräch.

„Allen Werth . . . ich spreche ihm durchaus nicht allen Werth ab . . ." brummt Sylvains, der nicht recht weiß, ob er diese Frage als eine verkappte Fopperei auffassen soll oder nicht — „er hat ja eine colossale Begabung, dieser Lozonczyi — eine unvergleichliche Geschicklichkeit — einen merkwürdigen Farbenauftrag — und er hat Leben! Sie sehen, ich bin objectiv, ganz objectiv. Er ist ein Künstler, ich erkenne es an; aber das übertriebene Wesen, welches man mit ihm macht, ist mir zuwider. Den Maler lass' ich noch gelten, gut, aber wenn man ihn als eine Art Wagner, Goethe, Tolstoi, Schopenhauer und Michelangelo, Alles in einer Person, aufbauschen will, dann wird mir der Schwindel zu toll."

„Sie haben ganz recht, Meister," seufzt der Chor der Schülerinnen, und Sylvains fährt fort: „Am sonderbarsten ist es mir, daß gerade die Damen solch' einen Götzendienst mit ihm treiben. Um die hat er's wahrlich nicht ver-

dient. Es gibt nichts Demüthigenderes für die Frauen, als die Lebensauffassung Lozonczyi's — die Frauen sind für ihn nichts als Blumen oder Gemüse!"

„Dafür kann ich ihn nur bedauern," fällt ihm Gertrud etwas heftig und mit dem Idealismus ihrer Unerfahrenheit ins Wort, „es beweist, daß er noch nie mit anständigen Frauen zu thun gehabt hat."

„Das dürfte wohl seine eigene Schuld sein," erklärt ironisch Sylvains. „Er weicht ihnen aus, weil sie ihm zu langweilig sind. Mein Gott! . . . mein Gott! — Diese Dinge kann man ja nicht sagen vor jungen Mädchen, aber hm! . . . hm! — Und die Damen falten die Hände vor seinen Bildern, sprechen von philosophisch-religiösem Zauber! — Die Religion Lozonczyi's! . . . seine Religion ist ein confuser Pantheismus mit der Sinnlichkeit als Gottesdienst!"

Sylvains macht eine dramatische Geste — „und man gibt es zu, daß dieser Mensch in einem Damenatelier Unterricht ertheilt!" klagt er.

„Wirklich?" fragt Gertrud mit etwas zu auffälligem Interesse — „in welchem?"

„In der Akademie Hudry Menos. Nicht wahr, es lockt Sie, Mademoiselle Gertrude de Glimm? . . . Aber jetzt Adieu, meine Damen, ich mache mich darauf gefaßt, daß nicht nur Fräulein Gertrud, sondern sie Alle, wie sie da sind, nächstens in die Akademie de la grande chimère übersiedeln. Bis dahin bleibe ich ihr ganz ergebener Diener Armand Sylvains!"

Jetzt ist er fort — auch der größte Theil der Schülerinnen hat sich zurückgezogen, nur Gertrud und Mrs. Lyndhurst befinden sich noch in dem Atelier. Gertrud scheint verstimmt — Mrs. Lyndhurst wartet auf sie, um sie nach Hause zu begleiten.

Aus einer letzten Prüfung ihrer Studie heraus wirft Gertrud plötzlich den Kopf zurück. „Ich glaub's nicht, daß er so ist . . . wie Sylvains es von ihm behauptet!"

„Von wem?"

„Von Lozonczyi."

„Was meinen Sie?"

„Ich meine in Bezug auf seine Lebensauffassung . . . in Bezug . . . auf die Frauen!"

Die junge Wittwe zuckt leicht mit den Achseln. „Nun, daß der arme Sylvains sich vielfach vom Brotneid beeinflussen läßt, ist ja zweifellos," erklärt sie, „und daß gerade er sich auf den Standpunkt höherer Moral, nicht zu sagen Prüderie stellt, um Lozonczyi anzugreifen, ist unter uns gesagt, komisch. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß Vieles von dem, was er über Lozonczyi geäußert hat, richtig ist! — Kommen Sie endlich?"

„Gleich, gleich — ich kann nur meinen Hut nicht finden . . . da ist er — gehen wir."

Sie gehen sehr rasch und stumm. Plötzlich, aus ihrem brütenden Schweigen heraus, beginnt Gertrud: „Erinnern Sie sich an Lozonczyi's Bild? das ‚Räthsel' nannte er es, glaube ich. Ein Centaur in den Anblick einer verschleierten, weiblichen Gestalt versunken, die einen Lilienstengel in der Hand

hält. Wer ein solches Bild zu malen im Stande war, dem fehlt es nicht am Sinn für sittliche Probleme, und ein Mann, für den es überhaupt noch sittliche Probleme gibt, der ist kein abgestumpfter, gleichgültiger Cyniker, wie Sylvains ihn schildert. Es ist so viel Poesie in Lozonczyi's Bildern, und dann — trauriger als er hat noch Niemand den Teufel gemalt!"

Kaum hatte Gertrud die Worte gesprochen, so drehte sich ein Mann, der bis dahin vor dem Fenster einer Kunsthandlung gestanden, um und blickte ihr scharf und forschend ins Gesicht. Sie erschrak vor diesem Blick und beeilte ihren Schritt. „Welch' merkwürdige Augen der Mann hatte!" murmelte sie vor sich hin — „die Augen erinnern mich an Jemanden . . . ja an den Teufel von Lozonczyi!"

Liebe Gertrud!

„Gestern bei einem Diner habe ich mich dem großen Jessendyi an den Kopf geworfen — und mit Erfolg. Er hat mich sofort für heute Abend eingeladen zu einer Soirée, bei der die Vandenesse, weiland von der großen Oper, jetzt Madame Weber, singt und Lozonczyi zu erscheinen versprochen hat.

„Ich dachte sofort an Sie und fragte Madame Jessendyi, welcher ich nach Tisch vorgestellt wurde, ob ich Sie, liebe Gertrud, mitbringen dürfe.

„Madame Jessendyi versicherte mir, sie würde sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Ihr Haus ist durchaus comme il faut — von dem Standpunkt aus brauchen Sie keine Scrupel zu quälen.

„Ich bin überzeugt, Sie würden sich amüsiren — Visite brauchen Sie nicht zu machen.

„Wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, so telegraphiren Sie mir ein Wort, ich hole Sie um 9 Uhr ab, verspreche auch, Sie nach Hause zu bringen.

Ihre Lydia Lyndhurst.

„P. S. Ich habe unangenehme Nachrichten von Hause — schon im Laufe der nächsten Woche muß ich nach Amerika zurück und würde mich in Folge dessen doppelt freuen, den Abend mit Ihnen zu verbringen."

Es war den Tag nach der großen Predigt des Mr. Sylvains über die unmoralische Richtung Lozonczyi's, daß Gertrud dieses Briefchen erhielt. Sie las es zweimal durch und unterbreitete es schließlich ihrer Mutter.

Trotzdem die Mutter eigentlich ihr Kind geworden, fragte Gertrud sie doch noch bei den geringfügigsten Anlässen um Rath und Erlaubniß und fügte sich ihrer Entscheidung.

Nachdem die alte Frau die wenigen Zeilen durchflogen, blickte sie verständnißlos forschend zu Gertrud auf.

„Kann man zu solchen Leuten gehen, liebes Kind?" fragte sie unruhig.

„Ich denke, ja, Mama," erwiderte Gertrud — „es kommt doch in so einem Fall hauptsächlich auf die Frau an, die empfängt, und Madame Jessendyi ist, wie Lydia schreibt, durchaus comme il faut. Sie war ehedem Ehrenfräulein am Hofe der Kaiserin Eugenie.

„Am Hofe der Kaiserin Eugenie . . ." Frau von Glimm zuckte mit den Achseln — „das bedeutet nichts. Ich ging ja mit meiner Mutter auch in die

Tuilerien, mais on y allait en touriste, mit der festen Ueberzeugung, daß das Alles doch nicht lange dauern würde. Die Kaiserin Eugenie war übrigens eine reizende Frau und der Kaiser der wohlwollendste, liebenswürdigste Hausherr, den man sich denken kann. Aber was drum und dran hing, der ganze imperialistische Troß . . . das war ja doch keine eigentliche Aristokratie — au fond ce n'était pas du vrai monde!"

Gertrud saß der Mutter gegenüber in dem kleinen Salon neben dem Feuer, in dem die Gluth langsam zu verglimmen begann.

„Ich muß in meinen socialen Anschauungen zurückgegangen sein," murmelte sie.

„Es scheint so," erwiderte die Mutter etwas verdrießlich — „das kommt daher, daß Du mit keinem anständigen Menschen mehr verkehrst. Ich begreife Dich nicht. Schließlich, wenn wir auch ein geringeres Einkommen haben als sonst — Bettler sind wir nicht, wir können den Kopf noch hoch halten — da müßte es weit mit mir herabgehen, ehe mir ein Ehrenfräulein der Kaiserin Eugenie imponiren könnte!"

„Nun ja, Mama . . . ich hatte Unrecht, mich auf die Vornehmheit der Madame Jessendyi zu berufen," meinte Gertrud begütigend. „Ob Madame Jessendyi Ehrenfräulein bei der Kaiserin Eugenie war oder nicht, ist ziemlich unwichtig, die Hauptsache scheint mir, daß sie, wie ich Dir schon erwähnte, eine anständige Frau ist."

„Die Frau von dem Gewürzkrämer an der Ecke mag auch eine ganz anständige Person sein," ereiferte sich Frau von Glimm, „deswegen ist sie aber doch noch kein Umgang für meine Tochter."

„Der Mann von Madame Jessendyi ist eben kein Gewürzkrämer, sondern einer der hervorragendsten Künstler von Paris," murmelte Gertrud.

„Einer der hervorragendsten Künstler von Paris!" rief Frau von Glimm mit dem Ausdruck der Ungeduld. „Zu meiner Zeit bewunderte man die Werke eines Künstlers, man besuchte hie und da sein Atelier — wenn man es sehr weit trieb mit der Begeisterung, empfing man ihn bei sich, aber . . . man ging doch eigentlich nicht mit ihm um."

Gertrud schwieg. Sie hatte ihre Mutter nie so hochmüthig gekannt. Sie stellte Betrachtungen an über die Wesenheit dieses Hochmuths, der auf der einen Seite die Möglichkeit einer Verbindung Gertrud's mit Herrn Ferdinand Zoller zugab, und sich andrerseits heftig gegen den Verkehr mit Künstlern ersten Ranges aufbäumte.

Das Denken der alten Frau war lückenhaft geworden, es war keine Folgerichtigkeit mehr darin, sondern Alles fragmentarisch.

„Du vergißt, daß ich selber mein Möglichstes thue, Künstlerin zu werden," begann sie nach einem Weilchen von Neuem sehr sanft.

„Wenn ich das nur nicht hören müßte," entgegnete heftig die alte Frau. „Du bist eine Dame, die sich mit Kunst beschäftigt, wie ihrer Zeit die Herzogin von Colonna, die ich gut gekannt habe. Uebrigens finde ich, daß Du die Sache übertreibst — bis zur Geschmacklosigkeit übertreibst. Du denkst an gar nichts mehr, als an Deine Malerei. Und wohin hast Du's mit dem

Allen gebracht? Ich frage Dich's! Ich habe dieses Leben in der Fremde satt — ich will nach Haus."

Gertrud hatte sehr geduldig zugehört — ihr Blick hing an einem mühsam geflickten Riß in ihrem Kleid. Plötzlich fuhr sie zusammen. Draußen im Flur hörte sie eine rauhe Stimme, die unwirsch mit Lieschen disputirte. Sie wußte, wer das war — ein Commis aus dem Colonialwaarengeschäft, bei dem sie ihre Vorräthe zu kaufen pflegten. Er präsentirte in diesem Monat zum dritten Male seine Rechnung.

Gertrud stürzte hinaus. Sie mußte versuchen, ihn zu beschwichtigen. Es war nicht leicht. Während sie damit beschäftigt war, schien ihr's, als höre sie hinter sich eine Thüre knarren.

Als sie in den Salon zurückkehrte, saß die Mutter in einem andern Sessel und mit gänzlich verändertem Gesichtsausdruck neben dem kalten Kamin.

Sie war kreideweiß und zitterte am ganzen Körper. „Gertrud, Gertrud!" sagte sie mit dünner, kindischer, gebrochener Stimme — „Gertrud! warum ist der Mann nicht bezahlt?"

Da gaben Gertrud's Nerven nach — sie brach in Thränen aus: „Weil kein Geld im Hause ist," schluchzte sie.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so legte sich eine Centnerlast auf ihr Herz, sie wagte nicht mehr, ihre Mutter anzusehen. Sie hatte sich in einen Stuhl geworfen und versteckte das Gesicht in dessen Lehne.

Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrem Haupt — weich und warm. Sie blickte auf. Die Mutter stand neben ihr, das Gesicht aschfahl, verfallen, aber im Blick mehr Licht als sonst — mehr Licht und der schmerzliche, verwirrte Ausdruck eines kürzlich operirten Blinden, dem man zum ersten Mal die Binde von den Augen genommen hat.

„Gertrud! . . . Gertrud! Du hättest mir das doch nicht vorenthalten sollen — ich wußte es ja nicht, daß es so schlecht mit uns steht! . . . Gertrud! . . ."

Die Gestalt der alten Frau zitterte wie Espenlaub. Ihr Mund wurde breit, die Augen wurden klein — dann brach sie in Schluchzen aus — ein hohes, kicherndes Schluchzen, das fast lächerlich klang und das Gertrud die Seele zerschnitt.

Sie sprang auf, schloß den mageren, verschrumpften Körper der alten Frau in ihre Arme und bedeckte das schmerzverzerrte, alte Gesicht mit Küssen.

„Aber Mütterchen! so darfst Du Dir die Sache nicht zu Herzen nehmen, so nicht. Es war nur eine kleine Unpünktlichkeit von unserem Rechtsfreund zu Hause, er hat das Geld nicht zur rechten Zeit geschickt."

„Das Geld . . . und wenn er's geschickt hätte!" die alte Frau fuhr sich matt über die Stirne — „es reicht ja doch nicht — ich weiß gar nicht, wo ich meine Gedanken hatte — es kann ja nicht reichen. Ich wollte nicht denken — es thut weh zu denken! Gertrud! von was leben wir?"

Sie schrie die Worte fast heiser — die Stimme brach.

Gertrud wurde dunkelroth.

„Ach quäl' Dich nicht, Mütterchen," murmelte sie — „wir haben ein paar kleine Schulden gemacht — meine — meine Malerei kostete so viel. Verzeih mir, Mütterchen, aber sie sagen Alle, es ginge vorwärts mit mir — morgen oder übermorgen werde ich Geld verdienen — und dann hat alle Noth ein Ende!"

„Geld verdienen! . . ." murmelte die alte Frau — „meine Tochter . . . Geld verdienen! . . ." Dann sich aufrichtend — „aber kann denn ich nichts thun — könnten wir nicht meine Stickereien verwerthen — meine Urgroßmutter war eine französische Emigrirte — die lebte von ihrer Hände Arbeit — sie machte wunderschöne Kirchenstickereien — man sagt immer, ich hätte mein Talent zu Handarbeiten von ihr. Wo ist denn mein Rahmen . . . wenn Du mir die Seiden aussuchen möchtest — aber Du eilst gewiß bereits in das Atelier, die Tage sind jetzt kurz . . ."

„Nein, mein Mütterchen, ich eile nicht."

Eine halbe Stunde später beugte sich die alte Frau mit kindlichem Eifer über ihren Stickrahmen.

Ein lustiges Holzfeuer brannte im Kamin, das Sonnenlicht brach gedämpft, bläulich durch die weißen Spitzenvorhänge — es war ein Bild freundlicher Behaglichkeit. Bereits im Hut und Mantel, das Bündel Pinsel unter dem Arm, trat Gertrud zu ihr. „Ist Dir nicht zu warm, Mütterchen?" fragte sie, indem sie der Mutter den Umwurf von den Schultern zurückschob.

„Ein wenig — ich vergaß es — die Arbeit interessirt mich," erwiderte die Mutter und stocherte eifrig. „Sieh' nur, wie hübsch das wird!"

Gertrud küßte die Mutter auf die Stirn, worauf sie sich zum Gehen wandte. Sie hatte die Thüre bereits erreicht, als die Mutter ihr zurief: „Gertrud! — einen Augenblick . . . wegen der Einladung . . . Du armer Narr!" Sie strich dem jungen Mädchen, das von Neuem an sie herangetreten war, über den Arm — „Du hast schon lange kein Vergnügen gehabt — vielleicht zerstreust Du Dich ein wenig bei diesen Jessendyi's — für einmal . . . es verpflichtet Dich ja zu nichts — Mrs. Lyndhurst ist eine charmante Person und da . . . da Du wirklich selber ein bißchen Künstlerin bist . . . so . . . Nun — hättest Du Lust zu gehen, heut Abend?"

Gertrud holte tief Athem — „ja Mutter — eigentlich ja . . . wenn Du's wirklich erlaubst."

„Wende Dich ein wenig um — so — hier die Falte soll Dir Lieschen hinaufstecken — gib mir die Nadel, ich will's selber thun."

Es ist gegen neun Uhr, Frau von Glimm sitzt an ihrem gewohnten Platz vor dem Kamin und sieht über den Stickrahmen hinüber zu Gertrud empor, die soeben aus ihrem Zimmer getreten ist, um sich in ihrer Pracht zu zeigen.

Lieschen steht hinter ihr freudestrahlend, fast beklommen und ganz gehoben durch das Bewußtsein, daß sie Gertrud hat helfen dürfen, sich schön zu machen.

Es war heute eine etwas umständliche und langwierige Veranstaltung, wie bei allen Leuten, welche die Gewohnheit verloren haben, in die Welt zu gehen. Sonst hat Gertrud zehn Minuten gebraucht, um sich für eine Gesell-

schaft anzukleiden — heute hat eine Stunde kaum genügt. Bei ihrer Rückkehr aus dem Atelier hat sie das hübscheste unter ihren alten Abendkleidern auf ihrem Bette ausgebreitet gefunden. Wie Lieschen verräth, hat die gnädige Frau sich den ganzen Putz Gertrud's aus der Kiste herauskramen lassen, in der er seit Jahren unbenutzt liegt und das weiße Kaschmirkleid gewählt. Es riecht nach Kampher und Moder und fühlt sich feucht an. Es ist zerdrückt und vergilbt und von bereits verschollenem Schnitt. Gertrud und der alten Frau von Glimm erscheint es noch immer schön. Wie alle Leute, die seit Jahren gänzlich außer der Welt leben, sind Mutter und Tochter in ihren Toilettenanschauungen conservativ, mißtrauisch gegen Neuerungen.

„Es steht Dir reizend, Gertrud," versichert Frau von Glimm — „reizend! Du siehst heute aus wie auf Deinem ersten Ball. — Hat man mir damals meine hübsche Tochter gelobt! Es war den Tag nach Deiner Vorstellung bei Hofe in Berlin. Auf der englischen Botschaft war der Ball. Erinnerst Du Dich noch? Du trugst ein weißes Kleid, wie heute, ganz weiß, und einen großen Strauß von Gardenien und Maiglöckchen hieltest Du in der Hand, den hatte Dir Lord Delaware geschickt. Hattest Du doch damals einen succès! — Und wie gesagt, Du bist noch gerade so hübsch. Etwas rundere Wangen hattest Du damals und bessere Farben — aber die Blässe steht Dir gut. Wo hast Du Dein Spitzentuch gelassen — ich hatte Dir eines von meinen herausgelegt? Bück' Dich ein wenig, damit ich Dir das Löckchen an der Schläfe zurechtzupfen kann."

Gertrud bückt sich — dann blickt sie verstohlen in den Spiegel zwischen die alten japanischen Vasen am Kamin.

Reizend ist sie, darin hat die Mutter recht, dabei sieht sie etwas befangen aus, fast linkisch, man merkt ihr jene Scheu vor ihrem eigenen Putz an, die sich bei allen Menschen verräth, welche selten dazu kommen, sich in Gala zu werfen.

„Und einen Fächer . . . Lieschen, hol' doch den alten Fächer mit den eingelegten Elfenbeinstäbchen . . . den aus meinem Wäscheschrank, er liegt in einem grünen Lederetui." Und während Lieschen hinwegeilt, den Fächer zu holen, Gertrud ihre langen Handschuhe an die Finger streift, fügt die alte Frau hinzu: „Künstler haben für diese alten Fächer besonderen Sinn — und dann ist er ein Erbstück — die Miniaturen meines Urgroßvaters und seiner Schwester als Kinder sind darauf gemalt — Jeder, der ihn in die Hand nimmt, merkt, daß wir nicht von gestern sind. — Sehr hübsch siehst Du aus. Wenn Dich Bill Stolzing so sehen könnte! Armer Bill! Reich war er nicht und seine Mutter war nicht einmal aus guter Familie — eine Amerikanerin war sie — aber von allen Deinen Anbetern war er mir doch der Liebste — wenn ich Dich dem in die Arme legen könnte, stürbe ich beruhigt — meinetwegen noch heute Nacht!"

„Aber Mütterchen!" — Gertrud's Augen stehen voll Thränen — „wie kannst Du nur so etwas sagen!"

„Reg' Dich nicht auf, mein Liebling — ich denke ja gar nicht ans Sterben, nur müde bin ich manchmal, gräßlich müde — ich möchte lange — lange

schlafen, so ganz fest, und aufwachen in Lindenheim! . . . Sind das Thorheiten! Es ist nur, weil ich neulich so sonderbar geträumt habe. Bill Stolzing hatte eine Erbschaft gemacht und Lindenheim gekauft — und er kam Dich holen zur Hochzeit — es war Frühling, die ganze Erde blühte — wir fuhren in die Kirche zu Deiner Trauung. Unterwegs brach der Wagen . . ."

Indem hört man draußen schellen.

Es ist der Diener Lydia's, der melden gekommen ist, daß seine Herrin im Wagen unten auf Gertrud wartet. Eilig hüllt sich Gertrud in einen weißen, gestickten Theatermantel, ein sehr altes, vertragenes, mit geschlitzter rosa Seide gefüttertes Prunkstück, küßt die Mutter zärtlich, dreht die Lampe auf, rückt den Schirm derselben zurecht — „Adieu Mama — Adieu — vor Mitternacht bin ich zurück."

Die alte Frau lächelt ihr zu — „unterhalte Dich gut!" — —

Die Thür hat sich hinter Gertrud geschlossen — man hat den Wagen aus dem Hause wegrollen hören.

Die alte Frau setzt sich an ihren Stickrahmen — stickt — stickt — baut Luftschlösser — wenn sie die Stickerei verkauft, muß Gertrud ein neues Frühjahrskleid bekommen — zur Eröffnung des Salons . . .

Da erscheint Lieschen — bringt der alten Dame Thee, Butterbrötchen — und einen Brief. „Soeben mit der letzten Post ist er eingelangt für Fräulein Gertrud," meldet sie.

Die alte Frau nimmt ihn, blickt ihn an . . . das Blut steigt ihr in die Wangen — der Brief ist aus Amerika — sie erkennt die Schrift Bill Stolzing's.

Ihr Herz fängt an zu klopfen. Welch' sonderbares Uebereinstimmen der Umstände! Ein Brief Bill Stolzing's, gerade heute, wo sie von ihm geträumt, mit Gertrud von ihm gesprochen hat!

Sie hat ihr kleines Abendbrot verzehrt, Lieschen hat das Theezeug abgeräumt. Wieder haften sich ihre Augen auf den Brief. Was wohl darin stehen mag?

Sie war immer eine von Jenen, die auf unwahrscheinliche Glücksfälle rechnen — ja . . . vielleicht dies . . . vielleicht das — eine angenehme Vorstellung jagt die andere. — Sie ist gespannt, wie auf die letzte Nummer eines in Fortsetzungen erscheinenden Romans.

Sie hat den Brief auf das Kaminbrett gestellt. Immer wieder richtet sie die Augen darauf. Wenn sie ihn öffnete! . . . Es widerstrebt ihr. Denn, wenn sie auch weiß, daß Gertrud keine Geheimnisse vor ihm hat, zum wenigsten keine (bei dem Gedanken an den aufrührerischen Commis von heute Morgen treten ihr die Thränen in die Augen), die mit Bill Stolzing in irgend welchem Zusammenhange stehen, so ist Gertrud doch fünfundzwanzig Jahre alt, es ist nur billig, daß sie ihre Briefe selber aufmachen soll.

Die Uhr schlägt Elf — halb Zwölf — wie sich die Stunden dehnen! — Dort, an der Bronzeuhr angelehnt, steht der Brief . . . Wenn sie ihn öffnete! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Fünfzig Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik.

[Nachdruck untersagt.]

Im vergangenen Sommer war Berlin zum ersten Male der Schauplatz einer großartigen Eisenbahn-Gedenkfeier. Die Erinnerung an den fünfzigjährigen Bestand des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen wurde unter Betheiligung aller deutschen und der Regierungen befreundeten Nachbarstaaten festlich begangen. Dieser Verein ist ein internationaler. Er ist gegründet, als Oesterreich noch ein Mitglied des Deutschen Bundes und die österreichischen Eisenbahnen noch deutsche Verwaltungen waren. Er hat indeß seinen Namen beibehalten, als das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn sich politisch trennten, und als die Verwaltungen auch anderer Nachbarstaaten (Belgiens, der Niederlande, Luxemburgs, Rußlands, Rumäniens) sich ihm zugesellten. Hatte die Feier des vergangenen Sommers also auch in erster Linie eine internationale Bedeutung, so bildet das Jahr 1846, in dem eine Anzahl preußischer Bahnen den Verein gründeten, doch auch einen Markstein in der Entwicklung des preußischen und des Eisenbahnwesens des Deutschen Reiches. Das erste Jahrzehnt, das Zeitalter der Kindheit der deutschen Eisenbahnen, war damals abgeschlossen. In dem politisch nur lose zusammenhängenden deutschen Staatenverbande war aller Orten mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen. Diese Bahnen standen mit einander in keinem Zusammenhang. Sie waren eine jede für sich gebaut und betrieben. Im Jahre 1846 machte sich zum ersten Male bei den in Berlin einmündenden Eisenbahnen das Bedürfniß nach einem wirthschaftlichen Anschluß geltend, und den gemeinsamen Berathungen darüber, in welcher Form diesem Bedürfniß genügt werden könne, war ein schöner, ein dauernder Erfolg beschieden. Mit dem fortschreitenden Ausbau des Eisenbahnnetzes haben sich sodann unter Führung des Vereins die einheitlichen Verkehrs- und Verwaltungseinrichtungen der deutschen Eisenbahnen gefestigt und vervollkommnet. Schon wenige Jahre später, bei den Berathungen des deutschen Parlaments über die Verfassung im Jahre 1849, finden wir das Bestreben auch nach innigerem politischen Zusammenschluß des deutschen Eisenbahnnetzes. Welche Wendungen der Einheitsgedanke im deutschen Eisenbahnwesen in dem vergangenen halben Jahrhundert durchgemacht hat, das zu untersuchen, ist vielleicht auch aus dem Grunde heute nicht ganz unzeitgemäß, weil wir zu Ende des Jahrhunderts wieder an einem Wendepunkt in der deutschen Eisenbahnpolitik angelangt zu sein scheinen.

I.

Die erste deutsche Eisenbahn ist die am 7. December 1835 eröffnete Ludwigsbahn von Nürnberg nach Fürth (6,04 Kilometer lang), ein merkwürdiges Unternehmen auch insofern, als sie bis heute die einzige Privatbahn inmitten des großen bayerischen rechtsrheinischen Staatsbahnnetzes geblieben ist und unter allen deutschen Bahnen stets die bei Weitem glänzendsten finanziellen Erträge aufgebracht hat. Es folgten im Jahre 1837 die ersten Strecken der Leipzig-Dresdener Bahn, am 29. October 1838 die erste Bahn Preußens, die von Berlin nach Potsdam. Im Jahre 1846 finden wir folgenden Zustand: In Preußen gehen von Berlin vier Linien aus, nach Potsdam und von da einerseits nach Magdeburg bis zur braunschweigischen Grenze und andererseits nach Dessau-Köthen-Halle bis zur sächsischen Grenze; nach Frankfurt a. O.-Breslau-Ratibor bis zur österreichischen Grenze; nach Stettin und Stargard; nach Hamburg und von da weiter nach Schleswig-Holstein. Außerdem erstreckt sich in der Rheinprovinz ein kleines Netz von Köln, als Mittelpunkt, nach Aachen, nach Bonn, nach Düsseldorf, Duisburg und Elberfeld. In Bayern geht eine Linie von Nürnberg über Bamberg bis Neumarkt, eine zweite von München über Augsburg nach Donauwörth. Im Königreich Sachsen besteht die Bahn von Leipzig nach Dresden und Löbau und von Leipzig nach Werdau, im Königreich Hannover eine solche von Hannover nach Celle und nach Hildesheim, sowie nach der braunschweigischen Grenze. In Baden ist die Bahn von Mannheim über Karlsruhe nach Freiburg fertig und nach Norden zu die Main-Neckarbahn durch Hessen bis Frankfurt gebaut. Württemberg hat soeben seine erste Bahnstrecke von Ludwigsburg über Stuttgart und Cannstatt nach Plochingen erhalten. Von den kleineren deutschen Staaten besitzt nur Schleswig-Holstein eine längere, selbständige Bahn von Altona nach Kiel und Rendsburg; in Braunschweig und Nassau waren kurze Strecken vorhanden, und die in Berlin entspringenden Bahnen durchzogen auch die anhaltischen und sächsischen Herzogthümer, sowie das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

Von diesen Eisenbahnen standen nur die norddeutschen in unmittelbarer Schienenverbindung mit einander; an durchgehenden Linien von Norddeutschland nach West- und Süddeutschland fehlte es vollständig, und auch die Schienen der süddeutschen Staaten hatten mit einander noch keinen Anschluß gefunden. Der Bau der Bahnen war zunächst nach englischen Vorbildern erfolgt; die ersten Betriebsmittel waren aus England, in Württemberg sogar aus Amerika bezogen. Für den Betrieb wurden zunächst englische Ingenieure angenommen. Die Verwaltung, an deren Spitze Staats- und Communalbeamte, auch Kaufleute standen, erfolgte nach den Formen anderer großer Unternehmungen. Von einem einheitlichen Eisenbahnnetz war also damals keine Rede. Der Plan, den der bedeutendste Vorkämpfer für den Eisenbahnbau in Deutschland, Friedrich List, schon im Jahre 1833 für ein solches entworfen und veröffentlicht hatte, wurde von Niemandem ernst genommen.

Deutschland war, als das Eisenbahnzeitalter begann, ein armes Land. Die wirthschaftlichen Nachwehen der Napoleonischen und der Freiheitskriege

waren noch lange nicht überwunden; eine Industrie begann eben sich zu entwickeln; der Handel litt unter den an jeder Grenze stehenden Zollschranken, die erst ganz allmälig mit der weiteren Ausdehnung des Zollvereins fielen. Zum Bau der Eisenbahnen aber hatte man Geld, viel Geld nöthig. Alle Welt war daher höchlich überrascht, als am 14. Mai 1835 das Aktiencapital der ersten größeren deutschen, der Leipzig-Dresdener Eisenbahn an einem Tage voll gezeichnet wurde. Dieser glänzende Erfolg hatte den besten Einfluß auf die nächsten Gründungen, indessen lange dauerte die frische Unternehmungslust nicht. Als sich die Voranschläge der ersten Bahnen zu niedrig erwiesen, als die Erträge der ersten Jahre nichts weniger als glänzende waren, verhielt sich das Capital den Unternehmungen gegenüber spröder. Die Regierungen wurden daher um finanzielle Unterstützung angegangen, und auch diese genügten oft nicht, um eine neue Bahn zu Stande zu bringen. Für den Bau der Main-Neckarbahn, der kürzesten und besten Verbindung zwischen Frankfurt a. M. und Mannheim, hatte sich — um nur dieses Beispiel zu erwähnen — im Jahre 1838 eine Aktiengesellschaft mit Zustimmung und Unterstützung der drei Staaten gebildet, deren Gebiete sie durchziehen sollte. Es gelang nicht, die Aktien unterzubringen, und so mußten sich, nachdem vier Jahre lang immer neue Versuche gemacht waren, das Capital heran zu schaffen, die drei Staaten Baden, Hessen und Frankfurt a. M. im Jahre 1843 entschließen, die Bahn selbst zu bauen, die dann eine der ertragreichsten deutschen Bahnen geworden ist. Aehnlich hat es Jahre langer Anstrengungen bedurft, um die Mittel für Bahnen wie die Berlin-Stettiner, die Berlin-Hamburger, die Köln-Mindener aufzubringen.

II.

Das erste europäische Land, in dem der Staatsbahngedanke zur vollen Verwirklichung gelangte, ist das Königreich Belgien. Im Jahre 1833, drei Jahre nach Aufrichtung des neuen Königreiches, hatte die Regierung von den Ständen zehn Millionen Francs zum Bau von Eisenbahnen auf Staatskosten gefordert. Die Gelder wurden durch Gesetz vom 1. Mai 1834 bewilligt; die erste belgische Eisenbahn, die am 1. Mai 1835 eröffnete Bahn von Brüssel nach Mecheln, war eine Staatsbahn. Die erste deutsche Staatsbahn, die am 1. December 1838 eröffnete Bahn von Braunschweig nach Wolffenbüttel, verdankt ihren Ursprung einem der bedeutendsten Staatsmänner jener Zeit, dem braunschweigischen Minister von Amsberg, der, in richtiger Erkenntniß der allgemeinen staatswirthschaftlichen Bedeutung des neuen Verkehrsmittels, hier den Staatsbahngedanken zuerst in Deutschland verwirklicht hat. Schon bald nachher nahmen die Regierungen von Baden, Hannover und Württemberg, nachdem sie vergeblich auf Privatunternehmer gewartet hatten, den Bau der Bahnen auf Kosten des Staates kräftig in Angriff und behielten denn auch den Betrieb in ihrer Hand. Die erste Strecke der badischen Staatsbahnen, Mannheim-Heidelberg, wurde 1840, die der hannoverschen Staatsbahn, Lehrte-Peine, zu Anfang 1843, die der württembergischen Staatsbahnen 1845 eröffnet. In Baden und Württemberg

ist das Staatsbahnsystem bis zum heutigen Tage das ausschließlich herrschende geblieben, und auch in Hannover sind, so lange es selbständig war, Privatbahnen nicht zugelassen. — Im Königreich Bayern wurden außer der Nürnberg-Fürther auch die Bahn von München nach Augsburg in den Jahren 1839 und 1840 durch Privatunternehmer hergestellt. Dann aber mußte der Staat den weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes selbst in die Hand nehmen und später auch die München-Augsburger Bahn ankaufen. Seitdem wird in den rechtsrheinischen Gebieten Bayerns das Staatsbahnsystem durchgeführt. Ein vorübergehender Rückfall war im Jahre 1855 die Ueberlassung des Ostbahnnetzes an das Privatcapital. Zwanzig Jahre später mußte der Staat dieses Netz für sich zurückerwerben. — Ganz ähnlich wie in Bayern lagen die Sachen im Königreich Sachsen. Zunächst Bau von Privatbahnen bis gegen Mitte der vierziger Jahre, dann daneben Bau von Staatsbahnen seit 1845—46, zuletzt Erwerb der Privatbahnen durch den Staat — seit 1876 — und Festhalten am reinen Staatsbahnsystem.

Eine solche Staatsbahnpolitik, die von den deutschen Mittelstaaten — mit Ausnahme vielleicht von Württemberg — weniger aus Begeisterung für den Staatsbahngedanken als unter dem Zwang der Verhältnisse eingeschlagen ist, wurde wesentlich erleichtert, um nicht zu sagen erst ermöglicht dadurch, daß die Staaten eine ständische Verfassung besaßen, daß sie der Volksvertretung ihre Pläne vorlegen und daß die Gelder für den Eisenbahnbau durch eine Staatsanleihe aufgebracht werden konnten.

In dieser glücklichen Lage befand sich die Regierung Preußens nicht. Vielleicht der Hauptgrund, der diesen Staat verhinderte, die Wege der Staatsbahnpolitik zu wandeln, war die Verordnung vom 17. Januar 1820, die die Aufnahme einer Staatsanleihe von der Zustimmung einer reichsständischen Versammlung abhängig, also so lange unmöglich machte, als es in Preußen Reichsstände nicht gab. Erst als mit Einführung der Verfassung zu Ende des Jahres 1848 diese Schranke fällt, beginnt auch in Preußen der Staatsbahngedanke Wurzel zu schlagen.

An die Regierung waren schon in den dreißiger Jahren Gesuche um den Bau von Bahnen auf Staatskosten herangetreten. Im Jahre 1833 baten die Stände der westlichen Provinzen unter Berufung auf das Beispiel Belgiens um den Bau einer Staatsbahn von Köln nach Eupen; die Regierung verhielt sich ablehnend, wie sie auch eine Staatsunterstützung für eine Bahn von Elberfeld nach Barmen kurz zuvor nicht gewährt hatte. Für die ersten preußischen Bahnen fand sich denn auch hinreichendes Privatcapital, obgleich der Staat bei der Ertheilung der Concessionen Bedingungen stellte und sich Hoheits- und Aufsichtsrechte vorbehielt, die gewiß nicht zur Erleichterung des Bahnbaues beitrugen. Ebenso waren in dem berühmten preußischen Eisenbahngesetz vom 3. November 1838, der Grundlage aller späteren Eisenbahnconcessionen, dem Staate weitgehende, in die Selbständigkeit der Unternehmungen tief eingreifende Rechte bei Verwaltung, Betrieb, Festsetzung der Beförderungspreise, Verwendung der Erträge der Bahnen gewährt. Als die ersten Bahnen gesichert sind, finden wir dann in Preußen dieselbe Erscheinung wie in Bayern und Sachsen. Das

Land, die Bevölkerung verlangt nach mehr Bahnen; es finden sich jetzt keine Gelder mehr dafür. Im Jahre 1842 sieht sich die Regierung genöthigt, dem Gedanken einer staatlichen Unterstützung des Eisenbahnbaues näher zu treten. Es geschah dies in einer Denkschrift, die den am 18. October 1842 zum ersten Mal in Berlin zusammentretenden Vereinigten ständischen Ausschüssen vorgelegt wurde. Für die fünf Bahnen: 1) von der Hannover'schen Grenze bei Minden bis Köln, 2) von Halle durch Thüringen nach dem Mittelrhein, 3) von Berlin nach Danzig und Königsberg, 4) von Frankfurt a. O. nach Breslau und von Oppeln nach der österreichischen Grenze und 5) von Posen in der Richtung sowohl nach der preußischen als auch nach der schlesischen Linie hatten sich Bewerber nicht gefunden, weil man an ihrer Rentabilität zweifelte. Gleichwohl war der Bau dieser Bahnen für die Wohlfahrt des Landes dringend geboten. Die Regierung machte daher den Vorschlag, den Bau der Bahnen dadurch zu fördern, daß den Unternehmern eine staatliche Zinsbürgschaft von höchstens 3½ Procent gewährt werde. Die Ausschüsse, deren Mehrheit es eigentlich vorgezogen haben würde, wenn die Regierung die Bahnen auf ihre Kosten selbst gebaut hätte, gaben ihre Gutachten gleichwohl im Sinne der Vorschläge der Denkschrift ab, und in einer Cabinetsordre vom 22. November 1842 wurde hiernach Entscheidung getroffen und in den folgenden Jahren nicht nur die vorgenannten, sondern auch noch andere Bahnen theils durch Zinsbürgschaft, theils durch Uebernahme von Actien unterstützt.

Die Unterstützung genügte aber nicht, um auch den Bau der Ostbahn einem Privatunternehmer schmackhaft zu machen. Um diese, aus wirthschaftlichen und militärischen Gründen dringend nothwendig gewordene Bahn zu Stande zu bringen, mußte die Regierung einen weitern Schritt in der Richtung zum Staatsbahnsystem thun: sie mußte sich entschließen, die Bahn auf eigene Kosten zu bauen. In der Königlichen Botschaft vom 28. März 1847 wurde dem Ersten Vereinigten Landtage ein dahin gehender Vorschlag gemacht. Der Landtag versagte, obgleich wiederum zahlreiche Abgeordnete dem Staatsbahngedanken zuneigten, aus politischen Gründen seine Zustimmung. Damit war aber der Umschwung zu einer entschiedenen Staatsbahnpolitik nur kurze Zeit aufgeschoben. Schon das liberale Ministerium Auerswald-Hansemann arbeitete während seiner kurzen Regierungszeit von Ende Juni bis Mitte September 1848 einen vollständigen Plan zum Erwerb aller damaligen Eisenbahnen für den Staat aus, der nach dem Rücktritt des Ministeriums in den Acten ruhen blieb. Im December 1848 aber trat an die Spitze des preußischen Handelsministeriums ein Mann, zu dessen unsterblichen Verdiensten es gehört, dem reinen Staatsbahnsystem in Preußen die Wege geebnet zu haben, der Elberfelder Kaufmann August v. d. Heydt. Er hatte sich sowohl 1842 als Mitglied der ständischen Ausschüsse als auch 1847 im Vereinigten Landtag als überzeugter Anhänger des Staatsbahnsystems bekannt. Dieser Ueberzeugung gemäß handelte er als Minister. Im Jahre 1849 wurde dem Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Mittel zum Bau nicht nur der Ostbahn, sondern auch der westfälischen und der Saarbrücker Bahn forderte. Die Kammern ertheilten jetzt gern ihre Zustimmung. v. d. Heydt

hat sodann im Jahre 1852 die niederschlesisch-märkische Eisenbahn für den Staat erworben, er hat die oberschlesische und die bergisch-märkische Eisenbahn in Staatsverwaltung genommen, er hat die Berliner Verbindungsbahn auf Staatskosten gebaut. Den ihm von vielen Seiten entgegentretenden Widerstand hat v. d. Heydt mit seiner rücksichtslosen Thatkraft zu überwinden gewußt. Auch den Privatbahnen gegenüber vertrat v. d. Heydt nachdrücklich die Interessen des Staates und der Allgemeinheit. Wo sie sich seinen Anordnungen wegen Einführung billiger Tarife, Herstellung brauchbarer Fahrpläne, Zurücklage genügender Reserven u. s. w. nicht fügten, setzte er hohe Strafen gegen sie fest und zog die Strafen unbarmherzig ein. In dem in diesem Sommer im Auftrage des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten herausgegebenen Werke: „Berlin und seine Eisenbahnen, 1846—1896" sind gerade über diese Seite der v. d. Heydt'schen Eisenbahnpolitik viele werthvolle neue Mittheilungen enthalten. Mit einer wahrhaft wohlthuenden Entschiedenheit setzt v. d. Heydt zum Beispiel auch die Einführung von Nachtzügen auf der Berlin-Stettiner und Berlin-Hamburger Bahn gegen den Widerstand der Gesellschaften und unbekümmert um die Drohungen der kleinstaatlichen Regierungen durch, die — selbst Hamburg! — die Bahn in ihrer Widersetzlichkeit gegen solche gemeinnützige Maßnahmen, die schließlich noch finanziell zum Vortheil der Bahnen ausschlugen, bestärkten. Als v. d. Heydt 1862 vom Ministerium zurücktrat, betrug in Preußen die Länge der Staatsbahnen 1552 Kilometer, die der vom Staate verwalteten Privatbahnen 1355 Kilometer, während die Privatbahnen in eigener Verwaltung einen Umfang von 3050 Kilometern hatten. Im Jahre 1866 traten die Bahnen der neu erworbenen Provinzen Hannover, Hessen-Nassau und Frankfurt am Main in einer Gesammtlänge von 1069 Kilometer dem preußischen Staatsbahnnetze hinzu, das dadurch nicht nur erheblich vergrößert, sondern durch besseren Zusammenschluß der im Westen der Monarchie belegenen Linien wesentlich verbessert wurde.

Im folgenden Jahrzehnt vermehrte sich der Staatsbahnbesitz langsam durch den Ausbau einzelner Strecken und den Ankauf kleinerer Privatbahnen. In den Jahren 1879 und 1880 aber beginnt mit dem Ankauf von über 5000 Kilometern Privatbahnen der Uebergang Preußens zum reinen Staatsbahnsystem. Bis zum Jahre 1895 ist mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen mit dem freihändigen Ankauf fast aller Privatbahnen innerhalb Preußens und der theils von ihm eingeschlossenen, theils angrenzenden Bundesstaaten fortgefahren. Außerdem aber sind alljährlich große Strecken von Nebenbahnen neu gebaut worden. Nach dem Etat des Jahres 1896/97 hatte das preußische Staatsbahnnetz einen Umfang von 27 911 Kilometern, während an Privatbahnen insgesammt noch 2320 Kilometer unter preußischer Staatsaufsicht standen. Das preußische Staatsbahnnetz ist heute ein in sich geschlossenes und abgerundetes, das größte einheitlich verwaltete Eisenbahnnetz der Welt. Die Privatbahnen sind ohne Zusammenhang mit einander in dem Staatsbahnnetze verstreut.

III.

Der deutsche Bundestag hat sich um die Eisenbahnen Deutschlands niemals gekümmert. Der Erlaß der Bundesacte lag vor dem Eisenbahnzeitalter. Das Frankfurter Parlament dachte anders. In den von ihm in den Jahren 1848 49 durchberathenen Verfassungsentwürfen spielen auch die Eisenbahnen eine Rolle. Die Frankfurter Verfassung enthält im § 28 folgende Bestimmung: „Die Reichsgewalt hat über die Eisenbahnen und deren Betrieb, soweit es der Schutz des Reichs oder das Interesse des allgemeinen Verkehrs erheischt, die Oberaufsicht und das Recht der Gesetzgebung. Ein Reichsgesetz wird bestimmen, welche Gegenstände dahin zu rechnen sind." Dementsprechend war in den folgenden Paragraphen dem Reiche sowohl die Concessionirung von Bahnen, die im Interesse des allgemeinen Verkehrs für nothwendig erachtet wurden, als auch die Anlage eigener Eisenbahnen für den Fall der Ablehnung des Baus durch die Einzelstaaten übertragen.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom Jahre 1867 hat diesen Gedanken, der nach Beendigung der Revolutionsbewegung der Jahre 1848 bis 1850 vergessen war, wieder aufgenommen und im Art. 4 Nr. 8 und dem Abschnitt VII (Art. 41—47) weiter ausgestaltet. Das Eisenbahnwesen wurde hiernach im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung durch den Norddeutschen Bund unterstellt. Dieser kann Eisenbahnen, die er für die Landesvertheidigung oder den allgemeinen Verkehr für nothwendig erachtet, auch gegen den Widerspruch eines Bundesgliedes selbst bauen oder concessioniren. Als Grundsatz ist die Verwaltung der deutschen Bahnen als ein einheitliches Netz, der Erlaß übereinstimmender Betriebseinrichtungen, die Herstellung in einander greifender Fahrpläne mit directer Abfertigung und durchgehenden Wagen ausgesprochen. Dem Bunde ist endlich ein gewisses Aufsichtsrecht über das Tarifwesen gegeben.

Während der kurzen Lebensdauer des Norddeutschen Bundes ist von diesen Bestimmungen praktisch nur wenig Gebrauch gemacht, aber bei den in jene Zeit fallenden Versuchen, ein festeres Band zwischen dem Nordbund und den Südstaaten zu knüpfen, treten wiederum die Eisenbahnen in den Vordergrund.

Die wirthschaftliche Gemeinschaft des Zollvereins war mit den süddeutschen Staaten geblieben. Die Schutz- und Trutzbündnisse hatten eine feste militärische Einheit geschaffen. Als Ende 1866 der Fürst Hohenlohe in Bayern auswärtiger Minister wurde, richteten sich seine Bemühungen alsbald auf das Zustandebringen auch eines näheren politischen Zusammenschlusses. Er trat in Verhandlungen mit den anderen Südstaaten über Bildung eines Staatenvereins unter dem Namen: „Vereinigte süddeutsche Staaten", und als weiteres Ziel schwebte ihm eine Verbindung dieses Südbundes mit dem Nordbunde vor. Der Entwurf eines Vertrages zwischen dem Nord- und dem Südbunde erklärt nun im Art. I Nr. 7 als „gemeinsame nationale Angelegenheit" beider Staatenbünde „das Eisenbahnwesen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs". Zur Ausführung dieser Bestimmung war der Abschluß eines Vertrages über die Errichtung eines Eisenbahnvereins

vorgesehen[1]). Alle im Eigenthum der Vertragsstaaten stehenden und von ihnen betriebenen Eisenbahnen sollten ein gemeinsames Eisenbahngebiet bilden. Die Regierungen verpflichteten sich zum Ankauf aller in ihrem Gebiet belegenen, für den durchgehenden Verkehr nothwendigen Eisenbahnen. Während jeder Staat den Betrieb seiner Bahnen behalten sollte, war der Erlaß einer gemeinschaftlichen Eisenbahnordnung, eines gleichheitlichen Betriebsreglements und eines gemeinsamen Tarifs für die Personen- und Güterbeförderung vorgesehen. Die Verwaltung der Eisenbahnen, die Organisation der Behörden, die Führung des Kassenwesens sollte im ganzen Vereinsgebiet auf gleichen Fuß gebracht, die Leitung und Oberaufsicht in allen Eisenbahnangelegenheiten sollte durch einen Eisenbahnrath in Verbindung mit dem Zollparlament ausgeübt werden. Der Art. 9 des Entwurfs bestimmte sodann, daß „der Ertrag aller über die Landesgrenzen hinausgehenden Transporte Seitens der das gemeinsame Eisenbahngebiet bildenden Bahnen gemeinschaftlich" sein sollte. Die im inneren Verkehre aufkommenden Frachten verblieben dem Einzelstaate. Die gemeinschaftlichen Einnahmen aber waren alljährlich nach dem Verhältniß der „Kilometerzahl der von den einzelnen Staaten betriebenen Bahnen unter Rücksichtnahme auf die Höhe des Anlagecapitals und der Betriebskosten zu vertheilen".

Wir sehen hier eine nach dem Muster des Zollvereins gebildete, innige wirthschaftliche und finanzielle Eisenbahngemeinschaft, eine Gemeinschaft, die als nothwendige Voraussetzung den Erwerb aller wichtigeren Linien für die Staaten forderte; wir sehen zum ersten Male einen Reichseisenbahngedanken in einer Gestalt auftauchen, die eine Verwirklichung wenigstens als möglich erscheinen ließ.

Die weitere Verfolgung dieser inhaltreichen, von echt nationalem Geiste durchwehten Pläne unseres heutigen Reichskanzlers wurde durch den deutsch-französischen Krieg unterbrochen. In die deutsche Verfassung aber sind die Bestimmungen der norddeutschen Verfassung mit der wesentlichen Einschränkung übernommen, daß dem Königreich Bayern ein Eisenbahnreservatrecht zugestanden wurde. — Außerdem brachte das Jahr 1871 dem Reiche mit den in Elsaß-Lothringen belegenen Bahnen einen eigenen Eisenbahnbesitz, zu dessen Verwaltung und Betrieb eine nach dem Muster der preußischen Staatsbahndirectionen eingerichtete Generaldirection in Straßburg eingesetzt wurde.

Seit dem Inkrafttreten dieser Verfassungsbestimmungen haben wir nun auch eine deutsche Eisenbahnfrage. Der Fürst Bismarck war von Anfang an der Meinung, daß die Verfassung nur die Richtung für die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Reiche andeuten sollte, und daß es die ernste Aufgabe der Regierung und der Gesetzgeber sei, ihre Bestimmungen weiter auszubauen und ins Leben zu setzen. Die nationalen Parteien des Reichstags waren derselben Auffassung. Man glaubte damals, daß es zunächst erforderlich sei, in einem

[1]) Die wenig bekannten Entwürfe dieser Verträge sind neuerdings abgedruckt in einem Aufsatz vom Freiherrn von Völderndorf: „Deutsche Verfassungen und Verfassungsentwürfe". Annalen des Deutschen Reiches. 1890. Bd. I, S. 241 ff., insbesondere S. 282 ff.

Reichseisenbahngesetz Festsetzungen über die Beziehungen des Reichs zu den Eisenbahnen zu treffen. Auf Antrag der nationalliberalen Partei begann der Reichstag damit, einen Gesetzentwurf zu beschließen, der eine eigene Reichsbehörde, das Reichseisenbahnamt, einsetzte. Dieses war berufen zur Wahrnehmung der dem Reiche auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens verfassungsmäßig zustehenden Befugnisse, und ihm wurde die Aufgabe übertragen, den Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes auszuarbeiten. Der Fürst Bismarck bewog den Bundesrath, den Beschlüssen des Reichstags seine Zustimmung zu ertheilen. So kam das Gesetz vom 27. Juni 1873 zu Stande. Das Reichseisenbahnamt unterbreitete schon im Frühjahr 1874 den Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes der Oeffentlichkeit zur Beurtheilung und trat, als dieser wenig Beifall fand, im Jahre 1875 mit einem wesentlich verbesserten „vorläufigen Entwurf" hervor.

Beide Gesetzentwürfe hatten gezeigt, daß ein wirksames Eingreifen des Reiches auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens eine gewisse Einschränkung der den Bundesstaaten zustehenden Rechte bedingte. Unter den Mittelstaaten war schon damals wenig Neigung vorhanden, dem Reiche neue Opfer zu bringen. Außerdem befürchteten — und wohl nicht ganz mit Unrecht — die Eisenbahnen, besonders die Privatbahnen, von der Handhabung einer scharfen Reichsaufsicht im Sinne der Gesetzentwürfe eine Beschränkung ihrer finanziellen Selbständigkeit, eine Schmälerung ihrer Einkünfte. Obgleich der vorläufige Entwurf daher von Vertretern der Bundesregierungen durchberathen wurde, gewann der Reichskanzler die Ueberzeugung, daß es schwerlich gelingen werde, eine Mehrheit für ein brauchbares Eisenbahngesetz im Bundesrath und im Reichstag zu gewinnen. Andererseits aber wiesen die gerade um jene Zeit hervortretenden Mißstände und Unzuträglichkeiten im deutschen Eisenbahnwesen deutlich darauf hin, daß unter den damaligen Verhältnissen, bei der Zersplitterung der Eisenbahnen, dem Nebeneinanderbestehen von Staats- und Privatbahnen, die alle nach verschiedenen Grundsätzen verwaltet und betrieben wurden, eine nachhaltige Besserung nicht durch die Einzelstaaten, sondern nur durch das Reich zu erzielen sein werde. Diese Erwägungen mögen es gewesen sein, die nach dem Scheitern der Gesetzgebungsversuche den Reichskanzler vor zwanzig Jahren bestimmten, den großartigen Gedanken eines Erwerbes aller deutschen Eisenbahnen durch das Reich zunächst einmal zur öffentlichen Erörterung zu stellen.

Von allen nationalen Parteien, von der gesammten nationalen Presse, darunter auch von der „Deutschen Rundschau"[1]), warm, ja begeistert begrüßt, wurde dieser Plan von den wirthschaftlichen Gegnern der Staatsbahnpolitik sowohl als von den deutschen Particularisten ebenso heftig bekämpft. Der Fürst Bismarck ließ sich durch die Anfeindungen der Gegner nicht davon abhalten, wenigstens einen Versuch zu seiner Ausführung zu machen. Wirksam und nachhaltig wurde er in seinen Bemühungen unterstützt durch den damaligen

[1]) 1876, Bd. VI, S. 479 ff. und Bd. VII, S. 148 ff.: „Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich". Von Friedrich von Sybel. — Vergl. auch 1882, Bd. XXX, S. 87 ff.: „Die Fortschritte des Staatsbahngedankens". Die Redaction.

Präsidenten des Reichs-Eisenbahnamtes, den späteren preußischen Staatsminister v. Maybach. Der Weg, auf dem man zum Ziele zu gelangen suchte, war ein eigenthümlicher, bezeichnend für den damals in Preußen herrschenden Geist nationaler Opferwilligkeit. Die preußische Regierung legte im März 1876 dem Landtag einen Gesetzentwurf vor, in dem sie sich ermächtigen ließ, ihren gesammten Eisenbahnbesitz und alle ihr den Eisenbahnen gegenüber zustehenden Rechte auf das Reich zu übertragen. Preußen erklärte sich bereit, auf seinen schon damals stattlichen Eisenbahnbesitz zu Gunsten des Reiches zu verzichten und das Reich mit einem Schlag in den Stand zu setzen, einen mächtigen thatsächlichen Einfluß im deutschen Eisenbahnwesen auszuüben. Die preußische Volksvertretung zeigte ein tiefes und richtiges Verständniß für die Größe dieses Planes. Sie genehmigte — das Abgeordnetenhaus freilich erst nach lebhaften, langen und gründlichen Verhandlungen, in denen auch zahlreiche Gegner zum Worte kamen — den Entwurf, der als Gesetz vom 4. Juni 1876 veröffentlicht worden ist.

IV.

Das Gesetz vom 4. Juni 1876 ist bis heute nicht ausgeführt. Ob und welche Versuche zu seiner Ausführung gemacht sind, ob die preußische Regierung mit dem Reich in ernste Verhandlungen über Abtretung ihres Eisenbahnbesitzes eingetreten ist, darüber ist der Schleier bisher nicht gelüftet. Nur das hat verlautet, daß die deutschen Mittelstaaten wenig Neigung zeigten, das von Preußen angebotene Opfer anzunehmen, weil sie Bedenken trugen, dem Reiche dasselbe Opfer zu bringen. Andererseits aber trat auch in Preußen der nationale Gedanke zurück hinter den finanziellen Particularismus. Der damalige Finanzminister war persönlich kein Anhänger des reinen Staatsbahnsystemes; er hatte das ziemlich unverblümt im Abgeordnetenhause ausgesprochen. Es war ihm nun nicht schwer, Mittel und Wege zu finden, um die Ausführung des Gesetzes vom 4. Juni 1876 so lange zu verzögern, bis die nationale Begeisterung sich abgekühlt hatte, bis das Interesse an einer Kräftigung des Reiches durch einen eigenen Eisenbahnbesitz hinter andere Interessen zurückgetreten war.

Seit dem Jahre 1876 hat der Reichskanzler nur noch einmal einen Versuch gemacht, dem Reiche wenigstens auf einem Gebiete einen größeren Einfluß auf die Eisenbahnen zu schaffen. Er war der Meinung, daß sich die im Jahre 1878 eingeleitete neue Zollpolitik nicht durchführen ließ ohne eine feste, gesetzliche Regelung auch der deutschen Eisenbahntarife. Auf seine Anregung wurde im Jahre 1879 der Entwurf eines deutschen Eisenbahntarifgesetzes ausgearbeitet und so weit gefördert, daß seine Vorlage an den Reichstag bevorzustehen schien. Dann aber wurde auch dieser Entwurf, wie einige weitere Bearbeitungen von Reichs-Eisenbahngesetzen, zu den Acten gelegt.

Die Führung im deutschen Eisenbahnwesen ist seit 1876 in Preußens Hände übergegangen, die preußische Eisenbahnpolitik hat es aber als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet, in allen großen und bedeutenden Fragen mit den übrigen deutschen Regierungen Hand in Hand zu gehen. Die vergangenen beiden Jahrzehnte haben denn auch wesentliche Fortschritte auf allen Gebieten

des Eisenbahnwesens vornehmlich in der Richtung gezeitigt, daß in allen wirklich wichtigen Angelegenheiten das deutsche Eisenbahnwesen einheitlich gestaltet ist. Hierher gehören vor Allem die Tarife. Als das Reich sich Mitte 1876 außer Stande erklärte, ein einheitliches deutsches Gütertarifsystem fertig zu bringen, gelang es den Bemühungen des preußischen Handelsministeriums, eine Verständigung mit den übrigen Regierungen und den deutschen Privatbahnen über einen deutschen Gütertarif mit einheitlichen Tarifvorschriften und einheitlicher Classification herbeizuführen und gleichzeitig in der ständigen Tarifcommission mit dem Ausschuß der Verkehrsinteressenten und der Generalconferenz der deutschen Eisenbahnen organische Einrichtungen ins Leben zu rufen zur Aufrechterhaltung und Fortbildung dieses deutschen Gütertarifs. Auch für die Beförderung von Leichen, Vieh und Fahrzeugen und schließlich, seit 1894, für die Beförderung der Personen sind übereinstimmende deutsche Tarifvorschriften geschaffen worden. Obwohl die Sätze sowohl der Normal- als insbesondere der Ausnahmetarife noch mancherlei Verschiedenheiten aufweisen, ist das Eisenbahntarifwesen im Deutschen Reiche doch in formeller und materieller Beziehung auf einer Höhe der Vollendung angelangt, die in keinem anderen Lande erreicht, geschweige denn übertroffen ist. Ebenso ist auch das gesammte Fahrplanwesen im Deutschen Reiche nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet. Einheitliche Vorschriften über den Bau der Bahnen und der Betriebsmittel, über Betrieb und Verkehr sind vom Bundesrath festgestellt, wobei Bayern die vom Reich erlassenen Vorschriften als bayerische bei sich eingeführt hat. Die vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen für das gesammte mitteleuropäische Eisenbahnnetz geschaffenen Einrichtungen des gemeinsamen Wagenumlaufes, der Abrechnung, der Regelung der sonstigen finanziellen Beziehungen zwischen den Eisenbahnen haben wesentlich mitgewirkt zu einer mehr und mehr einheitlichen Gestaltung auch des Eisenbahnwesens im Deutschen Reiche. Dann haben die übrigen deutschen Staaten auch niemals gezaudert, bewährte preußische Einrichtungen bei sich einzuführen. So hat Preußen, dem Vorgang der reichsländischen Bahnen folgend, zuerst wirthschaftliche Beiräthe den Eisenbahndirectionen und der Centralverwaltung beigegeben, die in regelmäßig wiederkehrenden Sitzungen über alle wichtigeren Verkehrs- und besonders Tariffragen sich gutachtlich äußern. Diese Einrichtung ist nach und nach von allen anderen Staatsbahnverwaltungen, von Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen, Oldenburg, Mecklenburg, übernommen. Bei der Zusammensetzung dieser wirthschaftlichen Körperschaften hat man sich, insbesondere in Preußen, niemals streng an das eigene Landesgebiet gehalten, sondern auch Interessenten benachbarter Bundesstaaten gern hinzugezogen.

Insofern hat aber die preußische Eisenbahnpolitik die der übrigen deutschen Staaten vielleicht am mächtigsten beeinflußt, als nach und nach das Staatsbahnsystem im ganzen Deutschen Reich das allein herrschende geworden ist. Wir haben früher gesehen, wie dieses System vor Preußen in Bayern, Württemberg, Baden, Oldenburg bestand, wie Sachsen ziemlich gleichzeitig mit Preußen an den Erwerb der innerhalb seiner

Grenzen belegenen Privatbahnen heranging. In Sachsen ist nunmehr das reine Staatsbahnsystem durchgeführt. Seit dem Jahre 1890 hat auch die mecklenburgische Regierung, die einzige, in deren Grenzen noch ein zusammenhängendes größeres Eisenbahnnetz lag, nach und nach alle wichtigeren Privatbahnen angekauft und eine Staatsbahnverwaltung nach dem Muster der preußischen eingeführt. Im Deutschen Reich haben wir zur Zeit rund 46000 Kilometer Eisenbahnen. Von diesen sind 42000 Kilometer Staatsbahnen, von dem Reste rund 3750 Kilometer Privatbahnen in eigener und 250 Kilometer Privatbahnen in Staatsverwaltung. Unter den Staatsbahnnetzen hat das preußische einen Umfang von 28000, das nächstgrößte bayerische einen solchen von 5300 Kilometern.

V.

In der Begründung des Gesetzentwurfes von 1876, betreffend die Uebertragung der preußischen Eisenbahnen auf das Reich, war bemerkt — die Stelle war von dem Fürsten Bismarck selbst eingefügt: „Wenn die Organe des Reiches das preußische Anerbieten nicht annähmen, so könne es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann Preußen selbst die Erweiterung und Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik betrachten werde. Diese Erweiterung werde aber die Machtstellung Preußens seinen deutschen Bundesgenossen gegenüber beträchtlich erhöhen und verstärken, zumal sich das preußische Eisenbahnnetz nach vielen Richtungen über die Grenzen des preußischen Staates hinaus erstrecke". Dieses Programm hat, wie wir gesehen, Preußen ausgeführt. Die preußischen Staatsbahnen durchziehen ganz Preußen von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, sie durchziehen das Herzogthum Braunschweig, die sächsischen, thüringischen, anhaltischen, Lippe'schen Staaten, sie erstrecken sich in das Gebiet der Hansestädte Bremen und Hamburg, sie entsenden Ausläufer hinein in Bayern und in das Königreich Sachsen, in Mecklenburg, in Hessen und in Oldenburg. Der Verkehr nicht nur von ganz Norddeutschland, sondern auch von ganz Mitteldeutschland wird von den preußischen Staatsbahnen beherrscht und durch die Personalunion zwischen dem Minister der öffentlichen Arbeiten und dem Chef der Verwaltung der Reichsbahnen dehnt sich ihr Einfluß auch auf das westliche Süddeutschland aus.

Ob ein solches Verhältniß auch unter nationalen Gesichtspunkten als ein normales betrachtet werden kann, diese Frage wird man, wenn man die jüngsten Vorgänge auf dem südwestdeutschen Eisenbahnschauplatz sich vergegenwärtigt, nicht ohne Weiteres bejahen. Seit Jahren haben ernste Eisenbahnschwierigkeiten da bestanden, wo die preußischen und die großherzoglich hessischen Eisenbahnen an einander stoßen und sich zum Theil durchschlingen. Die großherzoglich hessischen Staatsbahnen liegen mitten zwischen den Strecken der preußischen Direction Frankfurt a. M.; die hessische Ludwigsbahn, die bedeutendste der noch vorhandenen Privatbahnen, liegt zum größten Theil in Hessen, hat aber einen ihrer wichtigsten Ausgangspunkte in Frankfurt a. M.; die Main-Neckarbahn liegt in Preußen, Hessen und Baden und steht im gemein-

schaftlichen Eigenthum dieser drei Staaten. Derartige Verhältnisse erinnern an die schlimmsten Zeiten der deutschen Eisenbahnzersplitterung. Schon seit langer Zeit sind die Regierungen bemüht, die aus dieser Zersplitterung hervorgehenden Mißstände zu beseitigen. Die Bemühungen haben im vergangenen Sommer zum Abschluß eines Staatsvertrages zwischen Preußen und Hessen geführt. Der Staatsvertrag vom 23. Juni 1896 ist von den hessischen Ständen bereits genehmigt. Die preußische Regierung hat ihn soeben dem Abgeordnetenhause vorgelegt.

Schon der Titel dieses Staatsvertrages deutet darauf hin, daß hier eine ganz neue Art von Vereinbarung vorliegt. Er lautet: „*Staatsvertrag über die gemeinschaftliche Verwaltung des beiderseitigen Eisenbahnbesitzes*". Sein Inhalt aber ist folgender:

Die hessische Ludwigsbahn wird, sobald sie von Preußen und Hessen käuflich erworben ist — dieser Erwerb ist inzwischen vorbehaltlich der Genehmigung auch des preußischen Landtages durch Kaufvertrag vom 8. 9. Juli 1896 erfolgt — nach der Gebietsangehörigkeit der einzelnen Staaten unter beide Staaten vertheilt. Nach der Theilung wird der beiderseitige Eisenbahnbesitz zu einer gemeinsamen Verwaltung vereinigt.

Mit Beginn des auf die Uebernahme der hessischen Ludwigsbahn folgenden Rechnungsjahres der preußischen Staatsbahnen werden die gesammte hessische Ludwigsbahn, die oberhessischen Bahnen und alle dem hessischen Staate gehörenden Nebenbahnen *mit dem gesammten preußischen Staatsbahnbesitz zu einer Betriebsgemeinschaft vereinigt*. Von dieser Betriebsgemeinschaft bleiben einstweilen nur die Main-Neckarbahn und drei an diese anschließende Nebenbahnen ausgeschlossen. Zur Einbeziehung auch dieser Strecken würde es einer Verständigung mit der badischen Regierung, der Miteigenthümerin der Main-Neckarbahn, bedürfen. Der Betrieb der vereinigten Bahnen erfolgt für Rechnung beider Staaten in der Weise, daß alle Betriebseinnahmen und -Ausgaben als gemeinsame angesehen werden und der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben nach einem besonders vereinbarten Maßstabe unter die beiden Staaten vertheilt wird. Die Berechnung dieses Theilungsmaßstabes war natürlich eine sehr mühevolle. Das Ergebniß geht dahin, daß von dem Ueberschuß Preußen etwa $^{49}/_{50}$ und Hessen $^{1}/_{50}$ erhält. Die späterhin von Preußen etwa erworbenen und die von beiden Staaten neu gebauten Bahnen treten der Gemeinschaft hinzu. Die Verwaltung des gemeinschaftlichen Eisenbahnbesitzes erfolgt nach den Verwaltungsvorschriften der preußischen Staatsbahnen auf Grund *eines* für die Gesammtheit aufgestellten Etats. In das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten wird ein hessischer vortragender Rath einberufen. Die in Hessen belegenen Eisenbahnstrecken werden theils der preußischen Eisenbahndirection Frankfurt a. M., theils der neu zu errichtenden gemeinschaftlichen Eisenbahndirection in Mainz zugetheilt. Dem Bezirk der letzteren Direction werden, soweit es die geographische Lage und Rücksichten auf den Betrieb erwünscht erscheinen lassen, auch andere preußische Strecken eingefügt. Der Vertrag enthält dann noch genaue Bestimmungen über die Regelung der Verhältnisse der beiderseitigen

Beamten und setzt weiter fest, daß die preußischen und hessischen Linien als einheitliches Netz verwaltet und in jeder Beziehung gleich behandelt werden sollen. Für die hessischen Strecken werden im Allgemeinen die preußischen Tarife eingeführt; bei Feststellung der Fahrpläne, die von der Gemeinschaftsverwaltung erfolgt, werden die Wünsche Hessens thunlichst berücksichtigt. Es wird ein gemeinschaftlicher Bezirkseisenbahnrath für die Directionen Mainz und Frankfurt eingesetzt, der auch zwei hessische Vertreter in den preußischen Landeseisenbahnrath wählt. — Die vereinbarte Betriebsgemeinschaft ist unkündbar.

Diese Gemeinschaft bietet an sich schon für die beiden vertragschließenden Theile die *größten Vortheile*. „Es werden," wie die Begründung des preußischen Gesetzentwurfs sehr richtig bemerkt, „durch sie zahlreiche unwirthschaftliche Maßregeln und Einrichtungen beseitigt, an den Grenzstationen, wo jetzt jede Verwaltung ihre eigenen Stationseinrichtungen hat, wird ein einheitlicher Betrieb eingeführt, die Anschlüsse den Interessen des Publicums entsprechend geregelt, die zweckmäßigsten Zugverbindungen hergestellt, und kostspielige Concurrenzmaßregeln werden vermieden. Wenn etwas bei Durchführung der Verstaatlichung in Preußen segensreich gewirkt und zu dem erzielten finanziellen, sowohl als wirthschaftlichen Erfolge beigetragen hat, so ist es die mit dem Fortschreiten der Verstaatlichung verbundene Möglichkeit, dem erweiterten Wirkungskreis entsprechend sich nach allen Seiten hin frei und einheitlich zu entfalten, den wirthschaftlich schwächeren Landestheilen zu größerer Entwicklung zu verhelfen, überhaupt im ganzen Staatsbahnbereich die Vortheile einer größeren Gemeinschaft zu verwirklichen. Dieser Wirkungskreis findet durch den Anschluß der hessischen Linien eine werthvolle Ergänzung, eine Ergänzung, die insbesondere auch dem Großherzogthum Hessen in vollem Umfange zu Gute kommt."

Aber die Bedeutung des Staatsvertrags ist hiermit, wie uns scheint, nicht ganz erschöpfend gewürdigt. In dem Augenblick der Ueberschreitung der Main-Linie verwandeln sich die preußischen Staatsbahnen in den Theil einer nationalen, wenn auch zunächst nur preußisch-hessischen, aber doch *deutschen Eisenbahngemeinschaft*. Es sind nicht nur die wirthschaftlichen, es sind vor Allem auch die finanziellen Angelegenheiten, die in Zukunft ganz *einheitlich* geordnet sein werden. Und diese Bedeutung des neuen Staatsvertrages tritt noch klarer hervor, wenn wir uns den Artikel 22 ansehen. „Für den Fall, daß die Aufnahme in die (preußisch-hessische) Gemeinschaft von anderen Eisenbahnverwaltungen des Deutschen Reichs beantragt und von der preußischen Regierung zugestanden werden sollte, wird die hessische Regierung einen Widerspruch dagegen nicht erheben, wenn die finanziellen Beziehungen nach den in diesem Vertrage angewendeten Grundsätzen geregelt werden." So lautet dieser Artikel. Er läßt nicht nur den *Zutritt* anderer deutscher Staatsbahnverwaltungen offen, sondern er bestimmt auch bereits die Grundsätze für den schwierigsten Theil weiterer ähnlicher Verträge, die *finanziellen* Beziehungen.

Der Staatsvertrag vom 23. Juni 1896 hat eine Regelung der deutschen Eisenbahnverhältnisse nach Gesichtspunkten im Auge, die denen des von dem Fürsten Hohenlohe vor dreißig Jahren vorgeschlagenen deutschen Eisenbahn-

vereins sehr ähnlich sehen. Der Abschluß eines solchen Eisenbahnvereins steht natürlich heute außer Frage; die Ereignisse haben diesen Vorschlag überholt. Alle großen, durchgehenden Linien sind heute schon im Besitze der Bundesstaaten, die Verwaltung, der Betrieb der deutschen Bahnen erfolgt nach gemeinsamen Grundsätzen, wir haben ein deutsches Tarifsystem. Die finanzielle Gemeinschaft des preußisch-hessischen Staatsvertrages ist aber eine viel innigere als die für den Eisenbahnverein vorgeschlagene. Auch die Grundlagen, auf denen ein Jahrzehnt nach dem Fürsten Hohenlohe der Fürst Bismarck ein Reichseisenbahnsystem errichten wollte, sind heute für diesen Bau nicht wohl mehr geeignet.

In den vergangenen zwanzig Jahren ist der Boden für eine einheitliche Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens bis zu einem Grade vorbereitet, daß heute die meisten der damals vorhandenen Schwierigkeiten überwunden scheinen. Wir haben gesehen, daß die wirthschaftliche Einheit bei dem deutschen Eisenbahnnetze nahezu vollständig durchgeführt ist. Daneben haben sich auch die geschäftlichen und, man möchte sagen, die persönlichen Beziehungen zwischen den süddeutschen und den norddeutschen Eisenbahnen und Eisenbahnstaaten wesentlich besser gestaltet. Durch langjährige gemeinsame Arbeit ist man sich näher getreten. Die Ueberzeugung hat sich Bahn gebrochen, daß ein solches Zusammenarbeiten nicht nur der Gesammtheit, sondern vor Allem auch der eigenen Verwaltung zum Segen gereicht.

Die preußisch-hessische Gemeinschaft wird nun zusammen mit den Reichsbahnen über ein Eisenbahnnetz von rund 30500 Kilometern gebieten. Die neue Direction Mainz wird sich südlich bis Mannheim nach Baden und bis Eberbach nach Württemberg erstrecken. Es wird somit keinen deutschen Staat mehr geben, auf den diese Gemeinschaft keinen Einfluß ausübt. Mit den Reichsbahnen stehen die preußischen Staatsbahnen schon jetzt durch die Linien der Saarbrücker Bahn in Schienenverbindung; die Direction Mainz wird nur noch durch die Pfalzbahnen von dem Reichsbahnnetze getrennt. Man braucht in der That nur eine deutsche Eisenbahnkarte anzusehen, um sich von der übermächtigen Stellung des neu gebildeten, gewaltigen Staatsbahnnetzes zu überzeugen. Daß diese Macht nie und nimmer mißbraucht werden wird zur Vergewaltigung deutscher Bundesgenossen, dafür bürgt die langjährige preußische Eisenbahnpolitik. Wie wenig die beiden Verbündeten sich mit solchen Absichten tragen, das beweist aber vor Allem die Thatsache, daß im Augenblicke des Abschlusses des Staatsvertrages allen anderen deutschen Staaten die Thür zum Eintritt in die Gemeinschaft geöffnet wird. Es hängt ganz von ihrem freien Willen, von der Prüfung und Abwägung ihrer eigenen Interessen ab, ob sie auch finanziellen Anschluß an den mächtigen Nachbar suchen wollen. Geschähe dies, so wäre damit eine Lösung der Reichseisenbahnfrage gefunden, die, politisch und wirthschaftlich dem langbewährten deutschen Zollverein nachgebildet, vielleicht schon aus diesem Grunde dem deutschen Volke vorerst besser munden würde, als wenn man noch einen Schritt weiter ginge und das Deutsche Reich an Stelle der deutschen Einzelstaaten auch in den Besitz aller Eisenbahnen setzen wollte.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

[Nachdruck untersagt.]

IV. Im italienischen Hauptquartier. (Juni 1866.)

Bologna, 11. Juni 1866.

Um 12 Uhr zu Cialdini, in den Palazzo Albergati, den er bewohnt (Via Saragozza). Ich fand da eine gar seltsame Aufnahme, wie sie ein Vertreter Preußens zu dieser Zeit in Italien eigentlich nicht erwarten konnte. Ein Adjutant in Husarenuniform lief einige Male hin und her, dann wurde ich in einen Saal des Erdgeschosses geführt, in dessen sonstigen Räumen die Büreaus eingerichtet waren. Es herrschte da eine gewisse Thätigkeit, Cialdini war also im Dienst beschäftigt, wie das auch wenige Tage vor der Eröffnung des Feldzugs nicht anders sein konnte; dennoch fand ich ihn in Civil! nicht mit der Uniform bekleidet! Das mag gleichgültig scheinen; aber Niemand, der die Bedeutung der Disciplin kennt, wird es dafür halten. Mir gefiel es ganz und gar nicht; es ist schwer, an eine festgeschlossene Disciplin zu glauben in einer Armee, wo dergleichen herkömmlich ist. Die Uniform der italienischen Armee ist allerdings zu sehr denen anderer Armeen nachgebildet, zu wenig dem Klima angepaßt, sie mag in der Sommerhitze sehr unbequem sein. Das mag ein Grund sein, sie zu ändern, nicht aber, sich solche Freiheiten zu nehmen, oder sie zu gestatten.

Cialdini, ein breitschultrig gebauter Mann, eher unter als über mittlerer Größe, sieht übrigens recht gescheidt und bestimmt aus. Er war für diesmal weder so liebenswürdig, noch in so bärenhafter Laune, wie er angeblich sein kann, bewahrte aber mir gegenüber eine sehr abgemessene, reservirte Haltung, die jede Annäherung unmöglich machte. Es schien, als sei ein Empfehlungsbrief von La Marmora nicht gerade die vortheilhafteste Weise, bei ihm eingeführt zu werden.

Er hielt den Brief, den ich überbracht hatte, in der Hand, als ich eintrat, und sagte: La Marmora fordere ihn auf, mir in Allem behülflich zu sein, was ich zu sehen wünsche — was wünsche ich nun zu sehen?

Das Verlangen, mich fern zu halten, sich für seine Person von mir los zu machen, mich gleichviel welchen Subalternen zu überweisen und gleichviel wohin zu schicken, um — einerlei was anzusehen: dies Verlangen war in einer

solchen Einleitung des Gesprächs schon ziemlich deutlich ausgesprochen und trat bald noch bestimmter hervor.

Ich antwortete nämlich, ich sei hergekommen, hauptsächlich um mich ihm bekannt zu machen, da mein Auftrag sei, dem Feldzug im Hauptquartier beizuwohnen, und ich demnach hoffen könne, öfter mit ihm zusammen zu treffen.

Darauf erfolgte von seiner Seite keine andere Antwort, als eine kaum merkliche steife kleine Verbeugung, und da er dabei blieb, nach seinem Chef des Generalstabs, dem General Poggio zu schicken, um mit dem zu verabreden, was man mir wohl zeigen könne, ließ ich die Sachen natürlich auf diesem Fuß gelten, ohne den mindesten weiteren Versuch einer Annäherung. (La confiance est la chose du monde, qu'on peut le moins brusquer. Das muß von selbst kommen!)

General Poggio, noch ein jüngerer Mann, erschien — auch in Civil; es ergab sich, daß gar keine Truppen mehr hier sind; Alles ist bereits abmarschirt nach Ferrara und an den Po — selbst die Artillerie — bis auf eine Reserveabtheilung. Es wurde verabredet, daß ich morgen das hier um Bologna her angelegte verschanzte Lager sehen solle. Cialdini rieth mir auch dazu, mich so früh als möglich auf den Weg zu machen, um nicht in die heißesten Tagesstunden hinein zu gerathen. Er fragte bei dieser Gelegenheit beiläufig: „Êtes-vous matinal?" Und die sehr markirte Ironie im Ton der Stimme sagte zur Genüge, daß man dergleichen von einem Diplomaten nicht erwarte. Ich antwortete gutmüthig und lächelnd in dem Ton, der ihn überzeugen mußte, daß ich die Ironie verstand und als Scherz gelten ließ (qu'enfin j'acceptai la plaisanterie): „au besoin je le suis."

Cialdini klagte darüber, daß man den Krieg während der heißesten Jahreszeit werde führen müssen. Ich bemerkte: „mais il faut espérer, qu'à l'époque des grandes chaleurs nous serons dans les Alpes, ou même au-delà quelque part enfin, où il fait moins chaud que dans les plaines de la Lombardie!" — Darauf erfolgte aber gar keine Antwort.

Ich empfahl mich, da nun vor der Hand nichts weiter zu besprechen war, und bekam noch eine Einladung zum Diner morgen mit auf den Weg. So muß ich also in jedem Falle einen Tag länger hier verweilen.

12. Juni 1866.

Um $^1/_2$5 Uhr früh aufgestanden, reiste ich mit Gianotti in einem leichten Wagen mit zwei Pferden ab, und wir fuhren auf diesem leichten Karren, in angenehmer Morgenluft, hinaus ins Freie, durch Porta Saragozza hinaus, dem Gebirge zu.

Das verschanzte Lager, dessen Linien die Stadt in der Ebene umgeben, muß natürlich auch die Vorhöhen der Apenninen umfassen, an deren Fuß Bologna liegt, und hat auf diese Weise einen solchen Umfang gewonnen, daß die „Feuerlinie" — d. h. die Brustwehrenlänge sämmtlicher Verschanzungen — nicht weniger als fünfunddreißig Kilometer beträgt, etwas über fünf deutsche Meilen, obgleich das Ganze, im Gebirge namentlich, aus einzelnen Schanzen besteht, die, durch Schluchten und dergleichen getrennt, ziemlich weit auseinander liegen. In der Ebene ist die Linie natürlich geschlossener.

Die Schanzen in der Ebene können wohl ohne Weiteres sturmfrei geachtet werden, denn sie haben einen starken Aufzug und, was wohl die Hauptsache ist, mit Ausnahme derjenigen, die auf noch einigermaßen erhöhtem Boden nahe am Fuß des Gebirges liegen, nasse Gräben. — Ich habe Einiges davon, von der Eisenbahn aus, gesehen.

Wir zogen dem Gebirge zu. Mich interessirte die Sache wenig. Denn daß man sich hier einen stark befestigten Stützpunkt geschaffen hat, das ist ganz in der Ordnung — es wäre unverzeihlich, wenn man es unterlassen hätte. Wie aber dieser Stützpunkt beschaffen ist, das war mir einigermaßen gleichgültig, weil die allgemeine Lage von der Art ist, daß es zum Angriff und Vertheidigung dieser Schanzen sehr gewiß nicht kommen wird. So lange Preußen nicht vollständig besiegt ist, können und werden die Oesterreicher in der Lombardei nicht die Mittel haben, zur Offensive überzugehen. Preußen wird aber nicht unterliegen, und wenn es ja geschehen sollte, würde auch wohl ein gemeinschaftlicher Waffenstillstand und ein gemeinschaftlicher Friede geschlossen werden, ohne daß Oesterreich seine Hauptmacht erst noch gegen Italien zurückzuwenden brauchte, und ehe eine österreichische Offensive Bologna erreicht haben könnte.

Zunächst aber nahmen nicht diese Schanzen meine Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern das, was leicht wichtiger werden könnte. Wir fuhren nach San Luca hinauf, zu der Wallfahrtskirche. Dort oben wird ein wunderthätiges Marienbild bewahrt, das der Apostel und Evangelist Lucas gemalt hat, wie Niemand bezweifelt.

Der Train der Armee Cialdini's ist hier untergebracht.

Ich lernte hier eine der schwachen Seiten der italienischen Armee kennen. Sie hat im Frieden keinen genügenden Cadre für den Train, dessen sie im Felde bedarf, so daß der treno militare nur den bei Weitem kleineren Theil der nöthigen Fuhrwerke stellen kann. Die Hauptmasse soll der treno borghese stellen, zu dem man seine Zuflucht genommen hat. Nämlich das Kriegsministerium hat Contracte geschlossen mit Entrepreneurs, die sich verpflichtet haben, eine bestimmte Anzahl Wagen, Gespanne und Fuhrknechte für die Dauer des Feldzugs miethweise zu stellen.

Die Pferde des so gewonnenen treno borghese stehen nun in diesen Hallen, Fuhrwerke standen, ziemlich unregelmäßig zusammengefahren, davor — die Fuhrknechte warteten ihre Thiere, oder faullenzten in der Nähe, schliefen auch zum Theil auf Stroh und Decken.

Die Pferde waren aber eine solche Sammlung von elenden Remonten, wie ich sie nie zuvor im Leben in solcher Zahl und solcher Auswahl zusammen gesehen hatte. Kaum daß hin und wieder ein leidliches Thier darunter war. Im Allgemeinen läßt sich voraussehen, daß diese elenden Gäule nicht viel leisten und aushalten werden. Sollten zwei oder drei Gewaltmärsche hintereinander gemacht werden, so könnte der treno borghese wohl schon auf dem zweiten stecken bleiben.

Gianotti konnte die Pferde nicht für besser ausgeben, als sie waren, meinte aber, bessere seien eben in Italien nicht zu haben.

Warum hat man nicht lieber Maulthiere angeschafft für den Train? Die passen besser für das hiesige Klima, halten mehr Strapazen aus als Pferde und sind weniger Krankheiten ausgesetzt. Gianotti erwiderte: der Train der Hauptarmee bei Piacenza sei mit Maulthieren bespannt. Aber auch die seien nicht in solcher Anzahl aufzutreiben, daß man beide Armeen damit versorgen könnte. Da habe man denn für Cialdini's Train seine Zuflucht zu Pferden nehmen müssen.

Der Weg nach San Luca geht steil hinan. Es war noch früh am Tage, als wir oben anlangten, und doch wurde die Hitze schon drückend.

Die Anlage des großen verschanzten Lagers ist im Großen und Ganzen leicht zu fassen. Hier oben im Gebirge umschreibt die Kette der einzelnen gesonderten Schanzen den Gebirgsriegel, der sich zwischen dem Reno und einem anderen Flüßchen Savena von den Apenninen herabsenkt. Auf diesem Gebirgsriegel steigen die Verschanzungen hinan, bis wo ein paar Schluchten, die sich zu den Flüssen hinabsenken, gegen das höhere Gebirge hin einen natürlichen Bodenabschnitt bilden.

Die Linien, die vorgeschobenen Werke, die sich in der Ebene im Halbkreis von dem Reno bis zur Savena um die Stadt ziehen, lassen sich in der Nähe, d. h. innerhalb der Region, in die der Blick von oben herab ziemlich senkrecht fällt, genau verfolgen; weiterhin verlieren sie sich in der üppigen Cultur und sind schwer heraus zu finden.

Von den Verschanzungen war ich sehr wenig erbaut. Sie sind schon vor einem Jahr, wie es scheint, sehr eilig und nachlässig erbaut und bereits gar sehr in Verfall.

Eine Schwierigkeit scheint mir dann aber beinahe unbesiegbar. Die Vertheidigung dieser Schanzen hier oben erfordert eine Besatzung von 18—20000 Mann, wie will man die auf die Länge mit Wasser versorgen, hier, auf diesen sonnverbrannten Höhen, wo keine Quelle ist — kein Brunnen — kein Strauch! Gianotti zuckte die Achseln und meinte, man werde Wasserfässer auf zweirädrigen Karren, mit Maulthieren bespannt, anwenden, um Wasser aus der Ebene herauf zu schaffen.

Man muß in jeder Beziehung hoffen, daß dieses verschanzte Lager nicht auf eine ernste Probe gestellt wird! —

Wir sprachen von den allgemeinen und gesellschaftlichen Verhältnissen Bologna's, und Gianotti versicherte, daß es da im Winter sehr lebhaft und gastfrei zugeht. Außer dem alten Bologneser Adel, der seit Jahrhunderten seine Paläste in der Stadt hat, leben da noch zwei Sorten von Menschen, die an dem gesellschaftlichen Treiben Antheil nehmen. Erstens Engländer in bedeutender Anzahl — wohl solche, denke ich, denen die englische Gesellschaft in Florenz zu vornehm ist — und dann eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Musikern, die sich vom Theater zurückgezogen haben und auf ihren Lorbeern ruhen.

Wir besuchten nun auch das Arsenal unmittelbar vor dem Thor der Stadt.

Wir besprachen hier die Schwierigkeiten des Uebergangs über den Po. Selbst die Ueberbrückung des Stroms ist nichts weniger als leicht zu bewerk-

stelligen; die Geschiebe, die Sandbänke in seinem Bett werden oft in ganz unerwarteter Weise hin und her gewälzt, das Fahrwasser ist oft über Nacht ein anderes geworden. Gianotti, der diese Schwierigkeiten zur Sprache brachte, meinte indessen zum Schluß, Cialdini werde dennoch hinüber kommen. Er sei ein Mann von großer Energie.

Dann besichtigten wir auch noch einen Artilleriepark, der unmittelbar hinter dem Arsenal auf dem Felde am Fuß des Gebirges aufgefahren ist. Wir fanden da einen Artillerieofficier mit einem Commando dienstlich beschäftigt, und auch der war, nach der bequemen Weise dieser Armee — in Civil! — im leichten Sommerüberröckchen, leinenen Beinkleidern und loser Halsbinde!

Diner bei Cialdini, zu dem ich etwas spät kam, weil meine Uhr stehen geblieben war.

Ich wurde seiner Frau vorgestellt, die eine Spanierin ist und nicht geläufig französisch spricht, so daß die Conversation meist italienisch geführt werden mußte.

Ich fand General Poggio da, den Obersten Gianotti, den Adjutanten d'Ancieux und noch einen Officier — sämmtlich, gleich dem Hausherrn, in Civil und leichten Sommerkleidern.

Ein solcher italienischer Palazzo ist gar schön! Man wohnt anders hier als bei uns im Norden! Die Hausfrau nahm meinen Arm und wir hatten eine Reise zurückzulegen durch eine lange Reihe schöner großer Säle, ehe wir in den Speisesaal gelangten.

Cialdini aber fand ich durchaus verwandelt; er suchte sich ungemein höflich und entgegenkommend zu erweisen. Dabei zeigte sich, daß er nicht mit allen hiesigen Vorbereitungen zum Krieg einverstanden und zufrieden ist. Er fragte, wie stark unsere Armeecorps sind? Da von jedem einige Bataillone detachirt sind, kann man sie, nach Abzug der Kranken, zu 30000 Mann ausrückenden Standes ein jedes annehmen. — Und wie viel Geschütze führt ein jedes mit sich? — 90 Stück.

„Voilà!" brach Cialdini sehr unzufrieden gegen seine Officiere los: das mache 3 Geschütze auf 1000 Mann und sogar etwas mehr — „et nous, c'est à peine si nous avons deux pièces par mille hommes!"

(NB. Die Division von 18 Bataillonen hat allerdings nur 18 Stück Geschütze in 3 Batterien — und diese Worte verriethen mir, daß die italienische Armee, auch die Reserveartillerie mitgerechnet, gewiß nicht viel über 400 Stück im Ganzen mit in das Feld führt. — Das ist allerdings nicht sehr viel, aber mir scheint, daß hier im Lande, wo die Wirkung der Artillerie sich vielfach in der Cultur verlieren muß, eine so zahlreiche Artillerie, wie man sie auf unseren deutschen Schlachtfeldern brauchen kann, kaum zweckmäßig zu verwenden wäre.)

Daneben wiederholte er aber auch ernsthafte Klagen, daß der Ausbruch des Krieges so lange hingehalten, und daß dadurch die Nothwendigkeit herbeigeführt würde, den Feldzug in der allerheißesten Jahreszeit zu führen. Dieser Gedanke scheint ihn sehr zu beschäftigen.

Und nach Tisch, da ich Türr's erwähnte, ergriff er mit einem gewissen empressement diese Gelegenheit, mir zu sagen, daß er „aucune confiance dans les projets des Hongrois" habe. — Türr und die anderen ungarischen Emigranten machten sich Illusionen; sie hätten sämmtlich gar keinen Einfluß mehr in Ungarn; Ungarn werde sich fest an Oesterreich anschließen. Er, Cialdini, werde sich gar nicht wundern, wenn es große freiwillige Anstrengungen für Oesterreich mache.

Piacenza, 13. Juni 1866.

Auf um 5 Uhr; um $6^3/_4$ abgereist. — Piacenza; sende Visitenkarten und La Marmora's Brief zu dem General Petitti. — General Petitti, ein hübscher Mann auf der Neige der mittleren Jahre und von feinem Wesen, empfängt mich sehr zuvorkommend — man ist bei ihm durch ein Schreiben La Marmora's offenbar viel besser empfohlen, als bei dem General Cialdini. Er war sehr bereit, mir „le peu de troupes que nous avons encore ici" zu zeigen. Der Umstand, daß auch von hier aus so ziemlich Alles bereits vorwärts gegangen ist, läßt mir keinen Zweifel darüber, daß die Armee ihre strategische Rendezvous-Stellung am Oglio bereits eingenommen hat, oder eben im Begriff ist, sie einzunehmen.

Im Uebrigen war unser kurzes Gespräch für diesmal ziemlich unbedeutend; es wurde nur ein Ausflug für Morgen verabredet, um die hiesigen Befestigungen zu sehen, und eine Zusammenkunft für heute Abend.

Gegen 9 Uhr, wie verabredet, zu Petitti. Langes Gespräch mit ihm unter vier Augen; ich lernte einen vorsichtigen Mann von geschmeidigem Charakter an ihm kennen.

Ich trage meine alten Thesen auch hier wieder vor — daß der Plan der Oesterreicher offenbar ist, ihre Hauptmacht zuerst gegen Preußen und erst, wenn sie den entscheidenden Kampf gegen Preußen siegreich durchgefochten haben, gegen Italien zu verwenden; daß mithin die Entscheidung des ganzen Krieges in Böhmen und an der Donau liegt. — Erläutere beiläufig, auf welche Weise wir an der Donau vordringen können. — Die Entscheidung in Böhmen zu erleichtern, ist die Aufgabe der Italiener, die sie nur dadurch erfüllen können, daß sie sich nicht durch eine geringe österreichische Macht und wesentlich durch das Festungsviereck aufhalten lassen, sondern einen erheblichen Theil der österreichischen Streitkräfte hier in Italien festhalten und diesen feindlichen Streitkräften, wenn sie etwa durch italienische Siege aus der lombardischen Ebene vertrieben werden, oder in Folge preußischer Siege an die Donau eilen, um das Herz des Reichs zu vertheidigen, auf der Spur über die Alpen folgen, um uns an der Donau die Hand zu bieten.

Petitti ist ganz und ohne Einschränkung damit einverstanden. Ich komme auf die Aufstellung der italienischen Armee und die ersten projectirten Unternehmungen. Mir scheint, Cialdini beabsichtigte wirklich und im Ernst über den Po zu gehen, während La Marmora dessen Unternehmungen am unteren Po mehr als eine Demonstration aufzufassen scheint, die den Feind dort beschäftigen und ihm selbst den Uebergang über den Mincio erleichtern soll.

Petitti spricht seine Ueberzeugung aus, Cialdini werde über den Po kommen, er sei ein sehr entschlossener Mann.

Ich: wenn aber nun La Marmora über den Mincio und Cialdini über den Po geht, dann liegt das Festungsviereck zwischen beiden. Gibt eine solche Theilung der italienischen Armee nicht der österreichischen die Möglichkeit, die beiden Hälften derselben nacheinander getrennt anzugreifen und zu schlagen?

Petitti: Nein! das ist nicht zu befürchten! Denn Cialdini ist mit seinen 8 Divisionen allein stärker als die ganze Macht, welche die Oesterreicher überhaupt in Italien haben. La Marmora hat 12 Divisionen, jede der beiden Hälften ist stärker als die Oesterreicher im Ganzen. (NB. Dagegen ist nichts einzuwenden, es ist so.) Ist Cialdini über den Po gekommen und La Marmora über den Mincio gegangen, dann müssen die Oesterreicher sich wohl auf den Monte Berico bei Vicenza zurückziehen und dort concentriren.

Ich: bei Vicenza würde es alsdann zur entscheidenden Schlacht kommen, und wenn Sie die gewinnen, wenn es Ihnen gelingt, die Oesterreicher nach Tirol hineinzuwerfen und auf den Rückzug durch das Pusterthal zu beschränken, dann können Sie, durch die venetianische Ebene marschirend, früher in Laibach sein als der Feind.

Petitti: ist damit ganz einverstanden.

Ich: Jedenfalls bleibt die Hauptsache, den Feind im freien Felde nicht aus den Augen zu verlieren und sich nicht vorzeitig auf Belagerungen einzulassen. Besonders könnte ich es nicht für zweckmäßig halten, wenn man die Belagerung von Peschiera unternehmen wollte, das in diesem Krieg so gut wie gar keine Bedeutung hat. Will man ja eine Belagerung vornehmen, so müßte es jedenfalls die von Verona sein. Denn Verona allein gibt den Oesterreichern, so lange es in ihrem Besitz ist, die Möglichkeit, bei wechselndem Kriegsglück offensiv in das Herz Oberitaliens zurückzukehren. Sie verlieren diese Möglichkeit mit Verona. Auch halte ich Verona gar nicht für so fest, als allgemein geglaubt wird. Namentlich sind die vorgeschobenen Forts viel zu klein, um der heutigen Artillerie gegenüber einen nachhaltigen Widerstand leisten zu können.

Petitti: stimmt dem bei; meint auch, daß Verona nicht so stark ist, wie vorgegeben wird; man müsse die kleine Seite — Veronetta — angreifen, und zwar vom Gebirge her. (NB. Die Herren haben schon das Technische dieser Belagerungen berathen und besprochen; läßt man La Marmora gewähren, so belagert er zuerst Peschiera und dann Verona.)

Ich bringe das Gespräch auf Garibaldi; daß Petitti, ein Anhänger La Marmora's, gegen die Expedition nach Dalmatien ist, schimmert sehr deutlich durch, obgleich diese Expedition gar nicht ausdrücklich erwähnt wird.

Petitti sagt: wenn man Garibaldi sich selbst überläßt, könne er vielleicht extravagante Dinge thun; im Partisankriege aber habe er einen trefflichen Instinct. Man habe ihn um seine Pläne befragt, da habe er geantwortet: wenn man ihn frage, werde er natürlich sagen, was er vorhabe; es sei ihm aber lieber, wenn man ihn gar nicht darum befrage; denn dann werde

er einfach thun, was man ihm befehlen werde. (NB. Garibaldi scheint sich bei dieser Gelegenheit sehr schlau benommen zu haben.)

Die Freischaren hätten übrigens die Regierung in Verlegenheit gesetzt, weil ihrer bei Weitem mehr gekommen sind, als man erwartet hatte. Die Regierung glaubte, aus ihnen 12 Bataillone bilden zu können und hatte ihre Berechnung nach diesem Maßstab gemacht. Gegen alle Erwartung aber haben sich gleich in den ersten drei Tagen 38 000 Freiwillige gemeldet. Unter dieser großen Zahl sei freilich auch viel schlechtes Gesindel, das wieder ausgemerzt werden muß.

Im Uebrigen sucht mir Petitti eine sehr hohe Meinung von dem trefflichen Geist beizubringen, der die Armee beseelt.

Dazwischen werden von Ordonnanzen Briefe herein gebracht, die Petitti mit der gespanntesten Aufmerksamkeit liest. Er sagt mir, die Ministerkrisis in Florenz sei in der Schwebe. Ricasoli tritt ein als Minister des Innern und Ministerpräsident. La Marmora gibt auch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. — Es handelt sich nun darum, ob er ganz ausscheiden oder als Minister ohne Portefeuille im Ministerium bleiben soll.

Noch ein Gang durch die Straßen, vielerlei überlegt. — Daß die Oesterreicher sich jenseits der Etsch auf dem Monte Berico concentriren werden, das scheint in den maßgebenden Kreisen die herrschende Meinung zu sein — ja geradezu die Voraussetzung, die bei den eigenen Plänen der Italiener eigentlich zu Grunde gelegt wird. Gestern bei Tisch war von San Luca und dessen Lage die Rede. Ich erwähnte, daß auch bei Vicenza auf dem Monte Berico eine durch einen Zellengang mit der Stadt verbundene Kirche liegt: „Ah, le Monte Bérico!“ rief Cialdini aus, „je m'en souviens“ — er sei im Jahre 1848 dort verwundet worden und in österreichische Gefangenschaft gefallen — „mais cette fois j'espère y prendre ma revanche!“

Mir scheint es aber keineswegs ausgemacht, daß die Oesterreicher gleich bis dahin zurückgehen werden. Auf die Vertheidigung sind sie freilich angewiesen, aber sie könnten sich gar wohl unter den Kanonen von Verona in den festen Stellungen bei Pastrengo und im Etschthal concentriren und abwarten, ob die Italiener sie da angreifen wollen, ob sie den Muth haben, an ihnen vorbeizugehen (was schwerlich geschehen würde), oder was die Italiener thun können und werden, um sie da heraus zu manövriren.

Daß der General Graf Petitti Manches besser begreift und richtiger ansieht, als La Marmora, wird wohl wenig helfen. Er scheint ein liebenswürdiger Mann von geschmeidigem Charakter, der schwerlich die Initiative ergreifen, oder mit seiner Meinung energisch hervortreten wird.

14. Juni 1866.

Früh am Morgen kamen einige Ingenieurofficiere, mich zu dem verabredeten Ausflug abzuholen.

Man hat seitens der italienischen Regierung eigentlich die Absicht, Piacenza permanent zu befestigen; aus Sparsamkeitsrücksichten — mit anderen

Worten aus Rücksicht auf den zerrütteten Zustand der Finanzen — ist es aber dazu während der Friedensjahre nicht gekommen. Da hat man denn nun im letzten Augenblicke beschlossen, zu einer temporären Befestigung seine Zuflucht zu nehmen und den Ort mit Erdwerken von starkem Profil zu umgeben.

Zweck unseres Morgenausflugs war, den Brückenkopf jenseits des Po's kennen zu lernen, d. h. auf dem linken Ufer des Stroms, der hier schon eine sehr ansehnliche Breite und gewaltige Wassermassen hat. — Schiffbrücke.

Der Brückenkopf ist in einem angehenden Bogen angelegt, welchen der Po hier Piacenza gegenüber bildet. Unser Weg — die Heerstraße von Piacenza nach Lodi — führte uns zunächst zwischen vier Lünetten hindurch, die zusammen, sich gegenseitig flankirend, das innerste Reduit des Brückenkopfes bilden. Davor liegt der eigenthümliche Brückenkopf, den man allenfalls auch den engeren nennen könnte: eine zusammenhängende bastionirte Verschanzung, die sich zu beiden Seiten an den Po lehnt; von den Oesterreichern erbaut. Und darüber hinaus liegen nun die neuen, vorgeschobenen Werke, durch welche die Italiener im Laufe der letzten Wochen das Ganze nach dieser Seite hin verstärkt haben.

Dieser vorgeschobenen Werke sind im Ganzen vier. Eines davon liegt links der Heerstraße, lehnt sich an den Po und hat die vollkommen unwegsame, mit Wald bewachsene sumpfige Isola Foricinia vor sich — einen unzugänglichen Landstrich, der wohl eine Insel gewesen sein mag, als noch der Po hier herum in mehrere Arme getheilt war. Die drei anderen Werke liegen, ein Dorf — wenn ich nicht irre — San Rocco mit umfassend, rechts der Heerstraße bis wieder zum Po.

Das bedeutendste dieser Werke ist eine nach rückwärts offene bastionirte Linie von drei Fronten (vier Bastionen) rechts von San Rocco. Die Profile sind für Feldverschanzungen sehr stark; jede Verstärkung des Profils durch Pallisaden und dergleichen hat man für durchaus entbehrlich gehalten, und mit vollem Recht, denn die breiten Gräben sind mit Wasser gefüllt, das 8—12 Fuß Tiefe hat — und außerdem ist die Grabensohle weich und sumpfig zum Versinken. Vor die Courtinen sind Ravelins gelegt, die wieder eben so tiefe Wassergräben vor sich haben. Doch stehen die Gräben der Ravelins nicht mit dem Hauptgraben in Verbindung. Man hat vielmehr zwischen den Gräben der Außenwerke und dem Hauptgraben absichtlich einen Damm stehen lassen, um die Ausfälle zu erleichtern.

Rechnet man hinzu, daß vor dem Ganzen in geringer Entfernung, in wirksamer Schußweite, selbst für Kleingewehr, das alte Bett des Po liegt — ein tief sumpfiges, von stehenden Gewässern durchschnittenes, von niedrigem Gesträuch überwachsenes Gelände — so ist einleuchtend, daß diese Werke durchaus sturmfrei und gegen den gewaltsamen Angriff gesichert sind.

Die große Wassertiefe, die den besten Schutz bildet, ist hier sehr leicht zu haben, weil der Boden, der Bauhorizont, sich nur um ein sehr Geringes über dem Spiegel des Stroms erhebt. Der Boden ist in der Weise von den Gewässern des Po durchsickert und geschwängert, daß jede Grube, die man gräbt, sich in ganz kurzer Zeit mit Wasser füllt. Ich konnte das selbst an mehreren

sehen, wo Gruben, je nachdem sie seit längerer oder kürzerer Zeit gegraben waren, mehr oder weniger mit Wasser angefüllt waren. Auch steigt oder fällt das Wasser in den Gräben, je nachdem es im Fluß steigt oder fällt.

General Pesciotti, ein geistreicher und liebenswürdiger Mann, sprach mir unterwegs sehr viel von dem trefflichen Geist, der in der italienischen Armee herrsche. Es sei eine ernste Begeisterung, wie nie zuvor; die früheren Male „c'éra della poesia — questa volta nò!" — Es herrsche im Lande und in der Armee eine feste, gesammelte, ernste Stimmung. — Pesciotti rühmt besonders den „slancio" des italienischen Soldaten, in dem er jedem anderen Krieger überlegen sei, außer etwa dem französischen! Und doch eigentlich auch diesem, vermöge der Nachhaltigkeit seines slancio. Der Franzose greife allerdings mit großer Lebhaftigkeit an, aber einmal zurückgeschlagen, komme er wohl noch ein zweites Mal wieder zu einem erneuten, indessen doch nur mit einem weit geringeren élan, als das erste Mal — und ein drittes Mal komme er nicht wieder; zu einem dritten Angriff sei er nicht zu bewegen. Die Italiener hätten dagegen bei Solferino die Stellungen der Oesterreicher elf Mal nach einander angegriffen und immer wieder mit derselben Energie. So nachhaltig sei der slancio des italienischen Soldaten.

(NB. Daß im Lande eine große allgemeine Begeisterung herrscht und eine schöne Opferfreudigkeit, das sehe ich, und es kann darüber kein Zweifel sein. Daß die herrschende Stimmung eine ernste und entschlossene ist, bei Weitem mehr als zur Zeit der beiden früheren Kriege gegen Oesterreich, das scheint wahr zu sein. Aber die Begeisterung allein thut es nicht. Die kriegerische Tüchtigkeit kann sich ein geistreiches und liebenswürdiges Volk, das Jahrhunderte lang absichtlich und systematisch zur Schlaffheit und Untüchtigkeit erzogen worden ist, nicht über Nacht wieder geben.)

Bei meinem Hôtel abgestiegen. — Die neuesten Zeitungen — italienische — gelesen; die Nachrichten aus Deutschland sind spannenden Inhalts; es geht jetzt mit Riesenschritten auf die Entscheidung los!

Petitti bei mir; erzählt, daß die Pferde des Königs Victor Emanuel bereits hier durchtransportirt worden sind, nach Cremona, wohin zunächst das Hauptquartier kommt. — Die Ereignisse drängen heran; ich muß eilig zurück nach Florenz, das ist klar.

Diner in meinem Hôtel; dann kommen Nicoli, Mussini und ein dritter Ingenieurhauptmann, mich zur zweiten Ausfahrt zu holen.

Wir fahren zunächst gegen Sant' Antonio hinaus, nach dem dortigen Kronwerk.

Die Italiener wollen nun Piacenza durch eine starke bastionirte Enceinte von modernem Zuschnitt in eine wirkliche Festung verwandeln und vor der Stadt ein befestigtes Lager einrichten, das durch eine Reihe detachirter Forts vertheidigt wird. Die Enceinte ist und bleibt für jetzt Project. Die Reihe detachirter Forts, zu denen man auch die drei österreichischen Lunetten benutzt hat, wird soeben vollendet. Es bleibt nur sehr wenig daran zu thun. Die Kette besteht aus acht fortini, darunter sind vier größere, nämlich drei Kronwerke und ein Hornwerk, das stromabwärts der Stadt am Strom liegt.

Zwischen diesen liegen, um überall die Flankenvertheidigung zu vermitteln, die vier kleineren, von denen das eine ein unregelmäßiges Sechseck ist; die andern sind Lünetten.

In jedem der drei Kronwerke bildet eine schon von den Oesterreichern angelegte Lünette das mittlere Bastion. Dieses hat einen revetirten Graben und die Vertheidigung des, so lange das Werk als Lünette isolirt war, unflankirten Grabens hatten die österreichischen Ingenieure dadurch bewirkt, daß die Bekleidungsmauer der Contreescarpe, vor der Bastionspünte zu beiden Seiten casemattirt und mit Schießscharten versehen ist. Der neue Anbau zu beiden Seiten hat keine Bekleidungsmauern (auch das österreichische Revetement ist nur ein halbes von der Grabensohle bis zum Bauhorizont herauf). Das Profil ist von sehr bedeutender Höhe und Stärke, doch ohne Pallisaden oder dergleichen.

In dem zweiten Hornwerk (das bei Sant' Antonio errichtete für das erste gerechnet) liegen in dem mittleren Bastion — der österreichischen Lünette —: die Reste eines steinernen Thurms, der ringförmig casemattirt war und im Innern einen runden Hof hatte, gleich den Thürmen um die Citadelle zu Warschau. Er sollte, als die Oesterreicher abzogen, 1859 gesprengt werden; der Eigenthümer einer nahe gelegenen Meierei will es „gerettet" haben und hat deshalb sogar eine Nationalbelohnung verlangt. Er behauptet nämlich, den österreichischen Artillerieunterofficier, der mit der Sprengung beauftragt war, bestochen und auf diese Weise bewirkt zu haben, daß die Minen zu schwach geladen wurden. Er hätte dann doch jedenfalls in seinem eigenen Interesse gehandelt; denn eine starke Explosion hätte ihm Haus und Hof gefährden können. Thatsache ist, daß die Sprengung sehr unvollständig ausgeführt ist; es sind eben nur die Gewölbe der Casematten abgehoben; die Ringmauern sind vollständig stehen geblieben.

In diesem zweiten Kronwerk ist das Pulvermagazin noch nicht erbaut; die Arbeit daran soll eben begonnen werden. Es wird auf den Bauhorizont eine Kammer von starken Bohlen und Balken zusammen gezimmert und über diese dann und um dieselbe ein starkes Epaulement von Erde aufgeschüttet. Es scheint mir etwas spät für solche Arbeit; das Epaulement wird wohl etwas locker bleiben.

In der Kehle des dritten Hornwerks wird ein ziemlich starkes Blockhaus angelegt. Der Bau ist auch noch nicht vollendet. Das Hornwerk besuchten wir nicht mehr, weil es inzwischen dunkel geworden war.

Zur Stadt zurück. Ich nahm da Abschied von dem General Periotti und sprach dabei die Hoffnung aus, ihm bei der Belagerung von Verona wieder zu begegnen.

„O, allo spianimento di Verona" — antwortete er: „allo spianimento!" — Wenn die Italiener Verona schleifen, begehen sie nach meiner Meinung eine Thorheit.

Italienische Armee. Ich bin wie gesagt nicht ganz ruhig in Beziehung auf das, was wir von ihr zu erwarten haben. Die piemontesische Armee war gut, und doch konnte man sagen, daß ihre Infanterie nicht solide genug war.

Nun vollends hat sie aufgelöst werden müssen, um die neue italienische Armee aus zum Theil ziemlich schlechtem Material zu bilden. Sie ist aufgelöst worden, um die Cadres für das Ganze zu liefern. Die neue Armee aber ist eben neu, hat keine althergebrachte Disciplin, keine Traditionen, und es ist die Frage, ob das eilig zusammengestoppelte Officiercorps der schwierigen Aufgabe gewachsen ist, eine solche Truppe in den gehörigen Zug zu bringen.

In Piemont war, wie bei uns, das Cantonalsystem angenommen; seit der Vereinigung Italiens hat man es aufgegeben; man ist zu dem französischen System übergegangen, dem zu Folge in jedem Regiment Leute aus allen Provinzen des Reiches durch einander gemischt sind.

Petitti sagte mir, als wir vorgestern auch davon sprachen, *das sei hier nothwendig, um das Bewußtsein der Nationaleinheit Italiens zu kräftigen und in das Leben einzuführen.* Das läßt sich hören. Aber vielleicht hat man dafür auch noch einen zweiten Grund, den man verschweigt. Man sagt sich vielleicht, daß ein Regiment, ganz aus Neapolitanern oder aus Toskanern bestehend, wohl nicht sehr viel werth sein würde.

Aber ein jedes Ding hat zwei Seiten. Wäre man bei dem Cantonalsystem geblieben, so hätte man allerdings aus dem Süden eine Anzahl ganz schlechter Regimenter, dagegen aber auch aus Piemont, dem lombardischen Gebirge und der Romagna eine Anzahl wirklich zuverlässiger. Jetzt hat die italienische Armee vielleicht kein einziges durchaus solides Infanterieregiment, da ein jedes zu einem Dritttheil aus Neapolitanern und Toskanern besteht.

Abreise. *In Modena* einen Augenblick ausgestiegen.

Von hier aus fahre ich mit zwei Brüdern, vornehmen Herren aus Genua. Sie sind Senatoren — d. h. Pairs — und reisen zum Parlament nach Florenz. Der Eine ist alt, der Andere ältlich.

Der alte Herr theilt mir mit, daß gestern zu Frankfurt am Main *mit 9 Stimmen gegen 6 der Beschluß gefaßt worden ist, die Bundesarmee mobil zu machen gegen Preußen* — und da er meine fast ungläubige Verwunderung sieht, zeigt er mir den betreffenden Paragraphen in den heutigen Zeitungen, die er bei sich hat.

Der ältere der beiden Senatoren hat den Feldzug 1848 in der piemontesischen Armee mitgemacht und erzählt viel davon. Die Italiener gefallen sich gar sehr in der Vorstellung, daß sie den Oesterreichern an Tapferkeit überlegen sind, wozu die Geschichte der früheren Kämpfe sie doch eigentlich nicht berechtigt.

Unsere Fahrt geht langsam, weil wir überall Militärtransporte abwarten müssen. — Kommen erst im Abendgrauen nach *Pistoja*, wo wieder ein langer Aufenthalt eintritt.

Gespräch mit Usedom, den ich treffe.

Usedom: Der gestern zu Frankfurt gefaßte Bundesbeschluß war in Berlin sehr bestimmt vorher gesehen, und hat daher Niemanden erschreckt. Man erwartete nichts Anderes.

Dazwischen ist hier die längst erwartete Ministerkrisis eingetreten. Mit Ricasoli würde die Sache wohl besser gehen, wenn er nämlich freie Hand gewinnt! — Aber La Marmora will durchaus als Minister ohne Portefeuille Mitglied des Ministeriums bleiben! Da er alsdann im Lager den Vortrag beim König hätte, bliebe die Politik und deren Leitung in seiner Hand, ungeachtet er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten abgegeben hätte, und Ricasoli wäre betrogen. Das wiederholt Usedom diesem Letzteren beständig mit warnender Stimme.

Der Hauptgrund, warum La Marmora durchaus Minister bleiben will, ist natürlich, daß er selbst und die piemontesische Coterie die Macht nicht aus den Händen lassen wollen. Er will nach beendigtem Krieg wieder hier sein in Florenz, nicht etwa irgendwo anders als commandirender General.

Ich: Ricasoli muß den König begleiten, muß mit ins Feld; das ist das einzige Mittel, La Marmora's Intriguen und seinem Einfluß vorzubeugen.

Usedom: Das geht nicht! Der Oheim des Königs, der Prinz von Carignan, wird zum alter ego des Königs ernannt und bleibt hier in Florenz; der Sitz der Regierung, die fremden Gesandten, Alles bleibt hier.

Ich: Nun, dann muß Ricasoli wenigstens häufige Besuche im Hauptquartier machen, und namentlich in den entscheidenden Augenblicken immer da sein.

Zum Frühstück kommt Csaky, und wir haben zu Dreien eine lange Conferenz.

Usedom sagt: England unterstützt die piemontesische Coterie und deren Pläne, weil es den Krieg, den es nicht verhindern kann, auf den engsten möglichen Raum, überhaupt auf die kleinsten, möglichen Dimensionen zu beschränken wünscht. Mögen die Italiener sich des Venetianischen bemächtigen, dagegen wird England nichts haben, im Gegentheil, der Gedanke ist in England populär —: wenn sich nur die Italiener darüber hinaus auf nichts einlassen! Sie sollen nicht in die deutschen Provinzen Oesterreichs vorgehen, Garibaldi soll nicht nach Dalmatien, damit die Sache nicht in das Große geht. Wenn Oesterreich sich gegen Preußen in Deutschland behauptet, so wird das den Engländern ganz recht sein.

John Bull, der englische Durchschnittsphilister, und auch der heutige englische Staatsmann, weiß und begreift eben gar nichts von den Verhältnissen und Interessen des europäischen Continents; er hat gar kein Urtheil darüber. Dagegen hat er gewisse fixe Ideen, die er schon aus der Kinderstube mitbringt, und die sich hergebrachter Weise in solchem Grade für ihn von selbst verstehen, daß sie gar nicht discutirt werden, gar keines Beweises bedürfen. Es fällt dem Engländer gar nicht ein, daß es darüber verschiedene Meinungen geben kann, und daß es nöthig sein könnte, Gründe dafür zu haben. Zu diesen Axiomen, die ein für alle Mal feststehen und keines Beweises bedürfen, gehört unter Anderem der Satz: Daß die Türkei ein nothwendiges Glied im europäischen Gleichgewicht ist und nicht angetastet werden darf — vielmehr unter allen Bedingungen erhalten werden muß. Und ebenso steht fest, daß Oesterreich an der Stelle in Europa als Großmacht

nothwendig ist und nicht wesentlich erschüttert werden darf. Venetien kann es verlieren, ja, denn dadurch wird es nicht wesentlich schwächer — nicht zu schwach, um seine Bestimmung an der Donau zu erfüllen, und die Sympathie für Italien ist auch eine schöne Sache, eine süße Gewohnheit John Bull's —: aber im Uebrigen darf Oesterreich nicht angetastet werden. Es wäre ganz vergeblich, mit Gründen gegen diese fixe Idee ankämpfen zu wollen, oder den Engländern begreiflich zu machen, was ein Sieg Oesterreichs wirklich für Deutschland, für Europa und die übrige Civilisation bedeuten würde. Oesterreich und die Türkei dürfen nicht in ihrer Existenz bedroht, die orientalische Frage darf nicht in Anregung gebracht werden; an diesen Vorstellungen vermögen wir nichts zu ändern; wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß sie für die englische Diplomatie maßgebend sind und bleiben.

Usedom: Gewiß! so ist es, wenn aber die Italiener nur bis Udine vorgehen und dann anhalten, so ist das schlimmer, als wenn sie gar nichts thäten, und an dem Krieg gar keinen Antheil nähmen. Thun sie gar nichts, so ist Oesterreich durch die Gewalt der Umstände, durch das bloße Dasein einer italienischen Macht an seiner Grenze und die Gefahren im Innern seiner italienischen Provinzen gezwungen, eine Armee am Po zu haben. Treiben sie aber die österreichische Armee aus der Lombardei hinaus und bleiben dann stehen, dann treiben sie Verstärkungen nach Böhmen, und die ganze Macht Oesterreichs fällt auf uns. Das darf nicht geschehen; der Krieg darf nicht nach dem Sinn der piemontesischen Coterie und der Engländer geführt werden. Garibaldi muß nach Dalmatien, um den Krieg aus dem kleinen Schema in das große hinüber zu führen.

Csaky: Sobald der Ministerwechsel stattgefunden hat und vollendet ist, werden die Operationen in einem ausschließlich von Generälen gebildeten Kriegsrath ohne Ricasoli festgestellt werden, und da wird Garibaldi's Expedition nach Dalmatien ohne Zweifel abgelehnt; denn was der König Victor Emanuel auch sagen, und wie er sich auch aussprechen mag —: „er beugt sich doch vor La Marmora."

(NB. Csaky ist hier sehr gut orientirt, sieht sehr klar, und spricht ohne Rückhalt aus, was er weiß, und wie die Dinge hier stehen, weil ihn keine Sympathien für Italien beirren, und er nicht besorgt, durch eine allzu treue Darstellung der Lage ein für Italien ungünstiges Vorurtheil hervorzurufen.)

Usedom (macht dazu ein höchst eigenthümliches Gesicht) bestätigt, daß Victor Emanuel doch am Ende dem Einfluß La Marmora's unterliegt. (NB. Er will nun, noch ehe dieser Kriegsrath zusammentritt, ein Mémoire an La Marmora und an Ricasoli richten.)

Vortrefflich! ich fordere ihn in jeder Weise dazu auf.

17. Juni 1866.

Frühstück um 10 Uhr. Dabei erscheint Csaky und ein anderer Ungar, den er vorstellt — Komaromy. Er hatte ihn schon öfter genannt. — Komaromy ist nun eben angekommen, ein stiller, anspruchsloser, ältlicher Mann; er gehört dem kleinen, sehr kleinen ungarischen Landadel an, ist in seiner

Jugend Subalternofficier in einem österreichischen Cavallerieregiment gewesen, und ist jetzt — Präsident des Pesther Comités, der geheimen ungarischen Nationalregierung.

Mir scheint, man hat ihn gewählt eben seines wenig bekannten Namens und seiner bescheidenen gesellschaftlichen Stellung wegen; wahrscheinlich hat kein Magnat gerathen gefunden, diese gefährliche Stellung anzunehmen, zum Theil wohl, weil man sich sagen mußte, daß ein Magnat bei Weitem mehr beobachtet wird als ein solcher Mann.

Die gestrigen Dinge noch einmal durchgesprochen; die Herren sollen noch heute eine Conferenz mit Kossuth haben. Csaky zeigt mir einen Revers, den er dem Kossuth zur Unterschrift vorlegen wird. Kossuth würde dadurch die Thätigkeit und Autorität des Pesther Comités als eine berechtigte anerkennen und sich verpflichten, gewissermaßen coordinirt gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. — Csaky zweifelt aber, daß Kossuth unterschreiben wird.

Usedom stellt die Vermuthung auf: Die piemontesische Coterie sucht immerdar ihre Stütze, ihre Anhaltspunkte in Frankreich, macht sich stets gern von Frankreich abhängig, weil sie schon aus alter Gewohnheit, von der piemontesischen Zeit her, in Frankreich den eigentlichen natürlichen und wahren Verbündeten Italiens sehen —: da könnte Napoleon ihnen vorgeschrieben haben, daß sie mit der italienischen Armee nicht weiter vorrücken, den weichenden Oesterreichern nicht weiter folgen als nach Udine, und zwar, damit es den Preußen schlecht gehe und er eine Gelegenheit finde, einzugreifen.

Ich: Napoleon wünscht ohne Zweifel, daß es uns schlecht gehe, denn darin liegt für ihn die einzige Möglichkeit, sich in den Conflict zu mischen und Vortheil daraus zu ziehen. Er kann nicht für Oesterreich gegen uns zum Schwert greifen, weil er dann auch gegen Italien zu Felde zöge. Er muß also wünschen, daß wir seiner Hülfe oder seiner Vermittlung bedürfen, die wir dann natürlich bezahlen müßten. — Die vorausgesetzte Combination scheint mir aber doch zu complicirt. La Marmora's Beschränktheit kommt wohl an sich über beschränkte Pläne nicht hinaus.

Wie wir wieder allein sind, liest mir Usedom den Entwurf zu seinem neulich verabredeten Mémoire an La Marmora und Ricasoli vor. Er fordert mich auf, meinerseits und in meinem eigenen Namen eine Denkschrift hinzuzufügen, in welcher der militärische Theil unserer Forderungen weiter ausgeführt und technisch begründet wäre. Ich fange sogleich an.

Usedom sagt in seinem Mémoire, daß die Italiener, wenn sie ihren Plänen gemäß und etwa nur bis Udine vorgehen, uns weniger nützen, als wenn sie gar nichts thäten. — Ich beschränke mich darauf zu beweisen, daß durch die Eroberung der einen oder der anderen italienischen Festung für die Entscheidung des Krieges, die in Böhmen und an der Donau liegt, gar nichts gewonnen ist. Daß die Italiener, um uns wirklich zu fördern, und namhaft zu der Entscheidung beizutragen, entweder die österreichische Armee bei Verona festhalten, oder ihr auf der Spur bis an die Donau folgen müssen. Das Erstere können sie nur bewirken, wenn sie der Armee des Erzherzogs Albrecht den Rückweg in die deutschen Provinzen Oesterreichs in der Stellung bei

Caldiero verlegen, und ihr, falls sie den Rückzug durch das Pusterthal antritt, wieder bei Laibach den Weg vertreten. Gelingt es ihnen aber nicht, sie an der Donau abzusperren, so müssen sie wenigstens zugleich mit ihr dort eintreffen.

18. Juni 1866.

Es kommen nun auch deutsche Zeitungen. Ich sehe nun im Einzelnen, wie der Neid, der Haß gegen Preußen, und vor Allem das Verlangen, die Einheit Deutschlands einmal und für immer unmöglich zu machen, sich mächtiger erwiesen hat als die Furcht. Der Krieg mit dem ganzen übrigen Deutschland ist da — die Situation ist sehr groß, sehr ernst geworden; — jedes Mißlingen ist der Untergang Preußens, mit dem jede Möglichkeit einer vernünftigen Entwicklung der deutschen Zustände überhaupt untergeht.

19. Juni 1866.

Zum Frühstück kommt Csaky; der Accord mit Kossuth ist geschlossen und ganz nach Wunsch. Kossuth hat den bewußten Revers unterschrieben.

Jetzt will Csaky seinen Gefährten Komaromy bewegen, nach Berlin zu reisen; er will ihn selbst dorthin begleiten, damit die sehen, aus was für zuverlässigen Leuten das Pesther Comité besteht. Ich kann das nur zweckmäßig finden und zustimmend dazu auffordern. — Die Anwesenheit der Herren ist dort schon der ungarischen Depôts wegen nöthig.

Das Ministerium Ricasoli ist nun endlich fertig. — Visconti Venosta, bisher italienischer Gesandter in Constantinopel und in diesem Augenblick noch dort oder unterwegs, übernimmt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. — La Marmora ist ganz ausgeschieden und bereits zur Armee abgereist — in der allerübelsten Laune, die sich schon darin verräth, daß er ganz plötzlich abgereist ist, ohne von dem diplomatischen Corps Abschied zu nehmen.

Nun werden die Dinge besser gehen. Ricasoli ist für die Expedition nach Dalmatien — gibt das Geld her, das für Ungarn und die Militärgrenze nöthig ist ꝛc.

Fast den ganzen Tag an dem Mémoire für La Marmora und Ricasoli gearbeitet; werde damit fertig.

Ich werde mit Usedom zusammen auf morgen früh um 9 Uhr zum König bestellt. Soll ihm unseren Operationsplan und die möglichen Operationen auseinandersetzen. — Usedom hat dazu die Veranlassung gegeben, um mich den König näher zu bringen — damit ich dann fortwährend in Verbindung mit ihm bleibe.

20. Juni 1866.

Darauf hatte ich denn eine lange Conferenz zu Dreien — oder vielmehr, da Usedom sich ganz schweigend verhält, zu Zweien mit Victor Emanuel, der uns im leichten Sommerröckchen ohne Halstuch empfing. — Ich setzte vor den ausgebreiteten Karten unsern Operationsplan auseinander oder vielmehr unsere möglichen Operationen, bis zur Donau, wie ich sie neulich La Marmora vorgetragen habe.

Victor Emanuel folgte aufmerksam und sagte dann, indem er die Karte noch einmal überblickte: „c'est un beau plan!“ — An der Donau werde er uns dann die Hand bieten.

Ich: „C'est tout ce que nous désirons!“

Victor Emanuel erzählte mir dann auch allerhand andere interessante Dinge, die nicht eigentlich in unser gegenwärtiges Geschäft gehörten, oder wenigstens nur in einem sehr losen Zusammenhang damit standen.

Er habe die Eroberung von Venetien und was damit zusammenhängt, die Expedition nach Dalmatien, die Insurgirung Ungarns, den Heereszug nach Wien — Alles schon vor zwei Jahren ganz allein ohne fremde Hülfe unternehmen wollen, aber seine sämmtlichen Generäle seien dagegen gewesen.

Benedek sei ein ganz tüchtiger Mann, er, der König, stehe mannigfach in freundschaftlichen Beziehungen mit ihm; noch vor Kurzem habe Benedek ihn durch eine Dame grüßen und ihm sagen lassen: „qu'il prévoyait des grands malheurs pour l'Autriche.“

Die Kriegserklärung wird heute abgefertigt und er, Victor Emanuel, werde noch vor dem 24. eingreifen. Er erwarte eine Schlacht innerhalb des Festungsvierecks oder, wenn die Oesterreicher sich auf beiden Seiten vom Mincio und vom Po zurückziehen, bei Vicenza.

Endlich entließ mich Victor Emanuel mit der als Frage gestellten Bemerkung: ich werde den Feldzug mitmachen? C'est bien! — da werde er mich oft sehen.

Jugenderinnerungen an Sophie Kowalewsky.

Von

Sophie von Adelung.

[Nachdruck untersagt.]

Ich habe lange mit dem Entschluß gezögert, meine Erinnerungen an Sophie Kowalewsky niederzuschreiben, denn ich fühlte nur zu deutlich, wie gewagt es sei, denselben Stoff zu behandeln, dem schon einmal von einer Meisterhand Form, Farbe und Lebensinhalt verliehen worden ist[1]). Aber der Gedanke, daß ich Sophie Kowalewsky zu einer Zeit gekannt habe, wo sie noch nicht die berühmte Professorin war, lange, ehe sie sich mit Charlotte Leffler befreundete, daß ich vielleicht so manchen kleinen Zug aus ihren Kinder- und Mädchenjahren wieder erzählen kann, der für ihre spätere Entwicklung charakteristisch ist — das Alles hat mich dazu getrieben, diese Erinnerungen zu veröffentlichen. Es ist zwar nicht viel, was ich bieten kann, da es aber aus intimstem Familienkreise kommt, mag es durch schlichte Wahrheit ersetzen, was sonst der Darstellung etwa fehlt. Auch ich habe die Verstorbene geliebt und bewundert, habe sie aber wesentlich in anderen Zeiten ihres Lebens und daher in anderen Phasen kennen gelernt. Ich möchte sagen, Anna Charlotte Leffler kannte das, was aus ihr geworden ist — ich kannte die Knospe, aus der sich die Blüthe entfalten sollte, und hält auch erst die voll aufgeschlossene Blume, was die Knospe versprach — die letztere hat immer etwas Hoffnungsreiches, Ahnungsvolles, das uns besonders entzückt.

So wage ich es denn, meine bescheidenen Aufzeichnungen hinaus zu schicken, indem ich ihnen als einzige Empfehlung den Namen mit auf den Weg gebe, dem sie ihre Entstehung verdanken.

I.

„And the thoughts of youth are long, long thoughts."
Longfellow.

Meine Erinnerungen an Sophie Kowalewsky reichen so weit zurück, wie mein Denken überhaupt — bis in die allerersten Kinderjahre. Ihre Eltern

[1]) Sonja Kowalewsky. Von A. Ch. Leffler-Cajanello. Leipzig, Reclam.

und meine Eltern verbrachten einen Winter in Petersburg, als wir, die beiden kleinen Cousinen, vier Jahre alt waren und fröhliche Kindertage auf Wassili-Ostrow[1]) bei dem gemeinsamen Großvater, dem General Schubert, verlebten. Viel ist mir natürlich aus jener Zeit nicht geblieben. Die deutlichste Erinnerung ist der Korb mit süßen Früchten, Datteln, Feigen, Rosinen und Krachmandeln, den die kleine Sfòfa und ich nach beendetem Mittagsessen holen durften, und der zum Dessert aufgetischt wurde. In meinem Gedächtniß schwebt er mir wie ein großmächtiger Waschkorb vor, obschon er wahrscheinlich nur ein ganz gewöhnlicher Henkelkorb gewesen sein wird, den die kleinen Kinderhände jedoch sehr schwer fanden. Sfòfa faßte von der einen Seite an, Sònja von der anderen, und so ging die Reise bis zum Speisesaal, wo Jung und Alt an der großen Familientafel saßen, und die beiden kleinen Mädchen süßen Trägerlohn erhielten.

In der obenerwähnten Lebensgeschichte meiner Cousine wird sie Sònja genannt. Damals, in Petersburg, hieß sie aber stets ‚Sfòfa'[2]), während ich Sònja gerufen wurde, und da ich sie niemals habe anders nennen hören, möchte ich ihr auch ferner den Namen beilegen, unter dem ich sie kannte. Vielleicht hat sie später in Schweden selber das Sfòfa in das besser klingende Sònja umgewandelt.

Wir waren viel beisammen in jenem Winter und theilten alle Spiele, ja, es wurden uns sogar zu einem Kinderfeste dieselben weißen Kleidchen mit rothen Punkten gemacht. Doch kam es beim Spiele nicht selten zu Streitigkeiten, denn die kleine Sfòfa war rechthaberisch und sehr energisch, Sònja dagegen empfindlich. Sfòfa besann sich nie lange, sondern schaffte sich mit ihren kleinen Fäusten Recht, wo ihre Worte nicht ausreichten, so daß die gekränkte Cousine sich manches Mal weinend zur Mutter flüchtete, bis der Frieden wieder hergestellt war. Sfòfa war ein äußerst lebhaftes Kind, mit einem nicht eben schönen, braunen Zigeunergesichtchen, großen, dunkelgrauen Augen und einem tiefen, runden Grübchen im Kinn, das ihr bis zu ihrem Lebensende etwas Kindlich-Naives verlieh und seltsam mit den feurigen Augen contrastirte.

Nach jenem ersten Male sah ich Sfòfa lange nicht mehr, da ihre Eltern mit ihr auf das Gut Palibino, im Gouvernement Witebsk, wir aber nach Deutschland zurückkehrten. Einige Kinderbriefchen wurden gewechselt, und die kleine russische Cousine blieb der Gegenstand meines lebhaften Interesses. Folgendes Zettelchen, zwischen alten Briefschaften vorgefunden, muß im Jahre 1855 geschrieben worden sein, als Sfòfa fünf Jahre zählte, und wenige Monate, nachdem ihr ältester Bruder (der einzige jetzt überlebende von allen Geschwistern) zur Welt gekommen war. Die Worte sind in russischer Druckschrift, sehr klar und deutlich mit Bleistift gemalt. (Vielleicht von der Kleinen auch nur dictirt und von irgend einem Erwachsenen geschrieben.) Der Inhalt läßt auf kein Wunderkind schließen. Er lautet:

---

[1]) Insel des Wassili, ein Theil Petersburgs.

[2]) Ebenfalls eine Abkürzung von Sophie. Das „o" wird sehr weich, zwischen o und a ausgesprochen, das „S" sehr scharf.

Liebe Sönja!

Bitte, erzähle mir von deinem Brüderchen. Mein Brüderchen ist hübsch und weint wenig. Ich schicke Dir ein Deckchen für Deine Puppe. Aninka[1]) grüßt Dich. Küsse Deine Mama, Deinen Papa und Tante Minna von mir. Küsse auch Deinen Bruder von mir und grüße die Njänja[2]). Ich bin sehr vergnügt in Pawlowsk[3]), und es ist nur schade, daß Du nicht da bist. Lebe wohl, liebe Sönja!

Deine liebe Sjösinka.

Wen überschliche nicht etwas wie Rührung beim Lesen dieser Zeilen, welche die nachmalig so gefeierte, geistsprühende Frau schrieb, die, von Vielen geliebt, von Vielen bewundert und beneidet — doch niemals glücklich wurde!

Ein zweites Kinderbriefchen, unverkennbar von sehr kleinen Fingern geschrieben, trägt die Aufschrift: „Von Sjösa an Sönja."

Liebe Sönja!

Nicht wahr, es ist langweilig, krank sein zu müssen und zu Hause zu sitzen? Ich springe über Berg und Thal, sammle Beeren und werde auch bald Pilze suchen gehen.

Fédja ist ein lieber Knabe und geht auch mit uns spazieren. Küsse, bitte, Deine Mama von mir und Deine Brüder. Deine Sjösa.

In den darauf folgenden Jahren wuchs die sechs Jahre ältere Schwester Anjüta zu einem anmuthigen, schlanken Mädchen heran, in dessen klugem Kopfe es schon damals etwas bunt und kraus ausgesehen haben mag. Mit reger Phantasie und leidenschaftlichem Gefühl begabt, interessirte sie sich für Alles, insbesondere für Naturwissenschaften, und ihr Zimmer wurde bald in ein Vivarium für Frösche, Kröten und Lebewesen aller Art verwandelt, welche sie dort heimlich für ihre wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen hielt. Eines Tages jedoch entwich sämmtliches Gethier, um sich zum panischen Schrecken der übrigen Familie im ganzen Hause zu verbreiten. Die hüpfenden und kriechenden Ungeheuer wurden für immer aus dem Hause verbannt, zu Anjüta's großem Schmerze, die ihre lieben Pfleglinge ebenso hübsch wie interessant fand und nicht begriff, wie Andere Grauen vor ihnen empfinden konnten. Bei allen ihren Beschäftigungen und Experimenten war die kleine Sjösa der getreue Schatten ihrer Schwester, für die sie die zärtlichste Bewunderung hegte, und deren Aussprüche ihr für unfehlbar galten; mochten diese noch so seltsam und paradox sein, sie sprach sie auf ihre Weise nach, ohne sie im geringsten zu verstehen. So unzertrennlich sind in meiner Erinnerung die beiden Schwestern, daß es mir nicht möglich ist, über Sjösa zu schreiben, ohne näher auf die Eigenart Anjüta's einzugehen, die einen mächtigen Einfluß auf die jüngere Schwester ausübte.

Aus dieser Zeit stammen Briefe, welche, von einer in Palibino zu Gaste weilenden Tante geschrieben, manchen Aufschluß über die damals schon originelle Lebensweise besonders der älteren der beiden Schwestern geben. Sie sind in

---

[1]) Die Schwester.

[2]) Auf Deutsch: Wärterin.

[3]) Die Familie Korvin-Krukowskoy befand sich zum Besuche auf dem Landgute des Großvaters Schubert bei Petersburg.

französischer Sprache geschrieben; ich lasse einige Auszüge daraus in der Uebersetzung folgen. Die Beschreibung des großartigen Herrensitzes, in welchem die erste Jugend Sfófa's verfloß, gibt einen anschaulichen Begriff des damaligen Landlebens auf den russischen Gütern.

Der erste Brief ist vom 26. Juni 1862[1]).

„. . . Das Land ist äußerst malerisch, die hübschen Hügel, von frischem Grün bekleidet, sowie die Roggenfelder mit ihrem wogenden Aehrenmeer heben sich ganz reizend von dem dunklen Hintergrunde der Wälder und der Baumgruppen ab.

„. . . Ueberhaupt, wenn man etwas an dem „Schlosse von Palibino", wie es die Nachbarn nennen, aussetzen will, so ist es seine zu weitläufige Bauart[2]). Das Haus ist so geräumig, daß man müde wird, ehe man es durchschritten hat, und die Glieder der Familie sind immer in den verschiedensten Theilen des Hauses zerstreut und vereinigen sich fast nur zu den Mahlzeiten. Die Empfangszimmer sind oben und zeichnen sich in mancherlei Hinsicht durch großen Luxus aus: die Räume sind sehr groß, mit schönem Parket, die Fenstersimse aus Marmor und die Möbel für ein Landhaus von vollkommener Eleganz. Die Aussicht von den Balkonen ist entzückend. Vor dem Hause, welches auf einer Anhöhe liegt, breitet sich ein ziemlich großer See aus, auf einer Seite durch eine schattige Allee, auf der andern durch viele Wiesen und Felder begrenzt."

Im untern Stockwerke befanden sich die Zimmer von Anjúta und deren Erzieherin, das Arbeitszimmer vom General Krukowskóy, sowie einige Dienstbotenzimmer. An diese schloß sich ein Flügel an mit Fremdenzimmern und den Räumen für den Erzieher des Sohnes und für den Secretär von Wassíli Wassíljewitsch[3]). Im andern Flügel lagen Küche und Wirthschaftsräume. Die Schlafzimmer der Familie, die Bibliothek und das Zimmer, wo Abends der Thee eingenommen wurde, befanden sich in einem andern Stockwerke, der Speisesaal im Erdgeschosse, mit großer, offener Galerie voll blühender Topfgewächse.

„. . . In einiger Entfernung des Hauses, jenseits des Gartens, liegt eine Gruppe von einzelnen Häuschen, welche Lisa[4]) ‚die Farm' benannt hat. Dort wohnen der Verwalter, der Haushofmeister, der Gärtner und andere Bedienstete. Dort sind auch die Remisen. Die Kutscher und verheiratheten Dienstboten bewohnen den Souterrain unseres Flügels. Sowohl seiner Ausdehnung nach als der Anzahl seiner Bewohner ist Palibino ein wahres Schloß, und wenn die Besitzer es verstanden hätten, mit seiner Größe und dem in ihm herrschenden Luxus etwas mehr Ordnung und Sorgfalt in den Einzelheiten zu verbinden, wäre es wirklich ein fürstlicher Sitz; in seinem jetzigen Zustande ist es jedoch nur das Haus eines reichen und indolenten Bárin[5]). Wie dem auch sei, ich genieße mein Dasein hier aufs Beste und habe mich rasch in dieses bequeme und faule Leben eingewöhnt. Ich brauche Dir nicht zu sagen, welche Freude mir das Zusammensein mit Lisa und ihren reizenden Kindern gewährt, Du kannst es Dir wohl denken; selbst Anjúta, deren Fehler ich schon neulich erwähnte, Fehler, die in meinen Augen schwer wiegen, vermag diesen Frieden und diese Harmonie keineswegs zu stören. Das Leben in Palibino ist in jeder Hinsicht so frei, daß es Niemandem einfällt, sich

[1]) Sfófa war damals zwölf, Anjúta achtzehn Jahre alt.

[2]) Den Plan dazu hatte zum Theil der Großvater Schubert selbst entworfen.

[3]) Wassíli Wassíljewitsch Korvin-Krukowskóy, in der Leffler'schen Biographie irrthümlicher Weise (?) Iwan Sergejewitsch genannt.

[4]) Sfófa's Mutter.

[5]) Edelmann.

ihrem Geschmacke für Einsamkeit und nutzloses Dahinleben auch nur im geringsten zu widersetzen. Nur allein zu den Mahlzeiten wird Anjùta sichtbar. Die übrige Zeit verbringt sie in ihrem Zimmer, wo sie Aristoteles und Leibniz studiert und ganze Blätter mit Auszügen und Betrachtungen vollkritzelt. Niemals setzt sie sich mit ihrer Handarbeit zu den Anderen, niemals nimmt sie an einem Spaziergang Theil. Nur am Abend, wenn die Uebrigen am Kartentische sitzen, durcheilt sie den Salon manches Mal mit großen Schritten, in ihre philosophischen Betrachtungen vertieft. Nach meiner Ansicht ist es unverzeihlich von Lisa, daß sie ihre Tochter einen so falschen und gefährlichen Weg hat einschlagen lassen, und daß sie nicht jetzt noch entschiedene Maßregeln ergreift, um sie auf einen anderen zu bringen . . .

„. . . Selbstverständlich mische ich mich nicht in die Angelegenheit und halte nur bald ernste, bald scherzhafte Auseinandersetzungen hierüber mit Anjùta, die Alles auf das Kühlste hinnimmt und keinerlei Nutzen davonträgt. Ungeachtet ihres Egoismus oder vielleicht eben durch denselben zeigt sie einen großen Gleichmuth und Mangel an Empfindlichkeit, welche für Fernstehende den Eindruck eines sehr sanftmüthigen und nachgiebigen Charakters machen. Dabei ist sie liebenswürdig, geistreich, unterrichtet und lebhaft, und bei ihrer Umgebung, ich meine die Nachbarn, denen sie ungemein überlegen ist, begreife ich, daß sowohl sie selbst als auch die Anderen gegen ihre Fehler blind geworden sind und sie für eine hervorragende Persönlichkeit halten.

„Was meinen Liebling, Sjòsinka, anbetrifft, so ist das ein ganz entgegengesetzter Charakter. Mit ihrem warmen Herzen und ihrer starken Sensibilität legt sie den größten Werth auf die Liebe und den Beifall Derer, die sie liebt, und ist freigebig in jenen Aufmerksamkeiten und Liebkosungen, welche Anjùta „chinesische Ceremonien" nennt. Sie hat eine sehr ausgesprochene Anlage zu Stolz und Ehrgeiz, ohne Zweifel ernste Fehler, welche aber, gut geleitet, dazu beitragen können, sie sehr anziehend zu machen. Sie hat mein ganzes Herz durch die Wärme ihrer Zärtlichkeit gewonnen, die sie mir durch ihre anschmiegende Art erweist. Obgleich sie sich äußerlich sehr verändert hat, ist ihr doch jener tiefe Blick geblieben, den ich immer an ihr bewunderte; ihre schönen Augen, feucht und glänzend zugleich, sind so ausdrucksvoll und sagen so Vieles, daß sie allein schon genügen würden, Sjòsa hübsch zu machen, wenn auch ihre Züge ganz unbedeutend wären. In diesem Augenblicke befindet sie sich in einer ungünstigen Uebergangszeit: ihr Gesicht ist lang geworden und die Nase recht groß. Aber sie ist darum nicht weniger reizend mit ihren intelligenten und lebhaften Zügen, dem dunklen, warm gefärbten Teint und dem hübschen Grübchen im Kinn. Sjòsa verspricht ein hübsches Mädchen zu werden, das in der Welt Aufsehen erregen wird, wenn Lisa sie einst in dieselbe einführen sollte. Auch Anjùta sind Erfolge gewiß, denn ohne hervorragend hübsch zu sein, hat sie sehr feine Züge, frische Gesichtsfarbe und eine sehr bewegliche Physiognomie. Der Contrast zwischen den Schwestern ist auffallend, und es ist schade, daß der Altersunterschied ein so großer ist, denn sie wären reizend neben einander zu sehen. Fédja ist ein hübscher kleiner Junge mit braunen Augen und seidenweichem Haar" . . .

Schon früher hatte sich die Tante in einem Briefe folgendermaßen über Anjùta geäußert:

„Wenn sie sich auch in geistiger wie körperlicher Hinsicht sehr günstig entwickelt hat, so hat sie doch ihre ganze eigensinnige Gleichgültigkeit behalten, wie auch die schlechte Gewohnheit einer vollständigen Rücksichtslosigkeit, wo es sich um die Bequemlichkeit Anderer, und selbst da, wo es sich um ihren eigenen Vortheil handelt. Aufrichtig gesagt, kann ich keinerlei Sympathie für sie fühlen, trotzdem ich sie interessant und geistreich finde. Die philosophischen Ideen, in welche sie sich gestürzt hat, dienen ihr als Vorwand eines Egoismus, den ich in ihrem Alter nicht begreife. Sie verachtet alle jene kleinen Aufmerksamkeiten und Beweise von Liebe,

welche den Reiz des Familienlebens ausmachen, und doch bedarf sie deren selber immerwährend, da sie selbst in hohem Grade unpraktisch und indolent ist."

Diese etwas schroffe und subjective Schilderung gibt ein allerdings treffendes, aber karrikirtes Bild des jungen Mädchens. Tante und Nichte hatten zu verschiedene Charaktere, um in jener Zeit harmoniren zu können. Im letzten schweren Jahre ihres kurzen Lebens, als Anjùta hoffnungslos krank in Petersburg darnieder lag, lernten sie einander lieben und verstehen, wie ja Zeit und Leiden die schroffsten Gegensätze zu mildern vermögen, und dieselbe Tante schrieb Berichte voller Verständniß und Mitgefühl für die geduldig leidende Kranke, der in schweren Prüfungen eine neue Weltanschauung aufgegangen war, und die nun klaren Auges und voll Bedauern auf die Irrungen ihrer Jugend zurückblickte.

Aus dem Sommer 1862 bringe ich noch einige Briefauszüge, die von Interesse sein dürften.

„Sfòfa kommt jeden Morgen, um mit mir Deutsch zu lesen," schreibt die Tante unter Anderem und: „Es ist selten, daß wir bei Tische weniger als zwölf Personen sind. Da die Mahlzeiten hier nicht strenge eingehalten werden, und da besonders das erste Frühstück von einem Jeden eingenommen wird, je nachdem er früh oder spät aufsteht, muß die arme Wirthschafterin, eine Person mit jammervollem und sentimentalem Gesichte, viel zu thun haben. Krukowskòy hat seine allmonatliche Reise nach Revel zur Versammlung der Friedensrichter angetreten; wir bilden demnach nur noch eine Gesellschaft von Damen, in welcher sich übrigens noch zwei Herren befinden, Fédja und sein Hofmeister, Herr M., ein alter Junggeselle oder ‚eine alte Jungfer', wie ihn Lisa nennt, der, äußerst pedantisch und steif, auf Schritt und Tritt verräth, daß er in einer Jesuitenschule erzogen worden ist."

Wie weltentfremdet man damals noch auf den Gütern im Innern Rußlands lebte, beweist nachfolgender Satz:

„Die Gegend, aus der ich Dir diese Zeilen schreibe, ist, was die Civilisation betrifft, noch so zurück, daß ich nicht ganz sicher bin, ob mein Glückwunsch Dich rechtzeitig erreicht. Es ist eine wahre Schande, daß die Post hier nur zweimal wöchentlich abgeht, und außerdem geschieht es noch häufig, daß ein Brief irgendwo unterwegs auf einer Station vergessen wird und erst mehrere Tage nach der Aufgabe in der benachbarten Stadt anlangt."

Etwas weiter klagt die Tante wieder über Anjùta's eigenartigen Charakter:

„Selbst wenn Besuch da ist, erscheint sie nur für Augenblicke, es sei denn, daß die Gesellschaft aus ihren Vettern besteht, die sie sehr gern hat. Es ist schrecklich, wie schwach Lisa gegen Anjùta war, und wie sie versäumt hat, ihre egoistischen Gewohnheiten und ihr unliebenswürdiges Wesen zu bekämpfen. Aber sie tröstet sich, indem sie sagt, daß Anjùta glücklicherweise keine Neigung zum Heirathen habe . . . Anjùta's Traum ist, in der literarischen Welt eine Rolle zu spielen, und zwar weniger, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, als aus dem Wunsch, unabhängig dazustehen, nicht in materieller Beziehung, sondern um sich über das hinwegzusetzen, was sie die „Vorurtheile" der Welt nennt."

Ich gebe es gerne zu, es liegt eine große Gefahr in dem Wunsche eines jungen Mädchens, sämmtliche „Vorurtheile" der Welt abzustreifen und, nur dem inneren Drange folgend, ein Leben zu leben, wie es sich die junge, be-

geisterte und unerfahrene Seele träumt. Das hat ja auch das spätere Leben Anjüta's reichlich bewiesen. Und doch muß ich gestehen, wenn ich an das Dolce far niente-Leben in Palibino denke, wie es die Tante in ihren Briefen schildert, an dies müßige Todtschlagen der Zeit, wie es üblich war, wenn Besuch im Hause weilte, und an die Karten-Abende mit den Gutsnachbarn, dann zieht es mich mit leisem, aber unwiderstehlichem Zauber in die einsame Studirstube Anjüta's, wo sie die langen Sommertage in der stummen und doch so beredten Gesellschaft ihres Aristoteles und Leibniz verbrachte; ja, ich fürchte, daß ich als Gast in Palibino auch dorthin geflüchtet wäre, auf die Gefahr hin, die gute Tante ebenfalls zu erzürnen.

Vom Johannisfeste schreibt diese, daß schon am Vorabend die jungen Mädchen aus der Nachbarschaft kamen, um nach alter russischer Sitte die Kränze zum Feste zu winden. Auf besondere Art geflochten, werden sie beim Zubettgehen unter das Kopfkissen gelegt, und man achtet fleißig darauf, welcherlei Art die Träume sind, die man Nachts darauf erlebt.

„Am Sonntag Morgen erschien ein Jedes mit seinem Kranze, und unter lautem Gelächter wurden die Träume gegenseitig erzählt, die man gehabt hatte. Später machte ich Rosen- und Jasminkränze für alle jungen Mädchen, und Anjüta sah ganz besonders reizend in dem ihrigen aus."

Ein Beweis dafür, wie gerne sich die russischen Gutsbesitzersfrauen trotz des herrschenden Wohllebens selber um den Haushalt kümmern, geht aus Folgendem hervor:

„Lisa hat einen kleinen Herd in ihrem Garten, um Früchte einzukochen, und hat sich heute Morgen damit beschäftigt, während ich mit meiner Arbeit bei ihr saß und ihr zusah."

Man weiß, welch' große Rolle die eingemachten Früchte und Süßigkeiten überhaupt in Rußland spielen; besonders während der langen Fastenwochen bilden sie einen Hauptbestandtheil der Nahrung und werden selbst von den Herren nicht verschmäht, da die griechisch-katholische Kirche sogar Milch, Eier, Käse und Butter während jener Zeit verbietet.

In einem anderen Briefe heißt es:

„Lisa und ich brachten einen Theil des Morgens in der Scheuer zu, wo Korn gedroschen wurde. Krukowskóy hat sich hierzu eine wundervolle Maschine angeschafft, welche von vier Ochsen getrieben wird, und es war sehr interessant, sie arbeiten zu sehen."

In einem Schreiben vom 20. August 1862 lautet eine Stelle:

„Für heute begnüge ich mich damit, Dich wie auch meine kleine Sónja zärtlich zu umarmen. Uebrigens mußt Du Dir nicht einbilden, daß Sfófa ihr so sehr an Fleiß überlegen ist: trotz ihrer Lernbegierde ist auch sie noch ein richtiges Kind und, wenn wir schönes Wetter haben, sehr geschickt im Erfinden von ‚half-holidays'. Ueberhaupt ist im Sommer die Anzahl der Stunden sehr beschränkt und den Kindern Zeit gelassen, draußen zu spielen und umherzulaufen."

Und weiter: „Sfófa, der ich ihren Mangel an Ordnung öfters vorhalte, wünscht zu wissen, ob Sónja sehr ordnungsliebend ist."

Der Geburtstag der Mutter wurde festlich durch Theaterspiel und lebende Bilder gefeiert. Von allen Seiten strömten die Besuche zum gastlichen Palibino herbei; das Haus wimmelte von Freunden und Bekannten. Sfóka glänzte in den lebenden Bildern ganz besonders als tanzendes Zigeunermädchen und als russischer Bauernknabe im rothen Hemde. Auch Anjúta hatte eine Rolle sowohl in den lebenden Bildern wie auch in einem der Theaterstücke übernommen.

„Bei unserem Stücke kam es weder zu Intriguen noch zu Streitigkeiten oder Empfindeleien, während das Vaudeville Gelegenheit zu allen Schattirungen der ‚Scenen hinter den Coulissen' gab, hauptsächlich veranlaßt durch Anjúta's Widerspruchsgeist und hochfahrende Art. Besonders zwischen ihr und dem Hofmeister kam es zu heftigen Scenen. Das Theaterspiel vom 8. hat zur Folge gehabt, daß M. kurzweg erklärte, Anjúta seine vorgeblichen Stunden nicht mehr ertheilen zu wollen, und statt dessen bat, sie Fédja geben zu dürfen. — Um zum 8. zurückzukehren, so wurde der Tag nicht nur durch Theatervorstellungen festlich begangen. Seit dem Vorabende hatten wir das Haus voll Gäste, und der Festtag brachte uns noch neue Zufuhr, so daß wir zu Tische nicht weniger als zweiundfünfzig Personen waren."

Sfóka hatte zu dem Feste auch ein kleines Clavierstück eingeübt, wozu Herr M., der Erzieher ihres Bruders, die Violinparthie übernahm.

„Obschon ihr musikalisches Talent sehr unbedeutend ist (sie hat kein gutes Gehör und kann nicht die einfachste Melodie auswendig spielen), hat Sfóka eine große Vorliebe für Musik und gibt sich unendliche Mühe bei ihrem Clavierspiel. Dieses kleine Stück freut sie ungemein, und ich hoffe, daß Lisa die Mühe zu schätzen wissen wird, welche sich die Kleine bei dessen Einüben gegeben hat. Außerdem stickt sie der Mutter einen hübschen Kragen."

In ihrem letzten Briefe aus jenem Sommer schreibt die Tante am Tage vor ihrer Abreise von Palibino:

„Ich weiß kaum, was ich schreibe: Sfóka war fast die ganze Zeit bei mir, indem sie mich unter Thränen immer wieder mit Küssen bedeckte. Armes Kind! sie ist so unglücklich über meine Abreise, daß ich dieselbe ihretwegen noch mehr bedaure, als um meiner selbst willen."

Dieses war die Stätte, dieses die Umgebung, wo Sfóka's Kinderseele sich zuerst entfaltete. Es ist kaum nöthig, auf die Licht- und Schattenseiten einer solchen Erziehung hinzuweisen: einerseits völlige Freiheit, in welcher alles Schöne und Gute, aber auch mancher wilde Schößling ungehindert ans Licht streben konnte; andererseits althergebrachte Vorurtheile, Familientraditionen und die ganze, durch jahrhundertlange Gewohnheit befestigte Lebensweise voll Luxus und Bequemlichkeit des alten russischen Grund- und Gutsbesitzers.

Weil Sfóka gar nichts Anderes kannte, als materiellen Ueberfluß, lernte sie ihn vielleicht nur um so gründlicher verachten. Systematische Ordnung und eine geregelte Häuslichkeit lernte sie niemals kennen, und in der reichen, aber ohne Zweifel nicht sonderlich fein gebildeten Nachbarschaft fand sie genügenden Stoff für ihre jugendlich-oppositionellen Gedanken über Freiheit, Adel und Gleichberechtigung des menschlichen Geistes. Unter solchen Einflüssen ist es nicht zu verwundern, daß ihre reichbegabte Natur die verschiedenartigste

Nahrung in sich einsog, welche nicht im Stande war, ein harmonisches Ganzes hervorzubringen.

Ich glaube, Vieles in ihrem Leben ist durch diese ersten Einflüsse zu erklären, zu begreifen und — zu entschuldigen.

II.

Als Sfòfa etwa sechzehn Jahre alt war, reiste die Mutter mit beiden Töchtern ins Ausland, wobei sie auch Stuttgart berührte, um uns zu sehen. Von jenem kurzen Besuche ist mir ein kleiner Vorfall unvergeßlich geblieben. Mutter und Töchter wohnten in der russischen Kirche einem Ostergottesdienste bei und wurden hernach der Königin Olga von Württemberg, Tochter des Kaisers Nikolaus, vorgestellt. Die hohe Frau reichte einem jeden ihrer Gäste huldvoll die Hand; Sfòfa aber, statt dieselbe zu küssen, erfaßte sie, und, sich auf die Zehenspitzen stellend, gab sie der Königin einen herzhaften Kuß auf den Mund, ein etikettewidriges Verfahren, wegen dessen sie viel geneckt und ausgelacht wurde. Als ich zwei Jahre darauf in Stuttgart bei Hofe vorgestellt wurde, und Sfòfa in Petersburg hiervon erfuhr, rief sie mehrmals mit lebhaftem Bedauern: „Die arme Sònja! die arme Sònja!“ wie man sich bei einem schweren Unglücksfalle äußern würde.

Einen zweiten Besuch machten uns Mutter und Töchter bald nach jenem ersten (1866), und verweilten etwa eine Woche auf dem Lande bei uns. Sfòfa sah damals schon wie ein erwachsenes, junges Mädchen aus und trug zu meinem Erstaunen die modernen, langen, schleppenden Kleider, welche mir sehr unbequem und lästig erschienen. Beide Schwestern waren auffallend, ohne eigentlich schön zu sein: Anjùta schlank und hoch gewachsen, mit reichem, aschblondem Haar, großen, blauen Augen und feinen Zügen. Zwischen ihre Brauen grub sich eine scharfe Falte, wenn sie sprach — und wie konnte sie sprechen! Sie hatte schon sociale und politische Ideen in sich aufgenommen; zwar verstand sie sie nur halb, aber um so eifriger glühte sie für die heilige Sache, und ihre Seele träumte von Reformen. Ihr hübsches Köpfchen war voll Gedanken, halbfertiger Entwürfe und Pläne. Wenn das Wort „Gendarm“ ausgesprochen wurde, gerieth sie in die größte Entrüstung, und es war auf lange nichts mehr mit ihr anzufangen. Für gewöhnlich konnte sie Stunden lang ruhig und schweigsam dasitzen; kam aber das Feuer der Begeisterung über sie, so sprach sie mit größter Beredtsamkeit, und die Worte flossen nur so von ihren Lippen, während sie dabei hastig und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, bebend vor Erregung, glühend in heiligem Zorn oder in tiefen Schmerz versunken. Ich hatte sofort eine schwärmerische Neigung für die schöne, interessante Cousine gefaßt, und folgte ihren langen Reden mit großer Aufmerksamkeit. Aber verstanden habe ich nicht viel von ihnen; das Wort „Gendarm“ machte zwar jedesmal einen unheimlichen Eindruck auf mein junges, den socialen Problemen noch gänzlich fernstehendes Gemüth. Auch der schöne Wahlspruch einer Busenfreundin Anjùta's, den sie gerne bei jeder Gelegenheit anbrachte: „Tout passe, tout casse, tout lasse!“ erweckte zwar mit seinem Pessimismus ein schauriges

Gruseln in mir, verfehlte aber ebenfalls, mich in die Mysterien der Weltanschauung des damaligen jungen Rußlands einzuweihen. Ich begnügte mich bald damit, meine Cousine zu bewundern, ohne sie zu verstehen, und an sie als das klügste, tiefsinnigste und schönste Wesen zu glauben, das mir je vorgekommen war. Ich erinnere mich noch des Entzückens, mit dem ich zuhörte, wenn sich Anjuta Abends an das Clavier setzte und mit ihrer weichen mezzo-Sopranstimme Sjòfa und mir vorsang. Wir saßen dann ganz still in unser Eckchen geschmiegt, lauschten und waren selig. Besonders sind mir noch die russischen Lieder mit ihren eigenartig wehmüthigen Weisen in Erinnerung und vor Allem das rührend schlichte Kosaken-Wiegenlied:

„Schlaf' mein Kind, mein schöner Knabe,
Schlaf' mein Kind, schlaf ein;
Freundlich schaut der Mond, der klare,
In die Wiege dein.
Sagen, Lieder werde singen
Ich dem Kinde mein:
Schlafe du, schließ' deine Augen,
Schlaf' mein Kind, schlaf' ein"[1]) u. s. w.

Sjòfa war der äußeren Erscheinung nach das ziemliche Gegentheil der Schwester, deren geschmeidige Bewegungen eine seltene Anmuth hatten. Sjòfa's rundes Gesicht glühte in mattem Schmelz wie ein reifer Pfirsich; ihre großen, ausdrucksvollen Augen drangen gleichsam fragend in die Seele eines Jeden; der etwas aufgeworfene Mund glich einer Kirsche. Ihre Gestalt war biegsam, aber nicht schlank, wozu die lose Kleidung beitrug; alle ihre Bewegungen rasch, unvorbereitet, spontan wie ihre Rede, die manchmal nur so hervorsprudelte wie ein wilder Bergbach, so daß sich die Worte überhasteten und überstürzten, und sie dann plötzlich mit funkelnden Augen und fliegendem Athem inne halten mußte, um den abgebrochenen Faden wieder anzuknüpfen. Sie hatte etwas Scheues, oft Schüchternes vor Fremden, wie ja auch ihre Biographin sagt: sie konnte noch als berühmte, gefeierte Frau wie ein kleines, schüchternes Schulmädchen auftreten ... Aber war sie einmal aus der dunklen Ecke, wohin sie sich gerne flüchtete, durch irgend ein Gespräch hervorgelockt worden, dann nahm sie sofort den Mittelpunkt der Unterhaltung ein und fesselte durch den Geist, der aus ihren Augen leuchtete, aus ihren Worten sprach. Besondere Begabung konnte ich damals nicht an ihr entdecken — vielleicht war ich selbst noch zu jung dazu. Sicher ist aber, daß ihre Neigung zur Mathematik noch nicht entscheidend hervorgetreten war, so frühe sie auch Talent dafür bewiesen hatte. Sie war eine unglaublich vielseitige Natur, welche Alles, was ihre Phantasie, ihren Verstand und ihr Gefühl fesselte — und diese drei waren bei ihr gleich stark entwickelt — sofort begeistert und leidenschaftlich erfaßte. Für alles Wissen zeigte sie frühe einen unlöschbaren Durst; das Schöne in der Kunst konnte sie entzücken, und für Menschen und ihre Verhältnisse hatte sie reges Mitgefühl. Aber Eines fällt mir jetzt als sehr bezeichnend für ihren Charakter und ihre eigenen Lebensschicksale auf: sie

[1]) Die Worte sind von Lermontoff.

sowohl wie auch Anjuta war so vollständig mit Betrachtung ihrer selbst, ihrer eigenen Gefühle, Anschauungen und Gedanken beschäftigt, daß die Außenwelt sozusagen für sie nicht vorhanden war. Sie trug wohl ihre Gefühle, ihre Empfindungen in sie hinein, aber sie erblickte immer nur wieder sich selbst darin und baute sich so ihre eigene Welt in ihrem Innern auf, unbekümmert darum, ob sie mit der Wirklichkeit zusammenfalle oder nicht. Alles das war noch sehr jugendlich, halb unbewußt, aber der Keim zu Sfôfa Kowalewsky's später rastlos-unbefriedigtem Streben, der Doppelnatur, welche sie unglücklich machte, und die ohne Zweifel ihr frühes Ende herbeigeführt hat, dieser Keim lag schon im sechzehnjährigen Mädchen. Nirgends fand sie das, was ihre Seele träumte, nirgends das, was sie erfüllte, und wofür sie glühte. Nur in der Seele Gleichgesinnter fand sie sich wieder, und daher schon frühe dieses fast krankhafte Suchen nach Gesinnungsgenossen. Es fehlte ihr die Gabe, sich liebevoll in Andere zu versenken, in Anderen sich zu vergessen, im Schönen, Guten und Wahren sich über das eigene Ich zu erheben. Sie suchte überall sich, sich selbst, dieses eigene pulsirende und verlangende Ich. Nicht daß man Sophie Kowalewsky eines unverzeihlichen Egoismus beschuldigen könnte; sie hatte ein tiefes Gefühl für ihre Mitmenschen und hätte mit ganzer Seele die Worte des Dichters nachgesprochen:

„Was trennt uns, Gott, da wir doch Brüder sind?
Ist Sprache uns auch tausendfältig, Glaube
Und Denken, Gott, und Schmerz auch tausendfältig:
Wir leiden alle, Brüder sind wir alle,
Denn Alle leiden, alle leiden wir“ [1]).

Sie war stets bereit, für ihre hohen Ideale, für die Menschheit durchs Feuer zu gehen, den Märtyrertod zu sterben, wenn es nöthig wäre. Da es aber nicht nöthig war, so vergaß oder übersah sie die kleinen Liebespflichten, welche ihre Umgebung hätten beglücken können. Die Alltagswelt mit ihren Pflichten, Sorgen, Freuden und Leiden blieb ihr vollständig fremd und blickte sie kalt, verständnißlos, ja feindselig an. Ein Wunder kann man es fast nennen, daß sie trotzdem so viele Menschen zu ihren warmen und treuen Freunden rechnen durfte wie Wenige. Doch sie riß die Anderen mit sich fort, ob sie wollten oder nicht, und nahm sie für sich, für ihre Sache gefangen. Daß diese Macht der Persönlichkeit große Gefahren für Diejenigen hat, welche unter ihrem Einflusse stehen, ist selbstverständlich, und nur durch solche elektrisirende Beherrschung Anderer kann ich mir das Fieber erklären, welches damals einen Theil des jungen Rußlands erfaßt hatte, und das Sfôfa Korvin-Krukowskôy zu dem entscheidendsten Schritte ihres Lebens — ihrer Heirath mit Kowalewsky — trieb. Sie selbst stand eben auch wieder blind und willenlos im Banne Anderer, welche ihr den politisch-socialen Katechismus der damaligen neuen Gedanken und Anschauungen eingeflößt hatten. In erster Linie war es Anjuta, welche, älter, erfahrener, die jüngere Schwester in alle die gährende Unruhe mit hinein zog, die sie selber verzehrte, und aus der auch Jene zeitlebens nicht mehr ganz empor zu tauchen vermochte.

[1]) F. Avenarius, „Lebe!“ Leipzig, Reisland.

Inwiefern die Erziehung, welche beide junge Mädchen genossen, mitgespielt hat, wie viel sie verschuldete oder nützte, dämpfte oder beförderte, kann ich nicht genau beurtheilen. Die Mutter, eine liebenswürdige Frau mit lebhaftem, anmuthigem Wesen, warmem Herzen und regem Geiste, hätte die beste Freundin zweier so bedeutend veranlagten Mädchen sein müssen. Selbst voll humaner Bestrebungen im Interesse der Volksbildung, baute sie Schulen auf ihrem Gute, errichtete Schlafstellen für die Kinder, die, aus fernen Dörfern kommend, im Winter die lange Wanderung nicht zu Fuße machen konnten, und nahm sich mit mütterlichem Herzen ihrer damals (1863) kaum erst der Leibeigenschaft enthobenen Bauern an. Sie übersetzte deutsche Jugendschriften ins Russische, da die Jugendliteratur damals in Rußland noch ein unbebautes Feld war — ja, sie unterrichtete nicht selten selber in der neuerbauten großen Dorfschule. Doch scheint es nicht, als ob die beiden Töchter diese ihre schönen Bestrebungen getheilt oder ihnen auch nur viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten, obschon Anjuta der Priesterstochter eine Zeit lang Privatstunden ertheilte. Sie gingen ihren Weg, und was des Guten in der Nähe lag, wurde Angesichts der großen Zukunftsträume von Freiheit, Gleichberechtigung der Frau, socialer Einigung, übersehen und gering geachtet.

Auch für Kunst hatte die Mutter ein reges Interesse, insbesondere für Musik. Sie besaß ein so feines Ohr, daß sie als junges Mädchen mit einer ebenso begabten Verwandten zusammen Orchesterwerke vierhändig nachspielte, welche die beiden zuvor im Concert gehört hatten. Sie war es auch, welche Anjuta selbst im Gesange unterrichtete.

Sjòfa war stets viel zu subjectiv, um für die hohe Schönheit der Kunst ein tieferes Verständniß zu zeigen. Wohl entzückte sie Musik, besonders Gesang, und sie lauschte hingerissen eine Weile. Dann aber kam stets der Gedanke: „Ach, wer auch so singen, auch so die Herzen seiner Zuhörer rühren könnte! Wie schön, wie herrlich müßte das sein!“ So daß sie wieder den gegenwärtigen Genuß über dem Träumen von etwas noch Schönerem, Unmöglichem versäumte. So äußerte sie einst bei einer viel späteren Gelegenheit, daß sie ihr ganzes mathematisches Talent darum geben würde, wenn sie gut singen könnte. Ich werde nie mein Staunen vergessen, als sie mir einmal gestand, sie habe keinen Sinn für die Schönheit der Natur; es sei ihr gleichgültig, ob sie auf einer Landstraße dahin gehe zwischen öden Feldern oder in einer wundervollen Gebirgslandschaft; auf ihren Spaziergängen sei sie von Gedanken aller Art so erfüllt, daß sie nicht auf die Umgebung achte. Aus der Leffler'schen Biographie entnehme ich, daß Sjòfa später doch anders hierüber dachte. Aber für lebende Menschen, die sich für ihre Gedanken interessiren, ihre Gefühle theilen konnten, hat sie wohl immer mehr Verständniß gehabt als für die Bergpredigt der Natur, die bei so hervorragend productiven Persönlichkeiten, wie Sophie Kowalewsky eine war, von den leidenschaftlichen Stimmen der inneren Gefühlswelt nicht selten übertönt wird.

Auch Anjuta theilte diese Productivität und fing schon frühe an, sich in allerhand schriftstellerischen Arbeiten zu versuchen, und von ihr ging in der Familie die Behauptung, sie habe einst geäußert, ihr größter Wunsch sei, „etwas zu schreiben, das man ihr zu lesen verbieten würde“.

Beide Mädchen lebten vollständig in ihrer eigenen Welt, welche auch der Vater kaum ahnte. Daß dies den Eltern gegenüber manches Verschweigen, manches Manövriren mit sich brachte, läßt sich unschwer errathen, und diese Welt der heimlichen Gedanken, Gefühle und Träume mußte einen bestrickenden Reiz auf zwei so junge, leidenschaftliche Gemüther ausüben. Daher kam es denn auch, daß Sfôfa ihren eigenen Ideenkreis immer mehr und mehr den Ihrigen entzog, und von den Verwandten, den vielen Tanten und Großtanten, welche das junge, talentvolle Mädchen bewunderten und verhätschelten, hat wohl keine Einzige einen tieferen Einblick in diese „Feuerseele, lichtgeweihte", gethan. Anjûta, die Schwester, war minder zurückhaltend, und nicht selten kam sie mit den Anschauungen der älteren Generation in scharfe Conflicte, die Sfôfa mit diplomatischer Klugheit zu umgehen wußte, so daß sie sich durch ihr einschmeichelndes, schmiegsames Wesen auch bei der ausgesprochensten Todfeindin der Frauenfrage beliebt machen konnte. Hierzu kam noch, daß die allezeit rege Phantasie ihr nicht wenig dazu verhalf, die Dinge häufig so anzusehen, wie sie gerade für ihre Zwecke paßten, und sie auch für Andere danach zurecht zu legen. Sie wußte so kindlich zu plaudern, so reizend naiv zu erscheinen und so einfach zu sein, daß nur Tieferblickende in ihr noch etwas Anderes vermutheten, als ein liebenswürdiges, bescheidenes, junges Mädchen. Doch zeigte sich schon damals in unserem Zusammenleben bei jenem Besuche ein starker Wille, ein Drang nach eigener Handlungsweise selbst in kleinen Dingen. Sfôfa wollte selten das, was Andere wollten. Ging man spazieren, so zog sie es vor, zu Hause zu bleiben; saß man beisammen, so fühlte sie plötzlich Lust auszugehen. Das schmiegsame, einschmeichelnde Wesen konnte sich in starren Eigenwillen verwandeln.

Die beiden Schwestern waren auch damals, wie immer, sehr innig befreundet und fast unzertrennlich. Sie harmonirten in Allem, trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere, selbst in den kleinen Gewohnheiten und Fehlern. So erinnere ich mich z. B. noch deutlich des Eindrucks, welchen ich empfing, als ich eines Morgens in ihr gemeinschaftliches Zimmer eintrat, ehe sie Toilette gemacht hatten: ein Chaos von Sachen lag umher, anscheinend völlig unentwirrbar, so daß ich nicht wußte, wohin zu blicken, um die so unangenehm Ueberraschten nicht zu beschämen. Aber die beiden Schwestern schienen meine Verlegenheit nicht zu ahnen; sie luden mich freundlich ein, mich mitten im Chaos niederzulassen, und es begann sofort eine lebhafte Unterhaltung.

Nach ihrer Abreise erhielt ich einen Brief von Sfôfa, aus dem Folgendes mitgetheilt sei:

Vernez-Montreux, 2./14. März 1867.

Ich gratulire Dir zu Deinem Geburtstage, theure Sônja, und wünsche Dir viel, viel Glück! Ich hoffe, daß die Kleinigkeiten, welche wir Dir sandten, Dir gefallen mögen. Mama hat genau dieselbe Gürtelschnalle für Anjûta gekauft, da sie dachte, daß es Dir angenehm sein würde, dasselbe zu tragen, weil Du meine Schwester so lieb hast.

Ich freue mich, daß wir uns so bald wieder sehen werden, liebe Sônja, und erwarte das Frühjahr mit Ungeduld. Ich hoffe, daß wir viel zusammen spazieren gehen werden, denn ich bin jetzt gar nicht mehr so faul, wie im Herbst, und habe

im Gegentheil die längeren Spaziergänge sehr lieb gewonnen. Wie lustig wäre es, wenn Ihr zur selben Zeit mit uns nach Baden kommen könntet! . . . Nun sind es schon etwas mehr als drei Wochen, seit Papa mit Fedja hierher gekommen ist, und sie beginnen sich bereits zu langweilen. Fedja behauptet, daß es in Palibino viel lustiger ist, als hier und möchte gern, daß wir recht bald wieder nach Rußland zurückkehren. Ich werde mich auch freuen, die Heimath wiederzusehen, obgleich ich von mir nicht sagen könnte, daß ich mich hier langweile. Ich habe den ganzen Winter über sehr fleißig Naturgeschichte gelernt; jetzt fahre ich auch fort, mich viel zu beschäftigen, obschon ich auch viel spazieren gehe. Kürzlich habe ich mir ein kleines Mikroskop gekauft, das sehr ordentlich vergrößert, so daß man darin sowohl die Blumenzellen wie auch die Blutkörperchen unterscheiden kann, u. s. w. Es ist sehr interessant, alle diese Dinge zu untersuchen, besonders bei hellem Wetter, wenn man Alles viel deutlicher und schärfer sehen kann," u. s. w.

Diesen Brief zeigte ich einem bekannten Graphologen mit der Bitte, eine Charakteristik des jungen Mädchens aufzuschreiben. Zwei Aussprüche desselben sind mir noch erinnerlich, und wenn man bedenkt, daß Sfjofa dem Herrn vollständig fremd und zu jener Zeit von ihrer besonderen Begabung noch nichts bekannt war, so muß man staunen, daß der Graphologe mit Bestimmtheit „hervorragendes mathematisches Talent" herausfindet. Unter den Charaktereigenschaften betont er: „Große Offenherzigkeit, verbunden mit seltener Verschlossenheit". Diese Charakteristik ist so merkwürdig bezeichnend für die später berühmte Frau, daß ich keine bessere für sie wüßte. Der erste Eindruck war stets der einer vollständig kindlichen, naiv-graziösen Natur, spontan, zutraulich und warm; doch sobald man mit ihr vertrauter wurde, stieß man plötzlich auf Widersprüche, auf seltsame Räthsel, und aus dem heiter plaudernden Kinde wurde eine unergründliche Sphinx, unergründlich für Jeden, der nicht zu ihrem auserwählten Kreise gehörte. Sfjofa blieb ein Buch mit sieben Siegeln, wo sie nicht gleiche sociale und politische Gesinnung zu finden glaubte, und sie muß einen eigenen, sechsten Sinn gehabt haben, der ihr sofort sagte, wer zu ihrer Partei gehörte, und wer nicht.

Nach dieser Reise ins Ausland verbrachte die Familie Korvin-Krukowskoy den Winter 1868 in Petersburg, doch nicht mehr beim Großvater Sfjofa's — der war bereits 1865 im Auslande gestorben und erlebte nichts mehr von dem bald weithin dringenden Rufe seiner Enkelin.

III.

An dieser Stelle ist es vielleicht nicht uninteressant, einen kurzen Rückblick auf einige Glieder der Familie zu werfen, aus der Sfjofa mütterlicherseits stammte. Ueber die Korvins weiß ich wenig zu berichten, wie mir und den Meinigen auch nie etwas von der Zigeunerahnfrau bekannt geworden ist, deren Einfluß Sfjofa so Vieles von ihrem unruhigen Temperamente und jähen Stimmungswechseln zuschreibt. Der Vater Sfjofa's war General der Artillerie und zog sich auf sein Gut zurück, nachdem er den Abschied genommen. Er war ein tüchtiger Soldat und, soviel ich hörte, ein guter Rechner. Doch ist der mathematische Einfluß von der Seite der mütterlichen Verwandten noch viel unverkennbarer. Sfjofa's Urgroßvater war selbst ein bedeutender Mathe-

matiker, und sein Sohn, Sofa's Großvater, der obengenannte General Schubert, schrieb in seinen Lebenserinnerungen eingehend über dessen originellen Studiengang. Ich kann mir nicht versagen, einen Auszug daraus wortgetreu mitzutheilen, da er ganz das originelle Gepräge seiner Schreibweise trägt:

„Mein Großvater, Johann Ernst Schubert, war Abt vom Kloster Michaelstein, zu jener Zeit eine der Säulen des orthodoxen lutherischen Glaubens, der eine ganze Bibliothek theologischer Werke geschrieben hat. Abt von Loccum[1]) war zur selben Zeit der Abt Jerusalem, ein Freund meines Großvaters, der eine so traurige Celebrität durch den Tod seines Sohnes erworben hat . . . Während des Siebenjährigen Krieges besetzten die Franzosen auch Braunschweig, drückten das Land auf alle Art, schrieben starke Brandschatzungen aus, und da diese nicht pünktlich eingetragen werden konnten, sollten die Landstände ins Gefängniß gesetzt werden; meinem Großvater mit seiner Familie gelang es zu flüchten. Er ging nach Greifswald, wo er Superintendent an der Hauptkirche und Professor der Theologie an der Universität wurde und bis an seinen Tod blieb. Er war ein Mann von großem theologischen Ruf, aber dabei doch ein Lebemann gewesen, der es liebte, was man damals ‚ein großes Haus' nannte, zu machen, was jetzt aber freilich ein sehr ärmliches bürgerliches heißen würde. So kam es denn, daß er bei seinem Tode seiner Wittwe nichts hinterließ, als eine ansehnliche Bibliothek (die als Maculatur verkauft wurde), zehn unversorgte Söhne, eine Tochter und einige Schulden. Mein Vater war der jüngste von allen Söhnen, studirte Theologie in Göttingen, welches damals durch Michaelis, Spittler, Kästner, Lichtenberg, Schlözer u. s. w. so äußerst berühmt geworden war, und hatte Mühe, so wie die ganze Familie, sich fortzuhelfen. Bei seiner Rückkehr nach Greifswald mußte der junge Candidat der Theologie bis zu der Zeit, wo ihm eine Pfarre zufallen würde, das gewöhnliche Mittel zur Subsistenz ergreifen, d. h. er mußte Informator in einer Familie werden; eine solche Stelle fand sich bald bei dem Major von Cronhelm, einem Gutsbesitzer in der Nähe von Stralsund, der einen Sohn und eine Tochter hatte, früher in preußischen Diensten bei den Dragonern gestanden, bei Zorndorf verwundet, in russische Gefangenschaft gerathen und nun nach seinem Abschiede auf seinem Gute lebte. Er scheint ein Mann von Bildung gewesen zu sein, der aber keine gelehrte Erziehung genossen hatte, wovon sein Ende wohl als Beweis dienen kann; denn er übergab sein Gut seinem Sohne und zog sich nach Neuwied zurück, wo er bei den Herrnhutern starb.

„Bei diesem Sohne sollte nun mein Vater Hofmeister werden, und vor Allem, verlangte Herr von Cronhelm, sollte der Sohn recht viel Mathematik lernen, von der er selbst aber nichts verstand. Meinem Vater ging es übrigens ebenso; Dogmatik, Theologie, Kirchengeschichte, orientalische Sprachen hatte er studirt und war im Hebräischen und Arabischen, als einer der besten Schüler von Michaelis, capitelfest, doch von Mathematik wußte er wohl schwerlich etwas mehr als das Einmaleins. Indessen nahm er doch die Stelle an,

[1]) Kloster Loccum, evangelisches Stift und Predigerseminar bei Hannover.

indem er hoffte, durch eigenes eifriges Studium selbst genug lernen zu können, um seinem Schüler in dieser Wissenschaft, soviel er nöthig hatte, beizubringen. Ich glaube nicht, daß mein Vater eine große Vocation zum Predigerstande hatte; so viel ist sicher, daß, sobald er angefangen hatte, Mathematik zu studiren, er diese Wissenschaft mit Leidenschaft ergriff und seine früheren theologischen Studien an den Nagel hing. Es konnte auch schwerlich anders sein: seinem scharfen Verstande und logischen Kopfe mußte eine Wissenschaft zusagen, welche nichts Anderes als Wahrheit anerkennt, als das, was sie beweisen kann; welche durch eine ununterbrochene Folge von Schlüssen, von den einfachsten Sätzen, die ein Kind begreift, uns zu den erhabensten Wahrheiten führt und bei ihrer Anwendung auf die Astronomie, uns einen annähernden Begriff von den Gesetzen gibt, welche das Universum regieren. Sein Forschungsgeist, sein Trieb nach Wahrheit, endlich sein hohes Gefühl für die Güte und Weisheit des Schöpfers mußten ihn immer mehr für diese Wissenschaft gewinnen, je weiter er darin fortschritt, was bei seinem Fleiß und Eifer sehr schnell ging, und bald hatte er sich entschlossen, sich ihr ganz zu widmen. So hatte ein Zufall ihm die Bahn gezeigt, für die er geschaffen war; sein Genius hatte ihn richtig geleitet. Als Prediger wäre er wahrscheinlich immer in einer untergeordneten Stellung geblieben; jetzt aber, zehn Jahre später, nachdem er angefangen hatte, ganz allein, ohne Lehrer und Anleitung, Mathematik zu studiren, nahm er schon Platz unter den ersten Mathematikern und theoretischen Astronomen und hat diesen Platz mit Ehren bis an seinen Tod behauptet, sowie seinen Ruf durch seine Schriften bei der Nachwelt begründet.

„So vergingen einige Jahre, während deren mein Vater eifrig Mathematik studirte, seinen Eleven darin, sowie in Geschichte, alten Sprachen u. s. w. unterrichtete. Doch hatte dieses jahrelange Zusammenleben auf dem Lande mit Fräulein von Cronhelm eine andere Folge, die ganz in der Ordnung der Dinge war: da Beide jung, hübsch, voller Verstand, so war es natürlich, daß der Herr Hofmeister und das gnädige Fräulein sich sterblich in einander verliebten. Man erwartet wahrscheinlich nun einen Roman mit einem grausamen Vater, einer unglücklichen Trennung u. s. w. Nichts von alledem: der Vater gab seine Einwilligung, stellte aber die eine, ganz vernünftige Bedingung, der Bräutigam müßte erst sein festes Brot haben — und dies war nicht so leicht. Der älteste Bruder meines Vaters, Karl, war Prediger in Esthland: an den wandte sich mein Vater mit der Bitte, ihm womöglich eine Anstellung in unseren Ostseeprovinzen zu verschaffen. Diese ließ nicht lange auf sich warten: mein Vater wurde als Landmesser in Reval angestellt. Während seiner Mußestunden arbeitete er mehrere Abhandlungen aus für die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, und schon nach einem Jahre erhielt er von ihr den Ruf als Adjunct für die Mathematik. Nun war er in Petersburg, lebte ganz der Wissenschaft, wurde nach anderthalb Jahren Akademiker, reiste nach Stralsund, um seine Braut zu heirathen, die ohne Bedenken Freunde, Verwandte, Vaterland verließ, um ihm in das damals noch ganz unbekannte Rußland zu folgen und sich dort ein neues Heim zu

gründen. Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zählte unter der Kaiserin Elisabeth und in den ersten Jahren der Regierung Katharina's II. unter ihre Mitglieder die ersten Gelehrten, besonders für Mathematik; Leonhard Euler, die beiden Bernouilly, Gmelin sind Namen, die immer leben werden."

Auch der Großvater Sofia's, Schreiber obiger Zeilen, Theodor Friedrich von Schubert, geboren 1789 in Petersburg, zeigte schon frühe Anlage zur Mathematik. Er sagt hierüber selbst in seinen Memoiren:

„Als ältestes Kind wurde ich von meinen Eltern äußerst zärtlich geliebt; meine Mutter lehrte mich lesen, mein Vater, sobald ich anfing, etwas zu begreifen, die Mathematik, und den ganzen Cursus bin ich mehrere Male bei ihm durchgegangen, das letzte Mal, auf meine Bitte, als ich schon Obrist war. Aber einen besseren Lehrer hätte ich auch nicht haben können. Selbst ein großer, berühmter Mathematiker, lehrte er nicht nach irgend einem Handbuch, sondern mit ihm zusammen erfanden wir sozusagen die Mathematik von Neuem, indem wir mit dem Einmaleins anfingen und aus jedem Satz, aus jeder Wahrheit aufsuchten, was sich daraus folgern ließ, und so endlich bis an die Rechnung des Unendlichen gelangten . . ."

Mit elf Jahren kam der Knabe in die Petrischule, und sogleich nach „Quarta"; er wäre nach „Selecta" gekommen, wenn sein jugendliches Alter dies nicht verhindert hätte, denn selbst in Quarta war er der bei Weitem jüngste Schüler. Mit vierzehn Jahren trat er in den Militärdienst und zwar in den Generalstab, wo er unter dem General en chef van Suchtelen als Colonnenführer angestellt wurde, und bis an sein Ende treu diente. Um eine genaue Karte Rußlands anfertigen zu können, welche damals noch fehlte, beauftragte ihn van Suchtelen 1803—1804, mit anderen Officieren die astronomische Breite und Länge verschiedener Orte festzustellen. Zurückgekehrt erhielt er als Belohnung für die glücklich vollbrachte Arbeit mit fünfzehn Jahren den Rang eines Secondelieutenants und wurde bald darauf ans Weiße Meer gesandt, um die Küstenpunkte astronomisch zu bestimmen.

Nachdem er die Befreiungskriege, sowie verschiedene Feldzüge gegen Schweden und die Türkei mitgemacht hatte und rasch von Stufe zu Stufe bis zum Generalquartiermeister gestiegen war, führte er abermals große geographische Messungen aus, so z. B. diejenigen des Baltischen Meeres.

Von einer seltenen Vielseitigkeit, beschäftigte er sich bis ins hohe Alter mit den verschiedensten Arbeiten. Neben architektonischen Entwürfen, Plänen zu großartigen Bauten, die er zu seinem Vergnügen machte, las er die ganze wissenschaftliche und belletristische Literatur, spielte mehrere Instrumente, studirte die Theorie der Musik, zeichnete, malte und beschäftigte sich eingehend mit Perspective. Dabei hatte er eine große Geschicklichkeit für Handwerke aller Art und verstand sowohl das Drechseln wie die Buchbinderei. In seinen letzten Jahren begann er seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, doch wurde diese Arbeit durch den Tod zu frühe unterbrochen; sie sind nur bis zum Jahre 1815 fortgesetzt, enthalten aber außerordentlich viel Interessantes über seine Erlebnisse während der Franzosenkriege und über das alte Petersburg.

Er starb im Jahre 1865 in Stuttgart.

Auf zwei der Großkinder — eine Enkelin und einen Enkel (Sohn der jüngsten Tochter) ging die mathematische Begabung des Großvaters wie des Urgroßvaters über.

Höchst merkwürdig ist, was ich von glaubwürdiger Seite erzählen hörte: die Tochter Sfjófas, ein sonst sehr begabtes Kind, das bei Freunden der Mutter in Stockholm erzogen wird, soll Nachhülfestunden im Rechnen brauchen, um mit ihrer Klasse in der Schule Schritt halten zu können.

IV.

Ich kehre wieder zu meiner Cousine Sfjófa zurück; es folgen einige Briefauszüge vom Winter 1868, den sie mit den Ihrigen in Petersburg verlebte. Sie sind kurz vor Sfjófa's Verlobung geschrieben, von derselben Tante, der wir schon die Berichte aus Palibino verdanken:

Petersburg, den 7./19. Januar 1868.

„ . . . Nachdem uns Lisa acht Tage lang in der größten Ungewißheit über ihre Ankunft gelassen hatte, ist sie eines Tages ganz unerwartet angekommen. Ich muß gestehen, daß die ersten Eindrücke bei ihrer Ankunft nicht die einer ungetrübten Freude waren: der Verkauf des Schipow'schen Hauses war so rasch abgeschlossen worden, daß ich nicht Zeit gehabt hatte, Lisa vom Verluste der hübschen, für sie gemietheten Wohnung zu benachrichtigen, die ich ihr bis in ihre Einzelheiten beschrieben hatte, und als Fédja[1]) den drei Damen auf dem Bahnhofe von den Aenderungen erzählte, welche seit meinem letzten Briefe stattgefunden hatten, entstand ein großes Jammerconcert. Die jungen Mädchen waren ganz außer sich, an der Ecke eines Gäßchens auf Wassili-Ostrow wohnen zu sollen, und scheuten sich nicht, es mit einer Beharrlichkeit zu wiederholen, die recht ermüdend war. Lisa, welche ihre neue Wohnung Anfangs gut und bequem gefunden hatte, zögerte natürlich nicht, für die Töchter Partei zu ergreifen, und nach ein paar Stunden ging ich tief entmuthigt nach Hause . . . Jetzt sind sie schon in die Konjuschennaja umgezogen, in ein hübsches Haus, dessen Miethe aber sehr hoch ist . . . Anjúta sieht hübsch aus, wenn sie wohl ist; was Sfjófa anbetrifft, so ist sie immer reizend, frisch und belebt. Letzten Samstag führte ich sie in den Don Juan; sie hatte eine weiße russische Blouse an und eine Theerose im Haar, und dieser Anzug kleidete ihrem jungen, strahlenden Gesicht so gut, daß sich von allen Seiten die Blicke auf sie richteten . . ."

25. Januar 1868.

„Trotz ihrer persönlichen Sorgen hat die gute Lisa sich die Gabe erhalten, von Herzen zu lachen und das Leben von seiner schönsten Seite zu betrachten. Sie ist für uns alle und mich besonders ein wahrer Trost in dieser schweren Zeit[2]). Die jungen Mädchen sind auch sehr lieb, hauptsächlich Sfjófa, die viel mittheilsamer ist, als ihre ältere Schwester. Sie sind sehr herzlich und erzeigen mir alle kleinen Aufmerksamkeiten, die ich nur erwarten kann; glücklicherweise bin ich noch nicht in den Fall gekommen, ernstere Rücksichten von ihnen zu erwarten, außer vielleicht am Neujahrstage, wo sie aber meine Unzufriedenheit über ihr Wegbleiben sehr gutmüthig aufnahmen.

---

[1]) Der Onkel Sfjófa's.

[2]) In der Schubert'schen Familie waren verschiedene Krankheitsfälle.

„Die Freundin von Anjùta, Fräulein E., ist von Peterhof gekommen, um eine Woche bei Lisa zuzubringen. Sie ist ein ziemlich angenehmes Mädchen, groß, schlank gewachsen, mit elegantem Benehmen und in der Unterhaltung gewandt. Sie macht einen sehr unterrichteten Eindruck. Aber alles das hindert mich nicht, ihr ein wenig zu mißtrauen und ihr einen sehr schlechten Einfluß auf Anjùta zuzuschreiben. Ihr galten die Stöße von Briefen aus dem Ausland, und sie ist die Vertraute Anjùta's in den tausend Tollheiten, welche vor Lisa und Krukowskòy verheimlicht werden."

Aus den Briefauszügen, welche nun folgen, und die aus Pawlowsk von einer alten, treubesorgten Großtante, die Mutterstelle an Sfòfa's Mutter vertreten hatte, stammen, geht eine bemerkenswerthe Thatsache hervor. Sfòfa's Staatsstreich, durch welchen sie sich die Erlaubniß des Vaters zu ihrer Verlobung während jenes Diners erzwang, wäre so, wie es Charlotte Leffler schildert, nach diesen Briefen einfach unmöglich gewesen, wovon sich jeder Leser selbst überzeugen kann, der die Thatsachen zwischen dem Leffler'schen Buch und meinen Berichten sorgfältig vergleicht. Ich gebe die schlichte, einfache Wahrheit, wie sie mir schwarz auf weiß vorliegt, und behalte mir nicht vor, zu entscheiden, wie und wo sich ein so eigenartiges Mißverständniß einschleichen konnte. Man darf nicht vergessen, daß die Leffler'sche Biographie erst *nach* dem Tode Sfòfas geschrieben wurde, einzig und allein aus dem Gedächtniß und in Bezug auf diese Thatsache ohne andere Hülfsquellen als die Erinnerung an die Berichte der erregbaren, etwas phantastischen jungen Mathematikerin selbst, die auch in ihren eigenen Jugenderinnerungen „Die Schwestern Rajewsky", bewiesen hat, daß sie ihrer Einbildungskraft stets zu viel Freiheiten einräumte und die Grenze zwischen Wahrheit und Wirklichkeit nicht immer genau zu ziehen wußte. Ich glaube, Sfòfa's Familie dachte stets besser von ihr, als sie selber es that, und ich achte es als eine Pflicht der Pietät, diesen seltsamen Fall zu berühren, indem ich es Jedem überlasse, das Ergebniß selbst zu ziehen.

Der erste Briefauszug datirt vom Ende Mai 1868 vom Landgute in Pawlowsk:

„Den 24. kam Lisa mit ihren Töchtern (aus Petersburg), um den Tag hier bei uns zuzubringen; Wassili Wassiljewitsch war schon am Freitag nach Palibino abgereist, und Lisa wird ihm mit den Kindern folgen, sobald die Ferien in der Pension anfangen, wo Fédja[1]) ist . . ."

Pawlowsk, Mitte Juni.

„Am 2./14. Juni kam Lisa mit Anjùta und Fédja, um Abschied zu nehmen, da sie den nächsten Tag nach Palibino abreisten. Sfòfa war nicht mit, da sie Kopfschmerzen hatte; wahrscheinlich wird es ihr schwer, sich von dem, den sie liebt, zu trennen . . . er wird aber wohl nächstens folgen, denn er hat ein Gut, wie man sagt, nicht weit von dort. Ich kenne ihn gar nicht und wünsche nur, daß Sfòfa gut gewählt haben möge. Bestimmt ist es aber noch nicht, ob es zur Heirath kommt, da der Vater eigentlich noch nicht eingewilligt hat, aber kommen wird es gewiß dazu, da Sfòfa gesagt hat, sie werde nie einen Andern heirathen. Lisa blieb nur einige Stunden bei uns . . ."

[1]) Wo die Familie Schubert auch nach dem Tode des Generals den Sommer zubrachte.

[2]) Der Bruder Sfòfa's.

Ein Zettelchen vom 18./30. Juni lautet:

„Vor ein paar Tagen erhielt ich einen Brief von Lisa, in dem sie mir ihre glückliche Ankunft in Palibino meldet . . . Von Sjòsa kann ich Dir gar nichts schreiben, da ich noch nicht einmal weiß, ob Wassili Wassiljewitsch schon zugesagt hat. Ich kenne Kowalewsky gar nicht, aber Lisa ist sehr eingenommen von ihm, hält ihn für einen sehr gebildeten und soliden Menschen, der, wie sie meint, sehr viel Charakter besitzt. Jedenfalls ist es keine brillante Partie, denn er ist eigentlich noch gar nichts. Wenn er nur genug zu leben hat, denn Sjòsa, die sehr verliebt in ihn ist, sagt freilich, man brauche nicht viel zum Leben, aber alsdann muß man nicht so verwöhnt sein, wie diese Mädchen es sind. Lisa scheint es ziemlich leicht zu nehmen — wir wollen das Beste hoffen."

Pawlowsk, 15. Juli 1868.

. . . Ueber das junge Brautpaar, welches wir in unserer Familie haben, habe ich noch gar nicht mit Dir gesprochen: was meinst du dazu? Ich kann nicht sagen, daß ich mich über diese Heirath freue, denn erstens ist Sjòsa noch sehr jung und unerfahren, und zweitens kenne ich Herrn Kowalewsky gar nicht, habe ihn nie gesehen und nur von Lisa und der Braut von ihm gehört, die beide sehr von ihm eingenommen sind. Sjòsa ist natürlich sehr verliebt in ihn, was auch gegenseitig sein soll, und Sjòsa sagte mir, er sei sehr hübsch, aber Andere, die ihn gesehen haben, finden es gar nicht. Aber was wichtiger ist, wird er im Stande sein, eine Frau zu ernähren? denn er dient nirgends und hat also nichts Bestimmtes. Ich kann mich noch nicht so recht freuen; vielleicht wird es aber anders, wenn ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Heute ist sein Namenstag, denn er heißt Wladimir Anùfrowitsch; es ist also heute wohl ein froher Tag in Palibino. Am 2. dieses ist Sjòsa Braut geworden, d. h. Wassìli Wassiljewitsch hat da seine Einwilligung gegeben, und den nächsten Tag meldete sie mir selbst diese große Neuigkeit, und sie schien überglücklich zu sein. Lisa schreibt mir, daß die Hochzeit im September in Palibino stattfinden soll, nach Aller Wunsch. Lisa will gegen den 15. hierherkommen, d. h. nach Petersburg, um Mehreres zur Aussteuer zu besorgen."

Pawlowsk, 30. Juli 1868.

. . . Dieser Tage habe ich nun die Bekanntschaft des Bräutigams gemacht, aber viel kann ich Dir über ihn nicht sagen, denn ich verstehe nicht, über einen Menschen zu urtheilen, den ich nur ein paar Stunden gesehen habe. Er hat mir wenigstens nicht mißfallen, und das ist auch schon gut. Schön ist er freilich nicht, aber auch nicht sehr häßlich. Er ist eher klein als groß, hat glattes Haar, das etwas lang im Nacken hängt, und einen hellen, nicht sehr großen Schnurrbart. Ich begreife eigentlich nicht, wie er gleich das erste Mal so einen tiefen Eindruck hat machen können. Er blieb zwei Stunden hier, und ich ersah aus seiner Conversation, daß er ein gebildeter und unterrichteter Mensch ist. Was er nun weiter ist, wird die Folge lehren. Möchte unsere Sjòsa recht glücklich mit ihm sein!"

Ich lasse nun wieder Uebersetzungen einiger jener französischen Briefe der Tante Sjòsa's folgen, welcher wir schon so manche Nachricht verdanken.

Palibino, den 6./18. September 1868.

Lisa und die Ihrigen sind wohl, Sjòsa ist strahlend und reizend hübsch. Kowalewsky sieht sehr glücklich aus und stolz auf seine Eroberung . . . Wenn, Eurem ersten Plan gemäß, Dein Mann und Sònja zur Hochzeit gekommen wären, hätten sie die Jagden nach Steinpitzen sehr genossen, welche so reichlich ausfallen. Trotzdem bedaure ich nicht, daß Sònja ihren Wunsch nicht hat verwirklichen können, denn es ist sicher, daß, weit entfernt, sich hier so zu unterhalten, wie sie es hoffte, sie nur eine Reihe von Enttäuschungen erlebt hätte. Die Gesellschaft

von Anjùta, Sfòfa und Fräulein E., welche sich alle drei mehr denn je ihren Lieblingsideen von Emancipation und Fortschritt hingeben, hätte sie gelangweilt, während sie selbst ein Hinderniß für die jungen Damen gewesen wäre. Sie hätte sich bei ihren Unterhaltungen und Lectüren fremd gefühlt und hätte nicht gewußt, was mit ihrer Zeit anzufangen. Endlich die Hochzeit selbst verspricht nicht sehr heiter zu werden. Alles in Allem wird es sich auf die Trauung in der Kirche und das darauf folgende Diner beschränken, nach welchem die Neuvermählten sogleich abreisen werden. Weder Tanz noch irgend welche Festlichkeiten. Sfòfa, menschenscheu, wie die Kleine ist, möchte Niemanden sehen und den ganzen Tag entweder mit Lesen verbringen, oder mit ihrem Bräutigam spazieren gehen. Man läßt ihnen auch die größte Freiheit, und sie sind meist mit Anjùta und Fräulein E. zusammen. Auf Wunsch der Mutter unternahmen sie gestern zu zweien eine kleine Visitentournée in der Nachbarschaft. Uebrigens macht mir Kowalewsky den Eindruck eines Mannes, dem man vertrauen kann, der viel Familiensinn hat und eine ernste Neigung zu schätzen weiß. Doch möchte er, wie jeder Bräutigam, sich das ausschließliche Recht auf seine hübsche Braut vorbehalten, und da sie ihn keineswegs darin bestärkt, die kleinen geselligen Pflichten zu erfüllen, wäre ihm nichts lieber, als sie alle beiseite zu schieben. So waren Sfòfa und er gestern, wo wir versprochen hatten, bei Màschinka zu essen, auf dem Punkte, nicht etwa sich zu entschuldigen, sondern einfach zu Hause zu bleiben, da sie sich nichts als Langeweile von dem Essen versprachen. Am Sonntag Abend kam es zu einer kleinen Scene: Lisa, stets unter dem Einflusse Derer, die sie liebt, oder Derer, welche auf ihrem eigenen Willen bestehen, hatte sich dazu überreden lassen, die Anwesenheit des Brautpaares bei dieser Fahrt für überflüssig zu halten. Ich, welche wußte, wie leid dies Màschinka und ihrem Manne sein würde, bestand auf der Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit. Von Wassìli Wassiljewitsch unterstützt, behielt ich zuletzt Recht. Heute früh wurde die Frage von Neuem aufgenommen, doch W. W. und ich trugen wieder den Sieg davon. Schließlich wurden Alle dahin einig, daß es sehr unhöflich gewesen wäre, beim Diner zu fehlen, das zu Ehren des Brautpaares gegeben wurde. Uebrigens muß man zugeben, daß Kowalewsky gute Miene dazu machte und auf der Fahrt sehr liebenswürdig war. Sfòfa schmollte Anfangs noch ein wenig, fand zuletzt aber auch ihre gute Laune wieder."

Palibino, den 10./22. September 1868.

„. . . Nach dem Frühstück gehen Lisa, Adele[1]) und ich gewöhnlich in den kleinen Salon hinauf; öfters gibt es eine kleine Arbeit für die Aussteuer zu machen: vorgestern haben wir die Handtücher für Sfòfa's chemische Experimente gesäumt, heute die Ueberzüge für das kleine rothseidene Kissen genäht, welches Sfòfa auf die Reise mitnimmt. Nur der kleinste Theil ihrer Aussteuer ist hier in Palibino, der größte Theil der Wäsche und Kleider ist in Petersburg geblieben. Das Hochzeitskleid, obschon einfach, ist sehr hübsch; es ist aus weißer Seide, mit weißen Atlasrouleaux besetzt, und einem ebensolchen Gürtel. Sfòfa ist von der größten Gleichgültigkeit, was ihre Toilette betrifft: sie findet Alles unnöthig oder zu elegant. Das verhindert sie aber nicht, hübscher zu sein, als je. Gestern, auf Kowalewsky's inständiges Bitten, hat sie sich entschlossen, sich die Haare in Papilloten legen zu lassen, und erschien heute mit langen Locken, die sie reizend kleiden. So soll sie auch an ihrem Hochzeitstage frisirt werden. Dieser ist endgültig auf Sonntag festgesetzt. Die Trauung wird um 12 Uhr, nach der Messe, stattfinden, und dann werden wir nach Palibino zurückkehren . . .

„. . . Beim Packen ihrer Sachen nimmt Sfòfa nicht den geringsten Antheil und läßt sich kaum bewegen, etwas anzusehen, so daß Lisa sich jetzt immer an

[1]) Eine angeheirathete Tante Sfòfa's.

Kowalewsky selbst wendet, der viel praktischer ist und viel Ordnungssinn zu haben scheint. Er hat ein sehr angenehmes, gemüthliches Wesen und hat sich schon sehr an Lisa und die ganze Familie angeschlossen. Mit Wassili Wassiljewitsch steht er sich auch recht gut, obgleich dieser es ihm gar nicht vergeben kann, daß er ihm seinen Liebling entführt. Der arme W. W. ist von einer Traurigkeit, die ich gar nicht ansehen kann, ohne selbst traurig zu werden. Natürlich macht er sich wegen Sfóka's Zukunft große Sorgen und denkt, sie sei noch zu jung, um wirkliche Liebe zu empfinden und werde bald aus ihrem Rausche erwachen. Lisa ist viel hoffnungsvoller und Sfóka selbst ist das Bild des Glückes. Sie ist am liebsten allein mit ihrem Bräutigam, Anjúta und Frl. E. Wir Uebrigen haben nur wenig von ihr ..."

Palibino, den 16./28. September 1868.

Da sind sie nun verheirathet und fortgereist! Der gestrige Tag verging wie ein wirrer, unruhiger Traum, aber erhellt von den strahlenden Gesichtern des jungen Paares. Jetzt sind sie schon auf halbem Wege nach Petersburg, ihrer zukünftigen Heimath, wo sie, wie ich hoffe, recht glücklich sein werden. Je genauer ich Kowalewsky kennen lerne, je mehr scheint mir sein Charakter für Sfóka's Glück zu bürgen. Er scheint ein treffliches Herz zu haben, sehr richtige Gefühle, gute Grundsätze, viel Sinn fürs Familienleben und vor Allem eine tiefe Neigung für Sfóka. Diese ihrerseits liebt ihn leidenschaftlich.

„Du kannst Dir wohl denken, daß der gestrige Tag sehr angreifend und ermüdend war. Vom frühen Morgen an waren Alle in Aufregung, um bei Zeiten frisirt und angekleidet zu sein. Adele, welche die Rolle des Coiffeur en chef übernommen hatte, war mit Arbeit überhäuft: zuerst kam Anjúta, deren Zimmer unten ist, im Frisirmantel herauf, um ihren Kopf herzugeben. Dann galt es, Lisa's Kopfputz zu ordnen, und zuletzt erschien Sfóka, frisch, glückstrahlend und hübsch, wie man sich eine Braut nur wünschen kann. In Lisa's Zimmer wurde die Brauttoilette vorgenommen: ein einfacher Anzug, in welchem sie aber reizend aussah. Ihre schönen Haare fielen ihr in langen Locken auf den Nacken herab; ein Kranz von Myrthen- und Orangenblüthen war auf dem langen Tüllschleier befestigt. Kein einziges Schmuckstück, nichts von Ausputz — aber ein so großer Liebreiz, daß alle Anwesenden erklärten, niemals eine so liebliche Braut gesehen zu haben. Der strahlende Ausdruck verließ sie während der ganzen Handlung auf keinen Augenblick, aber es war nicht der Ausdruck einer oberflächlichen Regung, sondern die tiefe Ueberzeugung des wahren Glückes.

„Wir fuhren gegen 11 Uhr in einer langen Wagenreihe nach der Kirche. Da die Hochzeit auf dem Lande stattfand, in einer Familie, welche nicht strenge auf die althergebrachten Sitten hält, die bei diesen Gelegenheiten üblich sind, hatten Krukowskóy's fast alle diese Gebräuche bei Seite gelassen. Es gab nicht einmal Brautvater und -Mutter, weder auf Sfóka's noch auf Kowalewsky's Seite; aber ehe man sich auf den Weg zur Kirche machte, segneten Lisa und ihr Mann das junge Paar mit dem Heiligenbilde, welches Sfóka einige Wochen nach ihrer Geburt vom Großvater erhalten hatte. Dann setzte sich Kowalewsky mit seinem Brautführer in den Wagen, um voraus zu fahren; ihm folgten Lisa mit Wassili Wassiljewitsch und ihren beiden Töchtern, dann die Verwandten und die Hochzeitsgäste. Die Fahrt zur Kirche war lang, aber hübsch, denn die Landschaft ist jetzt sehr malerisch mit ihren rothen und gelben Tönen, von dem hellen Grün der Wintersaat gehoben. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und als wir an einem Dorf vorbeikamen, das am Wege liegt, wurden wir von jungen Bauernmädchen empfangen, welche zu Ehren der Braut ihre etwas monotonen Lieder sangen. Die Dienstmädchen des Hauses wie diejenigen der Farm hatten sich schon am Abend vorher versammelt, um vor Sfóka's Thüre zu singen, während sie zur Nacht gekämmt wurde, und den ganzen Morgen bis zum Augenblick, wo wir in den Wagen stiegen, tönten diese

Gesänge fort, deren Worte wahrscheinlich interessanter sind, als die Melodie. Die Trauung war so schlicht wie nur denkbar; da die Brautleute wünschten, daß sie so kurz wie möglich daure, hatte man nicht einmal Sänger aus Revel kommen lassen, und die ganze Handlung wurde ziemlich mangelhaft vom Priester und den Diakonen vollzogen. Auch die Zuschauer waren nicht zahlreich und bestanden zum größten Theil aus Bauern. Die ganze Ceremonie dauerte nur zwanzig Minuten, nach welchen wir uns wieder in die Wagen setzten; die Neuvermählten mit Lisa und Anjüta, die Anderen, wie sie gekommen waren. Zu Hause wurde sofort Champagner servirt; dann theilte man sich plaudernd in Gruppen bis zum Diner, welches gegen $2^1/_2$ Uhr servirt wurde. Dem Feste zu Ehren wurde in dem oberen Saale gespeist. Zwei lange Tafeln waren gedeckt und reich mit Blumen verziert, sowie mit Aufsätzen voll Obst, Eingemachtem und Confect. Die Gesellschaft bestand aus ungefähr vierzig Personen. Anjüta, welche in Toilette immer gut aussieht, war an diesem Tage in ihrem duftigen lila Kleide mit den weißen Narcissen im Haar, ganz besonders hübsch. Als das Essen gemeldet wurde, bot Wassili Wassiljewitsch Sjösa den Arm, und Lisa nahm denjenigen Kowalewsky's. Das junge Paar saß an der Mitte der Tafel, zwischen den Eltern. Bei Tische gab es eine ganze Menge Trinksprüche. Gleich nach dem Essen machte Sjösa ihre Reisetoilette, und gegen 5 Uhr fuhr der Wagen der Neuvermählten vor. Der Abschied war sehr bewegt, obgleich sich Alle bemühten, ihrer Rührung Herr zu werden. Die arme Sjösa, noch am Morgen so fröhlich, biß sich in die Lippen, um nicht in Thränen auszubrechen — von Anjüta riß sie sich nur mit Mühe los . . ."

Es geht nur zu deutlich aus diesem Briefe hervor, daß Sjösa der ausgesprochene Liebling der Tante war, welche, selber subjectiv und in ihrer Zärtlichkeit leidenschaftlich, Alles an Denen, welche sie liebte, ‚couleur de rose' sah. Trotzdem gibt ihr Bericht ohne Zweifel ein getreues und gutes Bild von Sjösa's Hochzeitstage. Ich möchte noch einen kleinen Vorfall jenes Tages erwähnen, der mich immer sehr belustigte, und den Sjösa selbst mit Stolz erzählt haben soll. Bei der russischen Trauung steht das Brautpaar, nach irgend einer alten Sitte, auf einem Stück rosa Atlas, der vor dem Altare ausgebreitet ist. Von diesem rosa Atlas gilt der Aberglaube, daß, wer ihn zuerst betritt, Herr im Hause sein wird. Sjösa berichtete stets mit Genugthuung, wie sie sich beeilt habe, zuerst den Fuß auf den bedeutungsvollen Teppich zu setzen. Der letzte Brief der Tante ist aus Petersburg — er läßt uns einen Blick in den jungen Gelehrtenhaushalt werfen. Die rosigen Träume der Correspondentin sind bereits bedeutend verblaßt: Sjösa's Drama hat begonnen.

Petersburg, den 11. October 1868.

„. . . Ich wollte, ich könnte Dich sehen, um offenherzig und ohne jeden Rückhalt mit Dir über eine Sorge zu sprechen, die mich erfüllt: ich meine Sjösa's Heirath, welche mir seit meiner Rückkehr aus Palibino in einem zweifelhaften Lichte erscheinen will, obschon ich weder etwas ausgesprochen Ungünstiges von Kowalewsky gesehen oder gehört hätte, noch daß Sjösa nach vierzehntägiger Ehe weniger glücklich aussähe, als bei ihrer Trauung. Aber Alles, was ich von der Familie, der gesellschaftlichen Stellung und den Beziehungen des junges Mannes höre, ist so unbestimmt und bietet so wenig Garantie, daß ich nicht umhin kann, für die Zukunft meiner kleinen Sjösa zu bangen, und befürchten muß, daß diese Sache in der Uebereilung beschlossen wurde . . . Ich kann Dir nicht alle Einzelheiten brieflich geben . . . Gestern sah ich Sjösa in ihrem Heim, als ich ihr unsere Ge-

schenke brachte, welche sie mit vielem Dank entgegennahm, aber dabei mit einem gewissen Schrecken, wie sie alle Geschenke von Werth annimmt. Vorerst stehen Uhr und Leuchter auf ihrem großen und schönen Schreibtische, welcher den Platz zwischen den beiden Fenstern in ihrem Arbeitszimmer einnimmt. Dieses Zimmer ist zugleich der einzige Salon, ein großer Raum: zwei Seiten desselben sind bequem und modern möblirt, der übrige Theil ist Sfófa's Studien gewidmet und enthält ihren Schreibtisch, ein großes Bücherbrett und sogar ein Skelett, dessen sie sich bei ihren anatomischen und physiologischen Studien bedient. Das Ganze macht einen ernsten, gediegenen Eindruck.

„Obschon es erst drei Uhr war, als ich zu Kowalewskys kam, fand ich sie doch schon bei Tische, indem Sfófa's Schwager, der Professor in Kasan ist, um 6 Uhr abreisen mußte. Ich setzte mich zu ihnen an den Tisch. Das Essen wurde pünktlich, obschon einfach, aufgetragen, und Kowalewsky legte vor . . ."

V.

Im Frühjahr darauf reiste das junge Paar nach Heidelberg, wo Sfófa Erlaubniß erhielt, den Universitätsvorlesungen beizuwohnen. Anjúta folgte ihnen im Jahre 1870, und kurze Zeit, nachdem diese ihre folgenschwere Reise nach Paris angetreten hatte, kam Sfófa mit ihrem Manne von Heidelberg aus auf einen Tag zu uns herüber. Vorher meldete sie sich durch nachstehendes Briefchen an:

Liebe Sónja!

Bisher haben wir Deinen Brief nicht beantwortet, aber aus einem sehr wichtigen Grunde; er kam gerade zu jener Zeit, als sich Anjúta schon vollkommen reisefertig gemacht hatte, um nach Paris zu fahren. Ich weiß nicht, ob sie Dir oder Tante S. von ihren Bekannten W. erzählt hat; sie sind es, welche sie überredet haben, mit ihnen und mit ihrer Freundin T. auf etwa zwei Wochen nach Paris zu reisen. Entschlossen hat sie sich ziemlich rasch und ist nun schon nicht mehr in Heidelberg. Bemüht Euch nicht, das Kleid hierher zu senden, welches Tante so gut war, für mich auszusuchen. Wenn sie es erlaubt, kommen wir selber am Sonntag nach Ober-Eßlingen[1]), doch habe weder ich noch mein Mann einen ganz klaren Begriff davon, wie man dahin gelangt, da die Eisenbahn, wie es scheint, nicht bis zu Eurem Gute geht. Daher bitte ich Dich sehr, liebe Sónja, Dich zu bemühen, mir aufzuschreiben, wie wir es machen müssen. Ausfahren werden wir am Sonntag Morgen mit dem allerfrühesten Zuge und müssen unbedingt noch am selben Tage zurückkehren, da unsere Studien am Montag vom frühen Morgen anfangen . . . . . .

Deine Sophie Kowalewsky.

Die gelehrte Cousine, von der ich schon so viel gehört, imponirte mir nicht wenig. Erst vor Kurzem hatte ich in der Zeitung gelesen, wie ganz Heidelberg von der begabten jungen Russin rede, wie Professor Königsberger sie in höchsteigener Person an ihren Platz im Hörsaal führe, und wie gesammelt und ruhig sie dem Vortrag folge, ohne die Schar junger Leute um sie her im Geringsten zu beachten. Unter den Studenten war zuerst ein wahrer Aufruhr entstanden, als sie die hübsche junge Collegin gewahrten; viele neugierige Blicke wandten sich ihr zu, und die Aufmerksamkeit wurde bald zwischen ihr und dem vortragenden Professor getheilt. Ein Student be-

[1]) Wo meine Eltern damals ein kleines Landgut hatten.

gann sogar heimlich die ausdrucksvollen Züge der interessanten Russin zu zeichnen . . .

Ich erwähnte diesen Artikel vor Sjòfa; sie hatte ihn nicht gelesen und überhäufte mich mit neugierigen Fragen: Was hatte man von ihr geschrieben? Wie hatte man über sie geurtheilt? so daß ich merkte, daß ihr die Sache gar nicht gleichgültig sei.

Sie war heiter, lebhaft, gesprächig und sah wohl aus, während Kowalewsky eher einen stillen und ruhigen Eindruck machte. Der Anzug seiner Frau war, wie immer, etwas vernachlässigt, obschon ziemlich elegant und von heller Farbe; als Sjòfa zufällig ihre Tasche mit den darin befindlichen Sachen herauszog, kam ein großmächtiges Loch zum Vorschein, durch welches mit Leichtigkeit ihre Börse hätte schlüpfen können. Allein solche Kleinigkeiten störten sie niemals, und sie konnte herzlich mitlachen, wenn man sie darüber aufzog.

Auf uns alle machte Sjòfa damals einen befriedigten Eindruck. Auch einige Jahre später, als ich sie in der Thiergartenstraße in Berlin aufsuchte, wo sie in der Nähe des Professors Weierstraß eine Wohnung gemiethet hatte, wurde jener Eindruck erneut. Die Schwestern des alten Gelehrten sorgten mütterlich für die junge, alleinstehende Frau; sie fand in jeder Angelegenheit bereite Hülfe in Rath und That bei ihnen, und der berühmte Mathematiker selber hegte die freundlichsten väterlichen Gefühle für die hochbegabte Schülerin. Ich sehe noch den großmächtigen Rosenstock, mit purpurnen Blüthen übersät, der, eine Aufmerksamkeit des alten Herrn, in der Mitte ihres Zimmers prangte.

Sehr komisch wirkten ihre Beschreibungen von den improvisirten Mahlzeiten, welche sie mit ihrem Manne bei seinen kurzen Besuchen in Berlin einzunehmen pflegte. Statt in einem Restaurant zu speisen, ging das gelehrte Paar zum Conditor, um sich dort wie Schulkinder an Kuchen satt zu essen, für die Sjòfa stets eine große Vorliebe hatte.

Dann vergingen wieder Jahre, ohne daß wir einander gesehen hätten; auch standen wir nicht in fortlaufender Korrespondenz. Im Sommer 1871 sah meine Mutter Anjùta in Heidelberg, als sie von ihrer verhängnißvollen Pariser Reise zurückkehrend, mit der Mutter dort weilte. So angegriffen, so matt an Seele und Leib war Anjùta, daß sie acht Tage lang in einem bleiernen Schlafe zubrachte, aus dem sie nur von Zeit zu Zeit aufwachte, um Nahrung zu nehmen. Was ihre Eltern in jener Zeit durchmachten, läßt sich unschwer denken, und bei dieser Gelegenheit kam ihre seltene Herzensgüte und Selbstlosigkeit zu Tage. Ich glaube, beide Töchter lernten ihre Eltern da erst recht kennen.

Im Jahre 1878 wurde Sjòfa's Tochter, die nach ihr den Namen Sophie erhielt, in Petersburg geboren. Eine Augenzeugin erzählte mir von Sjòfa's Liebe zu ihrem neugeborenen Kinde, die, wie Alles an ihr, sich originell und leidenschaftlich äußerte. Die angenommene Amme überwachte sie mit stetem Argwohn. Theils aus diesem Gefühl, theils vielleicht auch, weil sie gelesen haben wollte, daß kleinen Kindern das viele Berühren schädlich sei, ließ sie eine Art von Tragkorb mit Bändern anfertigen, in welchem die Amme die

kleine Fòfa so tragen mußte, daß das Kind stets vor ihr ruhte, ohne daß sie es auf ihre Arme zu nehmen brauchte. Dieser eine kleine Zug genügt, um die eifersüchtige Zärtlichkeit zu beweisen, mit der sie ihr Kind überschüttete.

Das letzte Mal (im Jahre 1881) sah ich Sfòfa in Petersburg, flüchtig, vorübergehend. Sie war von Moskau, wo ihr Mann geblieben, auf ein paar Tage herüber gekommen. Aber der Eindruck, den sie mir damals hinterließ, war kein freudiger: aufgeregt, nervös und unruhig, schien sie die Menschen zu scheuen und ihnen ängstlich aus dem Wege zu gehen. Eine große Besorgniß erfaßte mich, sie möchte sich in politische Bewegungen eingelassen haben, die ihr theuer zu stehen kommen könnten. Allein ihrer Gewohnheit gemäß behielt sie ihre Sorgen für sich und ließ Niemanden einen Einblick in ihre Seele thun. Aber es war etwas ganz Anderes: Kowalewsky's unglückliche Speculationen hatten es nothwendig gemacht, daß sie bei ihrer Anwesenheit in Petersburg auf ihrer Hut war. Der herzensgute Mensch, der tüchtige und bedeutende Gelehrte hatte, unbegreiflicher Schwäche nachgebend, sich selbst, seine Familie und — was noch schlimmer war — eine Anzahl anderer Familien in den Ruin hinabgezogen.

Wir haben es uns nie anders erklären können, als daß seine große Liebe zu Sfòfa, sein Wunsch, ihren Ehrgeiz, ihr Streben befriedigen zu können, ihn dazu getrieben hatten. Wer möchte ihn strenge richten? Kurz darauf erhielt ich folgenden Brief von Sfòfa: sie hatte sich rasch entschlossen, mit ihrer kleinen, damals zweijährigen Tochter nach Berlin zu reisen. Sie schrieb mir aus Moskau nach Petersburg, wo ich damals mit den Meinigen weilte:

Liebe Sònja!

Meinem Versprechen gemäß sende ich Dir die Autographen aller unserer „berühmten" Bekannten, die ich nur auftreiben konnte, einen Brief der George Eliot (schon mit M. Croß unterschrieben), Mittag-Leffler's, des bekannten schwedischen Mathematikers, Crookes', des englischen Physikers, und die Handschriften von Lubbock, Flower, Godwin Austen, Brodie und Zittel, Alles bekannte Naturforscher, deren Letzterer Professor der Paläontologie in München ist. Ich habe Fédja gebeten, Dir einen Zettel zu geben, welchen ich in Petersburg von Sònja Iwanowna Sajùnow, geb. Smirnòw, erhalten habe, und welche unter dem letzteren Namen mehrere sehr hübsche Romane geschrieben hat, so daß sie eine ziemlich hervorragende Stellung unter den russischen Schriftstellerinnen einnimmt.

Augenblicklich macht meine Freundin Julie Lermontoff eine sehr gute Arbeit über Chemie, die sie schon fast beendet hat, und die wichtige technische Anwendungen enthalten soll; vielleicht wird sie hiernach auch so weit „berühmt," daß ich Dir ihr Autograph senden muß, aber einstweilen ‚je me retiens'[1]).

Wann gedenkt Ihr Petersburg zu verlassen? Was mich anbetrifft, so habe ich mich fest entschlossen, am Dienstag in der Charwoche zu reisen, aber ich bin immer noch nicht sicher, ob ich über Warschau oder Petersburg fahren soll; Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du mir schreiben wolltest (aber unmittelbar nach Empfang dieses Briefes), wie Ihr von Berlin nach Petersburg gefahren seid, ob die Wagen gut sind, und ob Ihr in Eydtkuhnen umsteigen mußtet? Ich bin furchtbar ängstlich, mit einem kleinen Kinde zu reisen, und ich werde schrecklich froh sein, in Berlin anzukommen. Hoffentlich werdet Ihr auf Eurer Durchreise nicht

[1]) Diese Dame reiste zugleich mit S. ins Ausland und machte später ihr Doctorexamen in Göttingen.

vergessen, mich in Berlin zu besuchen. Es scheint, daß Weierstraßens bereits eine Wohnung für mich in der Potsdamerstraße gemiethet haben, 134a; doch ist dies noch nicht ganz sicher; vielleicht hat sich seit seinem letzten Briefe noch irgend etwas verändert, aber bei ihnen, in der Wohnung, Linkstraße 33, könnt Ihr meine Adresse stets erfahren.

Ich küsse Dich von Herzen und bitte Tante S. und Olga von mir zu grüßen.

Deine Dich liebende Cousine Sjöja.

W. A.[1]) empfiehlt sich Euch und bedauert sehr, daß er Euch in Petersburg nicht hat aufsuchen können. Am Vorabend meiner Abreise aus Petersburg speiste ich mit einem der Directoren der technischen Zeichenschule auf der kl. Morskoï, der mich am andern Morgen in seiner Schule umherführte, sowie in dem dazu gehörenden Museum. Kennst Du diese Anstalt? Ich glaube, Du würdest dort Vieles finden, was Dich interessiren dürfte, besonders die des Montags stattfindende Malclasse in Oel nach der Natur. Deine S.

Mit schwerem Herzen überdenke ich die darauf folgenden traurigen Ereignisse — Kowalewsky's tragischen Tod — Sjöja's Verzweiflung — ihr eigenes Leben, unbefriedigt, voll Unruhe und verzehrender Sehnsucht.

Schon mehrmals habe ich die Aeußerung gehört, Sophie Kowalewsky liefere wieder einmal einen schlagenden Beweis *gegen* die Frauenfrage. Das kann man aber nur bei einem oberflächlichen Ueberblick ihres Lebens und Wirkens behaupten. Die Frauenfrage läßt sich nicht nur so ohne Weiteres als unreife Frucht vom Baume der Erkenntniß herunterschütteln. Sie braucht, wie alles Andere, ihre Zeit zum Ausreifen. Es werden noch Generationen vergehen, ehe sie sich zur allgemeinen Beruhigung gelöst haben dürfte. Wird die Frau bei gleicher Begabung wie der Mann (und diese kann man ihr vernünftiger Weise in vielen Fällen längst nicht mehr absprechen) auch die nöthigen physischen Bedingungen besitzen, um ein ernstes Studium und die Ausübung eines absorbirenden Berufes unbeschadet ihrer Gesundheit auszuhalten? Wird sie hochherzig genug sein können, in Fällen ausnahmsweiser Begabung von vornherein auf persönliches Familienglück zu verzichten, um ganz dem ernsten inneren Rufe zu folgen? Denn daß sich beides nur in den allerseltensten Fällen glücklich vereinigen läßt, ist unbestreitbar. Auf jeden Fall werden die Frauen auch bei Erwählung eines Berufes einen schwereren inneren Kampf zu bestehen haben, als der Mann, wie ihnen ja überhaupt — und das läßt sich nun einmal nicht hinwegleugnen — das schwerere Loos zugefallen ist. Eines aber ist sicher: schon jetzt, schon heute gibt es eine Gleichberechtigung, ein Niveau, auf welchem Mann und Weib sich brüderlich und schwesterlich die Hand reichen können, das ist auf ethischem Gebiete, in den Anforderungen der sittlichen Welt. Es gibt nur eine Moral für beide, und was edel, wahr, rein, menschlich und fromm ist, gilt vom Manne ebenso wie vom Weibe. Mrs. Ward läßt in ihrem Roman „Marcella" ihre Heldin die Lösung der socialen Frage in dem sittlichen Charakter des Einzelnen finden — sollte hierin nicht auch die einstige Lösung der Frauenfrage zu suchen sein?

Daß Sjöja keine gute Vorkämpferin für die Rechte der Frauen war, ergibt sich hieraus von selbst. Sehr merkwürdig ist es, daß diese Frau, deren

[1]) Kowalewsky.

Verstand Zeit und Raum durchschweifte, um in kühnem Fluge Berechnungen zu construiren, welche selbst die bedeutendsten Männer der Wissenschaft in Staunen setzten, so wenig mit der Wirklichkeit zu rechnen wußte. Sie träumte stets von einer überwältigenden Leidenschaft, von einer Liebe ohne Schranken, die, noch unentdeckt, irgendwo für sie glühte und flammte und ihr Leben in ein Paradies verwandeln sollte. Sie begehrte, so heiß, so ausschließlich geliebt zu werden, wie noch nie ein Weib vor ihr, und vergaß darüber, daß, was nicht einmal sie als Frau zu geben vermochte, unmöglich vom Manne gefordert werden kann — nämlich sein Leben ganz und ungetheilt einem einzigen Gefühle zu weihen. Aber so war nun einmal Sfófa: sie rechnete, wo sie ging und stand, nur mit imaginären Größen, die Phantasie machte ihr Alles möglich, und die berühmte Mathematikerin mit der Kinderseele fand sich in der Alltagswelt mit ihren ernsten und nüchternen Aufgaben niemals zurecht.

Dazu kam noch, daß Sfófa durchaus keine philosophische Natur war: der Verstand entwickelte sich zwar bei ihr früh, aber wohl könnte man sagen, auf Kosten der Vernunft. Ihre religiösen Ueberzeugungen scheinen der Wissenschaft größten Theils zum Opfer gefallen zu sein: religiös angelegt, wie sie aber nun einmal war[1]), blieb sie stets mit einer gewissen Pietät am Rituellen ihrer Kirche haften[2]) und suchte im Geheimnißvollen und Abergläubischen einen Ersatz für das Verlorene.

Mit einer Kirche ernstlich zu brechen, die so wenig für ein denkendes, forschendes Gemüth zu bieten hat, und selbständig den ewigen Fragen gegenüber zu treten, um aus ihnen einen ernsten Lebensinhalt zu gewinnen, der dem Dasein Zweck und Ziel setzte — dazu scheint es ihr an innerer Vertiefung gefehlt zu haben. Die Sehnsucht nach dem Ewigen, den Durst nach Unfaßbarem suchte sie mit Formeln zu beschwichtigen — aber Ewigkeitsgedanken sind keine leeren Formeln, sondern Leben, und wer mit Unendlichkeiten rechnet und der Unsterblichkeit nachjagt, dem sollte zuletzt auf seinem Wege — Gott begegnen. Sie hätte den Ruhepunkt finden müssen, in welchem sich Verstand und Gemüth vereinen lassen, eine Zufluchtsstätte über den beiden Existenzen, die sie abwechselnd führte, von wo aus ihr beide in verklärtem Lichte erschienen wären; oder lernen, auf eine von beiden zu verzichten, dann wäre ihr Lebensschiff wohl nicht in dem Kampfe zwischen Herz und Verstand untergegangen. Naturen aber, die das Verzichten und Aufgeben nicht erlernen können, die mit elementarer Gewalt Alles an sich zu reißen suchen und nie einsehen, daß wahre

---

[1]) Am deutlichsten geht dies aus einer Stelle ihrer eigenen Erzählung „Die Nihilistin" hervor. Wera ist in den Garten hinaus geeilt, um in der lauen Frühlingsnacht ihrem neuen Liebesglücke nachzuträumen (S. 53). „Mein Gott! wie schön ist das Leben!" Und Wera legt mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hände in einander. Wassilzew nennt sich Materialist, und Wera, in die neuen Theorien eingeweiht, meint ernstlich, mit jedem Glauben an Gott gebrochen zu haben. Demungeachtet ist ihre Seele in diesem Augenblicke mit leidenschaftlicher, grenzenloser Dankbarkeit gegen den Jemand erfüllt, der ihr dieses Glück beschieden hat, und nach alter, kindlicher, unaustilgbarer Gewohnheit wendet sie sich mit heißem Gebete zu dem Gott, dessen Existenz sie leugnet.

[2]) Die Mutter war lutherisch, die Kinder wie der Vater griechisch-katholisch.

Größe in der Einschränkung des Selbst liegt, können den bitteren Schmerzen der Enttäuschung nicht entgehen. So verzehrte sich Sfòfa im fortwährenden Streite eines nie zu versöhnenden Dualismus, der sie hin und her trieb und sie nicht zum Frieden mit sich selber kommen ließ.

VI.

Vor mir liegen Photographien — die meisten aus alter, längst vergangener Zeit. Da ist das Bild von Sfòfa's Vater mit seinem scharf ausgeprägten, hageren Gesicht, dem militärischen, etwas herabhängenden Schnurrbart, den stechenden, aber gutmüthig blickenden Augen — ein Typus eher der mongolischen als slawischen Rasse. Die Mutter, hübsch und anmuthig, trotz vorgerückter Jahre, mit weichen und angenehmen Zügen. Anjùta, schlank, biegsam, das seidenglänzende Haar von einem schwarzen Sammtbande umschlungen: sie sieht ganz Hingebung aus, und Niemand würde errathen, welch' unruhige Träume das hübsche Köpfchen erfüllen. Selbst der Hofmeister, Herr Malèwitsch, fehlt nicht, mit dem pädagogischen Gesicht und den sorgfältig-pedantisch frisirten Haarlocken an den Schläfen. Kein Wunder, daß er und Anjùta sich wie zwei feindselige Mächte gegenüber standen — ein größerer Unterschied in Ausdruck und Miene ist kaum denkbar. Und zuletzt Sfòfa. Erst die vierzehnjährige kleine Sfòfa mit dem Buche in der Hand, im schwarzen Kleide, genau wie sich bei uns die Confirmandinnen zur Erinnerung an die Zeit der Einsegnung aufnehmen lassen — nur ist es wohl statt des Gebetbuches eine Abhandlung über Physik oder Algebra. Dann wieder Sfòfa im unvortheilhaften Backfischkleide und Crinoline. Die Hände sind auf beiden Bildern auffallend klein und hübsch geformt. Sfòfa, in Vevey aufgenommen — ein dicker Knoten dunkler Zöpfe im Nacken festgenestelt; die Züge sind schon ausgeprägter als auf den beiden ersten Photographien, das Gesicht runder, der Mund mit seinen etwas vollen Lippen ein wenig geöffnet und der Blick der großen Augen wie verschleiert ins Weite gerichtet, als schaue sie dort die Zukunft und erwarte Großes von ihr . . . Dann wieder eine lebensprühende Sfòfa, in pelzverbrämter Konfederàtka und ebensolcher Jacke — das ganze Wintervergnügen des Nordlandkindes leuchtet ihr aus den Augen.

Das nächste Bild ist viel später gemacht und stellt eine Gruppe vor. Sfòfa sitzt am Tisch, auf welchem behaglich ausgestreckt ein weißer Spitz liegt, während ihre kleine Tochter Fòfa daneben steht, und sie scheint in Mutterglück und Mutterstolz zu lächeln. Diese Photographie ist nicht günstig — die Stellung zu nachlässig, der Anzug ohne Geschmack. Aber das ernste, kluge Gesicht der kleinen Fòfa, der glückliche Ausdruck Sfòfa's hat doch etwas Anziehendes: das Bild zeigt diese Letztere als Mutter — und als glückliche Mutter.

Die letzte Photographie endlich gibt Sfòfa vortheilhaft wieder; es ist der gereifte Kopf der Gelehrten mit dem tiefen Blicke ihrer großen, seelenvollen Augen und einem gewissen melancholisch-herben Zuge um den früher so frischen, vollen Mund. Die Züge sind feiner, vergeistigter geworden. Die leichtgewellten kurzen Haare fallen auf die kluge Stirn. Es ist ein Bild, das man lange anschaut, denn es liegt viel darin: Leidenschaft und Schmerz, Kraft und weiche

Sehnsucht zugleich. Es ist das letzte Bild, das von Sophie Kowalewsky, kurz vor ihrem Tode, aufgenommen wurde.

In den letzten Jahren entspann sich zwischen uns eine kurze Correspondenz. Nach Anjùta's Tode schrieb Sfòfa folgende Zeilen an meine Mutter, als Antwort auf deren theilnehmenden Brief. Sie zeigen Sfòfa's reiches und tiefes Gemüthsleben.

Stockholm, 2. November 1887, Sturegatan 56.

Meine liebe Tante!

Ich danke Dir sehr für Deinen guten, herzlichen Brief. Anjùta's Tod war ein furchtbarer Schlag für mich, um so mehr, als wir nach der Operation wieder ein wenig zu hoffen anfingen. Der Arzt, welcher sie operirte (wie es scheint, eine große Berühmtheit), war des Erfolges beinahe sicher, als eine Lungenentzündung hinzutrat, um sie uns binnen zweier Tage zu entreißen. War diese Lungenentzündung die Folge irgend einer Unvorsichtigkeit, und hätte es in menschlicher Macht gelegen, sie zu verhindern? Das ist augenscheinlich eine Frage, die nicht zu beantworten ist. Was aber die Operation selber anbetrifft, so glaube ich nicht, daß man sich vorwerfen könnte, sie vorgenommen zu haben, da der Tod ohne dieselbe unvermeidlich war, und die Leiden wahrscheinlich noch weit größer gewesen wären (folgen weitere Einzelheiten der Krankheit) . . .

Die arme Anjùta ist nun einmal todt, und nichts kann sie uns ins Leben zurückrufen . . . . . .

Wie geht es Dir, meine liebe Tante? Wo sind jetzt alle Deine Kinder? Ich versäume niemals, mich bei Tante Sophie nach Euch zu erkundigen, wenn ich sie sehe. Es war mir ein wahrer Kummer, von ihr zu hören, daß S.'s Gesundheit noch immer zu wünschen übrig läßt. Du schreibst mir auch, daß sie an den Augen leidet; das ist gewiß ein großer Kummer für sie, da es sie in der Ausbildung ihres Talentes für die Malerei hindern muß. Wo ist F.? Verfolgt er seine mathematischen Studien, oder hat er sich ganz den praktischen Anwendungen der Wissenschaft gewidmet? Mein Gott, wie schnell vergeht doch die Zeit! Es ist mir, als sei es erst gestern gewesen, daß wir, auf unserer ersten Reise ins Ausland, Euch in Stuttgart besuchten. Diese ersten Eindrücke sind immer so lebendig. Ich kann mich auch jetzt noch so lebhaft auch der unbedeutendsten Einzelheiten dieser Reise entsinnen. — Es kommt mir sehr hart vor, wenn ich bedenke, daß von allen den Menschen, die mich damals umgaben, nur noch Fédja[1]) und die alte Praskòvia[2]) am Leben sind.

Mit meiner Schwester Tod ist das letzte Band zerrissen, das mich mit meiner Kindheit verband. Meine kleine Sònja ist schon ein großes kleines Mädchen. Sie geht in die Schule und zeigt recht gute Anlagen zum Lernen. Sie ist ziemlich klein für ihr Alter, aber recht kräftig. Sie spricht fließend Schwedisch und lernt jetzt das Französische. Sie hat hier in Stockholm viele kleine Freundinnen und Freunde. Ich finde aber doch, daß es sehr traurig für sie ist, so einsam aufzuwachsen, ohne Brüder und Schwestern. Meine intimsten hiesigen Freunde, Professor Mittag-Leffler und Frau Edgren[3]), haben keine Kinder, so daß sie die einzige Kleine in unserem Kreise ist. Lebe wohl, meine liebe Tante, ich umarme Dich von

[1]) Der Bruder.

[2]) Vermuthlich eine Dienerin.

[3]) Die den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannte, ausgezeichnete schwedische Schriftstellerin, geb. Leffler, nachmalige Duchessa di Cajanello, welche der Freundin, deren Leben sie beschrieben hat, 1892 in den Tod gefolgt ist.

Herzen, ebenso wie auch Sonja. Ich wäre sehr froh, wenn eine von Euch mir von Zeit zu Zeit schreiben und mir Nachrichten von Euch geben wollte.

Deine von Herzen Sophie Kow.

Die folgenden Briefe schrieb Sofia anläßlich eines Buches, welches ich ihr sandte. Sie bedient sich dabei ihrer Muttersprache; ich gebe sie hier in der Uebersetzung wieder.

Stockholm, Sturegatan 56, 11. December 1887.

Liebe Sonja!

Verzeihe mir, bitte, daß ich so lange gezögert habe, Deinen lieben Brief zu beantworten; er kam gerade zum Schluß unseres Herbstsemesters, d. h. während der heißesten Arbeitszeit, weshalb ich bisher keinen freien Augenblick fand, um Dir einen ausführlichen Brief zu schreiben. Nun benütze ich die ersten Tage unserer Weihnachtsferien, um mit Dir zu plaudern. Deine literarischen Beschäftigungen interessiren mich sehr, schreibe mir, bitte, die Titel Deiner beiden Kinderbücher, und wo man sie bekommen kann. Für welches Alter sind sie bestimmt, große Kinder oder kleine, wie meine Sonja? Du wirst Dich wohl sehr verwundern, wenn ich Dir erzähle, daß ich in den Ferien, und um von der Mathematik auszuruhen, mich auch mit Schriftstellerei beschäftige. Im letzten Jahre sogar sehr eifrig, da ich mich hier mit Mme. Edgren, welche augenblicklich für die beste Schriftstellerin Schwedens gilt, sehr befreundet habe. Dieser Tage wird ein Drama erscheinen, welches von uns beiden geschrieben worden ist; d. h. den Stoff habe ich erfunden, den Gang der Handlung und die Aufeinanderfolge der Scenen haben wir zusammen ausgedacht, und in schwedischer Sprache hat sie es geschrieben. Uebrigens drücke ich mich unrichtig aus, wenn ich sage: „ein Drama," denn eben das ist das Originellste an unserem Machwerk, daß es eigentlich nicht ein Drama ist, sondern zwei Parallel-Dramen, welche unter dem gemeinsamen Titel: „Der Kampf um das Glück" (auf Schwedisch Kampen för lyckan) vereint sind. Die handelnden Personen sind in beiden Stücken dieselben, und beide haben ein und denselben Prolog. Das erste Drama stellt das vor, was sich wirklich zugetragen hat, das zweite das, was hätte geschehen können. Morgen oder übermorgen wird unser Drama im Druck erscheinen (die Bogen sind schon fertig aber noch nicht brochirt), und ich hoffe, daß es im Laufe des Winters auf der hiesigen Bühne gegeben wird[1]). Eine unserer Bekannten in Deutschland hat uns um die Erlaubniß gebeten, unser Drama ins Deutsche übersetzen zu dürfen, so daß Du in Deutschland vielleicht einmal davon hören wirst. Hier wird es unter dem Pseudonym Korvin-Leffler (Korvin als mein und Leffler als ihr Mädchenname) erscheinen. Heute schicke ich Dir unter Kreuzband einen kleinen Artikel, welchen ich vor zwei Jahren dem „Russischen Gedanken," einer Moskauer Zeitschrift, einsandte. Doch bilden solche Beschäftigungen selbstverständlich für mich nur einen Ferienzeitvertreib; die Mathematik ist Hauptsache. Ich schreibe jetzt an einer großen mathematischen Arbeit[2]), welche ich bis zum Frühjahr zu beendigen hoffe. Meine kleine Sonja ist jetzt schon ein großes, achtjähriges Mädchen, welches täglich in die Schule geht und sehr gut Schwedisch spricht. Stelle Dir vor, daß sie bereits anfängt, die russische Sprache zu vergessen, obgleich sie den ganzen Sommer in Rußland zubrachte und ich mit ihr Russisch spreche, wenn wir allein sind. Es macht sich bei ihr schon jene eigenthümliche Aussprache bemerkbar, welche ich bei allen Kindern beobachtete, die im Auslande aufwachsen.

[1]) Das weitere Schicksal dieses Dramas ist aus dem Leffler'schen Buche bekannt.

[2]) Wahrscheinlich dieselbe, welche ihr den „Prix Bordin" von der Pariser Akademie der Wissenschaften eintrug. Es wurde versichert, daß die Preisrichter, nachdem sie einstimmig Sofia's Arbeit als die weitaus beste erklärt hatten, sehr verdutzte Gesichter machten, als aus dem versiegelten Couvert der Name einer Frau herausfiel.

Ich umarme Dich herzlich, liebe Sónja, und bitte Dich, Tante Sáscha und Olga zu küssen, sowie Deine Brüder zu grüßen. Schreibe mir ausführlich, was Ihr alle treibt. Deine Dich liebende Sófa.

Meine Glückwünsche zu Weihnachten.

Paris? 31. December 1888 / 12. Januar 1889. [1]).

Theure Sónja!

Ich danke Dir für Dein liebes Briefchen, das ich vor wenigen Minuten erhielt. Ich fühle mich furchtbar schuldig, daß ich Dir nicht für das Buch dankte, welches Du so lieb warst mir zu senden, und das ich mit großem Interesse zusammen mit Fófa und einer ihrer Freundinnen, der Tochter des Astronomen Gülden, las. Zuerst schob ich mein Schreiben an Dich immer wieder hinaus, weil ich ein Exemplar meines Artikels über George Eliot [2]) suchte und es nicht fand; dann verreiste ich für die Ferien aus Stockholm; dann war ich so mit meiner Arbeit beschäftigt, für welche ich jetzt den 5000 Frcs.-Preis von der Pariser Akademie der Wissenschaften erhalten habe u. s. w.

Ich habe die Nummer des „Journal de St. Petersbourg", von welcher Du mir schreibst, nicht gelesen, und es würde mich sehr interessiren, zu erfahren, was von Dir darin steht. Wahrscheinlich hast Du irgend ein Bild ausgestellt oder ein neues Buch herausgegeben?

Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir diese Nummer schicken und überhaupt von Dir schreiben wolltest.

Ich verbringe gegenwärtig meine Ferien in Paris, wo ich furchtbar viel in Gesellschaften gehen muß. Daher entschuldige mich, bitte, wenn ich heute nur einige Zeilen schreibe, aber ich will nicht länger damit warten, Dir für Deinen lieben Brief zu danken und Dir ein glückliches neues Jahr zu wünschen.

Deine Dich liebende Cousine Sófa.

Von da an habe ich wenig mehr von Sophie Kowalewsky gehört. Von Zeit zu Zeit drang ihr immer größer werdender Ruf bis zu uns, bisweilen brachten Zeitungen irgend eine Kunde — gesehen habe ich sie nicht wieder, und bald darauf wurden wir aufs Tiefste durch die Nachricht von ihrem jähen Tode erschüttert.

Es war unbegreiflich — sie, die Lebenssprühende, deren rastlose Seele mit ihrer ungewöhnlichen Gedankenfülle nie ruhen konnte — sie hatte die ewige Ruhe gefunden . . . Aber nein, ich für meinen Theil wenigstens kann mir Sófa Kowalewsky nicht ruhend denken — irgend wo, irgend wie muß sie mit ihrem hochstrebenden Geiste weiterringen, zur Klarheit, zur Wahrheit, zur Harmonie mit sich selbst, die ihr hier zeitlebens fehlten.

Friede — nicht nur ihrer Asche, Friede auch ihrer Seele!

---

[1]) Alter und neuer Stil.

[2]) Sophie Kowalewsky war mit der genialen Verfasserin von Adam Bede, Middlemarch und Silas Marner, deren Autograph sie der Cousine ja auch schon früher geschickt hatte (s. oben S. 419), persönlich befreundet.

Julian Schmidt der Literarhistoriker.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Julian Schmidt's „Geschichte der Deutschen Literatur" schließt mit dem fünften Bande, zehn Jahre nach dem Tode ihres Begründers, jetzt erst ab. Zehn Jahre todt sein bedeutet heute: lange todt sein. Zu diesem Werke aber haben wir Stellung zu nehmen wie zu einer Neuigkeit.

Wir streben heute wieder zum Allgemeinen in der Geschichte. Die aufgestörten Specialisten fühlen sich in scheinbar uraltem Besitze unsicher. Sie rufen: Wapen! Wapen! Denn als Vorrecht nehmen die Historiker in Anspruch, nur in bestimmter Richtung Reihen von Thatsachen zu verfolgen. Bei „Literaturgeschichte" laufen die anderen „Geschichten" in gemeinsamer Dämmerung so lange daneben, bis einmal gelegentlich auch auf sie das Licht fällt. Das Publicum duldet solche Abtrennungen einzelner Theile von Völkerexistenzen, oder nationalen Arbeitsgebieten, weil man die Unmöglichkeit kennt, sämmtliches Geschehende zugleich in gleiches Licht zu versetzen. Nur auserwählten Höherstehenden wird gestattet, dies zu thun. Treitschke durfte die Totalität der deutschen Lebensäußerungen zum Ausgange seiner eigensten Darstellung machen.

So ist Theilung der Gebiete denn das Regelrechte. Literaturgeschichte ist ein fester Begriff. Politische Geschichte ebenso. Beide dürfen sich nicht vermischen mit Kunstgeschichte. Die Grenzen der verschiedenen Historien haben sich dem Publicum eingeprägt. Und so nennt Julian Schmidt sein Buch: „Geschichte der Deutschen Literatur von Leibnitz bis auf unsere Zeit".

Der Fortschritt der Deutschen Literaturgeschichte, so weit im Laufe dieses Jahrhunderts Literaturgeschichten geschrieben worden sind, ist der von ästhetischer Betrachtung der einzelnen Werke zur Erforschung der mit ihnen in Zusammenhang gebrachten Lebensschicksale ihrer Urheber, wobei die Werke schließlich nur einen Theil des biographischen Materials bilden. Anfangs sollte uns nur die ästhetische Würdigung der von Dichtern hervorgebrachten Hauptwerke gegeben werden, dann trat das allgemein Geschichtliche mehr und mehr ein. Gervinus

schrieb zuerst mit politischen Hintergedanken, und für die individuelle Beleuchtung des Ganzen unserer dichterischen Production begann damit eine neue Epoche. Vilmar, eine kirchliche, zarte, aber energische Natur, hatte bei seiner „Geschichte der Deutschen Nationalliteratur" die Erzählung des Inhaltes der Dichtungen zumeist im Auge. Koberstein faßte seine Arbeit schon als Compendium. Goedeke die seinige im Sinne der Vollständigkeit als organisches Lexikon. Goedeke's neueste, noch unvollendete Auflage entspricht am besten dem, was man heute braucht. Ein an der Spitze des Werkes stehender vorzüglicher Herausgeber hat die einzelnen Artikel an diejenigen Literarhistoriker vertheilt, von welchen die beste Bearbeitung zu erwarten war. Sie stellten ihre Antheile ein jeder völlig für sich her, so daß von gemeinsamer Tendenz des ganzen Werkes nicht die Rede sein kann. Scherer hatte noch besondere Absichten, Sympathien und Antipathien gehegt, ohne beide scharf hervortreten zu lassen. Als freidenkender Katholik behandelte er Luther nicht als Gründer einer Kirche, sondern als interessanten und energischen Schriftsteller. Scherer machte sich frei vom Hergebrachten und lieferte im Sinne der „exacten germanistischen Wissenschaft" ein Lehrbuch, wie man es für Universität und Gymnasium bedurfte, bedarf und wohl noch lange bedürfen wird. Scherer's Literaturgeschichte wird heute als die abschließende Arbeit angesehen. Da könnte mit einiger Verwunderung gefragt werden, was Julian Schmidt's altneue Literaturgeschichte — ihrer Zeit zwar in manchen Auflagen verbreitet — heute in einer allerneuesten Umarbeitung noch wolle. Ein todter Autor hat die Absicht nicht mehr, Lebendige, deren Zeitgenosse er nicht mehr ist, unter seinen Willen zu zwingen. „Dem Lebendigen gehört die Welt!" fand ich letzten Sommer als die handschriftliche Einzeichnung H. von Treitschke's in ein Album. Auch Scherer kann das nicht mehr wollen, aber der Wille seiner Freunde und Schüler tritt für den seinigen ein. Julian Schmidt aber hat nicht einmal mächtige Freunde noch ins Feld zu führen, und doch ist sein Buch neu und lebendig.

Ich hatte Julian Schmidt vor langen Jahren, als der erste Band frisch dalag, gesagt: „Wenn der letzte heraus kommt, recensire ich es." Ich meinte, das werde in ein bis zwei Jahren sein, und wollte bei dieser Gelegenheit manches sagen, das mir jener Zeit noch auf dem Herzen lag. Heute aber längst nicht mehr. Und nun gilt es trotzdem, mein Wort einzulösen. Mit unendlicher, einsamer Arbeit und zugleich unter dem Beirathe nachgelassener Freunde Julian Schmidt's hat seine Frau nach dem fertig daliegenden Materiale die späteren Bände im Druck endlich fertig gestellt. Ich fühle mich Julian Schmidt verpflichtet. Zuerst versuchte ich, sein Bild in der Widmung der vierten Auflage meiner Goethe-Vorlesungen zu geben; dann, zum zweiten Male, in der Vorrede zur fünften (S. VI). An beiden Stellen habe ich nicht genug gethan. Seine Ansprüche wachsen. Je mehr die Zeiten zurückweichen, die wir zusammen verlebten, sowie die, in denen er, bevor wir uns kennen lernten, wirkte und arbeitete, um so inhaltsreicher erscheinen sie mir. Ich habe Julian Schmidt in Leipzig nicht gesehen, als er dort mit Gustav Freytag die „Grenzboten" redigirte und neben ihm die öffentliche Meinung beherrschte. Auch seine ersten Jahre in Berlin waren mir fremd. Zufällig kam ich einmal mit ihm zu-

sammen. Mich zog die aufbrausende Leidenschaft an, mit der er seiner Meinung manchmal Geltung verschaffte. Dann, daß er seine Anschauungen nur sich selbst verdankte. Ein im strengsten Sinne selbstgemachter Mann. Der nur in seinen Ideen lebend, nach allen Seiten greifend, seine Vorräthe vermehrte. Ueber Alles sich aussprach. Recht gut wissend, daß auch seine Welt ihre Grenzen habe, niemals aber in seiner Selbstcultur ermüdend. Die jetzt vollendete neue Herausgabe der von ihm umgestalteten „Deutschen Literaturgeschichte" war die letzte große Expedition, die er unternahm. Und von deren Erfolg er überzeugt war.

Auch ich glaube daran. Die literarhistorische Productionsepoche hat in Deutschland von 1830—1880 gedauert. Das in diesen fünfzig Jahren Geschriebene wird das Maßgebende bleiben. Seit 1880 etwa ist die Zeit der mikroskopischen Forschung angebrochen. Julian Schmidt's „Deutsche Literaturgeschichte" steht zu jenen sich weiter forterzeugenden deutschen Literaturgeschichten, die ich oben nannte, scheinbar in keinem Verhältnisse, sie ist eine Schöpfung für sich. Scheinbar für eine längst vergangene Gegenwart gedacht und geschrieben, wird sie von der heutigen Zeit aber vielleicht anders verstanden werden, als von Denen einst, von Denen sie in den früheren Auflagen gut aufgenommen worden war. Wie sie heute vorliegt, ist sie ein neues, der Zukunft gewidmetes Buch.

Julian Schmidt war kein Universitätslehrer, sondern einer von den schreibenden Privatleuten, welche schreiben, um zu leben. Er pflückte nicht etwa nur die Rosen oder die Aepfel und Birnen, sondern was in Feld und Garten ihm vorkam, bis zum Knoblauch. Wo ihm Literaturartiges von Werth aufstieß, betrachtete er es und stellte sein persönliches Verhältniß dazu fest. Wenn ein scharfsinniger Mann, der zu Jahren kommt, in dieser Thätigkeit sein Leben lang beharrte und schließlich dessen dick aufgesammelte Resultate in einem organischen Werke zusammenfaßt, und wenn dieser Mann zugleich in seinen Anschauungen dem edleren Durchschnittscharakter des deutschen Publicums entspricht, so kann da wohl etwas zu Stande kommen, das bleibenden Werth und Wichtigkeit hat. Seine Literaturgeschichte gehört aus diesen Gründen schon zum deutschen historischen Material. Aber aus anderen Gründen noch geht sie die Gegenwart an.

Mit der officiell fundirten Gelehrsamkeit also hat Julian Schmidt nie zu thun gehabt. Mit dem deutschen Volke aber allewege. Wenn ein solcher Mann Literaturgeschichte schreibt, ist das nicht bloß sammelnde Gelehrtenarbeit. Literatur war das Element der Jahre, in die die Thätigkeit der meisten Männer fällt, welche, um rein amerikanisch zu reden, die Makers of Germany waren. Bildende Kunst lag weit unter ihnen. Die Aera der Ausstellungen und Denkmalconcurrenzen war noch nicht angebrochen. Auch die allmächtige Philologie herrschte noch nicht. Julian Schmidt war bei seinem Universitätsstudium schon nicht von der Philologie ausgegangen, sondern von der Philosophie. Er wußte aus eigenem Urtheil, worin Hegel, Herbart und Schelling sich unterschieden. Er trat als Lehrer bei einem Gymnasium ein, machte sich dann aber los, um in Leipzig als freier Schriftsteller zu leben,

nahm thätigen Antheil an der politischen Bewegung, und gehörte zu der aufgeregten Generation Derer, die das Große erwarteten und ihm die Wege bereiteten. In diesem Sinne sind die Artikel entstanden, aus denen er seine Bücher zusammenschmiedete. Sie enthielten ein drängendes, treibendes Element. Sie wollten beschleunigen. Wie erwartungsvoll konnte Julian Schmidt reden! Wie für Alles einstehen, das er zu Deutschlands Heil als nothwendig erachtete. 1818 war er geboren, 1886 starb er. Noch unter Kaiser Wilhelm's I. glorioser Herrschaft, als Deutschland und die Welt von Greisen regiert wurde. Als Schmidt selbst schon alt war, blieb ihm dieses alte, feurige, ungestüme Aufbrausen getreu, wenn über die höchsten Güter gestritten wurde. Julian Schmidt's „Deutsche Literaturgeschichte" ist ein Niederschlag der Empfindungen jener Tage vor Anbruch der neuen Zeit. Sie enthält die literarischen Erfahrungen eines Mannes, der nur über das sprach, was er selbst gelesen hatte, und nur das billigte, was ihm der Billigung werth erschien. Gervinus arbeitete für die Gelehrten, die seiner Zeit fast allein unser öffentliches Leben repräsentirten; Vilmar für die stille Betrachtung privater Leser, denen das Sichversenken in deutsches Wesen eine Art von Gottesdienst war; Julian Schmidt für das wirklich eintretende öffentliche Leben. Was er lieferte, war eigenes Wachsthum. Er wollte weder vollständiger sein noch klüger als Andere. Er stand mitten in den Dingen drin, und so weit seine Augen reichten, beschrieb er das Erschaute. Das Werk ist seines Verfassers Glaubensbekenntniß.

Von der ältesten Zeit enthält es nichts. Nichts auch von denen der Reformation. Auf Bibliotheken hat Schmidt kaum wohl gearbeitet, und archivalische Studien nicht gemacht. Er besaß einen nicht unbeträchtlichen Büchervorrath, mehr Ansammlung von Büchern aber als Bibliothek. Ihn interessirte zumeist, was jeder neue Tag an neuen Erscheinungen brachte. Das ergriff und erfüllte ihn. Das las er sofort und genau. Was bei dieser Art, Kenntnisse zu erwerben, sich allmälig in ihm aufstapelte, war beträchtlich. Es war stets in Momenten einer gewissen Action von ihm erworben worden und nahm sofort den Charakter geistigen Eigenthums in ihm an. Dies ist wichtiger, als man denken sollte. Es kommt nicht nur darauf an, daß man ein Buch lese, sondern wie man es lese. Er entnahm seiner Lectüre das die Bestrebungen seiner Epoche Betreffende. Sein Gedächtniß beherbergte eine Fülle zu vergleichenden Materiales. Seine Urtheile waren lebhaft, aber von gemäßigten Gefühlen dictirt. An Ort und Stelle eingereiht, wurden diese literarischen Erfahrungen zu organischen neuen Theilen eines umfangreichen Besitzthums. Und zwar eines ihm durch und durch eigenen. Er war wie ein Landwirth, der Jahrzehnte hindurch mit dauernden Ankäufen sich ein großes Gut errungen hat, das er, weil er es stückweise so erwarb, besser kannte als wenn er es als Ganzes ererbt hätte. Es ist mir über Schmidt's Literaturgeschichte gesagt worden, sie sei ja nur aus unzähligen Journalartikeln zusammengeflickt worden. Wer so urtheilt, als ob ein berechtigter Vorwurf hierin liegen könne, läßt die außerordentliche stilistische Durcharbeitung außer Betracht, mit der Schmidt diese letzte Auflage behandelt hat. Viele gute Bücher sind so entstanden. Schmidt's Artikel häuften sich an. Das Einzelne

mußte unter allgemeinem Gesichtspunkte vereinigt werden. Ich sehe die kleinen, wohlgefüllten, zugebundenen Mappen noch vor mir, in denen das Manuscript Jahre lang dalag. Gerade diese Entstehung des Werkes aber sichert ihm seinen dauernden Werth. Jede Seite darin trägt ihr inneres Datum. Es repräsentirt die Tagebücher einer langen, mühevollen Reise. Es sind keine anderen Büchern entnommene Notizen da sorgsam zusammengetragen worden, sondern ist erlebtes Material. Die deutsche Literatur war sein Erdtheil, den er immer wieder durchquert hat.

Reisebeschreibungen gewähren Anderes als ein geographisches Lehrbuch. Schmidt's Werk läßt sich trotz der Verwandtschaft weder mit jenen noch mit diesem vergleichen. Es wäre wie eine Geographie etwa, die Jemand schriebe, der die Erde selbst bereiste: seine eigene Person bliebe stets das Centrum, was er nicht gesehen, beschriebe er nicht oder erwähnte es nur mit kurzen Worten, ein abgerundetes Bild aber soll doch gegeben werden. Ueberall erkennen wir bei Julian Schmidt die Mühe, selbstgewonnene Eindrücke zu verallgemeinern. Das Bestreben, die persönliche Meinung recht rein zu sagen, und zugleich den Wunsch, vereinzelte Aufsätze zu Theilen großer Darlegungen umzugestalten. In alledem liegt aber natürliche Arbeit. So ist Goethe's „Wahrheit und Dichtung" zusammengeschweißt worden. Was dieses Werk Goethe's, der ein großer Historiker war, an Darstellung literar-historischer Entwicklungen enthält, wird immer werthvoll, ja für Anfänger die einfachste und erste Einführung in diese Dinge bleiben.

Treitschke's „Deutsche Geschichte" zeigt am besten, wodurch Julian Schmidt's Deutsche Literaturgeschichte vor anderen Literaturgeschichten den Anspruch gewann, einfach nur unter diesem Namen zu gehen. Treitschke's Charakter und seine Schicksale hatten ersichtlichen Antheil an der Gestaltung dieser seiner letzten Lebensarbeit. Sein öffentliches Wirken, seine Leidenschaftlichkeit, die ihm durch seine Taubheit aufgezwungene innere Vereinsamung waren bedingende Elemente für sein Buch. Es vereint die Vorzüge scheinbarer Memoiren und einer hier in der That, durch unendliches Studium versteckter Hülfsmittel mühsam geformten, gelehrten Arbeit. Treitschke dringt mit persönlicher Gewaltsamkeit auf uns ein und erhebt sich zu freier, künstlerischer Schilderung. Das Jahrhundert deutscher Geschichte, das er beschreibt, trägt den Stempel des öffentlichen Eingreifens literarischer Gedankenarbeit groß und deutlich; daher der Zwang für diesen handelnden Politiker — wenn Deutschland je einen hervorbrachte — immer wieder zum Literarhistoriker zu werden; daher aber auch für Julian Schmidt — ein nur denkender Journalist, wenn Deutschland je einen hervorbrachte — die Nöthigung, bei seiner Literaturgeschichte immer das Politische zugleich zu behandeln. Gervinus hätte wohl auch gern so geschrieben, aber seine der Preßfreiheit entbehrende Jugendzeit gestattete es nicht, und die ungeheure, heute offen liegende Masse von Hülfsmaterial fehlte ihm. Denn fast keinen der Goethe'schen Briefwechsel konnte Gervinus einsehen, und so mußte er sich mit Gewalt beschränken. Und auch seine nächsten Nachfolger haben es gethan. Deshalb aber fehlt den Werken seiner Schule der Anspruch auf den Titel „Deutsche Literaturgeschichte" schlechthin.

Denn höchst auffallend ist, wie Gervinus' Buch auch in den späteren Zeiten noch, als Material in Hülle und Fülle zuströmte, in seiner Fundamentirung allen späteren Literaturgeschichten bis auf Goedeke zu Grunde gelegen hat. Sie haben denselben inneren Bau und sind, wenn sie auch noch so selbständig erscheinen, Nachbildungen dieser gewaltigen Arbeit. Julian Schmidt dagegen, eben weil er kein Buch schreiben wollte, sondern all' sein Geschriebenes zuletzt zusammenfaßte, brachte etwas ganz Originelles zu Stande. Was man dem Werke auch vorwerfen möchte, wird durch den Vorzug wett gemacht, ohne jede Rücksicht auf Vorbilder aus einer Zeit für diese Zeit geschrieben zu sein. Es ist das Product eines bestimmten Mannes. Julian Schmidt's „Deutsche Literaturgeschichte" ist ein Vermächtniß. Sie gibt eine literarische Weltanschauung. Sie hat die Grenzen der Verhältnisse, die ihren Autor umgaben, trägt die Spuren guter und böser Witterung, in der sie zu Stande kam, enthält in ihren fünf mächtigen Bänden aber eine Masse historischer Thatsachen und Betrachtungen literarischen Inhalts, die nur hier zu finden sind, weil Andere keine Acht darauf hatten. Julian Schmidt's Anschauung ist oft nur individueller Art. Sie war zuweilen begründet auf momentanen, vorübergehenden Verhältnissen. Aber sie trägt den Erdgeruch ihrer Zeiten, auf die man in Deutschland mit vielen Fragen auf den Lippen zurückblicken wird, weil sie die Tage sind, in denen das heutige Deutschland gestaltet zu werden begann. Diese Dinge fangen jetzt erst an historisch zu werden.

Doch es könnte den Anschein haben, es sei mir darum zu thun, einen auf besonderen Fähigkeiten beruhenden Mann als neben ihm eintretender Erklärer so darzustellen, wie eines alten Freundes Pflicht sei. Vielleicht sogar ihn hier und da zu entschuldigen. Die positiven Vorzüge seiner Arbeit lasse ich vielmehr unbesprochen, weil sie sich so sehr von selbst ergeben. Ich brauche sie dem, der das Buch las, nicht aufzuzählen. Julian war kein philologischer Gelehrter, aber der vom Leben geschulte echte Literaturverständige. Er besaß historischen Tact. Da, wo Julian Schmidt unsere großen Dichter behandelt, steht er auf der Höhe. Wie wird Schiller's fortschreitende Arbeit, Goethe's Urtheil darüber und die Zustimmung des seine Stücke empfangenden Publicums geschildert. Wie schreibt Schmidt überall ohne jedes Aufsuchen stilistischer Effecte! Ohne Bestreben, mit Contrasten zu wirken, dem heute so Viele unterliegen. Das ist einfache, gute Diction. Jede Seite entsprang dem Nachdenken eines Mannes, der fest auf seiner Stelle stand. Eines Charakters. Keines bloßen Fachgelehrten, der gegen Collegen, die ihn etwa mit dem Nachweise von Versehen oder der Vernachlässigung dieser oder jener Notiz wegen angreifen, einen Köcher voll spitzer Gegenvorwürfe zu versenden hat, sondern eines in seinem Kreise wohlerfahrenen Schriftstellers, der seine Meinung als das im allgemeinen Sinne Maßgebende gibt. Er stritt wie man heute in nationalen Versammlungen Mann gegen Mann losgeht. Er greift an, aber er ist gerecht. Daraus erklärt sich seine Neigung, die Meinungen Anderer mit deren eigener Rede anzuführen. In weiser Auswahl werden die inhaltvollen Worte Derer herausgesucht, die wir aus ihren eigenen Worten am besten verstehen. Die richtige Art, mit Citaten zu operiren, ist schwer zu erlernen. Julian Schmidt übt sie als

Meister. Seine Darstellung gewinnt dadurch oft dramatisches Interesse. Im besten Momente läßt er Den, dessen Leben er behandelt, persönlich die Stimme erheben. Er selbst tritt zurück, und wir in directen Verkehr mit dem Manne. Stellen der Werke, der Briefe und andere Aeußerungen selbstbekennender Art führen uns in dessen unmittelbare Nähe. Wir leben heute in der Periode der Goethe-Biographien: betrachte man die Friederike von Sesenheim gewidmeten Seiten: in wie schriftstellerisch höchst wirksamer Weise Friederikens-Gestalt uns da nahe gebracht wird! Schmidt weiß, was der gebildete Leser verlangt und liefert es ihm. Es wird von der heute herrschenden historischen Schule so viel über Ranke gestritten; man lese, was in Julian Schmidt's fünftem Bande Seite 306—313 über Ranke gesagt wird. Und man nehme gleich hinzu, was vorher und nachher über die gleichzeitigen Historiker gesagt wird. Es ist auf Heinrich Leo neuerdings wieder hingewiesen worden, dessen Schriften wenig gekannt und in Form und in Inhalt doch gleich ausgezeichnet sind. Werke, denen für grundlegende erste Bekanntschaft mit gewissen Menschheitsbewegungen lebendigere Kenntniß zu entnehmen ist als denen Ranke's. Man lese, was Schmidt auch über Leo schreibt. Er urtheilte über diese Schriften später als sie erschienen, und dämpfte das ursprünglich vielleicht lebhaftere Urtheil.

Wie Treitschke kam Julian Schmidt zu Gute, daß er sich zu allen Zeiten an ein unmittelbar empfangendes Publicum wandte, in dessen Mitte er lebte, und dem er, was er niederschrieb, oft genug mündlich aussprach. Er behandelt in seiner Schilderung gesellschaftlicher Zustände Männer zuweilen wie persönlich Bekannte, die es weder waren noch sein konnten. Aber er hatte doch die Luft selbst geathmet, in der auch sie als Lebende noch athmeten. Julian Schmidt's „Deutsche Literaturgeschichte" wird in ihren letzten Theilen mit den Jahren immer mehr den Charakter zeitgenössischer Niederschrift tragen und als solche unentbehrlich sein. Dadurch bekommt auch Treitschke's letzter Band zuweilen den Anschein des Memoirenhaften. Schmidt's Werk repräsentirt die Meinung der gemäßigt liberalen Partei. Treitschke steigert sich nicht selten zu einer seiner persönlichen Neigung oder Abneigung entspringenden, scharf accentuirten, beinahe dichterischen Anschauung; Schmidt gibt in ruhigerer Sprache das zu verantwortende Durchschnittsurtheil des einstigen constitutionellen Publicums. Seine fünf Bände sind ein literarhistorisches Glaubensbekenntniß für die Zeiten nach 1848, wie Gervinus' „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" eins für die Zeiten nach 1830 war. Beide Werke haben ihren gesicherten Bestand. Sie dürfen in keiner Bibliothek fehlen. Sie sind Zeugnisse. Ich möchte hier, meiner Neigung folgend, ganze Reihen der von Julian Schmidt charakterisirten Männer einzeln besprechen und, was von ihm über sie geurtheilt worden ist, mit dem Urtheil anderer Historiker vergleichen. Aber es muß genügen, hierauf hingewiesen zu haben. Ueberall wäre auf eine andere Mischung persönlichen intimen Verständnisses (oder auch Mißverständnisses, von denen ja auch Treitschke nicht frei war) hinzuweisen, die sich in diesen Schriften einer vergehenden Epoche ausspricht.

Diese Art historischer Beurtheilung der Männer und Verhältnisse ist fast schon abgekommen. Heute beruft man sich bei Charakteristiken auf das-

was Andere gesagt hätten. Eine mehr rechthaberische Hervorhebung einzelner notizenhaft abgegrenzter Thatsachen ist eingetreten, der nur zu entnehmen ist, daß über gewisse Fragen einzelne Leute im Streite liegen, und daß ein Richter, bei dessen Spruche man sich beruhigen könne, fehlt. Ich verfolge das nicht weiter. —

Es ist meine Art, in zufällig freien Augenblicken zuweilen Bücher in die Hand zu nehmen und auf gut Glück zu öffnen, ob man sich weiter zu lesen veranlaßt fühle. Fasse ich zufällig einen Band unserer zahlreichen Literaturgeschichten, so erlahmt meine Neugier meist rasch, weil ich zu genau weiß, was kommt. Julian Schmidt's Geschichte der Deutschen Literatur aber hat etwas dauernd Erfrischendes. Die Person des Berichterstatters tritt dicht an uns heran. Wir erfreuen uns seines hellen Blickes. Seines Hinwegeilens über das Gleichgültige. Seines Beharrens beim Inhaltreichen. In Summa, des Zusammenseins mit einem Manne, der sich unbefangen im Gefühle aussprach, einer von den Mitarbeitenden zu sein, die sicherlich Gehör finden. Er bildete die Mitte eines Kreises. Als Denkmal dieses Kreises mag der Schreibtisch dienen, der Julian Schmidt bei seinem sechzigsten Geburtstage von seinen Freunden geschenkt ward und eine silberne Platte mit ihren Namen trägt. Es ist kein bloßer Schicksalseinfall, wenn ein Mann in Berlin das Centrum eines Kreises bildet. All' diese Leute um Julian waren etwas und wurden noch mehr. Worauf war die Theilnahme, die sie für ihn hegten, begründet? Wo lag dieses Mannes Schwerpunkt? Weshalb fiel sein Urtheil ins Gewicht?

Durch seine rücksichtslose Tapferkeit. Sein energisches Bestreben, nicht mehr gelten zu wollen, als er seiner bescheidenen Meinung nach werth war. Seine Unverwüstlichkeit. Durch seinen Glauben an die glückliche Wendung der Geschicke Deutschlands. Seine Unbekümmertheit um das, was ihn selbst anging. Seine herzliche Theilnahme an Allem, was seine Freunde betraf. Durch seine heitere Freude am Schönen und Guten. Ich gedenke dieser Zeiten als herrlicher vergangener Tage. Damals lag der Schwerpunkt unserer Existenz noch in der geistigen, gelehrten Arbeit, zu der Jedermann mit Ehrfurcht aufsah und innerhalb deren der Fluch des Parteitreibens noch nicht mächtig geworden war. Schmidt's Buch reicht bis 1866. Spätere Deutsche Literaturgeschichten konnten in diesem Sinne überhaupt nicht mehr geschrieben werden, weil mit 1870 eine neue Zeit anbrach. In diesem Sinne war das Buch, in den achtziger Jahren, als Schmidt es in neuester Form neu erscheinen ließ, bei dessen eigenen Lebzeiten schon ein posthumes Werk. Heute aber, so lange nach dem Tode seines Hervorbringers, ist es das nicht mehr. Es ist so wenig veraltet wie Gervinus' und Vilmar's „Deutsche Literaturgeschichten". Es gehört nun selbst der Literatur an und wird seine Stelle behaupten.

Rom, im neuen das alte.

Von

E. Hübner.

[Nachdruck untersagt.]

Von dem Ursprung der Siebenhügelstadt, den das Dunkel der Sage verhüllt, von ihren geringen Anfängen und ihrem allmäligen Wachsthum gab es bis auf die Zeiten des Cäsar und Augustus noch sichere Zeugnisse genug. Damals richtete sich der vaterländische Sinn römischer Bürger, der sich bis dahin nicht bloß in Krieg und Frieden oft bewährt, sondern auch schon in den Künsten der Rede, in Dichtung und Geschichtschreibung Großes und Dauerndes hervorgebracht hatte, zuerst, so viel wir wissen, auf die genaue Erforschung der Geschichte der eigenen Heimath, die schon ein Jahrhundert vorher Cato zuerst begonnen hatte zu erhellen. Mit stolzem Staunen sahen die Zeitgenossen der Scipionen und Gracchen auf jene kleinen Anfänge zurück, auf die Lupercushöhle, in der einst die Zwillinge von der Wölfin gesäugt worden, auf die unscheinbaren Thore der ältesten Stadt auf dem Palatin, auf das strohgedeckte Holzhaus der Könige und das enge Vestaheiligthum. In der Zeit des Sulla und des Pompejus, des Cicero und des Cäsar erst fing man an die ältesten Namen der verschiedenen Oertlichkeiten in der Stadt, der Hügel und Thäler und der Heiligthümer zu deuten, mit oft kindlicher Phantasie. Manches von den frühesten Versuchen gelehrter Topographie hat sich in den Schriften des gelehrtesten unter den Römern erhalten, des Marcus Terentius Varro von Reate, der einen großen Theil seines Werkes über die lateinische Sprache dem Cicero gewidmet hatte, die Frucht der Muße seines Alters nach einem Leben voller Thätigkeit in Staat und Krieg wie in dichterischem Schaffen. Es gab ein uraltes Verzeichniß der Heiligthümer, die bei einem feierlichen Umzug zu Sühnungszwecken nach einander besucht wurden, mit genauer Angabe ihrer Lage in den vier ältesten Regionen der Stadt. Theile davon hat uns Varro erhalten; das ist die älteste topographische Urkunde der Stadt, die wir besitzen. Auch von der Stadtmauer des Königs Servius Tullius und dem Pomerium, dem Raum unmittelbar innerhalb der Stadtmauer auf dem Palatin, kannte man den Lauf, trotz vielfacher Umbauten aus

später Zeit, durch fast gleichzeitige Zeugnisse. Von einer Reihe von Oertlichkeiten auf dem Forum und in seinen nächsten Umgebungen hat der Dichter Plautus in einer seiner Komödien, dem Curculio, eine humoristische Aufzählung gegeben mitten in der in Griechenland spielenden Handlung des Stückes. Aber alles das und einiges Andere, das hier genannt werden könnte, ist doch nur ein zufällig erhaltener, unzusammenhängender Rest, der weit zurück bleibt hinter dem, was wir zu besitzen wünschen. Und selbst wenn uns noch Anderes der Art vollständig erhalten vorläge, ein genaues Bild von der Stadt, wie sie in den Zeiten der Republik aussah, würden wir so wenig daraus gewinnen wie aus den zufälligen und gelegentlichen Erwähnungen, die sich in der ganzen römischen Literatur zerstreut vorfinden. Für die Zeit von Cäsar und Augustus abwärts sind wir etwas besser daran. Der Kaiser Augustus rühmte sich, wie bekannt, die Stadt aus Ziegeln vorgefunden, aber marmorn hinterlassen zu haben. Wir besitzen noch das von ihm selbst aufgesetzte Verzeichniß seiner Thaten, das auf Erztafeln eingegraben vor seinem Mausoleum auf dem Marsfeld aufgestellt war; eine in Ancyra in Kleinasien auf Marmor ausgeführte Wiederholung ist uns fast vollständig erhalten. Darin zählt er alle die Bauten auf, die er neu aufgeführt oder wieder hergestellt hatte. Aber mit Augustus beginnt erst der großartige Ausbau und die völlige Umgestaltung der Stadt, an der, ihrem stetigen Wachsthum folgend, alle seine Nachfolger bis herab auf Diocletian und Constantin sich thatkräftig betheiligt haben. Von zahlreichen Städten in Italien und in allen Provinzen des Weltreichs lernen wir unausgesetzt durch zufällige Funde oder planmäßige Grabungen Größe und Gestalt, Mauern und Thore, Tempel und Bäder, Märkte und Gassen genauer kennen. Aber die Baugeschichte der Stadt Rom bleibt doch der deutlichste Spiegel des unerhörten Zuwachses an Macht und Wohlstand, den die friedliche Entwicklung des Reiches aufweist. In steter Steigerung bis etwa auf die Zeit Marc Aurels, die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus. Von da an geht es langsam abwärts mit der Macht und dem Reichthum. Aber noch lange bleibt Rom die erste Stadt der Welt und wäre es geblieben auch nach der Theilung des Reiches und der Verlegung der einen Hälfte der Regierung nach Constantinopel, hätten nicht elementare Ereignisse und der Einbruch der nordischen Völker seinen Verfall beschleunigt.

Vielleicht hat schon Augustus einen großen Plan der Stadt aufnehmen und öffentlich ausstellen lassen, wie er die große gemalte Karte des Erdkreises in der von Agrippa erbauten Halle ausstellte, die er vollendete. Sie lag an der Via Lata, der Breiten Straße, die dem heutigen Corso entspricht, etwa gegenüber von Piazza Sciarra. Aber davon hat sich nicht einmal eine bestimmte Nachricht erhalten. Erst als Kaiser Vespasian, im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, in seinem Amt als Censor die vierzehn Regionen, in die Augustus die Stadt getheilt hatte, genau vermessen ließ, wurden die Ergebnisse dieser Vermessungen in einem eigens dazu errichteten Bauwerk niedergelegt, dem „Tempel der heiligen Stadt". Auf den Marmortafeln der Rückwand dieses Tempels, aus dem die Kirche der Heiligen Cosmas

und Damianus am Forum entstanden ist, wurde der erste Plan der Stadt, von dem wir wissen, eingegraben und öffentlich ausgestellt. Der Tempel der heiligen Stadt und mit ihm der marmorne Stadtplan des Vespasian ging mit vielen anderen Bauwerken zu Ende des zweiten Jahrhunderts durch Feuer zu Grunde. Aber der thatkräftige Kaiser Septimius Severus stellte ihn wieder her, wie viele andere Bauten seiner Vorgänger, und ließ nach einer neuen Aufnahme der Stadt, in der die inzwischen eingetretenen Veränderungen verzeichnet wurden, einen neuen Stadtplan anfertigen, im Maßstab von ungefähr 1 : 100 und wahrscheinlich in der Orientirung nach Südost. Von den fast ein Meter langen und etwa zwei Meter breiten Marmorplatten dieses neuen Stadtplanes sind zuerst zufällig um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nachher bei wiederholten Grabungen in den Jahren 1867, 1882, 1884 und zuletzt 1888 ziemlich zahlreiche größere und kleinere Bruchstücke gefunden worden und, da viele der Originale verloren gingen, wenigstens in guten Zeichnungen erhalten. Die älteren Stücke sind seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, bis wohin sie im Privatbesitz der Farnese in deren Palast am Tiberufer aufbewahrt wurden, in die Wand der großen Treppe des capitolinischen Museums eingemauert und daher als der capitolinische Stadtplan bekannt. Manchem Besucher des Museums fallen sie wegen ihres vergleichsweise modernen Aussehens auf. Ihre Deutung und Ergänzung bietet, wie die zusammenfassende Bearbeitung des verstorbenen H. Jordan zeigt[1]), viele Schwierigkeiten und ist noch keineswegs endgültig gelungen. Denn es fehlt viel daran, daß sich der vollständige Stadtplan aus den Bruchstücken wieder herstellen ließe. Nicht wenige der wichtigsten Theile der Stadt fehlen ganz und dafür sind viele unwichtige erhalten, die nur nicht näher zu bestimmende Privatgebäude zeigen. Doch ist darunter manches Interessante. Man sieht, wie zahlreich die großen Wohnhäuser oder Paläste mit ihren offenen Höfen waren neben den vielen kleineren Miethshäusern, ebenso wie noch heute in den größeren Städten des südlichen Spaniens, Cordoba, Sevilla, Cadix und Anderen. Aber auch manche wichtige Thatsache in Bezug auf Lage und Form von öffentlichen Gebäuden ist durch den römischen Stadtplan festgestellt oder bestätigt worden.

Neben der großen gemalten Weltkarte des Augustus, die oben erwähnt wurde, gab es schriftlich aufgezeichnete und buchmäßig verbreitete Erklärungen dazu, Verzeichnisse der Länder und Provinzen, der Flüsse und Berge, der verschiedenen Classen von Städten und Gemeinden. So war auch neben dem Stadtplan ein amtliches Verzeichniß vorhanden, das die Plätze, Straßen und verschiedenen einzelnen Gebäude aufzählte. Dies nach den vierzehn augustischen Regionen geordnete Verzeichniß mußte natürlich nach dem jedesmaligen Stand des Vorhandenen neu bearbeitet werden. Erhalten hat sich in handschriftlicher Ueberlieferung nur die Bearbeitung dieses Verzeichnisses aus constantinischer Zeit, und zwar in zwei verschiedenen Fassungen, aus den Jahren 334 und 357 n. Chr. Aber sie wiederholt offenbar den Kern der älteren Bearbei-

[1]) Forma urbis Romae regionum XIII edidit Henricus Jordan, Berlin 1874. 37 Tafeln und 70 S. Text in Folio.

tungen genau und zeigt noch keine Spuren des christlichen Glaubens. In örtlicher Folge werden die Bauwerke jeder Region aufgezählt und am Schluß bei jeder Region summarische Angaben gemacht über die Straßen und Straßenquartiere, die größeren Privathäuser, die Speicher, Bäder, Cisternen u. s. w. und ihre Beamten. Am Schluß der ganzen Beschreibung sind noch einmal die Hügel und Ebenen, die Bäder, Brücken, Märkte, Basiliken, Thermen, Wasserleitungen und Straßen zusammengezählt, die sich über alle oder viele Regionen erstreckten. Dies Verzeichniß ist in frühchristlicher Zeit, etwa im sechsten oder siebenten Jahrhundert, für die Bedürfnisse der zahlreichen christlichen Pilger umgearbeitet worden, die Rom zu besuchen pflegten. Erhalten ist von dieser Bearbeitung ein Exemplar in einer Handschrift des Klosters Einsiedeln aus dem achten Jahrhundert, das ein deutscher Pilger aus Reichenau zur Eintragung der an den Gebäuden Roms vorhandenen christlichen und heidnischen Inschriften benutzt hat. Im zehnten und zwölften Jahrhundert ist es von anderen Geistlichen theilweise wiederholt worden. Aus dem zwölften Jahrhundert stammen noch andere ähnliche Verzeichnisse, „Die Wunder Roms" genannt, oder „Die Beschreibung (graphia) der goldenen Stadt Rom", und diese Listen sind auch in das Syrische und Arabische übersetzt worden; die ältesten internationalen Fremdenführer für Rom. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert haben die Humanisten das alte constantinische Verzeichniß wieder hervorgesucht und mit vielen Zusätzen aus ihrer eigenen Kenntniß versehen. So schließen sich unmittelbar an die aus dem Alterthum stammenden Verzeichnisse die ersten Versuche topographischer Arbeiten aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an, wie die von Martin von Troppau (Martinus Polonus), Fazio degli Uberti und Cola di Rienzi, meistens mit den ältesten Sammlungen der lateinischen Inschriften Roms verbunden. Seit Cimabue in Assisi in der oberen Kirche des großen Klosters des Heiligen eine Ansicht der Stadt Rom gemalt hat, mehren sich auch die Veduten. Sie wiederholen zwar nach altem Schema meist dieselben Gebäude in ziemlich willkürlicher Nebeneinanderstellung, die sich weit von der Wirklichkeit entfernt. Aber sie unterstützen doch unsere Vorstellung von dem damaligen Profil der Stadt mit den zu jener Zeit vielfach noch besser als später erhaltenen Bauwerken.

Weit wichtiger jedoch als alle diese Aufzeichnungen aus alter und neuerer Zeit sind die Denkmäler selbst, die sich auf dem Boden der Stadt erhalten haben trotz aller Stürme, die darüber hinweggegangen sind. Bis etwa auf Theoderich's Zeit, die Mitte des sechsten Jahrhunderts, blieb die alte Pracht in allem Wesentlichen aufrecht; wiederholte planmäßige Wiederherstellungen und Ergänzungen des durch elementare Gewalten Zerstörten haben sie erhalten. Die Plünderungen unter Alarich (410 n. Chr.) und Geiserich (455) galten hauptsächlich den beweglichen Werken aus edlen Metallen. Erst die Eroberung durch Totila (546 n. Chr.) bezeichnet den Beginn des wirklichen Verfalls und der Verödung, und während die Plünderung und Fortführung alles irgend Beweglichen aus Erz und Marmor mit steigender Rücksichtslosigkeit durch Freund und Feind, durch Stilicho und Constans, vom siebenten bis zum neunten Jahrhundert ihren Fortgang nahm, wanderten

ungezählte Bildwerke und Wandbekleidungen aus feinstem Marmor in die großen Kalköfen, um den Kalk für Kirchenbauten und für die burgähnlichen Paläste der römischen Großen zu liefern. Wie viele Bildwerke aus Marmor einst dagewesen sein müssen, zeigt die ungeheuere Zahl der noch vorhandenen und fortgesetzt dem Boden der Stadt entsteigenden, für die immer neue Museen gegründet werden müssen. Vom zwölften Jahrhundert an läßt sich diese Zerstörung der alten Bauwerke Roms, die später von allen für das Alterthum begeisterten Seelen, wie von Petrarca und Raffael, so tief beklagt wurde, nicht durch Fremde und Barbaren, sondern durch die Söhne der Stadt selbst, Päpste und Fürsten und die zunehmende Veränderung ganzer Stadtquartiere bis ins Einzelne verfolgen. Pest und Brand, die Verwahrlosung, während der Sitz des Papstthums im fernen Frankreich war, haben zusammen nicht so viel zerstört, wie jene systematische Beraubung der alten für spätere Bauten. Seitdem weideten Kühe auf dem Platz des Forums, das bis in die Mitte der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts den Ochsenkarren der Landleute als Standquartier diente, und kletterten Ziegen an dem steilen Abhang des tarpejischen Felsens und auf dem capitolinischen Hügel umher, bis ihn Michelangelo's großartiger Bau zu einem neuen architektonischen Mittelpunkte und Abschluß der Stadt umschuf. Ueberall hat dann aus den Trümmern des alten der wiederkehrende Kunstsinn des neuen Roms seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Stadt mit ihren Kirchen und Palästen in den Formen erstehen lassen, die sie noch heute bewahrt; abgesehen von den baulichen Veränderungen der letzten fünfundzwanzig Jahre, die das große Ereigniß der Wiedergeburt Italiens in zumeist sehr unerfreulicher Weise begleitet haben.

Noch stehen die alten Mauern und Thore in großem Umfang; von vielen Tempeln und Hallen, von den Theatern und Amphitheatern, den riesigen Thermen, den Wasserleitungen und Triumphbogen sind, außer auf dem Forum, noch so viel in die Augen fallende Ueberreste vorhanden, daß das überwältigende Hineinragen der stummen Zeugen einer mächtigen Vergangenheit in die Gegenwart den besonderen Charakter der ewigen Stadt ausmacht, gegenüber allen oder den meisten antiken Städten. Die großen Grabdenkmäler in und außer der Stadt, die Marmorpyramide des Cestius und das thurmähnliche Grab der Cäcilia Metella, mit dem die großen Gasometer moderner Städte oft verglichen worden sind, die Kuppel des Pantheon und die aus dem Grabmal Hadrian's entstandene Engelsburg, die zahlreichen Grabstätten der mittleren Classen des Volkes an den Straßen vor den Thoren und in den vorstädtischen Villen, zuletzt die christlichen Katakomben unter der Erde, denen man seit dem sechzehnten Jahrhundert nachgeforscht hat, Vieles, was erst der schärfere Blick aus der modernen Umgebung und den entstellenden Zuthaten heraus erkennt und auf sich wirken läßt, — alles das zusammen und vieles Andere noch, das die unvergleichliche Physiognomie Roms bestimmt, bildet die sicherste und, man sollte meinen, völlig ausreichende Grundlage, um die Topographie der alten Stadt aufzubauen. Und dazu trägt ein großer Theil dieser Bauten noch heute, ganz oder theilweise erhalten, die alten Aufschriften, die Bestimmung und Alter, oft den Erbauer oder Wiederhersteller angeben. Von dem großen Archiv des Staates auf dem Capitol, dem Tabularium, das

Quintus Lutatius Catulus erbaut hatte, der mit Marius die Cimbern schlug, von den Tempeln und Bogen des Forums und dem Pantheon des Agrippa bis herab zu den Mauern der Kaiser Aurelian und Honorius reden diese Denkmäler noch heute zu uns wie zu den Zeitgenossen ihrer Erbauer.

Und damit nicht genug: hinzu kommt die große Masse der in der Stadt gefundenen inschriftlichen Denkmäler aller Art, die einst mit Bauwerken in unmittelbarer Verbindung standen. Nach fast fünfzigjähriger Arbeit naht sich die große Sammlung der lateinischen Inschriften Italiens und aller Provinzen des römischen Reiches und damit auch ihr die Stadt Rom betreffender Theil dem Abschluß. Von den nahe an dreißig Folianten dieses Werkes enthalten fünf die Sammlungen der stadtrömischen Inschriften. Von ihrem vierten Bande fehlt nur noch der Schluß, der die in den zwanzig Jahren des Druckes (1876—1896) erwachsenen Nachträge bringt; der fünfte enthält nur die modernen Fälschungen. Von der Zahl und Bedeutung der inschriftlichen Denkmäler, die einst in Rom vorhanden waren, gibt einen annähernden und doch unvollkommenen Begriff, daß die vier Bände der stadtrömischen Sammlung weit über dreißigtausend Nummern zählen. Und dabei sind nicht gezählt die fast zahllosen kleinen Aufschriften, die sich auf Ziegeln und Thongefäßen aller Art, von den großen Wein- und Oelbehältern bis zu den kleinsten Lampen und Näpfen des täglichen Gebrauches hinab, finden — sie bilden den Inhalt einer besonderen Anzahl von Bänden —, noch auch die ebenfalls höchst zahlreichen Inschriften der christlichen Grabstätten, deren Sammlung ihr berühmter Bearbeiter Giovanni Battista de Rossi begonnen, aber bei seinem allzu frühen Tode leider unvollendet gelassen hat. Indessen wächst die Zahl der anderen Inschriften in Rom mehr als anderswo unausgesetzt, theils durch zufällige Funde im Gefolge der zahlreichen Neubauten, die das moderne Rom als Hauptstadt Italiens erfordert, theils durch systematische Grabungen, wie sie das Forum und den Palatin schon so gut wie vollständig bloß gelegt haben und nach und nach alle anderen Theile der alten Stadt in Angriff nehmen sollen, so lange sie noch nicht von der neuen gänzlich occupirt sind. Denn das moderne Italien wird sich, so hoffen wir zuversichtlich, niemals der Einsicht verschließen, daß die Ausgrabung der alten Stadt im weitesten Sinne des Wortes eine Aufgabe ist, deren Lösung die gebildete Welt von ihm erwartet.

Die lateinischen Inschriften Roms sind, falls ihr ursprünglicher Standort mit dem Fundort übereinstimmt, an und für sich und durch ihren Inhalt topographische Documente. Aber auch wo das nicht der Fall ist, bieten sie noch immer oft wichtige Belehrung. Denn die großen baulichen Veränderungen, die Zerstörung durch Brand und Verwüstung, mehr noch die Barbarei mittelalterlicher und moderner Cultur hat viele dieser Denkmäler weit von ihren alten Plätzen entfernt, am meisten natürlich die kleinen von geringem Gewicht, aber auch große und wuchtige Marmorbasen und Tafeln, die zur Wiederherstellung alter oder zur Ausschmückung neuer Bauten Verwendung fanden. Diese Verwendungsart reicht weit zurück: schon im fünften und sechsten Jahrhundert ist die oberste Umfassung des Colosseums mit alten Inschriftblöcken ausgeflickt worden, so wie sich in den antiken Mauern vieler römischer Städte Grabsteine früherer Epochen eingemauert finden. Viele Steine von heidnischen Gräbern

sind in den christlichen Katakomben als Deckplatten gebraucht worden. Und ebenso sind zu den neuen Kirchenbauten des päpstlichen Roms neben den Säulen und Gesimsen alter Tempel auch zahlreiche Inschriften in der verschiedensten Weise wieder vermauert worden, nur nicht mit Schonung der auf ihnen eingemeißelten Texte. Es ist mithin eine der wichtigsten Aufgaben der auf die Stadt Rom gerichteten epigraphischen Studien, für die inschriftlichen Denkmäler, soweit es irgend möglich ist, die Stätten ihrer ursprünglichen Aufstellung zu ermitteln, um sie danach für die topographische Forschung verwerthen zu können.

Ferner ist der Münzen hier noch zu gedenken. Eine ziemlich große Zahl von römischen Gold-, Silber- und Kupfermünzen aus den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung enthält kleine Abbildungen von römischen Gebäuden und Denkmälern, freilich oft in sehr compendiöser und nicht immer leicht verständlicher Gestalt, die mit den Aufschriften zusammen wiederum Zeugnisse bieten, aus denen Ursprung und Zweck, Zeit der Gründung oder Wiederherstellung oft unmittelbar zu entnehmen sind. Auf Reliefbildern endlich, wie auf den beiden Marmorschranken des Forums mit Darstellungen von Regierungshandlungen Trajans, auf dem Denkmal der Haterier im lateranischen Museum und manchen anderen sieht man im Hintergrunde hervorragende Bauten der Stadt, die der topographischen Forschung werthvollen Anhalt bieten und das architektonische Bild des alten Rom vervollständigen.

Das Gesagte wird einen ungefähren Begriff davon geben, welch' eine Fülle von Stoff, welch' eine Menge von einzelnen Daten der moderne Topograph Roms beherrschen muß, wenn er seine Aufgabe erschöpfend lösen will. Seit mehr als drei Jahrhunderten bemühen sich wetteifernd Gelehrte und Künstler, besonders Architekten, an der Hand aller der angegebenen Documente das alte Rom aus dem neuen wieder zu gewinnen. An den Namen Raffael's knüpft sich für das gebildete Europa die Erinnerung an den ersten, gewissermaßen amtlichen Versuch, was von alten Denkmälern in Rom noch vorhanden war, zu erhalten und zu schützen und wieder zu gewinnen, was sich ohne zu tief gehende Umwälzung erreichen ließ. Seitdem hat die Arbeit auf diesem Gebiete nie gänzlich geruht. Alle hervorragenden Architekten vom fünfzehnten Jahrhundert an haben römische Bauwerke gemessen und skizzirt und ihre Ornamente nachgebildet; ihre Zeichnungen haben manches später Untergegangene erhalten. An kürzeren und längeren Beschreibungen ist seit der „Roma instaurata" des Flavio Biondi aus Forlì (1474) kein Mangel; wenig davon, bis auf unser Jahrhundert, hat bleibenden Werth, wie etwa die in größtem Maßstab ausgeführten phantasievollen Radirungen des genialen Zeichners und Stechers Piranesi. Auch an Stadtplänen fehlt es seit jener Zeit nicht, und die Zahl der kleineren Beiträge zur Topographie ist groß. Ueberseht man die stattliche Reihe der größeren Arbeiten über römische Topographie und Denkmälerkunde von Einheimischen und Fremden seit dem Anfang unseres Jahrhunderts[1]),

[1]) Vergl. des Verfassers Bibliographie der classischen Alterthumswissenschaft, Grundriß zu Vorlesungen über Geschichte und Encyklopädie der classischen Philologie. Berlin, W. Hertz. 1889. S. 256 ff.

so nehmen unter ihnen die umfassenden und grundlegenden Werke von Niebuhr, Wilhelm Adolf Becker und Henri Jordan den ersten Platz ein. Aus dem Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung und Umfassung, wie sie seit Winckelmann's Vorgang Zoega, Wilhelm von Humboldt und Welcker erstrebten, ist die „Beschreibung der Stadt Rom" hervorgegangen (sechs Bände, Stuttgart (1829—1842), die auf Niebuhr's Anregung vier deutsche Gelehrte, Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell, unternahmen und ausführten. Während der römische Architekt Canina, ein gewandter Zeichner, seit den dreißiger Jahren eine mehr ausgedehnte als kritisch sorgfältige Arbeit den Bauten der Stadt zuwendete — sein großes Werk über die Gebäude des alten Rom in acht starken Foliobänden (1848—1856) ist vielfach nach flüchtigen Skizzen ohne genaue Prüfung der Reste von den Schülern seines Studio, Stechern und Zeichnern wie Bartolozzi, hergestellt —, hat Becker's „Topographie der Stadt Rom" (Leipzig 1843) zum ersten Male die antiken Zeugnisse mit kritischer Vollständigkeit verwerthet, ohne dem Vorwurf zu entgehen, die römische Topographie in Leipzig statt in Rom endgültig erledigen zu wollen, den ihm sein Gegner Urlichs machte. Und in der That nehmen seine gelehrten Ausführungen nicht immer ausreichend Rücksicht auf die großen Wandlungen des Stadtbildes, die inzwischen wiederholt, oft in recht dilettantischer Weise, behandelt worden sind. Die bändereiche „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" des verstorbenen Gregorovius (acht Bände, Stuttgart 1859—1872), die es auf eine vierte Auflage (1886) gebracht hat, des Münchener Reber „Ruinen Roms" (Leipzig, zuerst 1863, zweite Ausgabe 1879), Alfred von Reumont's „Geschichte der Stadt Rom" (drei Bände, Berlin 1867—1870), um von kleineren zusammenfassenden Arbeiten zu schweigen, bekunden, wie sehr das Interesse an dem Gegenstand in weiteren Kreisen wuchs. Jordan unternahm es, Becker's gelehrte Quellenbehandlung mit vollster, durch wiederholten längeren Aufenthalt in Rom gewonnener Beherrschung aller Denkmälerfunde zu verbinden und zugleich mit der schon erwähnten Bearbeitung des capitolinischen Stadtplans auf Grund der umfassendsten Studien eine abschließende „Topographie der Stadt Rom im Alterthum" zu schaffen. Leider hat ihn frühzeitiger Tod im Jahre 1886 mitten aus der Arbeit abberufen: nur drei Bände des Werkes sind erschienen (Berlin 1871—1885). Nach ihm sind für den gelehrten Gebrauch zusammenfassende Handbücher geschrieben worden von zwei deutschen Gelehrten, O. Gilbert (zwei Bände, Leipzig 1883—1885) und O. Richter (in dem Iwan Müller'schen „Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft", Band III, 1889), während der römische Architekt Lanciani, der vorher eine technisch äußerst werthvolle Beschreibung der antiken römischen Wasserleitungen verfaßt hatte (Rom 1880, in den „Memorie der Accademia dei Lincei"), die Vorträge über das alte Rom, die er in englischer Sprache auf einer Vorlesungsreise durch Nordamerika zu halten veranlaßt war, in einem vornehm ausgestatteten Werk mit trefflichen Abbildungen veröffentlicht hat (Ancient Rome in the light of Modern Discoveries, London 1888). Dadurch ist der großen Zahl von Reisenden englischer Zunge, die nach Rom strömen, ein bequemes Hülfsmittel für eingehendere Beschäftigung mit dem so überaus anziehenden

Stoff geboten, als sie an der Hand der Murray, Bädeker u. s. w. unternommen werden kann.

Nun hat die nahe Vollendung des sechsten Theils der großen lateinischen Inschriftensammlung, die ich erwähnte, die nächste Veranlassung dazu gegeben, auch diesen wichtigen Bänden, ebenso wie allen übrigen, eine oder mehrere genaue Karten beizufügen, auf denen die Fundorte aller der in den Bänden selbst vorliegenden Denkmäler verzeichnet sind. Unseres Altmeisters in der Kartographie Heinrich Kiepert bewährte Kraft hat solche Karten für alle bisherigen Bände mit der denkbar größten Genauigkeit und Vollständigkeit hergestellt, jedes Mal unter Mitwirkung der Herausgeber der einzelnen Bände, die dem Kartographen auf Schritt und Tritt rathend und helfend zur Seite standen. Die Herausgabe der Inschriften Roms ist aus den Händen Henzen's und de Rossi's, die ihre Vollendung nicht erleben durften, in die Hülsen's übergegangen, des zweiten Secretärs der römischen Abtheilung des deutschen archäologischen Instituts. Aber noch ehe die Sammlung selbst vollendet vorliegt, ist das Kartenwerk der beiden Verfasser in einem besonderen Bande erschienen[1]). Die drei größeren Karten, handlich gefaltet und lose in den Umschlag des endlich einmal auch bei uns nach englischem Vorbild solid in Leinen gebundenen Heftes gesteckt, geben ein anschauliches Bild der Stadt in den drei Hauptepochen ihres Daseins im Alterthum. Ein kleines Kärtchen rechts in der Ecke des ersten Blattes zeigt in kleinem Maßstab (1/5 der großen Karte) die älteste Stadt, vor der der sieben Hügel. Die erste große Karte zeigt das Rom der Republik. Auf dem zart rothen Untergrund des modernen Stadtplans heben sich wirksam ab die blau umgrenzten vier Regionen der alten Stadt, die kräftig schwarz bezeichneten sieben Hügel und anderen Berge, die Landgemeinden (der pagus Montanus, Sucusanus, Ianiculensis), die Ebenen (der campus Martius, Esquilinus u. s. w.), der alte Mauerring und die Stadtthore, die kleinen Bäche, die in den Tiber münden, und die große Cloake, die wenigen Wasserleitungen und Brücken und von den Tempeln und anderen Bauten so viele, als nach Lage und Umfang bestimmt werden können. Auf demselben Untergrund der modernen Stadt gibt die zweite Karte die kaiserliche Stadt in der Zeit von Augustus abwärts mit dem Lager der Prätorianer und den Mauern der Kaiser Aurelian und Honorius und der nun schon weit größeren Zahl sicher bestimmter Bauten aller Art. Auf besonderen Nebenkärtchen beigefügt sind die gigantischen Baucomplexe von Nero's goldenem Hause mit den später darüber errichteten Thermen des Titus und des Trajan — wie winzig sind die doch an sich schon recht umfangreichen Titusthermen gegenüber denen des Trajan und der späteren Kaiser! — und endlich den immer colossaleren des Aurelius Antoninus, den wir Caracalla nennen, und denen des Diocletian, von deren Größe Michelangelo's Werk, die Kirche Santa Maria degli Angeli, das neue Museum darin und der Bahnhof eine annähernde Vorstellung geben. Aber für den eigentlichen

[1]) Formae Urbis Romae Antiquae (1 : 10000) delineaverunt H. Kiepert et Ch. Huelsen; accedit nomenclator topographicus a Ch. Huelsen compositus. Drei Karten, zwei zu 55,5 × 65, eine zu 44 × 61 Centimetern. Berlin, D. Reimer (R. Bohsen). 1896. XII und 110 S. Lexikon-Octav.

Kern der Kaiserstadt, Capitol und Fora, den Palatin mit dem großen Circus, und den größten Theil des Marsfeldes reicht der Maßstab der beiden größeren Karten nicht aus. Sie sind auf der dritten Karte um ein Viertel größer (1 : 2500) und in etwas anderer, nordwestlicherer Orientirung, die größere Umfassung gestattete, so sorgfältig eingezeichnet, daß man architektonische Aufnahmen in viel größerem Maßstab, aber mit geringerer Uebersichtlichkeit daneben völlig entbehrt. Auf einem Nebenkärtchen ist noch einmal das eigentliche Forum, das alte Forum der Republik mit dem Comitium, in noch größerem Maßstabe (um ein Fünftel größer) hinzugefügt. Das topographische Namenverzeichniß zu den drei Karten mit ihren Nebenkärtchen ist ein doppeltes. Zuerst werden in alphabetischer Folge alle Oertlichkeiten der Stadt, alle Bauten und Denkmäler von den größten bis zu den kleinsten — die wichtigsten sind durch fette Schrift hervorgehoben — aufgezählt und daneben in drei Columnen ihr Ort auf den Karten, die Zeugnisse der alten Literatur und der Inschriften über sie, endlich die neuere Literatur aufgeführt, die von ihnen handelt. Dies ist ein bisher noch nirgends in solcher Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit gebotenes Hülfsmittel, gleich geeignet zu schneller Orientirung wie als Grundlage eingehender Specialstudien. Ein zweites, kürzeres Verzeichniß trägt der Neuzeit Rechnung: es zählt alle modernen Straßen und Oertlichkeiten auf, die auf den Karten verzeichnet sind, und gibt ihre Lage an. Daß für Karten und Verzeichnisse alle erreichbaren Hülfsmittel aus alter und neuester Zeit benutzt sind, bedarf kaum der Hervorhebung. In noch größerem Maßstab läßt sich freilich noch Vollkommeneres leisten. Lanciani hat jüngst, um den älteren großen Plan Canina's zu ersetzen, im Auftrag der Accademia dei Lincei begonnen, einen Stadtplan zu veröffentlichen, in den alle Ueberreste antiker Bauten eingetragen sind, in dem riesigen Maßstab von 1 : 1000, also zehnmal so groß als die Kiepert'schen Karten[1]). Aber seine Vollendung wird noch viele Jahre beanspruchen und seine Größe und Kostbarkeit die Benutzung immer auf engere Kreise beschränken. Kiepert's Plan dagegen ist sehr geeignet, den gebildeten Europäer auf wißbegierigen Spaziergängen in Rom selbst zu begleiten; Format und Ausstattung stehen nicht im Wege. Freilich sind die Vorrede und die Verzeichnisse, sowie die Eintragung der Namen in lateinischer Sprache verfaßt. Aber es darf doch wohl vorausgesetzt werden, daß unter den deutschen Reisenden in Italien, die früher ja die latinissimi waren, trotz aller Gymnasialreform noch eine Mehrzahl Solcher vorhanden ist, die Latein verstehen. In den übrigen Culturländern Europa's und in Nordamerika ist die Zahl der Latein Verstehenden beiderlei Geschlechtes, die früher äußerst gering war, jetzt in der Zunahme begriffen. Und es gehört auch in der That nicht allzu viel dazu, um Kiepert's Karten und ihre Beischriften zu verstehen; die Vorrede kann von Vielen ungelesen bleiben. Auch daß dem Werke der jetzt allgemein verlangte bildliche Schmuck gänzlich fehlt, gereicht ihm nicht zum Vorwurf. Der verstorbene Oxforder Verleger Parker, der lange

[1]) Forma Urbis Romae u. s. w. dimensus est et. . . . delineavit Rudolphus Lanciani Romanus; erschienen sind die drei ersten Hefte (Mailand 1893—1895); das ganze Werk soll 46 Tafeln in größtem Format (90 × 60 Centimeter) umfassen.

in Rom lebte, hat in den Jahren 1874—1878 zwölf Bände photographischer Aufnahmen (mit vielen Supplementen) von allen möglichen Bauwerken und Denkmälern Roms gemacht, und die vielen Tausende seiner Aufnahmen sind seitdem durch zahlreiche, vortreffliche von den verschiedensten Photographen und Liebhabern vermehrt worden. So kann sich Jeder ohne Mühe und für geringen Aufwand seine Mappen mit Erinnerungsblättern füllen, die wenig Raum einnehmen und den durchschnittlichen Anforderungen genügen.

Außer allem Anderen auch noch das Bedürfniß nach bildlichem Schmuck zu befriedigen zur Unterstützung der Anschauung und des Gedächtnisses, hat sich ein großer Atlas zur Aufgabe gestellt, der gleichzeitig mit den Kiepert'schen Karten erschienen ist[1]). Der Verfasser verfolgt mit seinem Werke, das aus langer und liebevoller Beschäftigung mit dem Gegenstand hervorgegangen ist, wie er sagt, drei Ziele: „es soll der wissenschaftlichen Arbeit ein bequemes Werkzeug, dem Lehrzweck auf Hochschulen und Gymnasien ein neues Lehrmittel, dem gebildeten Italienfahrer Vorbereitung für Rom, Wegweiser in Rom, Rückerinnerung an Rom bieten". Ein Atlas von 55×45 Centimeter Umfang, dessen Text in demselben Format in drei Columnen gedruckt ist, kann selbst für die wissenschaftliche Arbeit kaum ein „bequemes" Hülfsmittel genannt werden. Für den Anschauungsunterricht auf Hochschulen und Gymnasien können einzelne Blätter besser Vielen gezeigt werden, als ein gebundener Atlas. Für die Reise der gebildeten Italienfahrer oder gar für ein Mitnehmen an Ort und Stelle — für Giri-Zwecke, wie der Verfasser sagt; giro ist nämlich der in dem Jargon gelehrter und halb gelehrter Romfahrer übliche Ausdruck für die belehrenden Rundgänge, die von den Leitern des deutschen archäologischen Instituts und Anderen in jedem Winter veranstaltet werden — scheint mir ein Atlas von solcher Größe nicht besonders geeignet zu sein. Vorsichtige Reisende pflegen selbst die verrätherische Röthe ihres Bädeker nur verstohlen zu zeigen und hüten sich, allzu öffentlich seine Pläne zu entfalten, um nicht sofort als selbst unter der großen Zahl der Forestieri besonders hülflose Neulinge zu erscheinen. Mit diesem Atlas unter dem Arme — wer möchte sich damit auch nur auf das Forum wagen?

Der Herr Verfasser scheint anderer Meinung zu sein; er denkt sich sogar Damen als Benutzerinnen und hat zu ihrem Frommen, da doch auf lauter Abiturientinnen von den neu gegründeten Frauengymnasien nicht wohl zu rechnen ist, in seiner „praktischen Anleitung zur Benutzung des Atlas" (S. IV), ein Verzeichniß häufig vorkommender lateinischer Wörter mit ihrer Uebersetzung gegeben (z. B. aqua, arcus, domus, pons, porta u. s. w.). Aber er scheut sich nicht, in seiner Einleitung neben den deutschen auch lateinische Ueberschriften der einzelnen Abschnitte zu verwenden, wie Roma Servii Regis tempore u. s. w., Roma inde a Nerva usque ad Commodum, Roma saeculis III

[1]) Das alte Rom, Entwicklung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten, auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt und mit einem Plane der heutigen Stadt, sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung herausgegeben von Arthur Schneider. Leipzig, B. G. Teubner. XII S. Text, 14 Tafeln mit 278 Abbildungen, 12 Pläne auf Seidenpapier und ein moderner Stadtplan.

et IV, die unschwer sämmtlich hätten deutsch gegeben werden können. Außerdem sind diesen Abschnitten, neben den Goethe'schen Versen zu Anfang und hier und da im Text lateinische und griechische Citate vorangestellt und allerlei lateinische Phrasen eingestreut, die wohl nicht für die Damen bestimmt sind. Doch das sind Nebensachen, in denen Jeder seinem Geschmack folgen mag. Die Einleitung schildert in gehobener, zuweilen etwas gezierter Sprache, voll warmer Begeisterung und mit wohlthuender Freude an seinem Stoff das Werden der Stadt mit steter Berücksichtigung von Dichtung, Kunst und Kunsthandwerk und mit vielen Ausblicken in die politische Geschichte und die leitenden Personen, Marius, Sulla, Pompejus, Cäsar, die Kaiser u. s. w. Man vermißt nur ausgiebigere Verweisungen auf die Tafeln, die auch die vom Verfasser selbst gerathene Heranziehung eines Handbuches, wie etwa des Richter'schen, nicht ersetzt.

Die Tafeln bringen in bunter Zusammenstellung und in den verschiedensten Maßstäben und Ausführungsarten Abbildungen aller möglichen Dinge, von den kleinsten und unbedeutendsten an — z. B. dem Wirtel einer steinernen Halskette und einer kleinen Schüssel „von altlatinischer Manufactur" — bis zu den größten architektonischen Aufnahmen, Pläne, Aufrisse, Restaurationen, Phototypien von Innen- und Außenansichten, Münzbilder, Büsten von Pompejus und Cäsar bis auf Constantin. Hierunter ist vieles sehr Lehrreiche und Verdienstliche, mit Gelehrsamkeit und Geschmack aus entlegenen Veröffentlichungen zusammengesucht. Unzweifelhaft ist eine solche bildliche Illustration der Stadt und ihrer Denkmäler in compendiöser Form Vielen erwünscht. Sehr hübsch und lehrreich sind z. B. die kleinen vergleichenden Pläne des Palatin mit dem Kern moderner Städte — Berlin, Wien, München, Leipzig — im gleichen Maßstab (auf Tafel I) und die ebenso zusammengestellten Stadtpläne von Babylon, Carthago, Syracus, Rom, Athen u. s. w. nebst Berlin und Wien (auf Tafel XIV). Aber wir fragen uns vergeblich, warum für diese Masse kleiner Abbildungen das Riesenformat gewählt worden ist. Wir ertragen das Durcheinander der großen Kunstsammlungen mit ihrer beunruhigenden und ermüdenden Fülle als ein zur Zeit unvermeidliches Uebel, dem man sich überall bemüht, durch weise Beschränkung auf das Beste, durch planmäßige Ordnung und lichtvolle Theilung einige von seinen schlimmen Seiten zu nehmen. Aber wozu sie künstlich schaffen? Wie für den höchst unbequem zu lesenden Text, so sollten für die Tafeln der Verfasser und die einsichtige und geschäftsgewandte Verlagshandlung bei einer neuen Ausgabe, die sicher bald nöthig werden wird, entschlossen mit dem großen Format brechen und ein Lexikonoctav wählen, etwa wie das der Kiepert'schen Karten, in dem sich alle Abbildungen unterbringen lassen; nur etwa der Unterlauf der Cloaca Maxima auf Tafel II müßte auf die Hälfte reducirt werden, was er vollkommen verträgt. Auf den einzelnen Tafeln möglichst wenig und nur eng Zusammengehörendes, Pläne und Aufrisse voran, ergänzende Bilder, Münzen u. s. w. daneben, zuletzt photographische Aufnahmen des gegenwärtigen Standes. Auf diese Weise ersetzen die Tafeln in der That bis zu einem gewissen Grade die umständliche Benutzung der großen und kostspieligen

Denkmälerwerke von Canina, Lanciani und den französischen Architekten, sowie die zahlreichen in den Monumenten und Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts und in anderen periodischen Schriften zerstreuten Beiträge zur Topographie Roms.

Nun aber folgen erst die zwölf Pläne im Maßstab von 1 : 11400, wie der Plan Bädeker's, auf durchsichtigem Papier, die das Neue und Eigenartige in dem Werke bilden. Von den zwölf verschiedenen Entwicklungsperioden der Stadt, die in der Einleitung unterschieden werden, sollen diese Pläne, auf denen die Höhen und Abhänge in etwas plumper Sepiamanier „geschummert" sind, „beliebig isolirt, mit einander und mit dem modernen Plan in Verbindung gesetzt werden", wie der Verfasser sich ausdrückt. Das heißt, der moderne, dem Bädeker'schen gleiche Stadtplan auf steifem Carton, der beweglich im Umschlag steckt, soll jedesmal unter die durchsichtigen Pläne gelegt werden, wobei man auch noch seine Ränder abschneiden und die durchsichtigen Pläne über ihn klappen könne, damit sie fest darauf liegen. Das Ergebniß dieser nicht ganz einfachen Operation ist, daß man mit guten Augen durch das Seidenpapier der Pläne der alten Stadt hindurch die modernen Bauten sieht, die an der Stelle der alten liegen, also dasselbe, was Kiepert's Karten viel einfacher und deutlicher durch den röthlichen Untergrund erreichen. Allein es ist nicht zu leugnen, daß die zwölffache Detaillirung in dem Schneider'schen Atlas ihre Vorzüge hat. Sie bleiben ihnen ungeschmälert, wenn man die zwölf dünnen Pläne von durchsichtigem, aber festem Pflanzenpapier zu dem zu wählenden kleineren Formate passend falzt und auf den ebenso gefalzten modernen Stadtplan legt, dem zu diesem Zwecke vielleicht eine noch etwas kräftigere Färbung oder wenigstens Contourirung zu geben wäre. Doch das sind Vorschläge, die Sachverständige zu erwägen haben werden. Wo auch immer benutzt, zu Haus, auf Bibliotheken oder, wenn es möglich ist, an Ort und Stelle im Freien, die zwölf Pläne bieten eine treffliche Grundlage für Studium und Anschauung. Es versteht sich von selbst, daß auch von Schneider alle Vorarbeiten vollständig benutzt sind, aber es steckt in den Plänen auch viel selbständige Arbeit. Manche von des Verfassers Ansichten und Aufstellungen werden Widerspruch finden; aber das ist bei einem Stoff, der zu zahlreichen Controversen Anlaß bietet, unvermeidlich. Auch wollen wir nicht mit ihm rechten, wenn er den Marius einen „racheschnaubenden Greis" nennt und von den Culten der Nachbarn Roms sagt, sie seien „übergepflanzt" worden. Seine Ausdrucksweise ist nicht einfach und ungesucht, aber man wird der Wärme und Kraft seiner Hingabe an den Stoff den jugendlichen Ueberschwang verzeihen.

Freuen wir uns, daß auch durch dieses Werk neben dem Kiepert'schen von Neuem ein Beweis davon geliefert ist, wie das Interesse an der ewigen Stadt wächst und sich ausdehnt, und wie die planvollen Bemühungen einheimischer und fremder Gelehrter und Künstler immer mehr dazu beitragen, Rom und Athen, die Mittelpunkte alter und die unversieglichen Quellen neuer Cultur, uns geistig näher zu rücken.

Der Todten Sehnsucht.

Eine Weihnachtsphantasie

von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

Ungeregt in der Frostnacht lag das große Meer, und schweres Dunkel darüber.

Es war um die Zeit der starren Nächte, da die Sonne sich wendet auf ihrer Jahresbahn, die Zeit der großen Sehnsucht und der neuen, scheuen Hoffnung; es ist öde geworden auf der Erde, frostig und nebeltrüb: jedoch trüber kann es fortan nicht mehr werden, das dunkle Gespinnst ist vollendet und kann nicht mehr wachsen; das Licht muß herdurchbrechen und sich heimlich breiten und zum Siege wandern; die Zeit muß sich wenden, es wird schöner werden von Tage zu Tage. Die Nächte der Sehnsucht, da in trüben Schauern das neue Sonnenreich heimlich geboren wird zu künftiger Herrlichkeit, der neue Sommer, die neue Ernte, die neue Kraft und Freude zum Leben.

Ungeregt lag das Meer; wie ein dumpfes Seufzen nur schauerte es darüber, ein Sehnsuchtsseufzer nach Erlösung von dem Dunkel.

Ungeregt lagen die hohen Dünen am Rande des Meeres, erstarrte Sandströme, die, müde brütend, lauerndes Leben stumm in sich verbargen; todesfahl aufragend, gleich einer endlosen, schaurigen Kette blasser Todtengesichter, und darunter die nackte, bleich glimmernde Strandfläche. Noch kein Schimmern von Hoffnung; die Nacht hatte kein Licht unter den hangenden Wolken, auch nicht das kalte Funkeln der Sterne.

Die Stunde kam, da die Sonne am tiefsten stand unter dem Meere, die Stunde, da die Erde dem Tode am nächsten war: da ging aus der höchsten Kuppe des Dünengebirges ein Leuchten hervor, tief, still und geheimnißvoll; Sandwirbel quollen auf gleich sausenden Dampfwolken, und heraus wuchs ein Riesenhaupt, die Schultern vom Scheitel herab überwallt von langen, weißen Locken, die sich leise blähten, und langsam thaten zwei große, blaustrahlende Augen sich auf, dem Dunkel entgegen.

Und das große Haupt sprach: „Die Mitternacht ist da. Es wird anders werden, die Sehnsucht wächst auf, die Ruhe will zu Ende gehen. Ihr dürft herauf steigen aus Euren Tiefen! Der Alte vom Meere ruft."

Und alsbald begann's über der Meeresweite sich seltsam kräuselnd zu regen, obwohl doch der Wind still blieb wie zuvor, und kein Ton durch die Lüfte ging; geheimnißvoll kam es wie ein Wallen und Schwellen von innen heraus. Das Haupt blickte groß und gelassen über die strudelnde Weite. Und das Wallen ward mächtiger; Welle auf Welle hob sich über die Fläche und bäumte sich zum Sprunge, Woge auf Woge rundete den Rücken und rollte sich auf und schoß vornüber, aber lautlos, ganz lautlos, unhörbare Schaumgüsse spritzten in die Tiefe und sprühten wieder aufwärts, weiß flatternde Wolken. Wie mit hunderttausend wehenden Gewändern huschte es schweigend über das Dunkel und zerriß das Dunkel mit blassen, haltlosen Gebilden.

Und die hasteten und drängten aus der tonlosen Weite dem Strande entgegen mit stumm verbissener Gier, Hunderttausende zugleich, ein stürmendes Gespensterheer, Alle von der gleichen Hast nach der Kampfstätte getrieben.

Doch wo sie zerstäubend hernieder stürzten auf den fahlen Sand, da verendeten sie nicht wie sonst windgetriebene Wellen in müdem Ringeln und wurden nicht verschlungen von der nachstiebenden Masse, sondern sammelten sich aus dem Schaum und festigten sich still zu aufgereckten Gestalten gleich zuckend-beweglichen Menschenleibern in bleichen Gewändern. Und mit weiten Sehnsuchtsschritten hasteten die landaufwärts quer über den Strand, bis wo die Steile des Dünenhanges gleich einem Burgwalle sich aufhob.

Und die schweigenden Scharen begannen aufzuklimmen mit stürmischem Bemühen durch den tiefen, trugvoll weichenden Sand, allein ewig vergeblich; sie schienen dem Höhenrande immer keuchend zu nahen und erreichten ihn doch niemals.

Das große Haupt sah dem verworrenen Wogen entgegen mit den ernsten Augen; er hob sich noch höher empor über den Dünenkamm, reckte schimmernde Arme zur Rechten und zur Linken, winkte mächtig abwehrend und zerriß das weite Schweigen mit Sturmesstimme:

„Unglückliche, was wollt Ihr?"

Da erhub sich ein Wimmern und Wehklagen zur Antwort von hunderttausend wirr zitternden Stimmen, und sie alle schrien mit flehendem Jammer:

„Wir wollen leben! Nur ein Weilchen noch leben! Nur unsere Tage zu Ende bringen, die jäh verkürzten! Es gibt in den Tiefen keine Ruhe vor der Sehnsucht nach dem Leben."

„Ich weiß es," sprach das Haupt, „der Alte vom Meere kennt Euer Schicksal: Ihr seid die Todten, die das Meer verschlang seit all' den Jahrtausenden. Ich sehe Euer eisdurchkältetes Gebein von Fieberbrand glühen, ich sehe Eure ausgestorbenen Augenhöhlen flackern von der Sehnsucht, die alljährlich wieder aufwacht in dieser heiligen Stunde. Aber wäre Euch nicht besser, Ihr genösset weiter der leidlosen Ruhe in jener Kühle, statt in dumpfer Begier wieder aufzustreben in das jagende Leben? Glaubt, es wäre Euch besser, Ihr armen Todten!"

Doch nur heißer ward das Stöhnen in dem rastlos wallenden Geisterheere, von scheuem Lichtglanz flimmerten weißlich die aufgereckten, flehenden Arme, und „Leben! Leben!“ hallte es brünstig bis von fernher aus der blinden Oede des Meeres, ein Sturmlied qualvoller Sehnsucht. „Laß uns nachleben, was uns genommen ward, was wir auf Erden versäumten.“

Das große Haupt neigte gedankenvoller die Stirn und sprach mit ruhiger Stimme:

„Es ist alljährlich in dieser Stunde Einem vergönnt, zum Lichte zurückzukehren und sein Leben zu vollenden, bis er dessen satt ist. Lasset also hören, und ich will richten, wem das Größte genommen ward. — Sprich, was hast Du versäumt? Was hast Du nachzuholen im Leben?“ fragte es die hohe Gestalt eines Mannes, der, ein blitzendes Schwert in der Faust, allen Anderen voran stürmte.

„Die Wellen verschlangen mich mitten im Siege, in meiner großen Seeschlacht. Eine Stunde länger, und ein neues Reich ward gegründet für Jahrhunderte Dauer, und mein Ruhm stieg in die Ewigkeit. So Großes habe ich verloren. Wie kann ich es verschmerzen?“

So klagte der Ertrunkene. Das große Haupt aber lächelte ernst und sprach zu dem Starken:

„Versuche herüber zu dringen; wenn das Ziel es werth ist, wirst Du es erreichen.“

Da that der Drängende einen neuen Ansprung zur Höhe und fuhr stürmend über den Rand; allein dort oben taumelte er dahin wie eine irrende Sandwolke, huschte haltlos vorüber, brach jäh zusammen und war zerflossen wie ein Rauch.

„Leer! leer!“ sprach gelassen das Haupt. „Wie ist Dein Großes so klein, Dein Ziel so nichtig! Ob Dein Reich ein Jahrtausend bestand oder das eines Anderen, was verschlug es den Völkern! Eine kahle Form! Sie leben weiter so oder so und breiten sich über die Erde. Die Welt verlor wenig mit Deinem Leben.“

Und es fragte einen Anderen, der ihm in blühender Jünglingsgestalt nahte. Und dieser entgegnete:

„Ich fuhr zu meiner Hochzeit, meinem Glück entgegen, als mein Schiff versank. Unnennbare Seligkeit hab' ich versäumt. Wenn ich nur ein Jahr noch lebte, vielleicht, daß ich die friedlose Sehnsucht bezwänge.“

„Versuch' es!“ sprach das Haupt, und Jener drang zur Höhe. Doch ihm erging's wie dem Ersten, er schwand und zerflatterte.

„Wie konntest Du wissen, ob Du Glück gewännest? Liebe ist nicht Lust allein, Liebe ist auch Sorgen und Leiden. Zahllose errangen, was Dir versagt blieb; die Last des Lebens ward nicht verringert. Geh', ruhe in Frieden! Dein Verlust ist zu verschmerzen.“

Zum Dritten nahte ein Greis mit kahlem Haupte und gefurchter, hoher Stirne, der sprach mit ernsterer Stimme:

„Fünfzig Jahre habe ich gerungen in unendlicher Arbeit nach dem edelsten Ziele: die Menschheit zu belehren, sie von uraltem Irrwahn endlich zu erlösen.

Die Sterne sind nicht Götter, die der Menschen Schicksal lenken, sie wandeln blind ihre vorgeschriebene Bahn nach den ewigen Gesetzen eines Größeren. Siebzig Jahre hatte ich vollendet, die Kette meiner Schlüsse war fest geschmiedet zu ehernem Ringe; ich durfte meine Wahrheit, des Sieges sicher, verkünden. Ich fuhr übers Meer zu dem weisesten der Völker, doch ich landete niemals; die Sterne verhüllten sich, der Blitz zerschlug mein Steuer. Ich ließ die Welt unerlöst von ihrem Wahne. Laß mich zurückkehren, meinen hohen Beruf zu erfüllen, und ewig wird mein Name gesegnet bleiben unter den Menschen."

Er fuhr zur Höhe und zerflatterte in Staub.

„Der Wahn ist zerbrochen auch ohne Dich, schon lange, lange. Wähntest Du Armer, ein großer Gedanke entkeimte jemals allein einem einzigen Haupte? Viele ahnen ihn zugleich, die Zeit läßt ihn reifen; wenn der Erntetag da ist, mag Einer die Frucht pflücken. Ob Dein Name oder eines Anderen? Es bleibt dasselbe."

Das große Haupt schwieg. Und weiter nahte Einer dem Anderen, Tausende um Tausende, und Jeglicher nannte eine andere Versäumniß, darum er sich quälte. Und Jeglicher errang die Höhe und verflatterte droben.

Am späten Ende kam ein junges Weib, das sprach zu dem Haupte:

„Ich trug eine Puppe bei mir als Geschenk für mein Kind, da ich zu ihm heimkehren wollte; die ist mit mir versunken, und die Kleine ist um ihre Freude gekommen; das kann ich nicht verschmerzen. Nur eine Stunde möchte ich leben, um es nachholen zu dürfen."

„Wie lange ist es her, daß Dein Unglück geschah?" so fragte der Meeresalte mit einem leisen Lächeln.

„Hundert Jahre mag es schon her sein," sprach träumerisch das Weib.

„So ist Dein Töchterchen lange schon groß geworden, gestorben und begraben."

„Was thut das? So finde ich doch wohl ein Enkelchen auf Erden oder ein Urenkelchen gar, und wenn das nicht, so irgend ein anderes Kind, das ich mit meiner Puppe erfreuen kann. Ich möchte nur noch einmal solch' Kindchen so lächeln sehen."

Als sie das gesagt hatte, erhob sich ein Gelächter und wisperndes Spotten in dem luftigen Schwarm: „Um so Kleines wagt sie sich ins Leben zurückzudrängen! Um ein elendes Spielzeug, davon jeglicher Tag Hunderttausende erzeugt und wieder zerbricht. Um eine Puppe! Wie kindisch!"

„Was ist klein? Was ist groß?" fragte ruhig das Haupt. „Was ist eine Krone mehr als ein Spielzeug? Oder wenn kein Spielzeug, wird sie dann beglücken? So lange beglücken wie eine Puppe ein Kind? Wo ist das Maß der menschlichen Freuden? Wo ein Maß der Sehnsucht? — Ein Maß aber bringt diese Frau mit sich, das vor uns nicht ohne Geltung ist; sie ersehnt die Freude nicht für sich selbst, wie alle Anderen vor ihr."

Die gute Frau aber sprach: „Ach Gott, der Leiden des Menschen — wie sind ihrer so viele! Nicht leicht wird Einer durchs lange Leben dem Leiden von Herzen gewachsen sein, der nicht als Kind seiner Freuden redliche Fülle genossen

hat. Aus dem Sonnenschein der Kindheit quillt einzig dem Menschen die gesunde Kraft, dem harten Drange der späteren Jahre mit Freuden zu widerstehen. Morgenglück machet stark am Abend. Wer mag wissen, ob nicht eine einzige Kinderfreude zu wenig dereinst den Mann unter den Sorgen zusammenbrechen läßt? Wer weiß, ob mein Kind nicht zusammengebrochen ist? Wie sollte ich da nicht gern einem anderen jungen Geschöpfe das Restchen hinzu thun, das an Freuden ihm gerade vielleicht noch fehlt, es zu stählen fürs Leben? Ich versuchte es gern, wenn mir eine Stunde vergönnt wäre oder nur eine Minute."

„Versuche es denn!" sprach das große Haupt, und das Weib stieg leicht aufwärts. Und siehe, als sie droben war, schwebte sie glänzend dahin über die Düne und schwebte schreitend weiter in fester Gestalt und zerfloß mit nichten wie die Anderen vor ihr. Nur leuchtender und holder ward immer ihre Gestalt, und ein Lichtschein ging von ihr aus wie leise aufdämmerndes Morgenroth.

Der Alte vom Meere aber machte eine furchtbare Bewegung mit den weiten Armen über den Schwall der Gespenster und rief über sie hin:

„Genug! Die Eine ist gefunden, die heute heimkehren darf ins Leben. Ihr Anderen, weichet zurück in Eure Tiefen, bis abermals die Sonne ihre Winterwende erreicht."

Da entwichen die Gestalten und verstummten in Elend; sie sanken schweigend in die Tiefe und glitten zum Wasser, sie warfen sich in die Fluthen und wallten vorwärts, und war nun nichts mehr zu sehen als wandernde Schaumkämme, die lautlos dahin zogen, Tausende und Hunderttausende. Das große Haupt aber schaute aus seiner Einsamkeit ihnen nach ohne Zorn und ohne Mitleid.

Und es schaute auch jenem Weibe nach, das leuchtend dahin zog und immer weiter ins Land kam aus der Dünenöde zu den Stätten der Menschen, wo sie wohnten mit ihren Sorgen und in langen Qualen sich mühten.

Und wo sie aus der ersten Hütte ein Licht schimmern sah, da schwebte sie auf den Strahlen ins Fenster hinein und spähte nach einem Kinde. Auch fand sie deren gleich in der ersten genug und griff nur ein wenig scheu in den Busen, das einzige Püppchen heraus zu holen, das sie bei sich trug von ihrer letzten Lebensstunde her.

Sie gab es dem jüngsten, und als dies hell aufjauchzte, die Anderen aber dumpf blickten, griff sie, ohne recht zu wollen, noch einmal in ihr Kleid. Und siehe, da fand sie die Puppe noch einmal und gar noch ein anderes Spielzeug dabei, das sie vorher nicht gehabt hatte, und sie verschenkte das beides und griff nochmals in ihren Busen und fand wiederum beides noch einmal und etwas Neues dazu. Und so ging es weiter: je mehr sie verschenkte, desto reicher ward sie, und ihr weites Gewand schwoll immer mehr von lustiger Herrlichkeit.

Und nun standen die Kinder alle um sie her wie um eine Mutter, und alle die Augen leuchteten und lachten, und langsam wuchs ihr scheues Gewisper empor zu vollklingendem Jubel. Und zuletzt kümmerte sich Keines um die

Geberin mehr. Jedes spielte mit seiner Puppe und lachte und zwitscherte, und da stand sie am allerglücklichsten bei Seite und sah ihnen zu, wie lieblich sie's trieben, und ihre stillen Augen leuchteten und lachten so rein wie die der Kinder.

Nur zum Abschied nahm sie das Kleinste in die Höhe und küßte es und sagte ganz leise: „Du magst vielleicht mein Urenkelchen sein. Du hast Augen, ganz wie mein süßes Kind sie gehabt hat. Und genau so hell kannst Du lachen. Ganz gewiß bist Du mein Enkelchen! O, wie bin ich glücklich!"

Und als die Anderen sich herzu drängten und sie bestürmten mit zärtlicher Eifersucht, da sprach sie beschwichtigend: „Und Du auch. — Und Du auch. Ja, Ihr Alle seid meine Enkel, Ihr Alle, Alle."

Und so schwebte sie weiter, und so kam sie segnend von Haus zu Haus und beglückte die Kinder und ward selbst beglückt. Die Erwachsenen aber sahen nicht mehr von ihr als ein gleitendes Leuchten, wie wenn eine Welle flüchtig im Morgenschein blinkt.

Und das holdselige Weib ward nicht müde zu schweben und zu geben, bis dem letzten Kinde die Augen zufielen, und sie keines mehr wach fand.

Da kehrte sie zurück in die offene Nacht, wo die Sterne nun schimmerten, und sprach lächelnd zu sich selbst:

„Jetzt kann ich ruhen und Frieden finden; ich habe heute wieder so viele Freude erweckt, als hätte ich zehn Kinder geboren und zum Glücke erzogen. Meine Sehnsucht ist gestillt!"

Sie breitete die Arme aus und ließ sich sinken. Ein weicher Wind nahm die Entschlummernde auf und trug sie hinaus über das große Meer und bettete sie leise unter den feierlichen Sternen zu ihrem Frieden.

Das Meer war nun ganz still; nur leise Wellen legten sich sanft an den Strand, wie müde Kinder sich weich an die liebevolle Mutterbrust schmiegen.

Und der Himmel neigte sich darüber wie ein segnender Baum, der statt der Blüthen in seinen Zweigen Hunderttausende strahlender Lichter trug.

Von der Grimm-Feier zu Hanau.

Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

[Nachdruck untersagt.]

Weimar, am Vorabend von Luther's und Schiller's Geburtstag.

Als in der frühen Nachmittagsstunde des 18. October, die einer freudig bewegten Menge das Bildniß des Brüderpaares Jacob und Wilhelm Grimm in glänzender Vollendung zeigte, zu den Füßen der „Enthüllten" die Spenden der Liebe und Verehrung dargebracht wurden und unter ihnen der mit Primeln, Heliotrop und Goldlack, den Lieblingsblumen der Gefeierten, durchwobene grüne Kranz, den „der Herausgeber der Deutschen Rundschau" in landsmannschaftlicher Treue gesandt hatte, da gingen meine Gedanken von dem Hanauer Markt hinüber nach dem stillen Platze hinter der Matthäikirche — zu dem Freunde zunächst, den alle Augen, hätte er in Person zur Stelle sein können, zuerst gesucht haben würden, dem der erste Glückwunsch und Händedruck gegolten hätte — und dann zu dem Nachbar gegenüber, zu Ihnen. Anwesend war Er mir freilich, wenn ich das Wort in seiner alten Kraft denke; mit seinem ganzen Wesen war Er zugegen, und mit den Augen des Geistes, der Seele hat Er zugeschaut. Und auch Sie, ich weiß es, haben mit Trauer auf die Theilnahme verzichtet, und sind im Geiste dabei gewesen. So werde ich es auch am ehesten vermögen, Ihnen von der Stimmung jenes Tages etwas mitzutheilen und den Klang des Festes zu Ihnen hinüber zu leiten. Sie wünschten es, als ich mich, einen Tag vor der Hanauer Fahrt, von Ihnen verabschiedete. Mir sind unter der Fülle der Erlebnisse, die die nächsten Wochen, einer dienstlichen Reise gewidmet, gebracht haben, die Eindrücke des 18. October völlig gegenwärtig geblieben, ja, wie ich sie von Ort zu Ort mitnahm, hat sich die „innere Gestalt" noch vertieft. Die Brüder in ihrer vorbildlichen Zweieinigkeit standen mir vor der Seele, als ich im Schloßgarten von Heidelberg mir Laub „des Baumes von Osten" pflückte, dessen „rechten Sinn" Goethe so köstlich gedeutet hat:

Ist es Ein lebendig Wesen,
Das sich nur in Zwei getrennt?
Sind es Zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

Die Brüder begleiteten mich in das Geburtszimmer des Genius, in dem wir, je mehr wir ihn verstehen, immer mehr Goethe's geistigen Bruder erkennen — des jüngeren Freundes, der es verstand, dem Aelteren seine Träume auszulegen; sie erschienen mir, als ich am Spätnachmittag in dem dämmernden Saale des Germanischen Museums vor den Tischen stand, an denen sie, in steter enger Nachbarschaft, gearbeitet hatten. Ja, als ich am Reformationsfeste — denn wir alten

Nordhäuser, wie wir es auch sonst mit der Kirche halten mögen, versäumen ungern den Gottesdienst, wenn „Ein' feste Burg" gesungen wird, wir sind von klein auf durch die altübliche, heimische Feier des Martinstages für Luther begeistert — als ich am 1. November in der Schloßkirche zu Meiningen saß und einer gar wackern und tapfern Predigt lauschte, und der Redner Uhland's Vers citirte:

An uns'rer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Gelegtem Grund vertrau'n —

da war es mir wiederum, als sähen sie von oben drein, und ich meinte, sie, die Hüter des deutschen Wortes, würden ihr Wohlgefallen daran haben, wie hier so mannhaft und so weit- und freisinnig „Das Wort sie sollen lassen stan" verkündet wird. — So flechte ich nun Ihnen, mein Freund, aus frischen Erinnerungen und Betrachtungen einen Kranz, wie sich eben Blätter und Blüthen zu Handen drängen; hängen Sie ihn in Ihrer Arbeitsstube auf und zeigen ihn, wem Sie wollen.

Sie wissen schon — denn auch der kürzeste Zeitungsbericht hat es hervorgehoben — welch' ein glücklicher Sinn die Ordner des Festes geleitet hat, der Denkmalsweihe einen ganz eigenen, fröhlichen Charakter zu geben. Als der eröffnende Gesang, ausgeführt von einem stattlichen Chorus, verklungen, auch der rhetorische Theil, weislich ad clepsydram bemessen, überwunden war, da — „that sich ein lachend Gelände hervor", nicht „wo der Herbst und Frühling sich gatten", nein, wo der officielle Herbst sich schlechterdings vor dem Frühling zu verziehen hatte. „Die dankbare Kinderwelt huldigt ihren Märchen-Erzählern" — so hieß es im Programm. Gruppen von Kindern wandelten heran, vom Rathhause her, und in weitem Kreise einmal, zweimal um das Denkmal: die Gestalten der „Kinder- und Hausmärchen". Mit Freuden mußte man erkennen, wie sie, diese Märchen, unsern Kindern in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die Zeit hatte, wie man mir sagte, kaum zum Einkleiden der Kleinen gereicht, geschweige zum Einschulen. Und doch, wie prächtig hatten sie sich in ihre Rollen eingelebt! Frau Holle, die herbe Gebieterin, Aschenbrödel, so vornehm-bescheiden und so glückselig — das hatte sich alles von selbst gegeben. Ich muß mich übrigens berichtigen, wenn ich die Ordner lobte: das Lob gebührt den Frauen, und Zweien besonders — denen für die Ausstattung die Herren von der Zeichenakademie kundige Beihülfe geleistet haben. Und so ist es nicht die Kinderwelt allein, die in dieser lieblichen Handlung den Gebrüdern Grimm gehuldigt hat: Frauen und Mütter haben hier — und wo geschähe es nicht, in allerlei Weise? — den edelsten Kinderfreunden ihren Dank abgestattet. Alles begab sich unter einem grauen — nicht düsteren — Himmel; Frau Holle, hätte man denken sollen, wollte eben die ersten Flocken niederrieseln lassen. Und wie Alles ohne Gefährde für die leichtbeschwingten, leichtbeschuhten Acteurs abgelaufen war, da durfte man auch mit dem Grau ganz einverstanden sein. „Zart Gedicht, wie Regenbogen, Wird auf dunkeln Grund gezogen." Ein Gedicht war es wahrlich in Erfindung und Wirkung. Anmuthig und durchaus gelungen auch waren die lebenden Bilder, die — im zweiten Acte der Feier — auf der Bühne gestellt wurden, wiederum aus dem Bereich der Grimm'schen Märchenwelt. Und mit einem erfreulichen Geschick war der ein- und überleitende Text dazu gedichtet von einem Lehrer der Bürgerschule — ebenso verständig und innig gesprochen von einer jungen Dame, die ein gar zierliches, duftiges „Märchen" repräsentirte.

Die Festrede Edward Schröder's, des Germanisten der Marburger Hochschule, bildete des zweiten Actes ersten Theil. Sie ist gedruckt und — wird den Redner loben. Ich wünschte sehr, daß sie noch an anderer Stelle (die „Beilage" des Hanauer Localblattes genügt nicht) veröffentlicht würde. Derartige Urkunden müssen für die Dauer dem besten Leserkreise zugänglich sein. Professor Schröder's Rede hatte einen starken hessischen Accent — ich meine nicht in der Sprache, sondern

im Inhalt. Und das war das Rechte für die Stunde und die Stelle. Aber auch sonst hat der Localpatriotismus — ich sage lieber das Heimathshochgefühl, das „Er war, er ist unser!" sein gutes Recht im weiten Sprengel der literarischen Schöpfung. Das Heimathliche, das alle Helden des Geistes, und die größten zumeist, im Gemüth und Geblüt haben und behalten, wird doch von den Heim- und Stammesgenossen am innigsten gefühlt; haben sie doch das gleiche Geäder. Und so mögen die Nürnberger ihren Hans Sachs, die Schwaben ihren Schiller — den jungen zumal — und Mörike, ihren Uhland und Kerner, die Frankfurter ihren Goethe, die Oesterreicher ihren Grillparzer hegen und cultiviren und für sich beanspruchen, die Sachsen ihren Luther, die Preußen ihren Kant — es kann dabei nur Gutes fürs Ganze heraus kommen; man soll es fördern und sich daran freuen. Es ist ein schöner Wettbewerb. Im Reiche des Geistes gibt es keinen Particularismus; nur schiefe Köpfe und Nörgler — die am falschen Orte Politik treiben — können den Begriff hier mißbrauchen. Der Geburtsort der Brüder Grimm ist übrigens keine Fabrik- und Landstadt (an den Tabak würde ich dort, gölte es von der Industrie zu reden, zuletzt denken); Hanau hat einen bedeutenden Kunstbetrieb, und an den Kunstsinn der Bürgerschaft hätte auch einen ganz Fremden die Veranstaltung unserer Grimm-Feier, das Märchen-Idyll zumal, erinnert. Ich bin unter freundlichstem Geleit durch die Werkstätten der Edelschmiede gewandert (bitte, glauben Sie doch nicht, daß ich hier, auf Goethe's Spuren, nach des Goldschmieds „Käthchen" geforscht) und habe köstliche Geschmeide, kleine, zarte, zierliche Gebäude, gesehen; ich habe mit Meister Eberle, dem Schöpfer des Denkmals, zusammen unter der Führung des Besitzers und obersten Leiters die große Zimmermann'sche Kunstanstalt und Werkstatt in der Fischerstraße besichtigt — gesehen, wie die Onyxsäulen rund ausgesägt und geschliffen werden, wie die Schmelzöfen arbeiten, wie die kunstvollen galvanoplastischen Gebilde nach den Modellen Professor Offterdinger's entstehen. Es waren genuß- und lehrreiche Stunden. Wie alt die Kunst der Fein- und Kleinschmiede dort ist, weiß ich nicht. Aber bedeutsam für den Kunstbetrieb der Stadt ist dies: in der Zeit der spanischen Bedrückung hat ein starker Zuzug aus den Niederlanden stattgefunden — die niederländisch-wallonische („französische") Kirche des Ortes erinnert noch daran; übers Jahr feiert die verbundene Gemeinde ihr dreihundertjähriges Bestehen — und überall ist, es mag der Untergrund ein sächsischer, fränkischer oder hessischer sein, die Folge solcher Mischung eine feinere Faser, eine zartere, für Wissenschaft und Kunst empfänglichere Constitution der Bevölkerung gewesen. Ich habe kein Recht, von dem Geiste der Bürgerschaft Hanau's zu reden — was mir begegnete, war überall eine feine, röhliche Bonhommie und ungesuchte Gefälligkeit — aber von dem Geiste des Festes darf ich sprechen. An dem Balcon des stattlichen Saales, wo das Bankett abgehalten wurde, stand in leuchtender Schrift zu lesen, links: „Ans Vaterland, ans theure schließ dich an" — rechts: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen." Und nichts ist vorgefallen, was dem Geiste dieser frommen Sprüche, des weltlichen wie des biblischen, zuwider gewesen wäre. Das war, ich möchte sagen, die innere Illumination, mit der die Bürgerschaft von Hanau, den wackeren Oberbürgermeister Dr. Gebeschus an der Spitze, ihre Brüder Grimm gefeiert hat.

Es wird für viele kommende Geschlechter ein Segen sein, daß die Stadt, ihren vornehmsten Söhnen und sich selber zu Ehren, dieses Denkmal errichtet hat, ein Segen ihren Kindern zumal. An solcher Stelle steht der Regenbogen auf, und die Farben träufeln herab, mit denen die Engel ihre Bildlein malen. Und Nachts fallen die Sternthaler vom Himmel. Als ich das unvergeßliche Bild vor Augen hatte: die fröhliche Kinderschar, die das Denkmal umringte, den Brüdern Blumen streuend, da ist mir der Gedanke gekommen: in einfacherer Gestalt sollte alljährlich am 18. October immer wieder hier ein Kinderfest gefeiert werden. So können die Brüder zu Haus- und Stadtgöttern werden, so werden sie zu den Bildungs-

fähigen wie mit lebendiger Stimme reden. Das Verhältniß des jugendlichen Geistes zu dem Großen, das in Menschengestalt zu ihm tritt, und zu dem er sich gewöhnt, hat etwas Stählendes, Festigendes, Zurechtleitendes, das durch nichts Anderes gegeben werden kann. In diesen Tagen denke ich mit Stolz und Freude an die — Gottlob! bis heute festgehaltene — Feier des Martinstages in meiner Vaterstadt Nordhausen, mit ihrem Aufzug der Gewerke, dem Gesang des Lutherliedes auf freiem Markte, dem Glockengeläute, der Martinsgans und den bunten Martinslichtern. — —

Myt wyllen dyn eygen, so steht auf dem köstlichen Ringe zu lesen, mit dem eine edle deutsche Jungfrau dem wälschen Kriegsmann sich angetraut hat. Um das Denkmal der Brüder Grimm kann in der Stadt der Edelschmiede ein gleicher Ring geschmiedet werden, aus lebendig-beweglichen Gliedern, denen das „Mit Willen euer eigen!“ aus der Seele dringt.

Bernhard Suphan.

Deutsch-Südwest-Afrika.

Zur Geschichte des Schutzgebietes und seiner Entwicklung.

[Nachdruck untersagt.]

Als am 22. September 1884 die englische Regierung die deutschen Erwerbungen an der Südwestküste Afrika's anerkannte, wurde dieses Ereigniß mit Recht als ein großer Erfolg der Politik des Fürsten Bismarck betrachtet und in Deutschland selbst, ziemlich allgemein, mit Befriedigung aufgenommen. Wenn heute vielfach Unzufriedenheit darüber laut wird, daß überhaupt zu wenig in jenen Gebieten geschehen sei, oder daß das, was geschehen, eher einen fremdländischen, englischen, als deutschen Charakter trage, so ist der Grund für diese Beurtheilung der Sachlage wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß überhaupt nur Wenigen das, was wirklich geschehen, genügend bekannt ist. Denen, die mit Thatsachen, nicht mit Wünschen und Hoffnungen rechnen, wird eine Geschichte dessen, was seit zwölf Jahren in Deutsch-Südwest-Afrika gethan worden ist, den Beweis liefern, daß mit den vorhandenen Mitteln nicht mehr geleistet werden konnte, und daß, woher immer diese Mittel gekommen sein mögen, der deutsche Charakter des Schutzgebiets als solches und der in demselben begonnenen und geplanten Unternehmungen nicht gelitten hat, sondern daß derselbe vielmehr auch da, wo fremdländischen Gesellschaften ein Antheil an der Arbeit zugefallen, gewahrt und gestärkt worden ist.

Zu Anfang der vierziger Jahre, und bis in die achtziger hinein, war das heute als Deutsch-Südwest-Afrika bekannte Gebiet, soweit europäische Mächte und Ansprüche in Betracht kamen, ein herrenloses Land, in dem Hottentotten-, Herero- und Damara-Stämme herumzogen und sich gegenseitig bekämpften. Europäischer Einfluß und Cultur waren nur durch vereinzelte Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft (Barmen) vertreten, die seit 1842 mit Muth und Ausdauer ihrem Werke oblagen und an verschiedenen Plätzen Niederlassungen errichtet hatten. Ihre Thätigkeit war nicht ohne Erfolg und würde noch bessere Ergebnisse gehabt haben, wenn die Missionare in ihrer Arbeit wie selbst in ihrer Existenz nicht durch die fortwährenden Kriege der Eingebornen unter einander bedroht gewesen wären. Es waren diese ungeordneten Zustände und die sich aus denselben ergebende Unsicherheit für Eigenthum und Leben, welche in den Kreisen der Missionare selbst den Wunsch nach der Errichtung einer fremden staatlichen Autorität laut werden ließen. Gegen Mitte der sechziger Jahre wandte sich der Inspector der Missionsgesellschaft, Dr. Fabri, an die englische Regierung mit einer dahin gehenden Bitte, die indessen auch erst dann, freilich nur im Rahmen der Zusage eines soweit als möglich zu ertheilenden Schutzes, Gewährung fand, als Fürst Bismarck sich in London dafür verwandte. Einen praktischen Erfolg hatten indessen weder die Bitten der Missionare noch das englische Versprechen; dagegen schufen die Erschöpfung der kriegführenden Stämme und die gegenseitigen Verluste derselben an Menschen und Vieh allmälig einen Zustand verhältnißmäßiger Ruhe, der es nach 1870 den Missionaren erlaubte,

ihre Bemühungen mit verdoppeltem Eifer wieder aufzunehmen und zugleich für Handels- und industrielle Zwecke, besonders die Ausbeutung der Kupferminen, eine Actiengesellschaft zu gründen. Aber diese letztere Maßregel hatte nicht den gewünschten Erfolg, und der 1880 wieder zwischen Hottentotten und Herero ausbrechende Krieg lieferte bald den Beweis, daß englischerseits weder die Absicht noch die Möglichkeit des Schutzes der Missionare vorhanden gewesen war. Die Mission rief daher nochmals den Fürsten Bismarck an, der sich aufs Neue bei dem Londoner Cabinet dafür verwandte, daß die etwa zum Schutze von englischen Unterthanen im Hererolande beabsichtigten Vorkehrungen auch auf die in demselben lebenden Deutschen erstreckt werden möchten. Lord Granville sagte dies zu, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß nur Walfischbai britisches Gebiet sei und England für irgend welche Ereignisse außerhalb desselben nicht verantwortlich sein könne. Daß unter solchen Umständen die Lage der deutschen Missions-Niederlassungen eine immer schwierigere wurde, ist selbstverständlich; ein Theil derselben mußte aufgegeben werden, und die Missions-Handelsgesellschaft sah sich zur Liquidation gezwungen. Ein erneuter Versuch, den Dr. Fabri 1881 machte, den Fürsten Bismarck zu Schutzmaßregeln zu bewegen, blieb vergeblich, aber wie schon bei früheren Gelegenheiten, wurde auch diesmal die Ruhe durch die Erschöpfung der kriegführenden Stämme wieder hergestellt.

In der Zwischenzeit hatte sich indessen die Lage in Deutschland selbst insofern verändert, als man dort anfing, den colonialen Bestrebungen, die bis dahin nur das Werk einiger Wenigen gewesen waren, auch in weiteren Kreisen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der erste Versuch, welcher von dem Fürsten Bismarck nach dieser Richtung hin gemacht wurde — es handelte sich um die staatliche Unterstützung einer deutschen Plantagen-Unternehmung auf den Samoa-Inseln — verlief aber so unglücklich, daß es nur erklärlich war, wenn er auch die aufs Neue erbetene Intervention zu Gunsten der deutschen Missionare im Hererolande wieder entschieden ablehnte, und es bedurfte schließlich einer sehr triftigen diplomatischen Veranlassung, um den Fürsten zur Aenderung seiner Auffassung zu bewegen. Indessen wuchs, trotz der ablehnenden Haltung des Reichstages, in Deutschland das Interesse an der Colonialfrage, das seinen besten Ausdruck in der im November 1882 zu Frankfurt am Main erfolgten Gründung eines allgemeinen deutschen Colonialvereins fand; der treibende Anstoß sollte jedoch von anderer Seite erfolgen und der Initiative eines deutschen Kaufmanns, des Bremers Lüderitz, zu verdanken sein. Dieser faßte den Entschluß, im Gebiet der rheinischen Missionsgesellschaft eine Factorei zu gründen und erwarb zu dem Zweck ein Stück Land an dem Hafen Angra Pequena, was das Auswärtige Amt des Reichs veranlaßte, in London anzufragen, ob man englischerseits jetzt in jenen Gegenden Hoheitsrechte auszuüben und Schutz zu ertheilen beabsichtige. Da auf diese Anfrage eine Antwort der englischen Regierung nicht erfolgte, erhielt im August 1883 der kaiserliche Consul in der Capstadt den Befehl, der Lüderitz'schen Unternehmung seinen Schutz angedeihen zu lassen, während etwas später, im November genannten Jahres, die Anfrage nach London gerichtet wurde, ob dort Ansprüche auf das in Frage kommende Gebiet erhoben würden und auf welche Rechtstitel sich dieselben gründeten. Jetzt erwachte man in England zu der Ueberzeugung, daß die Sache doch ernster sei, als man ursprünglich angenommen habe und verstieg sich, der sehr bestimmten deutschen Anfrage gegenüber, zu der etwas unbestimmten, aber desto seltsameren Antwort, daß, obgleich die englische Oberhoheit allerdings nur in Walfischbai und einigen vor Angra Pequena liegenden Inseln proclamirt worden sei, Ihrer Majestät Regierung doch Ansprüche einer fremden Macht auf das Gebiet zwischen der Grenze der portugiesischen Besitzungen im Norden und denen der Capcolonie im Süden (d. h. zwischen dem 18. und 28. Grade südlicher Breite) als einen Eingriff in ihre legitimen Rechte ansehen würde. Deutscherseits mußte natürlich einer solchen Auslassung gegenüber auf die früheren englischen Erklärungen verwiesen und daran die

Frage geknüpft werden, welche englischen Einrichtungen in Angra Pequena beständen, um das Reich der Verpflichtung zu überheben, dort selbst den Schutz seiner Staatsangehörigen zu übernehmen. Auch diese Anfrage blieb ohne Antwort; in der Zwischenzeit aber erwarb Lüderitz durch Verträge mit den eingebornen Häuptlingen die gesammte Küste von Angra Pequena südwärts bis zum Orangefluß. Da zugleich bekannt wurde, daß nunmehr Lord Derby als Colonialminister dahin wirke, die Capcolonie zur Annexion der ganzen Südwestküste bis zur Grenze der portugiesischen Besitzungen zu bewegen, glaubte Fürst Bismarck den englischen Behörden keinen Zweifel über die in Berlin herrschende Auffassung lassen zu sollen und wies im April 1884 den deutschen Consul in Capstadt an, amtlich zu erklären, daß Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reichs ständen. Als auch dies nicht genügte, das Colonialministerium und die Regierung der Capcolonie von weiteren Eingriffsversuchen abzuhalten, nahm Fürst Bismarck die Verhandlungen in energischster Weise in London selbst auf, während deutsche Kriegsschiffe das Protectorat des Reichs an der ganzen Küste, d. h. vom Orangefluß bis zum 18. Grade südlicher Breite proclamirten. Die allgemeine politische Lage zwang England zur Nachgiebigkeit, im September 1884 erkannte die englische Regierung die deutschen Erwerbungen rückhaltlos an und begrüßte das Deutsche Reich als Nachbarn in Afrika. Damit war der Uebergang des in Frage stehenden Gebiets in Südwestafrika in deutschen Besitz entschieden. Die Grenzen desselben wurden durch spätere Verhandlungen mit der englischen und portugiesischen Regierung festgestellt. Im englischen Besitz verblieben das Gebiet der Walfischbai und elf vor Angra Pequena liegende Inseln.

Schon vor der Regelung der politischen Besitzfrage war Lüderitz eifrig bemüht gewesen, das von ihm erworbene Gebiet zu erforschen und hatte zu dem Zweck eine Anzahl von Expeditionen ausgesandt. Die Ergebnisse dieser ersten Untersuchungen waren keine übermäßig günstigen; sie zeigten, daß, wenn sich auch überall Spuren des Vorkommens, namentlich von Kupfer, Eisen und silberhaltigem Blei fanden, diese Erze doch nirgends in einer bei den schwierigen Verkehrs- und Arbeitsverhältnissen den Abbau lohnenden Menge zu Tage traten, während andererseits für den Ackerbau geeignete Ländereien nur in geringem Maße vorhanden zu sein schienen. Gleichzeitig nahmen die innern politischen Schwierigkeiten statt ab, immer mehr zu; namentlich zeigte sich Maharero, der damals an Macht und Ansehen unbestrittene erste Häuptling der Herero, nicht nur Lüderitz, sondern den Deutschen überhaupt ganz entschieden feindlich. Der Untergang eines mit kostspieligen Instrumenten und Maschinen beladenen Schiffes vor Angra Pequena trug dazu bei, die finanziellen Schwierigkeiten des Hauses Lüderitz, die namentlich aus der Entsendung und Unterhaltung der bisher ertragslosen Expeditionen erwachsen waren, zu erhöhen, und der Zusammenbruch dieses ersten deutschen colonialen Unternehmens wäre zu erwarten gewesen, wenn nicht, auf Veranlassung des Colonialvereins und im Besonderen des Fürsten Bismarck, eine Anzahl großer Capitalisten zusammengetreten wäre, um das Lüderitz'sche Unternehmen zu kaufen und fortzuführen[1]). Es geschah dies durch die im April 1885 erfolgte Gründung der Deutschen Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika mit einem ursprünglich auf 800 000 Mark angenommenen, aber sofort auf 1 200 000 Mark erhöhten Grundcapital in Antheilscheinen zu je 1000 Mark. Sitz der Gesellschaft wurde Berlin, und in Erfüllung des vorgesetzten Zweckes kaufte dieselbe von Herrn F. A. Lüderitz die sämmtlichen von demselben bereits erworbenen und durch die ausgesandten, damals noch in Thätigkeit be-

[1]) Es mag hier bemerkt werden, daß im deutschen südwest-afrikanischen Schutzgebiete außer den von Lüderitz erworbenen Rechten und Concessionen eine große Menge anderer, Deutschen, Engländern u. s. w. zustehender und auf ähnlichen Grundlagen, d. h. der Cession durch Stammeshäuptlinge beruhender Ansprüche existiren, deren Beurtheilung und Berücksichtigung oder Beseitigung für die Regierung wie für die im Schutzgebiete thätigen Gesellschaften mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war und noch ist.

griffenen Expeditionen zu erwerbenden Ländereien und Grundrechte an der Südwestküste Afrika's und den sich daran schließenden Territorien für den Preis von 500 000 Mark, von welchem Betrage der Verkäufer mit 200 000 Mark bei der Gesellschaft betheiligt blieb. Etwas später erstand die Gesellschaft die einem Consortium unter der Führung der Direction der Disconto-Gesellschaft gehörigen Bergwerksgerechtsame im Gebiet der Häuptlinge Piet Haibib, Jan Jonker Afrikaner und Abraham Zwartbooi, welche vor den Lüderitz'schen Erwerbungen in Privatbesitz übergegangen waren, für 213 382 Mark, mit welchem Betrage die Mitglieder des Consortiums bei der Gesellschaft ebenfalls betheiligt geblieben sind.

Die Thätigkeit der Gesellschaft konnte selbstverständlich, abgesehen von dem Grund- u. s. w. Erwerb, für die erste Zeit nur eine vorbereitende sein, d. h. die von ihrem Vorgänger eingeleiteten Expeditionen mußten weiter geführt und neue zur Erforschung des neu erworbenen Gebiets entsendet werden. Die vorgenommenen Untersuchungen bestätigten im Wesentlichen die früheren Beobachtungen und ließen es damit als im Interesse der Gesellschaft, die nach Abzug der Kaufgelder und Expeditionskosten noch ungefähr 280 000 Mark zur Verfügung hatte, liegend erscheinen, sich aller größeren Unternehmungen zu enthalten. Das nächste Jahr brachte allerdings eine Erhöhung des Gesellschaftscapitals um 300 000 Mark, damit aber auch zugleich die Erwerbung der Rechte der Herren von Lilienthal und Schmerenbeck im Hererolande in ungefähr derselben Höhe. Der in 1888 gemachte Versuch, die Umstände der Gesellschaft durch die Erwerbung des Bergregals im ganzen Umfange des südwestafrikanischen Schutzgebiets zu verbessern, hatte nicht den gewünschten Erfolg, da die Errichtung einer mit der Verwaltung des Bergwesens betrauten Behörde der Gesellschaft weitere finanzielle Opfer auferlegte.

Auch andere Versuche zur weiteren Entwicklung ihres Gebiets mißlangen: so die im Verein mit fünf australischen Goldgräbern und Andern unternommene Gründung des Australian Prospecting Syndicate und die der Deutsch-West-Afrikanischen Compagnie zur Errichtung von Schlächtereien im Schutzgebiet; desgleichen konnten Gesellschaften wie das Südwest-Afrikanische Gold-Syndikat, die Deutsch-Afrikanische Minengesellschaft und ein Kölner Syndikat für gleiche Zwecke keinen bessern Erfolg aufweisen.

Inzwischen hatte die Gesellschaft den Versuch gemacht, zur Erhaltung geordneter Zustände im Schutzgebiet durch die Errichtung einer aus Eingebornen bestehenden unter deutschen Officieren und Unterofficieren stehenden Schutztruppe beizutragen. Der Versuch mißlang indessen, wie das wohl nicht anders zu erwarten war, da die Officiere nicht einmal die Strafgewalt über ihre Untergebenen besaßen, die auch dem Reichscommissar nur in soweit zugetheilt war, als keine concurrirende Gerichtsbarkeit eines Häuptlings bestand. In dieser Weise eine bewaffnete Macht zu bilden, war unmöglich; es schwebte hierbei, wie bei manchem Andern, was in dem Schutzgebiet geschah und unterlassen wurde, in unklaren Formen die Erinnerung an das vor, was einst von der englisch-ostindischen Compagnie in Indien geleistet worden war. Aber abgesehen davon, daß die Zeit des Emporkommens der Compagnie in das achtzehnte Jahrhundert fällt, während wir heute am Ende des neunzehnten stehen, handelte es sich in Indien um die rücksichtslose commercielle und finanzielle Ausnutzung reicher Länder, eine Thatsache, der sich die „Abenteurer", wie der officielle Name der Actionäre solcher Gesellschaften lautete, so wohl bewußt waren, daß, als in 1698 die Feindseligkeit der Whigs und das Geldbedürfniß der Regierung den Schatzkanzler Montague zu einem Vorstoß gegen die alte Gesellschaft veranlaßten, diese der Regierung eine Anleihe von 700 000 £ zu 4 Procent für die Erneuerung ihres Privilegiums bot An die Aufrechterhaltung der Ruhe in einem von innern Kämpfen seit Jahrhunderten zerrissenen Lande, wie Südwest-Afrika dies thatsächlich ist, zu denken, ohne eine fremde Truppe, an die sich eine zu organisirende eingeborne würde haben anschließen können, war eine Utopie, für die die Verantwortung kaum die Colonialgesellschaft allein treffen dürfte, die sich aber an ihr wie an allen deutschen Interessen im Lande strafen sollte.

Aber selbst der Versuch der Errichtung der Schutztruppe war zu viel für die Kräfte der Gesellschaft, da die für dieselbe wie für das Bergamt ausgeworfenen Beträge jährlich ungefähr 150 000 Mark in Anspruch genommen haben würden und das verfügbare Capital am Ende des dritten Geschäftsjahrs bereits auf etwas über 220 000 Mark reducirt war.

Das Jahr 1888 brachte die Lossagung Maharero's von der deutschen Schutzherrschaft, durch welche auch die Interessen der Colonialgesellschaft auf das Empfindlichste berührt wurden. Die Gesellschaft wendete sich daher mit der Bitte um Schutz an den Reichskanzler und erhielt die für die damalige Auffassung charakteristische Antwort, „daß es nicht Aufgabe des Reichs sein könne und außerhalb des Programms der deutschen Colonialpolitik liege, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter uncivilisirten Völkerschaften einzutreten und mit Aufwendung militärischer Machtmittel den Widerstand eingeborner Häuptlinge gegen noch nicht fundirte Unternehmungen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern zu bekämpfen". — Wie die Gesellschaft in einer ihrer Eingaben erklärt hatte, besaß sie damals von ihrem Gesellschaftscapital von 1 544 000 Mark noch ungefähr 150 000 Mark, welche in etwa zwei Jahren durch die fortlaufenden Ausgaben aufgezehrt sein würden, wenn es ihr nicht gelänge, aus dem Schutzgebiet erhebliche Einnahmen zu gewinnen. Thatsächlich betrugen die verfügbaren Geldmittel am 1. August 1889 noch rund 110 000 Mark.

Unter den Umständen und da auch das nächste Jahr ein weiteres Schwinden des verfügbaren Bestandes auf circa 84 000 Mark brachte, trat an die Colonialgesellschaft die Nothwendigkeit heran, ihre Ausgaben auf das Aeußerste zu beschränken und zu versuchen, durch Abtretung eines Theils ihres Besitzes resp. der erworbenen Rechte sich Mittel zur weiteren Fortführung des Unternehmens zu verschaffen. Der erste Theil dieser Aufgabe wurde dadurch erfüllt, daß die Gesellschaft das ihr ertheilte Bergregal aufgab und die Verwaltung des Bergwesens in die Hand der kaiserlichen Regierung überging, sowie daß die Schutztruppe, die allerdings nie über die ersten Anfänge hinaus gekommen war, endgültig aufgelöst wurde. Der zweite Punkt war schwerer zu erledigen. Ein im Frühjahr 1889 gemachter Versuch, einen Theil der Besitzungen der Gesellschaft an ein holländisch-englisches Consortium zu verkaufen, mißlang, da die gesetzlich erforderliche Genehmigung der Aufsichtsbehörde nicht erfolgte, und das Schutzgebiet in Südwest-Afrika befand sich in Folge dessen zum zweiten Male vor einer Krisis, wie dies schon zur Zeit des drohenden Zusammenbruches der Firma Lüderitz der Fall gewesen war. Die Lage wurde dadurch nicht erleichtert, daß bei den Reichstagsverhandlungen im Frühjahre 1891 ein der Verwaltung der Colonialgesellschaft angehörender hervorragender Parlamentarier das Schutzgebiet in Südwest-Afrika vom bergbaulichen Standpunkte aus als werthlos bezeichnete, während der Reichskanzler selbst nichts Anderes thun konnte, als die Gegner des Etats für das Schutzgebiet zu ersuchen, der Regierung nur noch ein Jahr Zeit zu lassen. Die Verhandlung im Reichstage am 7. März 1892, in der bei den Freunden wie bei den Feinden unserer Colonialpolitik die Ueberzeugung zum Ausdruck gelangte, daß die großen Capitalien, welche zur Erschließung unseres südwest-afrikanischen Gebietes erforderlich erschienen, in Deutschland nicht aufzubringen seien, brachte nur einen Lichtblick: die Erklärung des Regierungscommissars, Geheimrath Dr. Kayser, daß man in England nach wie vor unseren Besitz für werthvoll halte, wie denn auch neue Anerbietungen von dort gemacht worden seien, aber daß wie die Entwicklung sich auch immer gestalten möge, die deutsche Regierung die Colonie niemals mehr aufgeben werde.

Mit den von englischer Seite gemachten Anerbietungen verhielt es sich folgendermaßen. Kurz nach dem Nichtzustandekommen des von der Colonialgesellschaft mit dem englisch-holländischen Syndikate beabsichtigten Vertrages hatten sich zwei der an der Sache interessirt gewesenen Engländer im April 1890 an einige Hamburger Freunde der deutschen Colonialpolitik gewendet, um mit denselben gemeinschaftlich

ein deutsch-englisches Consortium zu bilden, das in den vorerwähnten Vertrag eintreten und die Genehmigung des Reichskanzlers zur Uebertragung derselben an eine englische Gesellschaft erstreben sollte, die Gesellschaft müsse aber eine englische mit dem Sitze in London sein, da nur auf diese Weise sich eine Unterstützung durch das englische Capital ermöglichen lassen werde, in der Verwaltung der Gesellschaft solle aber statutenmäßig deutschen Mitgliedern eine maßgebende Betheiligung vorbehalten bleiben. Auch dieses Project, dem die Colonialgesellschaft beigetreten war, erhielt nicht die Zustimmung der Aufsichtsbehörde, und es wurde nunmehr der Versuch zur Bildung einer deutschen Gesellschaft, wenn auch mit englischem Capital, gemacht, und mit der Colonialgesellschaft ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen dieselbe sich bereit erklärte, der neuen Gesellschaft alle ihre Rechte bis zum 26. Grade südl. Breite für den Kaufpreis von 3 000 000 Mark, wovon 2 400 000 Mark baar und 600 000 Mark in Aktien, abzutreten.

Die der zu gründenden Gesellschaft von der Colonialgesellschaft mit Zustimmung der Regierung zugesagten Rechte waren dieselben, welche die Gesellschaft früher dem holländisch-englischen Consortium abzutreten bereit gewesen war; sie umfaßten außer dem allgemeinen Rechte, Straßen, Brunnen, Wasserleitungen, Eisenbahnen, Telegraphen, Canäle ꝛc. anzulegen, im Betriebe zu erhalten und für die Benutzung derselben angemessene Beträge zu erheben, das ausschließliche Recht auf den Bau einer Eisenbahn von Otyimbingue ins Innere, sobald seitens der Regierung eine Bahn von der Küste nach dort erbaut worden sein würde, wie das Vorrecht auf die Concessionirung für den Bau und Betrieb von Eisenbahnen innerhalb der deutschen Interessensphäre in Südwest-Afrika im Falle der Uebernahme und der Erfüllung der gestellten Concessionsbedingungen. Die ihr in diesem Falle zu ertheilende Bau- und Betriebserlaubniß solle übertragbar sein.

Der Vertrag enthielt außerdem eine Clausel, wonach die Käufer gegen Zahlung von 100 000 Mark den Kauf auf sechs Monate und gegen eventuelle Zahlung weiterer 100 000 Mark auf zwölf Monate an der Hand behielten. Falls innerhalb dieser zwölf Monate die Gründung der neuen Gesellschaft nicht perfect geworden, sollten die 200 000 Mark verfallen.

Dieser letztere Fall trat ein. Trotz aller den Aktionären angebotenen günstigsten Bedingungen und trotz der Unterstützung der Regierung gelang es weder in Deutschland noch in England, das nöthige Geld zu erhalten; in letzterem Lande nicht, weil den dortigen Capitalisten das Vertrauen fehlte, da in Deutschland selbst für die deutsche Colonie offenbar kein Geld zu finden sei. So kam der 18. Februar 1892 heran, ohne daß das Capital zur Bildung der neuen Gesellschaft hatte beschafft werden können, die Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika erklärte, daß nunmehr nach Ablauf der äußersten Frist der mit dem Hamburger Consortium am 14. Februar 1891 vereinbarte Vertrag definitiv als nicht geschlossen gelten müsse, jedoch die auf den Kaufpreis geleisteten Anzahlungen von zusammen 200 000 Mark der Colonialgesellschaft verfallen seien.

In diese Zeit fielen die bereits erwähnten Verhandlungen im Reichstage, und es wurde nun auch für die Regierung ganz besonders wichtig, daß es vor einer erneuten Erörterung der Frage gelänge, Capital für die weitere Erschließung des Landes zu erlangen. Der Höhepunkt der Krisis trat ein, als das vom Reichskanzler Grafen von Caprivi erbetene Versuchsjahr seinem Ende nahte und der Beginn der neuen Reichstagssession bevorstand. Es herrschte eine allgemeine Spannung und in colonialen Kreisen eine tiefgehende Besorgniß, daß Verhandlungen mit England zum Zweck der Aufgabe von Südwest-Afrika angeknüpft worden seien. Gut unterrichtete Leute wollten sogar wissen, daß nach dieser Richtung bereits Entschließungen getroffen seien. Noch einmal wurde die deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika aufgefordert, angesichts der kritischen Lage erneute Beiträge für die wirthschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes aufzubringen; der Ruf des Vorstandes fand bei den Antheilinhabern kein Gehör, ein Einziger erbot sich,

20 000 Mark herzugeben, aber auch sein Beispiel blieb ohne Folge; es mußte also, wenn überhaupt etwas geschehen sollte, auf den Londoner Markt zurückgegriffen werden, zu welchem Zwecke man sich an die Vermittlung eines deutschen Colonialpolitikers wandte. Diesem gelang es auch, nachdem er und ein gleichgesinnter Freund sich bereit erklärt hatten, etwa den dritten Theil des erforderlichen Capitals herzugeben, englische Capitalisten nach langwierigen Unterhandlungen zur Gründung einer Gesellschaft zu bewegen, aber nur unter der Bedingung, daß derselben umfassende Bergwerksgerechtsame, namentlich mit Bezug auf die, mit Recht oder ohne Grund, für sehr reich gehaltene Otavi-Mine, zuerkannt und ihr zugleich das Recht, Eisenbahnen von der Küste durch den nördlichen Theil des Schutzgebietes zu bauen, ertheilt werde. Diese letztere Bedingung wurde als eine unerläßliche bezeichnet, da selbst eine reiche Mine nur durch Herstellung einer Verbindung mit der Küste abbauwerth werden könne. Die Regierung erklärte sich mit diesen Bedingungen einverstanden und ertheilte Mitte des Jahres 1892 die sogenannte Damaraland-Concession, die am 18. August des Jahres zur Errichtung der „South West Africa Company, Limited“ führte.

Sofort nach der am 15. September 1892 erfolgten Veröffentlichung der Concession im Colonialblatte begann in einem Theile der Presse, wie auch später seitens einzelner Persönlichkeiten im Reichstage eine rücksichtslose Bekämpfung der „South West Africa Company, Limited“ und der Regierung, die sich theils auf angeblich bedrohte allgemeine deutsche Interessen, theils auf eine ebensolche Verletzung privater Rechte gründen sollte. Die letztere Anschuldigung, die jeder Berechtigung entbehrt, kann hier unerörtert bleiben; was die andere anbetrifft, so mag gleich erwähnt werden, daß sofort nach Beginn der Angriffe den Angreifern anheim gegeben wurde, sich an der neu gebildeten Gesellschaft in einem Umfange betheiligen zu können, der ihnen, also den Deutschen, die Mehrheit des Aktienbesitzes und damit die Herrschaft über die Gesellschaft gewährt hätte. Dadurch wären ohne Zweifel gleichzeitig die angeblich gefährdeten allgemeinen Interessen wie die verletzten privaten Rechte gesichert worden. Diese Vorschläge fanden jedoch keine Annahme, wohl aber dauerten die Angriffe fort, selbst als die englische Gesellschaft auf Veranlassung der Colonialabtheilung die von dieser gewünschten Modificationen der Concession zugestand und der Vorsteher der Gesellschaft in Deutschland erklärte, daß dieselbe bereit sei, den Bau von Bahnen zur Erschließung des Landes innerhalb des ihr verliehenen Gebietes überall nicht nur zu gestatten, sondern nach Möglichkeit zu fördern.

Da es uns hier nur darauf ankommt, durch eine einfache Darstellung der Thatsachen an die öffentliche Meinung zu appelliren, so sei noch Folgendes bemerkt.

Die deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika hatte sich, nicht durch ihre Schuld, sondern durch die Lage der Verhältnisse im Schutzgebiet, die Geringfügigkeit der ihr zur Verfügung stehenden Mittel und die Abneigung der deutschen Capitalisten, ihr Geld in colonialen Unternehmungen festzulegen, in die Unmöglichkeit versetzt gesehen, ihren Zweck, die wirthschaftliche Erschließung des Schutzgebietes zu erfüllen oder auch nur wesentlich zu fördern; sie hatte sogar nach den ersten beiden Jahren ihres Bestehens die Weiterführung der Erforschung des ihr überwiesenen Gebietes aufgeben müssen. Alle Versuche, das deutsche Capital für diese Zwecke zu gewinnen, waren vergeblich gewesen, und es war schließlich, wenn nicht eine vollständige Versumpfung dieses Theils der deutschen colonialen Thätigkeit eintreten sollte, nichts übrig geblieben, als sich an den capitalkräftigeren und willigeren englischen Markt zu wenden, und so den praktischen Beweis zu liefern, daß, wenn auch nicht in deutschen, so doch in fremden Capitalistenkreisen der Glaube an die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der gedeihlichen Entwicklung des südwestafrikanischen Schutzgebietes fortbestehe. In welcher Weise nun können allgemeine deutsche, d. h. deutsch-nationale Interessen durch die staatliche Anerkennung einer in London ansässigen, im Schutzgebiete thätigen englischen Gesellschaft gefährdet werden?

Dem Reichskanzler steht das Aufsichtsrecht zu; seine Genehmigung ist für die meisten Schritte der Gesellschaft erforderlich, und ein Reichscommissar hat das Recht, allen Vorstandssitzungen beizuwohnen; die civile und militärische Verwaltung innerhalb des Gebietes, in welchem die Gesellschaft ihre Rechte erworben hat, steht der deutschen Regierung zu, wie es selbstverständlich und wie es, man könnte sagen überflüssiger Weise, ausdrücklich in dem Prospect der Gesellschaft hervorgehoben worden ist.

Sollte es unter den Umständen, ganz abgesehen von dem Einfluß, welchen die deutschen Directoren, vier gegen drei englische, auf alle Entschließungen der Gesellschaft ausüben müssen und würden, der Regierung schwer fallen, jeden Versuch eines deutschfeindlichen Vorgehens der Gesellschaft im Keime zu ersticken? Es heißt doch vom Deutschen Reiche und dessen Regierung zu gering denken, um das nicht von vornherein als unbestreitbar anzunehmen. Nun ist freilich kürzlich von einem der Gegner der Gesellschaft behauptet worden, daß die Besiedelung des der South West Africa Company, Limitid zugetheilten Gebiets mit Engländern eine nationale Gefahr in sich schlösse; aber abgesehen davon, daß die Regierung, wie sie dies 1893 bei Gelegenheit der von der Siedelungsgesellschaft geplanten Ansiedelung von Boeren im Schutzgebiet gethan, einen solchen Versuch in jedem Augenblick verhindern kann, hat die South West Africa Company, Limitid niemals die Absicht gehabt, einen Siedelungsversuch mit Engländern zu machen, sondern wiederholt und stets erklärt, daß sie nur die Ansiedelung deutscher Familien beabsichtige, auch dahingehende Verpflichtungen der Regierung gegenüber auf sich genommen.

Was nun die Erfüllung der von ihr übernommenen Verpflichtungen, besonders der, innerhalb der ersten vier Jahre ihres Bestehens den Betrag von 600 000 Mark für die Erforschung des ihr zugetheilten Gebietes auszugeben, anbetrifft, so hat die Gesellschaft unmittelbar, d. h. vierzehn Tage nach der Veröffentlichung der Concession am 29. September 1892 zwei Expeditionen ausgesandt, von denen die eine unter Capitän M. Rogers mit der Untersuchung der bergbaulichen Beschaffenheit des Landes, die andere unter Herrn Augus mit der Untersuchung und Vermessung einer Eisenbahnlinie beauftragt war. Diese letztere hat eine Strecke von 315 englischen Meilen von der Küste bis nach Otavi, sowie des Ferneren auf Wunsch der deutschen Regierung eine zweite Linie, welche von der ersteren nach Windhoek abzweigt, von circa 170 Meilen durchforscht und vermessen. Dabei hat das Terrain keine technischen Schwierigkeiten für den Bahnbau ergeben. Ferner ist 1893 eine unter Befehl des bekannten Forschers Dr. Hindorf stehende Expedition abgesandt worden, um über das Land als solches zu berichten. Endlich aber und hauptsächlich ist als Vertreter der Gesellschaft der Premierlieutenant à la suite der Armee Dr. Hartmann vom September 1893 bis Juli 1896 in Südwest-Afrika thätig gewesen. Die Gesammtkosten dieser Expeditionen belaufen sich auf annähernd 60 000 £, d. h. 1 200 000 Mark. — Zugleich hat die South West Africa Company, Limitid, einerseits um das für die Entwicklung des Schutzgebietes verfügbare Capital zu vermehren und andererseits um den gegen sie wegen ihres englischen Domicils gerichteten Angriffen möglichst die Spitze abzubrechen, einen Teil ihres Capitals deutschen Gesellschaften, so der Hanseatischen Land-Minen- und Handels-Gesellschaft, der Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft und der Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft zur Verfügung gestellt.

Was die politische Seite des Besitzes des deutschen Schutzgebietes in Südwest-Afrika anbetrifft, so haben die jüngsten Ereignisse im Transvaal bewiesen, daß ein Aufgeben desselben die sofortige Besitzergreifung des Gebietes durch die Engländer zur Folge haben würde, ein Ereigniß, das im politischen wie im Handelsinteresse gleich bedauerlich sein und die Vernichtung jedes deutschen Einflusses auf die so wichtigen sich in Südafrika entwickelnden Fragen bedeuten würde.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Das große Ereigniß des Monats ist der Sieg Mac Kinley's bei den am 3. November in den Vereinigten Staaten von Amerika vollzogenen Wahlmännerernennungen. Je mehr auf dem Spiele stand, und je schwankender bis zuletzt die Aussichten waren, um so größer ist die Befriedigung, mit der dieses Ergebniß überall aufgenommen worden ist. Denn man konnte sich nirgends verhehlen, daß die extreme Silberwährungspolitik Bryan's, falls sie durchgedrungen wäre, für das gesammte internationale Verkehrsleben schwere Folgen gehabt hätte. Nicht minder bedenklich mußten für die Vereinigten Staaten selbst die socialistischen Experimente werden, zu denen der demokratische Kandidat sich verpflichtet hatte. Durchaus verfehlt wäre es jedoch, an den Sieg Mac Kinley's im Auslande allzu weitgehende Erwartungen in anderer Hinsicht zu knüpfen. So deutete der Pariser „Temps" in einem „L'élection de Mac Kinley et l'Europe" überschriebenen Artikel darauf hin, daß von Seiten des neuen Präsidenten der Union vielleicht eine „offensive Wiederkehr des Protectionismus zu befürchten stände, um so mehr, als eine Präsidentschaft von vier Jahren nicht durchaus der Aufgabe, die Gesellschaft zu retten, gewidmet sein könnte". Zugleich wird darauf hingewiesen, daß erst abgewartet werden müsse, ob Mac Kinley die besonnenere auswärtige Politik seines Vorgängers Cleveland fortführen oder den Rathschlägen gewisser Führer der republicanischen Partei, wie des Senators Lodge, Folge leisten werde. Die Thatsache, daß durch die Niederlage Bryan's und seines Programms sofort ein Umschwung des gesammten Handelsverkehrs in den Vereinigten Staaten herbeigeführt worden, wird jedoch, wie gehofft werden darf, den neuen Präsidenten den richtigen Weg und eine wirklich patriotische Politik erkennen lassen, die darin besteht, daß die geraume Zeit hindurch von den Projecten seines Mitbewerbers bei der jüngsten Wahl beunruhigte Bevölkerung der Union endlich in den Stand gesetzt werden muß, sich in friedlicher Weise den eigenen, in diesem Falle mit dem Staatswohle durchaus identischen Interessen zu widmen.

Inzwischen ist der gelegentlich der russischen Feste in Frankreich veranstaltete Jubel verrauscht, ohne daß irgend ein Zeichen auf die Verwirklichung der Hoffnungen deutete, welche das sanguinische Temperament der Franzosen an den Zarenbesuch geknüpft hat. Nach diesen sollte der Zweibund, dessen durch Vertragsform verbürgte thatsächliche Existenz bis zum heutigen Tage keineswegs feststeht, eine so unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, daß in Italien sowohl wie in Oesterreich-Ungarn der Augenblick ersehnt würde, in dem der Anschluß an Rußland und Frankreich vollzogen werden könnte. Unter solchen Umständen erscheint es begreiflich, daß die vielerörterten „Enthüllungen" der „Hamburger Nachrichten" über das

neben der Tripelallianz vom Fürsten Bismarck mit Rußland vereinbarte, vom Grafen Caprivi nicht erneuerte Abkommen nach der Auffassung derselben politischen Zeichendeuter wiederum die unmittelbare Wirkung haben sollten, sowohl in Italien als auch in Oesterreich-Ungarn den Dreibund zu untergraben. Allerdings darf man begründete Zweifel hegen, ob die Mittheilungen des Hamburger Blattes gerade unter den obwaltenden Verhältnissen opportun waren. Für den Fürsten Bismarck lag jedenfalls keine Veranlassung vor, der gegenwärtigen Regierung ohne Grund Verlegenheiten zu bereiten, zumal da Deutschlands Beziehungen zu Rußland durchaus freundlich sind, und keine Gefahr vorhanden ist, daß diese eine Störung erfahren könnten. Wird jedoch darauf hingewiesen, daß Deutschlands größter Staatsmann ein Interesse daran hätte, gerade im Hinblick auf die zwischen Rußland und Frankreich vollzogene Annäherung festgestellt zu sehen, daß er den Gefahren einer feindseligen Stellung des benachbarten Kaiserreiches vorzubeugen mit Erfolg bemüht gewesen sei, so steht doch nicht minder fest, daß die weltgeschichtliche Persönlichkeit des Fürsten Bismarck einer Rechtfertigung in dieser Richtung gar nicht bedurfte. Sicherlich aber täuschen sich Diejenigen, die bereits das Friedensbündniß der europäischen Centralmächte gefährdet wissen wollen.

Ach, wie so bald verhallet der Reigen! durfte dagegen der Besucher der französischen Hauptstadt ausrufen, der diese wenige Wochen zuvor noch aus Anlaß des Zarenbesuches von Jubel und Enthusiasmus erfüllt gesehen hatte. Nicht alle Blüthenträume reifen. Diese Wahrheit wird allmälig auch den besonneneren Franzosen einleuchten, die nicht wie die Leute von der Patriotenliga wähnen, es lasse sich hohe Politik machen, indem man auf der Place de la Concorde die Bildsäule der Stadt Straßburg in Trauerschmuck hülle und dann den Kaiser von Rußland geflissentlich vorüberfahren lasse. Daß in den Octobertagen, die dieser auf französischem Boden zubrachte, auch politische Angelegenheiten zur Erörterung gelangten, kann keinem Zweifel unterliegen. Es fehlt jedoch nicht an Anzeichen, daß diese Erörterungen sich, zum Theil wenigstens, in demselben Rahmen bewegten, innerhalb dessen zuvor bereits zwischen deutschen und russischen Staatsmännern ein nicht minder befriedigender Meinungsaustausch erfolgt war. Hat doch der französische Minister des Auswärtigen in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 3. November bei Gelegenheit einer Interpellation über die türkischen Metzeleien der Armenier den Schleier einigermaßen gelüftet, indem er erklärte, daß unter die so fruchtbaren Ergebnisse der Reise des Zaren nach Paris auch dasjenige gezählt werden könne, daß bestimmte Anschauungen ausgetauscht worden sind. Der französische Minister des Auswärtigen erläuterte diese Versicherung in dem Sinne, Frankreich und Rußland würden eine gemeinsame oder parallele Action ausüben, um von dem Sultan Reformen und Garantien zu verlangen, damit der Erneuerung der gegen die Armenier gerichteten Blutthaten vorgebeugt werde. Es kann nicht überraschen, daß Herr Hanotaux von einer „action commune ou parallèle" Frankreichs und Rußlands sprach. Vorher bereits hatte er aber anerkannt, daß alle Mächte einig wären, wie denn auch die Uebereinstimmung der in Constantinopel beglaubigten Botschafter in demselben Sinne zum Ausdrucke gelangt sei und in Bezug auf Macedonien und Creta bestimmte Resultate erzielt habe.

Bemerkenswerth ist allerdings eine Schattirung, die der französische Minister des Auswärtigen in dem von ihm hervorgehobenen „accord" nicht verschwieg, indem er, an die Aeußerungen anderer Redner anknüpfend, betonte: „Wir wollen von einer Theilung des Einflusses oder von einem gefährlichen Condominium nichts wissen." Die nach dieser Aeußerung in dem Sitzungsberichte verzeichneten Ausrufe: „Très bien! très bien!" lassen deutlich darauf schließen, daß der Hinweis auf Aegypten in solchem Zusammenhange nicht mißverstanden werden konnte. Ueberdies hatte Herr Hanotaux zugleich darauf hingewiesen, daß durch die gemeinsame Action der europäischen Großmächte in der armenischen Angelegenheit die Unversehrtheit des ottomanischen Reiches nicht berührt werden dürfte.

Wie sehr aber gerade Englands Stellung in Aegypten den Franzosen unbequem ist, erhellt klar aus dem Verlaufe dieser Interpellationsdebatte, die auch im Uebrigen keineswegs auf die Discussion über die Metzeleien in Armenien und in Konstantinopel beschränkt blieb. Hatte der Deputirte Denys Cochin nicht ohne das übliche Pathos erklärt, Frankreichs Freundschaft wäre werthvoll, legte aber den russischen Freunden auch Lasten auf; hatte er dann als die erste, die heiligste dieser Lasten das Verständniß der „edelmüthigen Chimären Frankreichs" bezeichnet, denen Rußland sich anschließen müsse, indem es gleichfalls „die Schwachen, die Unterdrückten zu stützen, die Gerechtigkeit wieder herzustellen geneigt sei", so schlug der Graf de Mun bei aller Uebereinstimmung in Bezug auf die armenische Angelegenheit doch einen minder sentimentalen Ton an. Von einer endgültigen Zerstückelung des ottomanischen Reiches will er nichts wissen, da diese mit zu großen Gefahren verknüpft sei. Graf de Mun bezeichnete die Türkei vielmehr als eine Nothwendigkeit, so daß weitere Glieder nicht losgelöst werden dürften. „Frankreich," erklärte der Redner mit gehobener Stimme, und der „Figaro" druckt diese Worte in fetter Schrift, „hat zu viele Gründe, diese Politik auszuüben, in Konstantinopel wie an den Ufern des Nils."

So wird man denn auch keineswegs bei der Annahme fehlgehen, daß Frankreich als Folge des Zarenbesuches in Paris eine wirksamere Unterstützung der gegen das Verbleiben Englands in Aegypten gerichteten Bestrebungen erhofft. Nur zeigt sich auch hier wieder, daß die Allianz Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens ihre Bedeutung als europäisches Friedensbündniß in vollem Maße bewahrt hat. Wie sehr auch diese Mächte mit den übrigen darin übereinstimmen, daß die ottomanische Regierung durch wirksame Reformen der Erneuerung der gegen die Armenier verübten Greuel vorbeugen müsse, erblicken sie doch keineswegs in der englischen Verwaltung Aegyptens eine Gefahr für die Integrität der Türkei. Vielmehr hat sich diese Verwaltung gerade im Interesse Aegyptens bisher in solchem Maße bewährt, daß keine Veranlassung zu einer Aenderung vorliegt, zumal da der im Sudan geplante, zum Theil bereits ausgeführte Feldzug der Ausbreitung der Civilisation dient, sowie den Italienern in ihrer Colonie Eritrea und in Kassala wesentliche Erleichterungen verschafft. Andererseits müssen die Engländer durch das Verhalten des Dreibundes in der ägyptischen Angelegenheit überzeugt werden, daß es sich durchaus nicht um principielle Gegensätze handelt, wenn Deutschland in anderen Fragen gerade gegenüber England sich auf sein gutes Recht stützt.

Im Hinblick auf die abweichenden Auffassungen der Mächte des Dreibundes, sowie des zunächst betheiligten Englands in der ägyptischen Angelegenheit wird aber auch die russische Regierung trotz des Zarenbesuches in Paris Bedenken tragen, den in der französischen Kammersitzung vom 3. November vom Grafen de Mun unmittelbar und dann vom Minister des Auswärtigen Hanotaux mittelbar in der bezeichneten Richtung gegebenen Anregungen nachzugeben. Als sehr wenig geschickt im Sinne dieser Bestrebungen darf auch bezeichnet werden, daß der Deputirte Denys Cochin als erster Redner, um die gegen die Armenier verübten Greuel in einer recht grellen Beleuchtung erscheinen zu lassen, auf — Polen exemplificirte. Und wiederum verzeichnet der Sitzungsbericht charakteristische Ausrufe: „Très bien. Très bien!" — nachdem der erwähnte Abgeordnete geäußert hatte: „Sie erinnern sich an die berühmte Phrase: l'ordre règne à Varsovie. Man kann auch sagen: die Ordnung herrscht in Sassul! Aber das ist nicht die Ordnung; es ist vielmehr die Katastrophe, die Landplage, der Untergang." Und als ob dieser erste Hinweis auf die zur Revolte aufgestachelten Polen dem französischen Deputirten noch nicht genügte, erinnerte er unter demselben wiederholten Beifalle der Kammer an einen Ausspruch des Grafen Montalembert, der sich damals aber auf die in Galizien verübten Metzeleien bezog. „Wenn man von etwas überrascht sein könnte," citirte Denys Cochin nach Montalembert, „so ist es darüber, daß nicht ein jeder Pole nach diesen Ereignissen rasend geworden ist." In Rußland werden durch solche Citate jedenfalls um

so mehr gemischte Eindrücke hervorgerufen werden müssen, als die früheren Sympathien der Franzosen für Polen lebhaft im Andenken sind, und gerade aus Anlaß des jüngsten Zarenbesuches hervorgehoben wurde, wie im Jahre 1867 noch Floquet — nach einer neueren Version Gambetta selbst — dem Kaiser Alexander II. bei seinem aus Anlaß der Pariser Weltausstellung im Palais de Justice gemachten Besuche zugerufen hatte: Vive la Pologne! Lassen sich aber die französischen Republikaner von heute nicht gerne an diesen Vorgang erinnern, so wird doch durch die jüngsten Aeußerungen des die Interpellation über die armenischen Metzeleien an erster Stelle begründenden französischen Deputirten erhärtet, welcher historischen Sphäre die Beispiele mit Vorliebe entlehnt werden. Daß im Uebrigen bei dieser Interpellation kein anderes Ergebniß erzielt wurde, als die mit 402 gegen 90 Stimmen beschlossene Annahme eines Vertrauensvotums für das Ministerium Méline-Hanotaux, konnte von Anfang an als sicher gelten.

Im französischen Senate wurde an demselben Tage die Madagaskar-Angelegenheit erörtert, die trotz der Ersetzung des Civilgouverneurs Laroche durch den General Galliéni auch für die Zukunft ernsthafte Gefahren birgt, so daß Le Provost de Launay ausführen konnte, die ganze Expedition sei als ein Act colonialer Thorheit zu bezeichnen. Er wies darauf hin, daß dieser Expedition etwa zehntausend Menschen zum Opfer gefallen seien, und daß sie achtzig Millionen Francs gekostet habe, wie Madagaskar auch in Zukunft jährlich zehn bis fünfzehn Millionen Francs beanspruchen würde, ohne daß sich eine Compensation geltend machen ließe. In der Deputirtenkammer wäre es jedenfalls im Hinblick auf das von Le Provost de Launay sorgfältig vorbereitete Material zu sehr erregten Debatten gekommen; im Senate vermochte aber der Colonialminister den Angriff abzuschlagen, indem er zunächst einwendete, daß er für die militärischen Vorbereitungen der Madagaskar-Expedition nicht verantwortlich gemacht werden könne, da er damals der Regierung nicht angehört habe. Nachdem der Minister sich demnächst eingehend über die dem Civil-Generalgouverneur Laroche ertheilten Instructionen und Vollmachten geäußert und betont hatte, daß General Galliéni in anderer Weise vorgehen würde, gelangte die einfache Tagesordnung zur Annahme. Die Vorgänge auf Madagaskar zeigen aber jedenfalls von Neuem, daß die Franzosen auf dem Gebiete der Colonialpolitik bis jetzt nicht sehr erfolgreich gewesen sind.

Auch für Spanien erweisen sich die Colonien, die große Antille Cuba sowohl als auch die Philippinen, nach wie vor als Schmerzenskinder. Trotzdem müssen aber die Opferwilligkeit und der Patriotismus anerkannt werden, mit denen das Mutterland immer wieder Verstärkungen aufzubieten vermag. Da die nach Cuba gesandten Mannschaften zu einem beträchtlichen Theile nicht etwa im Kampfe mit den Insurgenten, die sich zumeist auf den Guerilla-Krieg beschränken, sondern den ungünstigen klimatischen Verhältnissen, insbesondere dem gelben Fieber erlagen, so stand zu befürchten, daß die Streitkräfte Spaniens sehr bald nicht mehr hinreichen würden, auf der großen Antille sowohl als auch auf den Philippinen die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse herbeizuführen. Der Schreiber dieser Zeilen, der gerade in diesen Wochen in Spanien verweilte, konnte aber auf Grund eigener Wahrnehmungen in der Provinz nicht minder als in der Hauptstadt Madrid die Ueberzeugung gewinnen, daß es im Mutterlande noch keineswegs an stattlichen Mannschaften mangelt. Bei der feierlichen Bestattung des unlängst verstorbenen Generalcapitäns Marqués de Novaliches defilirten auf der Calle de Alcalá und der Puerta del Sol mehrere Infanterie- und Cavallerie-Regimenter, die selbst bei einer Revue auf dem Tempelhofer Felde gut bestanden hätten.

Es empfiehlt sich aber, darauf hinzuweisen, daß der spanische Soldat in seiner ganzen äußeren Erscheinung nicht minder als durch militärische Eigenschaften, wie Ausdauer und Disciplin, auch bei Kennern einen vortrefflichen Eindruck macht. An Tapferkeit lassen es daher jedenfalls die in den Colonien zur Unterdrückung des Aufstandes aufgebotenen Streitkräfte nicht fehlen; mancherlei ungünstige Verhält-

nisse wirken aber zusammen, wenn alle Bemühungen bisher noch nicht vom Erfolge gekrönt worden sind. Daß die Insurgenten auf Cuba von den Vereinigten Staaten von Amerika aus trotz der officiellen Neutralität unablässig Verstärkungen erhalten, ist längst bekannt. Nicht ohne Besorgnisse sah deshalb die spanische Regierung der jüngsten Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten entgegen, weil mehrfach angenommen wurde, daß je nach dem Ausfalle dieser Ernennung die cubanischen Aufständischen als Kriegführende anerkannt werden könnten. Es bleibt aber abzuwarten, welche Stellung Mac Kinley in dieser Angelegenheit nunmehr einnehmen wird.

Für Deutschland liegt um so weniger Veranlassung vor, den spanischen Waffen auf Cuba sowohl als auch auf den Philippinen nicht einen raschen, dauernden Erfolg zu wünschen, als, ganz abgesehen von der rein menschlichen Theilnahme für die nicht in offener Feldschlacht, sondern dem gelben Fieber erliegenden Mannschaften und Officiere, das Cabinet Canovas del Castillo in jüngster Zeit den guten Willen bekundet hat, die handelspolitischen Beziehungen zu Deutschland zu fördern. Ist es den unausgesetzten Bemühungen des deutschen Botschafters in Madrid, Herrn von Radowitz, gelungen, in dieser Richtung erfolgreich zu wirken, so hat Spanien zugleich das Unrecht wieder auszugleichen versucht, das es seiner Zeit beging, indem der vereinbarte Handelsvertrag gar nicht in den Cortes durchberathen wurde. Die spanische Regierung wird sich aber gerade im Hinblick auf die mannigfachen politischen Verwicklungen nicht verhehlen, daß es jetzt nicht mehr angeht, sich gewissermaßen auf den Isolirschemel zu setzen und die Solidarität der Interessen mit anderen Mächten als quantité négligeable zu betrachten.

Wird in Spanien nicht selten hervorgehoben, daß dessen Interessen vor Allem nach Frankreich hin gravitiren, so hat sich jüngst gerade beim Scheitern der geplanten Anleihe in Höhe einer Milliarde Francs gezeigt, daß auf eine Unterstützung von Seiten des französischen Capitals nur dann gerechnet werden darf, wenn Spanien Opfer zu bringen bereit ist, die auch nicht annähernd im richtigen Verhältniß zu der gewährten Leistung stehen. Sicherlich hätte das deutsche Capital, falls eine solche Frage überhaupt actuell werden könnte, nicht den geringsten Anlaß, sich auf ein so gewagtes Unternehmen, wie eine spanische äußere Anleihe, einzulassen. Für Frankreich liegen jedoch die Verhältnisse wesentlich anders, da die großen Eisenbahngesellschaften in Spanien unter französischem Einflusse stehen. Die Verlängerung der diesen gewährten Concessionen, die für Spanien ungemein große Verpflichtungen enthalten, stellt daher gewissermaßen ein Abhängigkeitsverhältniß von Frankreich dar, das nur durch ein angemessenes finanzielles Aequivalent einigermaßen ausgeglichen werden könnte. Inzwischen hat die Königin-Regentin von Spanien den Erlaß unterzeichnet, in dem eine im Lande selbst aufzunehmende Anleihe in Höhe von vierhundert Millionen Pesetas angekündigt wird, die durch die Zolleinnahmen garantirt werden soll. Mit Rücksicht auf den in Spanien herrschenden Patriotismus darf angenommen werden, daß die Regierung auf diese Weise allen Anforderungen Genüge leisten wird, die im Interesse der Unterdrückung der aufständischen Bewegungen auf Cuba und auf den Philippinen an sie gestellt werden.

Eigene Wahrnehmungen gestatteten auch, gewisse Darstellungen der inneren Lage Spaniens, insbesondere der von Seiten der Carlisten sowie der Republicaner den gegenwärtigen Einrichtungen drohenden Gefahren, zu controliren. Gerade in jüngster Zeit hat sich nun gezeigt, eine wie geringe Einigkeit und Geschlossenheit im republicanischen Feldlager herrscht. Sind dagegen die Carlisten besser organisirt, verfügen sie sogar über die Sympathien des einflußreichen Cardinal-Erzbischofs von Toledo, so gilt doch der Prätendent selbst keineswegs als eine ernsthafte politische Persönlichkeit, so daß mehr mit seinem Sohne Don Jaime gerechnet wird. Immerhin wird in Spanien selbst die carlistische Gefahr als nicht unmittelbar drohend angesehen, falls nicht schwerere Schicksalsschläge über das Land hereinbrechen sollten. Daß diese ihm erspart bleiben, darf im Interesse seiner ganzen Culturentwicklung gewünscht und gehofft werden.

Literarische Rundschau.

Die Essays von F. X. Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

Essays. Von Franz Xaver Kraus. Erste Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

In diesem 546 Seiten umfassenden Bande treten den Lesern der „Deutschen Rundschau" liebe Bekannte wieder entgegen. Ein weiteres Publicum wird sich bald und gern mit seinem Inhalt befreunden. Der Verfasser ist im zeitgenössischen Deutschland einer der besten Kenner Italiens, in seiner dreifachen Eigenschaft als Kirchenhistoriker, Kunsthistoriker und Archäologe aufs Innigste mit dem Lande verbunden, das nie aufgehört hat, ein unvergleichliches Gebiet der Forschung und Beobachtung für Solche zu sein, die, gleich ihm, ihr geistiges Wollen und ihre Lebensarbeit in den Dienst der Religion und der Kunst gestellt haben.

Fünf von den hier vereinigten zehn Essays beschäftigen sich denn auch ausschließlich mit italienischen Dingen. Die Studie über de Rossi, zur Feier seines siebzigsten Geburtstags 1892 veröffentlicht, ist die Huldigung eines inzwischen selbst zum Meister herangereiften Jüngers für den größten Erforscher des christlichen Alterthums. Daran knüpft sich eine persönliche Erinnerung. Als der damals noch jugendliche deutsche Priester seine archäologische Erstlingsschrift, die 1868 erschienene Untersuchung über „Die Blutampullen der römischen Katakomben", de Rossi überreichte, wollte dieser an die Autorschaft des jungen Mannes nicht glauben und vergaß dabei bescheiden, daß er kaum älter gewesen war, als er die wissenschaftliche Siegeslaufbahn antrat, die einer versunkenen Welt die Wiederauferstehung brachte. Zehn Jahre nach dieser ersten Begegnung, als F. X. Kraus über den dritten Band der „Roma sotterranea" berichtete, konnte er, das Werk seines Vorgängers in anerkennender Bewunderung nachprüfend, die Worte sich zu eigen machen, die Augustinus an Hieronymus richtet: „Alles, was von Deinen Schriften in meine Hände kam, entzückt mich so sehr, daß ich am liebsten nur immer Seite an Seite mit Dir zusammengearbeitet hätte." Dieses Glück blieb dem deutschen Gelehrten versagt, den Pflicht, Neigung und Beruf mit den deutschen Hochschulen verbanden. Geistig sind de Rossi und sein Freund und Fachgenosse durch alle Ueberzeugungen und Sympathien vereinigt geblieben, die das Dasein lebenswerth machen. Die deutsche „Roma sotterranea", die besonderen Nachdruck auf de Rossi's Forschungen legt, später das in der verhältnißmäßig kurzen Zeit 1879—1886 durchgeführte Unternehmen einer „Real-Encyklopädie der christlichen Kunst" sind Denkmäler, welche Kraus dieser Freundschaft bei de Rossi's Lebzeiten gesetzt hat. Dieser war noch schaffensfreudig, als der im vorliegenden Band wieder abgedruckte Essay über Rosmini in der „Deutschen Rundschau" erschien. Er vervollständigt in politischer Beziehung Vieles, was sein Verfasser über de Rossi zu sagen der Zukunft vorbehalten hat. Ein Stück Geschichte und ein Drama zugleich, dessen tragische Conflicte diesseits des Grabes mit der unter unseren Augen erfolgten päpstlichen Verurtheilung der 40 Thesen des Philosophen den vorläufigen Abschluß fanden, spielt sich in diesen Blättern ab. Rosmini war ein Denker, dessen Lebensarbeit nichts Geringeres als eine Erneuerung der christlichen Philosophie bezweckte. Er war ein

Politiker und italienischer Patriot, der das Papstthum für den nationalen Gedanken gewinnen und Pius IX. an die Spitze eines italienischen Staatenbundes stellen wollte. Rom bot ihm einst den Cardinalspurpur, das Ministerpräsidium, Zustimmung und Ermuthigung für sein intellectuelles Werk, den Segen der Kirche für die von ihm gestiftete Genossenschaft von Priestern, das Istituto della Carità. Dann kamen andere Zeiten: der Politiker wurde in Ungnade verabschiedet, der Reformator durch die Congregation des Index verurtheilt, der Philosoph verdächtigt, denuncirt, systematisch angegriffen und in Vereinsamung gelassen. Weder der Purpur noch sonstige kirchliche Ehren sind ihm jemals zu Theil geworden. Er hatte sie gefürchtet und unterwarf sich bedingungslos der kirchlichen Autorität, als sie, noch bei seinen Lebzeiten, über zwei seiner Werke die Censur verhängte. Sein Leben wie sein Tod waren die eines Heiligen, der von der Welt nichts begehrte, als den Trost, ihr eine Botschaft der Liebe gebracht zu haben: „Prima la carità e poi la scienza." Wenn anders das Schicksal eines Heeres nach dem Loos seiner Führer zu beurtheilen ist, so läßt sich die Geschichte des intellectuellen Katholicismus im neunzehnten Jahrhundert nicht anders als in dem Wort Rosmini's zusammenfassen, „daß, wer die Wahrheit liebe, sich auf ein Martyrium vorzubereiten habe". Die Pfeile, durch welche die größten Vorkämpfer des christlichen Gedankens innerhalb der katholischen Kirche getroffen wurden, sind aus dem eigenen Lager auf sie abgeschossen worden, während die Gegner im andern nicht müde werden, ihre geistige Ebenbürtigkeit in Frage zu stellen und noch Angesichts ihres heroischen Lebens und Sterbens vom Mangel an intellectuellem Muth zu sprechen: „Ich bin die Faschine, die in den Graben geworfen wird, damit die Anderen hinüber kommen," sagte an einem solchen Wendepunkt, 1871, der Stiftpropst von Döllinger zum Schreiber dieser Zeilen. Er war ein starker, streitbarer Mann, der dem Kampf nicht aus dem Wege ging, obwohl er ihn nicht liebte und gern in Frieden abgeschlossen hätte.

Auch berechtigen die Erfahrungen der Vergangenheit in keiner Weise zum Schluß, als ob die Stunde des Ausgleichs kommen und dem Andenken solcher Männer Besseres als die leidige Tröstung bieten werde:

„Denn es werden einst Geschlechter,
Die auf unsern Siegen stehn,
Ungerührt im wunden Fechter
Nur ein prächtig Schauspiel sehn."

Und dennoch — wenn das alles gesagt und zugestanden ist, muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden. Nicht einer dieser großen, einsamen Kämpfer hat das gebrachte Opfer beklagt, nicht Einer würde, wenn er es vermocht hätte, den Einsatz seines Lebens in Unmuth zurückgenommen haben. Sie waren Menschen, und sie konnten irren; sie waren Christen, und sie mußten dulden, aber sie waren auch alle Idealisten, und als solche haben sie gelebt, gerungen und vollendet, den Blick nach oben, Frieden in der Brust. Inmitten dieses ruhelosen, in Rathlosigkeit auf sich selbst gestellten Geschlechtes fürwahr ein seltenes Schauspiel, männlich, edel und tröstlich zugleich. Es versetzt den Betrachter in die Stimmung zurück, aus welcher die vorliegenden Essays hervorgingen. Auf den ersten Blick liegt die Frage nahe, was sie denn geistig hier zusammenführte, diese Männer und auch die Frauen, Francesco Petrarca, in der reichen Pracht seiner Individualität nach dem Inhalt seiner Briefe geschildert, Michel Angelo's unsterbliche Freundin, den bescheidenen Elsässer Gelehrten, die sangesfrohe umbrische Dichterin, den feinsinnigen französischen Moralisten, jene andere vornehme Römerin, die, von Kindheit auf in classischer Weisheit geschult, ihrem Standbild des Thanatos weiße Rosen um die Schläfen windet. Hat man sie aber befragt, diese Zeugen aus fern auseinander liegenden Zeiten und Culturen, so ist die Antwort nicht zweifelhaft und die Lösung gegeben. Idealisten auch sie, Bannerträger des Gedankens, hoffnungsfreudige Arbeiter in der Werkstatt des Schönen und im Dienste des Guten, des vom Verfasser mit Vorliebe citirten Wortes eingedenk, daß der Himmel für Jene ist, die an ihn denken.

In diesem Geist schafft Kraus selbst rastlos weiter. Die Theilnahme der Leserwelt wird bald, so hoffen wir, das Erscheinen eines zweiten Bandes von Essays ermöglichen, die wir in diesem ersten ungern vermissen. Das Jahr 1894 sah die Vollendung des großen Werkes der „Christlichen Inschriften der Rheinlande". Bereits 1895 erschien, von den gelehrten Fachgenossen wie vom Publicum mit wärmster Anerkennung begrüßt, der Band I der lange vorbereiteten „Geschichte der christlichen Kunst". Der Fortsetzung des umfassenden Werkes geht die Entstehung eines andern, „Dante und die Kunst", zur Seite, ein Gegenstand, der von der Lebens- und Kunstanschauung des Autors so unzertrennlich ist, daß wir in seinem Sinn zu reden glauben, wenn wir mit den Worten schließen: „Amor mi mosse, che mi fa parlare."

Türkische Geschichten.

[Nachdruck untersagt.]

Türkische Geschichten. Von Rudolf Lindau. Berlin, Fontane. 1897.

Daß Rudolf Lindau, der Vielgewanderte und Vielgewandte, der in Hongkong wie in Paris und London reiche novellistische Ernten gehalten und das feinste Verständniß für fremde Eigenart bethätigt hat, sich am Bosporus nicht bloß der Dette Ottomane, sondern auch der Lust, einmal orientalisch zu fabuliren, widmen werde, konnte Jedermann von ihm erwarten. Je trostlosere politische Nachrichten aus Constantinopel kommen, wo die Völker auf einander schlagen und die Agonie der hohen Pforte immer bedrohlicher wird, desto lieber lassen wir uns in das freie, erquickende Reich türkischer Dichtung rufen, dem Lindau ein Dutzend Geschichten treulich abgewonnen hat, so wie sein Sprachlehrer sie ihm erzählte. Diesen braven Gewährsmann in seiner gelassenen, accentlosen, gleichmäßigen, um strenge Verknüpfung und Begründung unbekümmerten Weise schildert er in dem kurzen Vorwort. Er selbst will offenbar nur der ehrliche Makler zwischen Orient und Occident sein und hat, von kleinen eingeschalteten Erläuterungen abgesehen, höchstens einmal eine aufklärende Exposition vorgeheftet. Zwei Stücke sind den Lesern der „Deutschen Rundschau" schon wohlbekannt; mögen nun Viele das Ganze so dankbar genießen, wie ich es von mir versichern darf. Lindau hat seine schönen Gaben ganz richtig nicht „Novellen", gemäß einer modernen anspruchsvolleren Poetik, sondern „Geschichten" genannt, denn obgleich sie alle nach dem einfachen Urgesetz der Gattung sich um etwas Neues, Apartes drehen, bieten nur wenige einen knappen Umriß. Vielmehr wird gern von der früheren Generation angehoben, und statt mit der Hochzeit oder einer anderen Erledigung des Hauptmotivs fast immer mit der summarischen Nachgeschichte der führenden Personen abgeschlossen, die in gesegneter Ehe und heilbringender Thätigkeit fortleben, wie das Volksmärchen solche Epiloge liebt. Und obwohl der ernste Wesir, der das Lachen für immer verlernt hat, oder der herbe Schweiger sich bis zum Ende treu bleibt, theilen diese Geschichten mit dem Volksmärchen den optimistischen Zug eines glücklichen Ausganges: daß die Tugend schon hienieden ihren vollen Lohn, das Laster seine gerechte Strafe einheimst, daß verlorene Kinder zurückkehren, und Liebende, wenn auch vielleicht erst im höchsten Moment der Gefahr, selig vereinigt werden. Aber was Lindau seinem Muselman nacherzählt, das sind keine eigentlichen Märchen, die unsere Phantasie ins Reich des Wunderbaren, Geisterhaften schweifen lassen, sondern, von einem einzigen kleinen Motiv in dem letzten Stück abgesehen, zwar oft abenteuerliche, doch mögliche, glaubhafte Begebenheiten, reich an Trennungen und Erkennungen, Reisen, Gefahren, Erniedrigungen und Erhöhungen, schweren Prüfungen, klugen Listen, edlen Triumphen der Tugend; zum Theil Ausläufer asiatischer Kleinepik oder der griechisch-byzantischen Romanwelt.

Ein Beispiel nur möge den Wanderverkehr illustriren. Der nach argem Lotterleben verzweifelnde Hassan (S. 182) will sich an einem Ast aufhängen, den ihm das väterliche Testament zu diesem Zwecke vorausseh end bezeichnet hat: der Ast bricht sofort ab, der gerettete Selbstmörder zieht zwei Geldsäcke aus dem Baumloch. Das ist eine der weitgereisten indischen Pantschatantra-Geschichten und deutschen Schwankbüchern des sechzehnten Jahrhunderts, aber auch Dramen von verlorenen Söhnen oder verbummelten Studenten ganz geläufig. Anderseits zeigt Lindau selbst im Vorwort die geschichtlichen Grundlagen seiner ersten Erzählung. Wir befinden uns in einer schwebenden Zeit, da der Sultan noch wie weiland Harun al Raschid verkleidet durch die Gassen der Hauptstadt spazierend zum Rechten sieht, ja es nicht verschmäht, aus hohem Gerechtigkeitsdrang ein getäuschtes Mädchen, von ihr ungekannt, zu seiner eigenen Gemahlin zu erheben. Nicht in der Märchenzeit des „Es war einmal" angesiedelt, sondern durchaus modern ist allein die Geschichte zweier Freunde, eines falschen, auf Carrière und Mammon erpichten Strebers und seines bis zur Einfältigkeit treuen, rechtlichen Jugendgenossen; nur daß uns hier in der Gegenwart die musterhafte Ausgleichung aller Wirren im türkischen Beamtenthum viel mehr wundert als die Contraste der letzten, einer idealen Ferne angehörigen Geschichte. Ein einziges Mal („Der Sebildschi") treten Franken auf und werden mit unverhohlener Antipathie dargestellt, während allenthalben, zwar nicht ohne die Folie lasterhafter Menschen, die Türken hohen und niederen Standes eine Fülle von Tugenden, stillen des Hauses, heroischen des öffentlichen Lebens, ausbreiten.

Sehr handlungsreich, lassen diese Erzählungen die Hauptmotive der größeren Gebilde oft und lang entschwinden und wirthschaften gern, sparsam beschreibend und die Menschen unmittelbar charakterisirend, mit nahverwandten Vorwürfen. So manche junge Männer müssen sich in der Noth bewähren. Eine große Rolle spielt die Liebe der schönen Sultanstochter, die nur einmal als böse, habgierige Unholdin erscheint und dafür büßen muß, aber wo sie ein edles Herz durch Launen kränkt, dann im Feuer des Leids geläutert den Werth eines stolzen Gatten vollauf erkennt. Mit solchen Entwicklungen weiß uns der Erzähler innig zu ergreifen. Ueberhaupt wird hier in der Welt des Harems die Ehe überaus zart und rein behandelt. Wie rührend haust der Arme, der des Sultans Lieblingstochter aus dem Scheintode befreit hat, mit seinem vornehmen Weibe; wie verinnerlicht sehen wir die Bedeutung des Schleiers, wenn es heißt, die durch uralten Gebrauch geheiligte Hülle sei an sich keine Bürgschaft der Keuschheit. Wahrhaft majestätisch erscheint oft genug der Großherr von außen und innen, in den gemessenen Gebärden, den sparsamen Worten, den hoheitvollen Richtersprüchen, die kein Ansehen der Person kennen und auch einen mißachteten Armenier nach Verdienst zum Finanzminister berufen, den verhaltenen Gefühlen, selbst da wo es seine eigenste Herzenssache gilt. Man kann sich nichts Vornehmeres denken als diese Gipfelpunkte orientalischer Gelassenheit, deren schlimme Kehrseite unsere Geschichten übersehen. Der Fatalismus des Türken äußert sich hier in gefaßten Sprüchen: „Was geschrieben steht, wird geschehen. Gelobt sei Allah!" und einfachen Wünschen: „Möge Gott dich vor weiterem Unglück bewahren!" Die Tugenden des Koran lehrt häufig ein weiser, berathender Derwisch; wenn er bedürfnißlos bei seiner Reisschale das Evangelium des verklärten Cynismus predigt, wenn der Islam als tiefe Gottergebenheit seine Macht über die Gemüther entfaltet, dann athmen wir einen Hauch aus „Nathan's" Lüften, und auch was der alternde Meister des Westöstlichen Divans einmal an Freund Zelter schrieb, mag uns durch den Sinn gehen: „Diese mohammedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralförmig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa mehr?"

Erich Schmidt.

ε. **Friedrich Rückert's Werke.** Stuttgart, Cotta. 1896.

Rückert war gewiß viel mehr als ein „Perlenstricker", wie ihn Brentano neben dem „classischen Futteralmacher" Platen witzig benamiet hat: aber sein poetisches Reisegepäck, das er in vielen begeisterten und in so manchen einer fast mechanischen Versification ergebenen Stunden aufgehäuft hat, ist zu groß, um als Ganzes im deutschen Volk unsterblich zu bleiben. Hier empfängt man in 20 Lieferungen eine gute Auswahl: Liebesfrühling, Agnes' Todtenfeier, Amaryllis, Geharnischte Sonette, Vermischte Gedichte, die Makamen des Hariri, die Weisheit des Brahmanen.

μ. **Don Kichote.** Ein drolliges Heldengedicht. Von Peter Schunck. Leipzig, Haessel. 1895.

Den größten humoristischen Roman der Weltliteratur, der uns vor etwa hundert Jahren durch Tieck zugeeignet wurde, in die Knittelverse einer drolligen Epopöe zu stecken, möchte wohl Manchen auf den ersten Blick als ein Majestätsverbrechen anmuthen. Aber der frische Neuerer meint nicht, man solle seine strophenartig gefaßten und wirklich sehr lustigen Reime anstatt des Cervantes lesen, sondern er lebt des Glaubens und weiß ihn dem ergötzten Leser einzuflößen, daß neben dem Tiefsinn des Spaniers auch diese leichtere und derbere Fassung ein Platzrecht habe. Don Quixote ist eine freizügige Gestalt geworden wie Faust oder Don Juan, Sancho eine typische Gegenfigur wie Hanswurst. Sie gehören nicht mehr einem Urheber, sondern der Welt, und so hat Schunck behaglich frei mit ihnen geschaltet. Das Buch bildet den ersten Band einer „Humoristischen Bibliothek": die Vorrede von R. H. Greinz könnten wir nur mit starken Vorbehalten unterschreiben.

ρ. **Studien** von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Hein u. Fr. Kallmorgen. Dritter Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1896.

Wir erhalten hier den Schlußband der schönen illustrirten Ausgabe von Stifter's „Studien", die wir als Weihnachtsgabe noch einmal allen Freunden guter Literatur recht nachdrücklich ins Gedächtniß rufen möchten. Sie haben sich siegreich bald ein halbes Jahrhundert behauptet und sind heute noch so frisch, wie damals, wo sie neu waren, und Mancher, der in jungen Jahren sie gelesen, wird in ihnen die Jugendstimmung von Ehedem, den Waldgeruch wiederfinden, der ihm einst aus diesen Blättern entgegengeströmt. Aber auch das unterdeß herangewachsene Geschlecht wird seine Freude daran haben, und wir rechnen es der Verlagshandlung als ein besonderes Verdienst an, daß sie, neben so manchem anderen Werthvollen aus einer hinter uns liegenden Zeit, auch die Werke gerade dieses Dichters der unsrigen wieder zugänglich gemacht hat. Die feinen Bilder und Bildchen, welche den Text begleiten, sind ganz aus der echten Stifter-Stimmung geschaffen und erhöhen den Genuß, den die Lectüre gewährt.

σ. **Cotta'scher Musen-Almanach** für das Jahr 1897. Herausgegeben von Otto Braun. Siebenter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897.

Der diesjährige Musen-Almanach, reich an schönen Gaben in Vers und Prosa, wie seine Vorgänger, und nicht minder zierlich ausgestattet, als sie, zeichnet sich vor ihnen durch eine leichtbeschwingte, nicht immer ganz harmlose Schar von „Xenien" aus, die den friedlichen Reigen der Dichtung mit einem schärferen Tonsatz beschließen. Wer dieser „Quidam" auch sein mag, er hat von unseren beiden großen Xeniendichtern gelernt, Räthsel aufzugeben, deren Lösung auch Demjenigen, der in der Literatur und Kunst der Gegenwart bewandert ist, nicht immer gleich gelingen wird. Aber die Meisten der Betroffenen wird man erkennen, und die Tendenz ist offenbar:

Gleich wie Bileam kam ich das feindliche Heer zu verwünschen.
Und kein Esel hat mich schließlich zum Segnen verführt.

Unter den Prosadichtungen des Almanachs steht Isolde Kurz obenan: aber auch Hans Hoffmann ist mit einem neuen Ostseemärchen anmuthig vertreten. Den größeren Theil des Inhalts bilden Dichtungen in metrischer Form, und hier, sowohl in den poetischen Erzählungen, Romanzen und Balladen, als den lyrischen und vermischten Gedichten fehlt kaum ein Name von Bedeutung, — Paul Heyse, Hermann Lingg, Albert Möser, A. Fitger, J. G. Fischer, Ludwig Fulda, Heinrich Kruse, Georg Scherer, Heinrich Vierordt, Max Kalbeck, sie alle haben Treffliches beigesteuert, und von den Jüngeren erblicken wir auch diesmal wieder mit Vergnügen Ernst Lenbach, Rudolf Krauß, Carl Busse, um nur Einige zu nennen. Sechs reizvolle Kunstblätter schmücken das überaus gefällige Bändchen, das zu Geschenkszwecken ganz besonders empfohlen sein mag.

γ. **Zwischen den Zeilen.** Dies und Das für besinnliche Leute von Arthur Bonus. Zweite Auflage. Heilbronn, Eugen Salzer. 1895.

Das schmucke Büchlein enthält vierundzwanzig sinnige religiöse Betrachtungen über die Schöpfung der Seele, das Kommen Gottes, Christus ein Lehrer, unerhörte Gebete, Gewißheit, Gehorsam, Selbständigkeit, Selbstvertrauen, Sündenvergebung, Mitleid u. dgl. Stoffe. Die Gedanken sind öfters in einer Weise, die an Platon erinnert, an äußere Scenerien angelehnt, wodurch sie selber sozusagen anschaulicher werden. Für „besinnliche Leute" will der Verfasser geschrieben haben, und das trifft zu; man muß abseits vom Lärm des Lebens gehen und in sich selber einkehren, wenn man ihm will zuhören können; aber man wird sich dann auch dafür belohnt finden. Tolle, lege!

ν. **Spätfrüchte.** Gedichte verschiedener Art von Adolf Pichler. Leipzig, G. H. Meyer. 1896.

Neben den milden Altersgaben fehlen die herben nicht, neben den Sinngedichten und Weisheitssprüchen nicht ungehobelte Tirolismen, die doch von unverwüstlicher Lebenskraft zeugen. Vorn strenge und satirische Todtentänze; am

Schluß ein großes heimathliches Gedicht, nicht künstlerisch gerundet wie Pichler's Meisterwerk „Fra Serafico", aber in Gestalten, Motiven, Farben reich und echt. Das Büchlein bezeugt, wie treu sich der Dichter und Denker geblieben ist, ein ganzer Mann, „selbwachsen" nach einem Ausdruck unserer Alten. Er darf am Abend sagen: „Jung ist nur der Werdende, Auch mit weißen Haaren."

σ. **Karl Stauffer-Bern.** Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Vierte Auflage. Leipzig, Göschen. 1896.

Goethe's Wort von einem verunglückten Lyriker: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten" kommt uns in den Sinn beim Anblick dieses Künstlerthums, das endlich — aber was heißt „endlich" für einen Dreiunddreißigjährigen! — mit einem heillosen Frauenschicksal wirr verstrickt zum Wahnsinn und Selbstmord führte, und an dem mehr gesündigt worden ist, als es gesündigt hat. Das erfolgreiche Buch ist eine Rettung, warm und klug, nirgend überschwänglich, mit feiner Psychologie, auch mit zäher sicherer Beharrlichkeit gegen gewaltthätige oder stumpfe Widersacher. Es mißbraucht den Untergang Stauffer's und Lydias nicht zu sensationellen Effecten. Es sichtet sparsam die Verse und Tagebücher und hat zum Rumpfe jene gerade den Lesern der „Deutschen Rundschau" zum Theil wohlbekannten römischen Künstlerbriefe, die eine ganz seltene Gabe, überall mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenem Ausdruck zu sprechen, kund thun. Es zeigt klar, wie der Maler ein meisterlicher Radirer, der Radirer ein verheißungsvoller Bildhauer wurde, was er konnte, was er wollte. Daß hier niemals eine bestochene Freundschaft redet, bezeugt auch Freytag's schöner Brief: „Immer erwies er sich als ein ehrlicher Künstler, dem die Kunst das Höchste auf Erden und dessen größter Stolz war, sich selbst in seiner Kunst Genüge zu thun."

λ. **Das Museum.** Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Herausgegeben von Dr. Richard Graul und Dr. Richard Stettiner. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1896.

Dies Lieferungswerk, von dem jährlich zwanzig Hefte erscheinen, hat es sich zur Aufgabe gestellt, die herrlichsten Kunstwerke aller Zeiten in zwangloser Weise vorzuführen und dem Besitzer allmälig einen Bilderschatz zu sichern, der ihm eine weite Uebersicht über die Höhen allen Kunstschaffens gewährt. Nicht nur minderwerthige Stücke, sondern auch minderwerthige Nachbildungen zweiter Hand sind ausgeschlossen. Photographische Originalaufnahmen in sorgsam abgemessener Größe liegen den Tafeln zu Grunde, und diese Aufnahmen sind im Aetzverfahren, das einen sehr billigen Vertrieb gestattet, so vorzüglich reproducirt, daß sie einen vollen lebendigen Genuß gewähren. In den bis jetzt vorliegenden sechzehn Heften sind bereits 128 Tafeln enthalten. Die Auswahl ist mit weitem Blicke getroffen und die Plastik, besonders die der Renaissance, stärker berücksichtigt, als in sonstigen Sammelwerken. Die einzelnen Hefte geben nicht in sich abgeschlossene Gruppen, sondern bringen jedes eine Art von neuer Aehrenlese und wirken anregend durch ihre Mannigfaltigkeit. Für jedes Bildwerk ist auf dem Umschlag eine orientirende Notiz gegeben. Der literarische Teil der Hefte hält sich in engen Grenzen, er gibt kurze Aufsätze — gelegentlich mit eingestreuten Abbildungen — über wichtige Punkte der Kunstgeschichte, womöglich im Anschluß an die gleichzeitig ausgegebenen Bildertafeln. Dem „Museum" ist ein reicher Kranz von Mitarbeitern gesichert, die nicht nur auf dem Titelblatt figuriren, sondern bereits eine Fülle vortrefflichen anregenden Materials beigesteuert haben, so daß sich in Bildern und Text mit diesen Lieferungen des „Museums" ein wahrer Hausschatz ansammelt.

ε. σ. **Goethe's Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg.** Ein Lebensbild von Dr. phil. Hermann Dechent. Gotha, Perthes. 1896.

Der Frankfurter Pfarrer, in der Goethe-Forschung als Kenner und Darsteller gut bewährt, bringt das 6. Buch des „Wilhelm Meister", das als Buch der Religion doch mit dem großen Bildungsroman innerlicher zusammenhängt, als alte und neue Beurtheiler meinen, in einem Sonderabdruck und schließt daran, den Stillen im Lande zu herzlicher Erbauung, Profaneren zu reichem Unterricht, auf Grund der seit 1849 herausgegebenen Aufsätze, Briefe, Lieder und wichtiger bisher unbenutzter Handschriften eine liebevolle, gründliche Darstellung des äußeren und besonders des seelischen Lebens, die wir bestens empfehlen. In einem Vortrag (s. Mittheilungen des Frankfurter Hochstifts) hat er näher dargethan, daß die Klettenberg 1773 eine von Goethe überarbeitete Autobiographie verfaßte. Wir erhalten viel mehr als einen Commentar der „Bekenntnisse", sondern im individuellen Verlauf ein gut Stück Geschichte des religiösen Lebens. Die Spuren bei Goethe weithin zu verfolgen (Lyrik, Swedenborgisches u. s. w.) hat sich Dechent versagt. Heftige Wallungen der „schönen Seele" könnten dem Charakterbild hier und da schärfere Züge geben; schreibt sie doch (schon Strauß - Briefe S. 73 — interessirte sich für das von Dechent nicht genug ausgebeutete Blatt) im Januar 1774 an Moser, Herder sei der größte Satan im Priesterrock, den man sich denken könne, und selbst nach dem Urtheil sogenannter Freunde ein Erzlügner (Goethe-Jahrbuch 10, 141). Die „Braut des Lammes" war nicht nur sanft, und in ihrer Prosa, ihren Versen, wie „Das Andre ist doch Narrethei", klingt auch eine starke Tonart der Geniezeit an.

ε. σ. **Schiller's dramatischer Nachlaß.** Nach den Handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. Zwei Bände. Weimar, Böhlau. 1895.

Der zweite Band umfaßt die kleineren Entwürfe, der erste die Massen des „Demetrius". Beide zeigen uns in unvergleichlicher Weise den Meister, studirend, abwägend, commandirend,

vorwärts und rückwärts schreitend, erobernd, beherzt abbrechend, von der Skizze in Verse übergehend, auch schon mitten im Calcul prachtvolle Formeln und dichterische Wendungen gewinnend, bei der Arbeit. Um die saubere Anordnung und Wiedergabe der von Goedeke willkürlich behandelten Bruchstücke und um die Quellenkunde hat Kettner sich hohe Verdienste erworben. Man greife zu; nur den Kleinen, die sich wohl der Fortsetzung vermessen, sei ein „Hände weg!" gewidmet, wenn auch Hebbel's Wort nicht ganz wahr ist: man könne ebenso wenig da fortdichten, wo ein Anderer zu dichten aufgehört habe, wie da fortlieben, wo ein Andrer aufgehört. — Wir weisen zugleich auf die vortreffliche und billige, mit Erläuterungen ausgestattete Ausgabe von „Schiller's Werken" (Bibliographisches Institut) hin, die Ludwig Bellermann besorgt und worin u. A. Kükelhaus den historischen Schriften ein förderliches Augenmerk geschenkt hat. Endlich hat F. Jonas seine kritische Gesammtausgabe von „Schiller's Briefen" (Deutsche Verlagsanstalt) mit Anmerkungen, Registern, Einleitung zu rühmlichem Abschluß gebracht, auch aufs Unbefangenste gewisse Einwände der Kritik beantwortet und alle Verehrer Schiller's sich tief verpflichtet.

v. **Geschichte des neueren Dramas** von Wilhelm Creizenach. Erster Band: Mittelalter und Frührenaissance. Halle, Niemeyer. 1893.

Dem abgebrochenen monströsen Riesenwerke Klein's, das die Dramatik der ganzen Welt umspannen sollte, folgt jetzt nach unzulänglichen Versuchen eine wohlbegrenzte und wohlfundirte Darstellung, die Frucht vieljähriger Studien des Krakauer Gelehrten, dessen Schriften fast sämmtlich als Vorarbeiten dafür zu betrachten sind. Das handschriftliche Material der europäischen Bibliotheken und Archive hat er nicht ausschöpfen können, aber eine ungemeine Belesenheit aufgeboten und die Ergebnisse klar und lesbar gefaßt, auch eine Reihe hervorragender einzelner Stücke mehr nacherzählend, als analysirend aufgefrischt. Wir verfolgen besonders die Entwicklung der geistlichen Spiele bis ins 15. Jahrhundert und beobachten andererseits, wie nach langer völliger Verkennung des wirklich Dramatischen die Nachahmung Seneca's in Italien eine neue Epoche anbahnt. Die scenischen Verhältnisse werden ausführlich und anschaulich besprochen.

ε. σ. **Daniel Chodowiecki.** Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang v. Oettingen. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters. Berlin, Grote. 1895.

Wer in den Büchern des vorigen Jahrhunderts die feinen Kupfer bewundert, wer die schöne Auswahl aus Meister Daniel's zahllosen Schöpfungen und sein Skizzenbuch der Danziger Reise als Hausschatz hegt, wer auf der letzten Berliner Ausstellung ihm wie Pesne und Graff andächtigen Respect bezeigt hat, wird diese auf gründlichem, liebevollem Studium beruhende, in größeren Zusammenhängen angelegte, vortrefflich geschriebene, nicht bilderbuchmäßig illustrirte Darstellung, die Vieles zum ersten Mal entwickelt, dankbar genießen. Das Werk des Düsseldorfer Professors ist keiner engeren Zunft gewidmet, landläufigen kleinen Monographien aber durch Fülle und Tiefe weit überlegen.

v. **Der Dialog.** Ein literarhistorischer Versuch von Rudolf Hirzel. Zwei Bände. Leipzig, Hirzel. 1895.

Die Philologie ist in neuerer Zeit viel leutseliger geworden als in den Jahren, wo sie möglichst lakonisch sprach und die Aeußerungen schriftstellerischen Dranges und moderner Interessen nur zu gern als „literatenhaft" abfertigte. Seine Freiheit und seine Bildung hat Hirzel in der Jenaischen Antrittsrede und der Rede zum Jubiläum des Reiches auch weiteren Kreisen gezeigt, und diese möchten wir nun auf ein großes Werk aufmerksam machen, das freilich im Großen und Ganzen sich an Fachgenossen wendet, auch nicht in erster Linie einer Entwicklung der Technik gilt, aber eine Fülle allgemein anregender Beobachtungen über Monolog und Dialog enthält und den letzteren als literarische Gattung in einem von dem so bescheidenen wie belesenen Verfasser Gottlob nicht unterdrückten, Anhang noch bis in unser Jahrhundert verfolgt. Auch über die jeweiligen Gesetze der Gesprächskunst empfängt man feine Aufschlüsse und wird sowohl in die Welt des Feuerbach'schen Gastmahls als der Menzel'schen Tafelrunde versetzt. Aus solchen Gründen muß das gelehrte Werk nicht bloß in Fachzeitschriften erwähnt und gerühmt werden.

γ. **Journal du maréchal de Castellane.** Tome quatrième. Paris, librairie Plon. 1896.

Der vierte Band dieses Tagebuches (dessen erste Bände wir im September-Hefte 1896 dieser Zeitschrift angezeigt haben) umfaßt die sechs Jahre 1847—53, hat es also mit dem Sturz der Orleans, der zweiten Republik und den Anfängen des Kaiserreichs zu thun. Wir haben keine Denkwürdigkeiten vor uns, die lange nach den Ereignissen niedergeschrieben wären — wobei es dann fast mit Naturnothwendigkeit nicht ohne allerlei tendenziöse Ueberarbeitungen und Zurechtweisungen von Dingen und Personen abgeht —, sondern tägliche Niederschriften über die Ereignisse, die der Tag jeweilig brachte, in ihrer ursprünglichen Farbe und Fassung. Daß diese Niederschriften sehr viel Interessantes enthalten, dafür bürgt schon die ausgeprägte Persönlichkeit und die angesehene Stellung des Verfassers. Recht anschaulich macht er, wie kaum nach Errichtung der Republik der Bonapartismus kühn auf den Plan trat. Der Prinz Louis Napoleon ward in drei Departements in das Parlament gewählt, und an die Boulangerzeit erinnert es, zu hören, daß man auf den Straßen von Paris nach der Lampions-Melodie den Gassenhauer sang: „Nous l'aurons, nous l'aurons, Louis Napoléon!" Von den Greueln des Juni-Aufstandes entwirft Castellane eine entsetzliche Schilderung; revolutionäre Weiber verkauften den Soldaten vergifteten Schnaps; und noch ärger war, was man auf mehreren Fahnen der Rebellen las. Wundern kann das freilich um

so weniger, als nach Castellane unter den 40 000 Aufrührern nicht weniger als 10 000 befreite Sträflinge waren (S. 85–87). Sehr bezeichnend ist, daß Castellane sich entschieden verwahrt, als ob man sich, indem man den Aufstand bekämpfte, für die Republik geschlagen habe, wie die officielle Lesart war: jeder focht lediglich für die Aufrechterhaltung der Ordnung gegen den Umsturz, für nichts Anderes (S. 90). Das kennzeichnet schon die Stimmung, welche die zweite Republik begrüßte, und aus der das zweite Kaiserreich erwuchs. Diesem hat Castellane als Befehlshaber in Lyon die Wege ebnen helfen; am 2. December 1852 ward er dann auch zum Marschall von Frankreich ernannt. Changarnier beurtheilt er wiederholt sehr abfällig; er nennt ihn S. 327 „fou d'orgueil et d'importance", und dem vergötterten Victor Hugo, der nach 1848 alle revolutionären Ausschreitungen verherrlichte, hält er vor, daß er einst die Geburt Heinrich's V. besang, von den Bourbons Jahrgelder erbat und bezog und sich von Louis Philipp zum Pair erheben ließ.

πβ. **Souvenirs diplomatiques de Russie et d'Allemagne** (1870—1872). Par le Marquis de Gabriac, ancien ambassadeur. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1896.

Marquis Gabriac hat die französische Republik während des Krieges von 1870 und 1871 in Petersburg, nach dem Frankfurter Frieden in Berlin vertreten; er hat mit Gortschakow über eine Intervention der Neutralen zu Gunsten Frankreichs, mit Bismarck über die Ausführung der Bestimmungen des deutsch-französischen Friedens unterhandelt. Was er über diese Männer und diese Ereignisse aufgezeichnet, ist vor einigen Monaten in der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht und jetzt in erweiterter Gestalt als einer der Bände der großen Memoiren-Sammlung von Plon erschienen. Gabriac's Denkwürdigkeiten überraschen nicht durch Reichthum und Mannigfaltigkeit des Inhalts, aber sie gewinnen den Leser durch die schlichte Sachlichkeit der Erzählung, die, frei von persönlicher und nationaler Eitelkeit, auch den Gegner in seiner Eigenart zu würdigen weiß. Unbefangen und rückhaltlos schildert Gabriac z. B. den tiefen Eindruck, den er gleich bei der ersten Unterredung von der Größe und Ueberlegenheit Bismarck's empfing, dessen Wesen und Worte ihn aus dem bisherigen Diplomatenkreise in „eine ganz andere Welt" erhoben. Die Mittheilungen über diese Unterredungen wie über die Verhandlungen mit Gortschakow sichern den Erinnerungen Gabriac's einen Platz unter den Quellenschriften zur neuesten Geschichte.

βλ. **Histoire des Roumains de la Dacie Trajane.** Par A. D. Xenopol. 2 Vols. Paris, E. Leroux Editeur. 1896.

Die letzten Jahre sind der rumänischen Literatur günstig gewesen. Die Königin des Landes hat ihm den dichterischen Kranz gewunden und mit liebevollem Sinn die Blüthen der Volkspoesie vor der Zerstörung gerettet. Die Denkwürdigkeiten des Königs beschränken den Werth ihrer Mittheilungen nicht auf die Ereignisse, deren Mittelpunkt Bukarest ist; sie verrathen unter Anderem auch Geheimnisse, die auf 1869 und die spanische Throncandidatur seines Hauses zurückgreifen. Ein rumänischer Gelehrter, Dr. H. Tiktin, hat das rumänisch-deutsche Wörterbuch verfaßt, das zur Erlernung der Sprache den Völkern germanischer Zunge fehlte. Fast gleichzeitig erschien in diesem Jahre und in französischer Sprache, mit einer Vorrede von A. Rambaud, Xenopol's „Geschichte Rumäniens, von ihrem Ursprung bis zur Vereinigung der Fürstenthümer, 1859", in zwei stattlichen Bänden von je 500 und 600 Seiten, die nur der Auszug des sechsbändigen Geschichtswerkes desselben Autors in rumänischer Sprache sind. Zahlreiche Forscher hatten dem Historiker vorgearbeitet; er selbst verfaßte eine „Geschichte Rumäniens im Mittelalter", bevor das umfassende Werk entstand. Der französische Historiker betont in seiner Vorrede das politische Moment. Die cisalpinischen Rumänen in der Moldau, in der Wallachei, in der Bukowina, in Bessarabien sind nur ein Bruchtheil der Nation, die eigentlich die oströmische heißen sollte, und das transalpinische Rumänien liegt in Siebenbürgen und im Banat. Edgar Quinet („Les Roumains", Œuvres comp.) hat diese Nationalität der Welt 1856 zuerst verkündet. In ihre rechtmäßigen Grenzen zurückversetzt, würde sie 240 000 Kilometer Land umfassen und neun bis zehn Millionen Menschen zählen. Sie wäre die achte Macht in Europa. Leider ist Bessarabien russisch und aller Wahrscheinlichkeit nach für immer verloren. Besser stehen, nach der Meinung des Herrn Rambaud, die Dinge in Bezug auf Siebenbürgen, das Banat, die Bukowina! Ein lateinisches Volk, das zum orthodoxen Glauben sich bekennt und seine lateinische Sprache mit cyrillischen Lettern schrieb, bis Samuel Micou in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das lateinische Alphabet einführte; eine Civilisation, die ein Jahrtausend hindurch slavisch, zweihundert Jahre lang griechisch und endlich französisch wurde und zum großen Theil noch ist, eine Geschichte, deren Ursprung auf die Dacier des Decabalus und die Römer Kaiser Trajan's zurückführt, in Kämpfen gegen Barbaren, Türken und innere Feinde sich erschöpfte, aber dennoch überlebte und schließlich die Auferstehung einer unzerstörbaren Nationalität zu erzählen hat, führen den Franzosen zum Schluß, daß der lateinische Genius, der Geist Trajan's, über Arpad's Genius den Sieg davontragen und das „Brudervolk" an der Donau den Gesta Dei par Francos neue Ruhmesblätter hinzufügen werde. Der Historiker Rumäniens ist bescheidener und verdient, mit aller Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

ρν. **Sintfluth und Völkerwanderungen.** Von Franz v. Schwarz. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1894.

Dies Buch ist eines der besten uns bekannten ethnographischen Lehrbücher und enthält die Ergebnisse gründlicher und ausgedehnter Forschungen. Der Verfasser hat sich bereits durch seine Schriften „Fünfzehn Jahre in

Turkestan" und „Alexander's des Großen Feldzuge in Turkestan" einen Namen gemacht. Dort hat er im Dienst der russischen Regierung lange gelebt: seine Fachwissenschaft ist die Astronomie. v. Schwarz betrachtet die Neger als die einzigen Autochthonen und Mittelafrika als das Verbreitungscentrum der Menschheit. Dort in den Tropen hatten die Menschen die günstigsten Lebensbedingungen, und den dort Zurückbleibenden blieb der Kampf ums Dasein erspart. Deshalb zeigen die Neger die höchste physische und die niedrigste geistige Entwicklung. Ueber die Landenge von Suez verbreiteten sich die Menschen nach Asien: deshalb entstand auf diesem Uebergangsgebiete, in Aegypten, der älteste Culturstaat der Erde. Vor den aus Asien eingewanderten Indogermanen wurde Westeuropa und auch Deutschland von einer kleinen, rundköpfigen Race mit braunen Augen und dunklem Haar bewohnt, der ibero-uralischen. Ihre Mischung mit den langköpfigen, blonden Indogermanen kann man noch heute deutlich an dem doppelten Typus der badischen Bevölkerung erkennen. Die Herkunft der Indogermanen aus Asien belegt der Verfasser mit der Uebereinstimmung des bei den Galliern üblichen Mauerbaues, wie ihn Cäsar beschrieben hat, mit dem von ihm selbst in Turkestan beobachteten und mit der Thatsache, daß viele der Steinbeile und -Meißel der Pfahlbauer aus Nephrit bestehen, einem Halbedelstein, der nur in Asien vorkommt. Bei allen Völkern, deren Wohnsitze einst in Centralasien lagen, haben sich Fluthsagen erhalten, denn dort war der Schauplatz dieser Sintfluth. Mit großer Lebendigkeit beschreibt der Verfasser den Ausblick, der sich ihm im Jahre 1880 auf einer Dienstreise von einer Kammhöhe des Alatau aus bot: links den Thalkessel der dsungarischen Sandwüste, unter sich die tiefe Schlucht, durch die sich mit reißender Geschwindigkeit die Wasser des mongolischen Urmeeres stürzten, um sich verheerend über die Aralokaspische Niederung zu ergießen, gegenüber die Mauer des Dianschan, an der man noch deutlich die Wassermarke erkennt, welche den ehemaligen Meeresspiegel bezeichnet. Von dem ehemaligen Saharameer, das zeitweilig mit dem Mittelländischen Meer in Verbindung stand und dessen Wasserdämpfe über Europa ungeheure Schnee- und Feuchtigkeitsmassen herbeiführten, leitet der Verfasser mit Recht die erste Vergletscherung Europa's her. Mit der Austrocknung dieses Meeres erreichte die erste Eiszeit ihr Ende, und ihr folgte erst mit Ausbreitung der Wassermassen der „Sintfluth" im Mittelmeerbecken die zweite Eiszeit, deren Spuren man beispielsweise in Schottland klar verfolgen kann. Die Verwandlung des mongolischen Meeres in eine Steppe und Salzwüste machte die umwohnenden Ackerbauer zu Nomaden, gab den Anstoß zu den Völkerwanderungen, die an der chinesischen Mauer abprallten und sich dann nach Europa richteten, zu den Mongolenstämmen unter Dschingis Chan und seinen Nachfolgern. Die Austrocknung und Verödung Centralasiens schreitet noch gegenwärtig unaufhaltsam fort, und deshalb erblickt der Verfasser die Zukunft Turkestan's in sehr trübem Licht.

ov. **Travels amongst American Indians. Their ancient Earthworks and Temples**; including a journey in Guatemala, Mexico and Yucatan, and a visit to the ruins of Patinamit, Utatlan, Palenque and Uxmal. By Vice-Admiral Lindesay Brine. London, Sampson Low, Marston & Company. 1894.

Man gewinnt aus diesem Buch eine gute Einsicht in den Charakter und die Sitten der Indianer, wie sie der Verfasser auf einer Forschungsreise im Jahre 1870 gesehen hat. Nachdem er in den atlantischen Staaten die Bekanntschaft der amerikanischen Berühmtheiten, wie Emerson und Longfellow, gemacht hat, tritt er gleich Hiawatha seine Wanderung nach dem Westen an, untersucht am Oberen See die Biberdämme und -Höhlen, in Ohio die mit mathemathischer Regelmäßigkeit gebauten Muschel- und Grabhügel, welche die amerikanischen Archäologen jetzt einstimmig den Indianern zuschreiben, weil ihre Beschaffenheit und ihr Inhalt keinen höheren Culturzustand voraussetzt, in Mexico und Yucatan die Tempelruinen von Palenque und Uxmal. Daß diese mit phantasievollen Ornamenten und Schlangenemblemen verzierten Tempel von fremden, „bärtigen Männern in langen Mänteln" erbaut wurden, bestätigt die einheimische Legende, und der Verfasser vermuthet unter diesen Fremden westgothische Christen, die sich nach der arabischen Eroberung im achten Jahrhundert aus Spanien flüchteten. Indeß ist diese Hypothese nicht einwandsfrei, und andere Forscher, wie von Schwarz und Bancroft, denken an Phöniker, die schon einige Jahrhunderte früher ihre Handelsbeziehungen nach Westindien und Centralamerika ausgedehnt und dort Colonien angelegt haben sollen. Sie betrachten dann die im siebenten Jahrhundert in Mexico eingewanderten Tolteken als die Nachkommen dieser phönikischen Colonisten. Jedenfalls erinnern der pyramidale Aufbau der Tempel, die sich verjüngenden Umfassungsmauern, die Eigenthümlichkeiten der Reliefigiren, daß Kopf und Füße im Profil, Brust und Schultern en face dargestellt sind, und die Hieroglyphenschrift zunächst an nordafrikanische, insbesondere ägyptische Vorbilder. Das Buch ist reich an fesselnden Schilderungen landschaftlicher Schönheiten und abenteuerlicher Erlebnisse.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, nähreres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abrahams. — Jewish life in the middle ages by Israel Abrahams. London, Macmillan and Co. 1896.

Achelis. — A. H. Post und die vergleichende Rechtswissenschaft von Th. Achelis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Adlersfeld-Ballestrem. — Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten von Eufemia Gräfin von Adlersfeld-Ballestrem. Dritte Auflage. Dresden u. Leipzig, C. Pierson. 1897.

Ammon. — Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Von Otto Ammon. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 6 Figuren im Text. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Andreas-Salomé. — Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Arjuna. — Klassisch oder volkstümlich? Auch ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage von Harold Arjuna. Leipzig, Gustav Fock. 1896.

Arnswaldt. — Gedichte von Carl von Arnswaldt. Göttingen, Lüder Horstmann. 1897.

Berger. — Studien und Kritiken. Von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Literarische Gesellschaft. 1896.

Bernhard. — Schule des Lebens. Roman von Marie Bernhard. Zwei Bände. Dresden, C. Pierson. 1897.

Better. — Natur und Gesetz. Von F. Better. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1897.

Beyer. — Im Pharaonenlande. Ein Lesebuch für Aegyptenreisende und Aegyptenfreunde von Conrad Beyer. Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1896.

Biltz. — Ein toller Tag. Literarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Acten von Karl Biltz. Berlin, J. A. Stargardt. 1896.

Bobertag. — Moderne Jugend. Roman in drei Büchern. Von Bianca Bobertag. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Bock. — Führe uns in Versuchung. Roman von Annie Bock. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Boy-Ed. — Die Lampe der Psyche. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Boy-Ed. — Nichts. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1897.

Browning. — Der Handschuh und andere Gedichte von Robert Browning. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1897.

Bruns. — Der Täufer. Eine Dichtung aus der Zeit des Messias von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Ebe. — Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst. Von Gustav Ebe, Architekt. Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1896.

Ebner-Eschenbach. — Erzählungen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Edler. — Beatrix von Hohenzollern. Roman von Karl Erdm. Edler. Jena, Hermann Costenoble. 1896.

Education and patho-social studies. Washington. Government printing office. 1896.

Eisenmann. — Schwarzwald-Lieder. Von Oskar Eisenmann. Zweite, stark vermehrte Auflage. Kassel, Th. G. Fisher & Co. 1897.

Ernst. — James Watt und die Grundlagen des Dampfmaschinenbaues. Eine geschichtliche Studie von Ad. Ernst. Berlin, Julius Springer. 1897.

Fick. — Die sociale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kastenfrage. Vornehmlich auf Grund der Jâtaka dargestellt von Dr. Richard Fick. Kiel, C. F. Haeseler. 1897.

Fink. — Glaube und Kritik. Ein offenes Wort zur Verständigung an alle Bibelverehrer. Und zugleich ein solches der Entgegnung auf die Schrift: „Jesus und das alte Testament" von Lic. J. Meinhold. Von Rabbiner Dr. Daniel Fink. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Freese. — Fabrikantensorgen! Von Heinrich Freese. Eisenach, M. Wilckens. 1896.

Fromm. — Lieder und Geschichten der Suaheli. Von Dr. Emil Fromm. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Gaedertz. — Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. Von Karl Theodor Gaedertz. Zweite Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto. 1897.

Garrigue. — Vingt-cinq ans après. Études contemporaines par L. Garrigue. Paris, Albert Savine. 1896.

Gehalts-Verhältnisse der höheren Beamten der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins. Heft 1 und 2 in zweiter Auflage. Heft 3—10 und Zehnt II—V. Magdeburg, Heinrichshofen. 1891—1896.

Gildemeister. — Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Freunden. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1898.

Gleiß. — Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild von Karl Gleiß. Mit Musikbeilagen und dem Bildniß des Verfassers. Erster Teil. Berlin W. Grosceurth. 1896.

Glück. — Das Märchenschiff und Anderes. Von Walli Glück. Berlin, Hermann Lazarus. 1897.

Goethe's Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Herausgegeben von Rudolf Jung. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 1896.

Götzendorff-Grabowski. Laterna magica. Allerlei bunte Lebensbilder von Helene von Götzendorff-Grabowski. Wiesbaden, Heinr. Lukenkirchen. 1896.

Grimm. — Die Postsparkassen. Erster Teil. Geschichte und Hauptresultate bestehender Postsparkassen. Von Karl Grimm. Stuttgart, Strecker & Moser. 1896.

Gundlach. — Italienische Lyrik seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In deutschen Uebertragungen herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen von Fritz Gundlach. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Alexander Duncker. 1897.

Hartmann. — Kategorienlehre. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Heigel. — Geschichtliche Bilder und Skizzen. Von Karl Theodor Heigel. München, J. F. Lehmann. 1897.

Hennig. — Timopht. Erzählung aus dem alten Aegypten von Alfred Hennig. Weinheim, Fr. Ackermann. 1896.

Hermann. — Durch Leid zur Seligkeit. Ein Wertstück zum Tempelbau der Erlösung von Friedr. Benj. Hermann. Fünf Bücher in drei Bänden. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer. 1893—1896.

Höffding. — Ethische Principienlehre von Harald Höffding. Zwei Hefte. Bern, A. Siebert. 1896.

Hoffmann. — Bozener Märchen und Mären von Hans Hoffmann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Horn. — Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten. Von Dr. E. Horn. München, Akademischer Verlag. 1897.

Jacobsen. — Im Weltwinkel. Roman von Friedrich Jacobsen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1897.

Jobahâza. — Das Recht des Todten. Erzählung von Macsy Freiin von Jobahâza. Wien, Carl Konegen. 1897

Kerstan. — Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und wirkliche Kunst. Für ernsthafte Kunstfreunde und Maler. Von C. Kerstan. Zürich, Th. Schröter. 1897.

Khuenburg. — Psyche. Neue Gedichte von Sophie von Khuenburg. Hamburg, Conrad Kloß. 1897.

Klopfer. — Glückspiel am Hofe. Roman von Karl Eduard Klopfer. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Kohn. — Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto von S. Kohn. Zürich, Cäsar Schmidt. 1896.

Kohn. — Ein deutscher Handelsherr. Roman von S. Kohn. Zürich, Cäsar Schmidt. 1896.

König. — Vor neunzig Jahren. Die Schreckenstage von Saalfeld a. S., und der Heldentod des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen. Nach den gediegensten, zuverlässigsten und seltensten historischen Quellen dargestellt von Bruno Emil König. Mit vielen Abbildungen. Meiningen, Junghanß & Moritzer. 1896.

Kraschutzki. — Die Versorgung von kleineren Städten, Landgemeinden und einzelnen Grundstücken mit gesundem Wasser. Von Dr. F. Kraschutzki. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1896.

Kufahl u. Schmied-Kowarzik. — Duellbuch. Geschichte des Zweikampfs nebst einem Anhang enthaltend Duellregeln und Paukcomment. Von Hans Kufahl und

Zur Schmied-Kowarzik. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1896.

Kühn. — Das Getreidemonopol als soziale Maßregel. Von Emil Kühn. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896.

Kuno. — Thomas Münzer. Ein Drama aus dem Bauernkriege in fünf Aufzügen von W. Kuno. Bonn, P. Hanstein. 1896.

Kunstdenkmäler, die, des Grossherzogthums Baden. Band IV. Erste Abtheilung. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1896.

Lazarus. — Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M. Lazarus. Dritte Auflage. Dritter Band. Berlin, Ferd. Dümmler. 1897.

Lebrun, des Generals, Militärische Erinnerungen. 1866—1870. Uebersetzt von C. von Busse. Zweite Auflage. Leipzig, Zuckschwerdt & Co. 1896.

Leiningen-Westerburg. — Dichtungen von Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg, geb. von Spruner. Kassel, Th. G. Fisher & Co. 1897.

Lill von Lilienbach. — Massimo d'Azeglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. Der im Jahre 1898 bevorstehenden Centenarfeier seines Geburtstages gewidmet von Alfred Lill von Lilienbach. Graz, Franz Pechel. 1896.

Lonacco. — Contributo alla storia del pessimismo leopardiano e delle sue fonti. Parte prima. Trani, Editore V. Vecchi. 1896.

Lutter. — Frühlingsreif. Eine soziale Tragikomödie in fünf Akten von Gottfried Lutter. Weinheim, Fr. Ackermann. 1896.

Marholm. — Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter. Von Laura Marholm. Berlin, Carl Duncker. 1897.

Marti. — Das Vorspiel des Lebens. Eine Erzählung in Kindergeschichten von Fritz Marti. Berlin, Otto Janke. 1897.

Mauroy. — Dieu et les universaux. Par Victor Mauroy. Paris, Albert Savine. 1896.

Mettig. — Geschichte der Stadt Riga. Von C. Mettig. Bis zur fünften Lieferung. Riga, Jond und Poliewski. 1896.

Mohr. — Roth-Weiß. Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westfalen von Ludwig Mohr. Dritte revidirte Auflage. Kassel, Carl Victor. 1896.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Von Sophus Müller. Fünfte und sechste Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1897.

Napoleons Feldzug in Russland von 1812. Von Faber du Faur. Mit Text von Major von Krüssler. Mit ca. 100 Originalvollbildertafeln und Textillustrationen. Erste Lieferung. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1897.

Nikolaus I. — Die Kaiserin des Balkans. Dramatische Dichtung in drei Akten von Nikolaus I, Fürst von Montenegro. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Stümcke. Berlin, E. Ebering. 1896.

Obrutschew. — Aus China. Reiseerlebnisse, Natur- und Volksbilder. Von W. Obrutschew. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896.

Pannonicus. — Die Truppenführung in der österreichisch-ungarischen Armee. Eine kritische Studie von Pannonicus. Braunschweig, Manert u. Rocco Nachf. 1896.

Pawlitschek. — „Ob ich dich liebe —". Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina von Anna Pawlitschek. Wien, Carl Konegen. 1897.

Platen. — Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Polko. — Verwehte und frische Spuren. Geschichten und Bilder von Elise Polko. Dresden, E. Pierson. 1897.

Rappoport. — Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. Von Dr. Ch. Rappoport. Bern, A. Siebert. 1896.

Reichel. — Gedichte von Eugen Reichel. Dritte, verbesserte und reich vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1896.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Bis zum sechsten Hefte. Kempten, J. Kösel.

Remin. — Die polnische Braut. Roman aus den Tagen von Jena von Ernst Remin. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1897.

Reisé. — Seine Rettungsmedaille und andere heitere Geschichten. Von Alfons de Reisé. Dresden, E. Pierson. 1897.

Richter. — Die Benediktinerabtei Maria Laach. Von Dr. Paul Richter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Richter. — Vergeltung. Roman von Hans Richter. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Rieks. — Chronik Olvenstedt's. Von Dr. J. Rieks. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Ritschl. — Gesammelte Aufsätze von Albrecht Ritschl. Neue Folge. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1896.

Roeder. — Kurfürst Friedrich III. Zwei Dramen: Der Rhein, und Die Krone. Von Friedrich Roeder. Leipzig, Julius Baedeker. 1897.

Rogge. — Kaiser Wilhelm I. Illustrirtes Gedenkbüchlein von D. B. Rogge. Dresden, Gustav Adolf-Verlag. 1897.

Salomon. — Spaziergänge in Süd-Italien. Von Ludwig Salomon. Mit vielen Illustrationen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Samuelson. — The civilisation of our day. By expert writers edited by James Samuelson. London, Sampson Low, Marston and Company. 1896.

Schelling. — Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Herman von Schelling. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1897.

Schiemann. — Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. Erzählt von Th. Schiemann. München, R. Oldenbourg. 1896.

Schollmeyer. — Was muß der Gebildete von der Elektricität wissen? Gemeinverständliche Belehrung über die Kraft der Zukunft von G. Schollmeyer. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Fünfte neubearbeitete Auflage. Berlin-Neuwied, Louis Heuser. 1896.

Schultes. — Das Signum Karl's des Großen. Eine seltsame onolzbacher Geschichte von Carl Schultes. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1897.

Schwartz. — Fünf Vorträge über den griechischen Roman von E. Schwartz. Berlin, Georg Reimer. 1896.

Siecke. — Ueber die Bedeutung der Grimm'schen Märchen für unser Volkstum. Von Dr. Ernst Siecke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Springer. — Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. Vierter Band. Leipzig, E. A. Seemann. 1896.

Streckfuß. — Viel umworben. Historischer Roman von Adolf Streckfuß. Berlin, Oscar Haase.

Sunkel. — Blumen am Wege. Gedichte von Wilhelm Sunkel. Mit 52 Silhouetten von Sophie Mitgau. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann.

Syrutschek. — Dorffrieden und Alpenwildnis. Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. Dresden, E. Pierson. 1897.

Thimme. — Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie von Dr. Adolf Thimme. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896.

Tomaseth. — Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel von Heinz Julius Tomaseth. Wien, Carl Konegen. 1896.

Victor. — Kindergeschichten. Von Paul Victor. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896.

Waldmüller. — Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers von Robert Waldmüller. Dresden, Hellmuth Henkler. 1897.

Wie viele feste Stellen für Regierungsbaumeister müssen in den Etat der Eisenbahnverwaltung für 1897/98 eingestellt werden? Hannover, Gohmann'sche Buchdruckerei.

Wilbrandt. — Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Zahn. — Bergvolk. Drei Novellen von Ernst Zahn. Zürich, Th. Schröter. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.89

Deustsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY